This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07494233 9

NFF
Kuenzel

Drei Bücher

Deutſcher Proſa,

2677

in

Sprach- und Stylproben,

von

Ulphilas bis auf die Gegenwart.

(360 — 1837.)

Herausgegeben

von

Dr. Heinrich Künzel.

Dritter Theil.

Drittes Buch, zweite Abtheilung: Von Jean Paul Friedrich Richter bis Kühne.

Frankfurt am Main. 1838.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

EN

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
2625268
A
THE
R 1947

PROPERTY
OF THE
NEW YORK
COUNTY LIBRARY

Ger (M)

Inhalt des dritten Theils.

Achtzehntes Jahrhundert.

Seite

LXIV. J. P. Friedrich Richter. 1763 — 1825.
1. Aus den Briefen und bevorstehendem Lebenslauf.
Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen 3
2. Aus dem Titan.
Reise durch Neapel über das Meer nach der Insel Ischia . 4
3. Aus dem Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz aus Aue 7
4. Briefe.
a) An Emanuel 14
b) An Elise von der Recke 15

LXV. F. von Gentz. 1764 — 1832.
1. Das östreichische Kriegsmanifest vom 12. August 1813 . . 16
2. Brief an Varnhagen von Ense 28

LXVI. A. W. von Schlegel. 1767.
1. Ueber Shakspeare's Romeo und Julie 29
2. Der Unterschied des Klassischen und Romantischen 38
3. Sophokles 42
4. Die Rechte des Sprachgebrauchs 45

LXVII. W. von Humboldt. 1767 — 1836.
1. Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung . . 47
2. Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung 52
3. Ueber die Kawi-Sprache.
a) Entwicklungsgang der Sprachen 56
b) Der Charakter der Sprachen 57

LXVIII. Ernst Wagner. 1767 — 1812.
Aus den Reisen aus der Fremde in die Heimath.
1. Der Sonntagsmorgen 58
2. Jugenderinnerungen 59

LXXIX. F. E. D. Schleiermacher. 1768 — 1834.
1. Aus den Monologen.
Jugend und Alter. 60
2. Predigt: Daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnung keinen Werth haben 68

LXX. Karl Heinrich Ritter von Lang. 1764 — 1835.
Aus den Reisen nach Hammelburg 79

LXXI. Christoph Friedrich von Ammon. 1766.
Religionsvorträge im Geiste Jesu 82

LXXII. Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern. 1766.
1. Aus den Resultaten der Sittengeschichte.
Demokratie 86
2. Das Schicksal der Kinder in den englischen Fabriken . . . 88

39X677

Seite

LXXIII. Friedrich Bouterweck. 1766 — 1828.
Aus der Geschichte der Poesie und Beredsamkeit 89

LXXIV. Karl Christian Graf zu Benzel-Sternau. 1750.
Aus dem goldenen Kalb 92

LXXV. Friedrich Adolph Krummacher. 1768.
Aus dem Festbüchlein 96

LXXVI. F. Alexander von Humboldt. 1769.
1. Das Kreuz des Südens 97
2. Die südamerikanischen Llanos 99

LXXVII. E. M. Arndt. 1769.
Die Spanier 102

LXXVIII. Johann Daniel Falk. 1770 — 1816.
Aus Paul, eine Handzeichnung in dem Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre für 1799 104

LXXIX. K. L. von Woltmann. 1770 — 1817.
Der Westphälische Friedensschluß zu Münster 108

LXXX. Friedrich Hölderlin. 1770.
Hyperion an Bellarmin 111

LXXXI. Friedrich Wilhelm III., König von Preußen. 1770.
1. Kabinetsordre des Königs an die ostpreußischen Stände vom 1. Januar 1801 113
2. Verordnung des Königs über den Kurialstyl 114
3. Aufruf des Königs an sein Volk. 17. März 1813 114
4. Der König an sein Volk nach Beendigung des Krieges. 1814 114
5. Der König an sein Heer 115
6. Der König an den Staatskanzler, Freiherrn von Hardenberg 115
7. Der König an den Feldmarschall von Blücher 116

LXXXII. G. W. F. Hegel. 1770 — 1831.
1. Die wissenschaftliche Methode 116
2. Ueber Sokrates.
a) Der Charakter des Sokrates 117
b) Die Methode des Sokrates 118

LXXXIII. J. H. D. Zschokke. 1771.
Agnes Bernauer und Albrechts Liebe 120

LXXXIV. Rahel Antonie F. Varnhagen von Ense. 1771 — 1833.
1. An Varnhagen 123
2. Aphorismen 124
3. Kunst 126
4. Börne 127
5. König Ludwigs von Bayern Gedichte 127
6. Prinz Louis von Preußen 128

LXXXV. Erzherzog Karl von Oestreich. 1771.
Oestreichischer Heeresbefehl des Erzherzog's Karl am 6. Aug. 1809 130

LXXXVI. Feldmarschall Karl Fürst v. Schwarzenberg. 1771 — 1820.
Oestreichischer Armeebefehl. 17. August 1813 131

LXXXVII. W. H. Wackenroder. 1772 — 1797.
Wie und auf welche Weise man die Werke der großen Künstler der Erde eigentlich betrachten, und zum Wohl seiner Seele gebrauchen müsse 132

LXXXVIII. Friedrich von Schlegel. 1772 — 1829.
1. Einfluß der Bibel auf die Literatur 135
2. Der Minnegesang 137

Seite

LXXXIX. Fr. von Hardenberg (Novalis). 1772 — 1801.
1. Der Bergbau 140
2. Hymne an die Nacht 142

XC. Heinrich Steffens. 1773.
Norwegische Natur 143

XCI. Ludwig Tiek. 1773.
1. Aus William Lovell.
Die Oberherrschaft des Verstandes 146
2. Aus dem gestiefelten Kater.
Das kritische deutsche Publicum 148
3. Aus dem Aufruhr in den Cevennen.
a) Der feine Beobachter 150
b) Die Wahl des Berufs 153
4. Aus dem Dichterleben.
a) Was geht den wahren Dichter sein sogenanntes Vaterland an? 154
b) Ueber die Huldigung der Schönheit 156
5. Aus des Dichters Tod.
Camoens und sein Neger 159
6. Aus den dramaturgischen Blättern.
a) Ueber das englische Theater 161
b) Die Aufführung der Emilia Galotti auf dem Burgtheater zu Wien 164
c) Mlle. George 166

XCII. J. H. B. Dräseke. 1774.
Predigt: Vom Weltgericht 171

XCIII. Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall. 1774.
Aus der Geschichte des Osmanischen Reiches 182

XCIV. F. W. J. von Schelling. 1775.
1. Ueber das Studium der Historie 185
2. Aus der Rede: Ueber das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur 189

XCV. Karl von Rotteck. 1775.
Aus der Geschichte des badischen Landtages von 1831 193

XCVI. E. Th. W. A. Hoffmann. 1776 — 1822.
Abentheuer des Kater Murr: Ein Katzenjammer und ein Duell 201

XCVII. Joseph Görres. 1776.
Die teutschen Volksbücher 208

XCVIII. Louise, Königin von Preußen. 1776 — 1810.
Schreiben der Königin an ihren Vater 218

XCIX. Johann Friedrich Herbart. 1776.
Aus der Psychologie als Wissenschaft 220

C. H. von Kleist. 1776 — 1811.
Aus der Erzählung: Michael Kohlhas. Ein Verhör 223

CI. Friedrich Christoph Schlosser. 1776.
Die Jansenisten: Arnauld d'Andilly und Pascal 226

CII. Friedrich de la Motte Fouqué. 1777.
Aus dem Märchen Undine: Auf welche Weise Undine zu dem Fischer gekommen war 219

CIII. F. Wilken. 1777.
Entstehung der Kreuzzüge 232

Seite

CIV. L. G. Niebuhr. 1777 — 1831.
Ueber römische Geschichte 237

CV. Clemens Brentano. 1777.
1. Scene aus dem Lustspiel: „Ponce de Leon.“ 246
2. Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl . . . 250

CVI. Ph. J. von Rehfues. 1779.
Der Gottesdienst der Waldenser 272

CVII. H. Luden. 1780.
Die Hunnenschlacht im Jahr 450 276

CVIII. Gotthilf Heinrich Schubert. 1760.
Aus den Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft . . 279

CIX. L. Ach. von Arnim. 1781 — 1832.
Die Bestattung des Zigeunerherzogs Michael 282

CX. Bettina Ach. von Arnim, geb. Brentano.
1. Göthe's Mutter an Bettina 286
2. Antwort Bettinens 287
3. Göthe's Mutter an Bettina 288
4. Antwort 288
5. Bettina an Göthe 289
6. Bettina an Göthe 290
7. Göthe's Antwort 292
8. Ueber Kunst 292
9. Ueber Beethoven.
a) Bettina an Göthe 293
b) Göthe an Bettina 297

CXI. Ad. von Chamisso. 1781.
Aus dem Peter Schlemihl.
Schlemihl verkauft seinen Schatten 298

CXII. Friedr. von Raumer. 1781.
1. Die Legende von der heiligen Lanze zu Antiochien 302
2. Der Abfall Heinrichs des Löwen von Friedrich Barbarossa . 304
3. Kaiser Friedrich I. straft Heinrich den Löwen 309

CXIII. Maximilian Alex. Philipp Prinz zu Wied-Neuwied. 1782.
Sitten der Botocuden 313

CXIV. Leop. Schefer. 1784.
Aus der Novelle die Osternacht.
1. Die Ueberschwemmung 316
2. Das erfrorne Kind 320

CXV. C. Fr. von Rumohr. 1785.
Jugend- und Erziehungsgeschichte eines chinesischen Malers . . 325

CXVI. Jakob Grimm. 1785.
1. Die Nachtheile des grammatischen Unterrichts in Schulen . 333
2. Die verschiedenen Arten grammatischer Behandlung . . . 335
3. Die Sprachreiniger 338
4. Einige Hauptsätze aus der Geschichte der deutschen Sprache . 339

CXVII. K. A. Varnhagen von Ense. 1785.
1. Die Schlacht bei Waterloo 341
2. Friedrich von Gentz 351
3. Charakterschilderung Rahels 362

Seite

CXVIII. H. Fürst von Pückler-Muskau. 1785.
Aus den Briefen eines Verstorbenen.
1. Der Gentleman 363
2. Kunst bequem zu reisen 364
3. Besuch bei Göthe 365
4. Das Wettrennen von Newmarket 368

CXIX. König Ludwig von Bayern. 1786.
Rede des Königs bei Eröffnung der bayrischen Ständekammer am 8. März 1834 371

CXX. J. Voigt. 1786.
Marienburg als Meisterfitz des deutschen Ordens 371

CXXI. L. Börne. 1786 — 1837.
1. Ueber den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama . 373
2. Bemerkungen über Sprache und Styl 377
3. Die Kunst, in drei Tagen ein Originalschriftsteller zu werden 380
4. Denkrede auf Jean Paul 382
5. Talma 387

CXXII. L. Uhland. 1787.
Ueber nordische Mythologie 388

CXXIII. Johann Valentin Adrian. 1793.
Aus den Skizzen aus England.
Ein Nachmittag zu Norwood 393

CXXIV. K. Ph. Fr. von Martius. 1794.
1. Einfahrt in den Hafen von Rio de Janeiro 400
2. Schilderung eines Tags unter dem Aequator 401

CXXV. Leop. Ranke. 1795.
1. Ueber historische Darstellung 405
2. Karl V. 406

CXXVI. Carl Spindler. 1795.
Der Sabbath 410

CXXVII. Karl Immermann. 1796.
Bekehrungsgeschichte eines Arztes 415

CXXVIII. W. Menzel. 1798.
Nationalität 417

CXXIX. E. Gans. 1798.
Der Salon der Madame Recamier 423

CXXX. H. Leo. 1799.
Ueber die künstlerische Natur des Italieners 430

CXXXI. A. Lewald.
Ludlamshöhle. Erinnerungen aus Wien 434

CXXXII. H. Heine. 1799.
1. Aus den Reisebildern.
a) Die Wandrung auf den Brocken 443
b) Der Brocken 445
2. Aus den Nachträgen zu den Reisebildern.
Lord Brougham 446
3. Aus der romantischen Schule.
Clemens Brentano und L. Achim von Arnim 451

Neunzehntes Jahrhundert.

Seite

CXXXIII. Paul Pfizer. 1801.
Aus dem Briefwechsel zweier Deutschen 459

CXXXIV. Ch. Grabbe. 1801 — 1836.
1. Aus der Tragödie: Hannibal.
a) Hannibals Abschied aus Italien 461
b) Hannibals Tod 462
2. Aus der Hermannsschlacht.
a) Varus Besuch bei Thusnelda 463
b) Herrmanns Abfall von den Römern 465

CXXXV. Ludolf Wienbarg. 1802.
Aus der Schrift: „Zur neuesten Literatur."
Göthe und die Weltliteratur 469

CXXXVI. Karl Rosenkranz. 1805.
1. Don Quixote 474
2. Natur- und Kunst-Poesie 476

CXXXVII. H. Laube. 1806.
Aus den modernen Charakteristiken.
Der Styl 478

CXXXVIII. Th. Mundt. 1808.
Aus der Kunst der deutschen Prosa.
1. Poesie und Prosa 485
2. Allgemeiner Charakter der deutschen Prosa 487

CXXXIX. E. Duller. 1809.
1. Aus dem Antichrist.
Seelenwanderung 493
2. Aus Loyola.
Xaver's Tod 497

CXL. K. Gutzkow. 1811.
1. Der Styl Göthe's 501
2. Die Bedeutung Göthe's für die deutsche Literatur 505
3. Die Napoleoniden 506

CXLI. Gustav Bacherer. 1813.
Aus den „Charakteren und Umrissen aus der würtembergischen Abgeordnetenkammer."
Paul Pfizer 517

CXLII. Theodor Melas.
Aus Erwin von Steinbach.
Ueber christliche Baukunst 521

CXLIII. Dr. Mises.
Aus: „Schutzmittel für die Cholera."
Uebervölkerung 528

CXLIV. Aug. Freiherr von Sternberg.
Lessing und Gellert 531

CXLV. F. G. Kühne.
1. Aus der Novelle: „Eine Quarantaine im Irrenhause."
Das Geständniß 537
2. Aus der Zeitung für die elegante Welt.
Deutsche Lyrik. Anastasius Grün und Carl Beck 538

Anmerkungen 543

Drittes Buch der deutschen Prosa.

Von Lessing bis auf die Gegenwart.

1740 — 1837.

Zweite Abtheilung.

Von Jean Paul Friedrich Richter bis auf die Gegenwart.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
262526B
ASTOR, LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS
R 1912

PROPERTY
OF THE
NEW YORK
SOCIETY LIBRARY

Ger (M)

Inhalt des dritten Theils.

Achtzehntes Jahrhundert.

Seite

LXIV. J. P. Friedrich Richter. 1763 — 1825.
1. Aus den Briefen und bevorstehendem Lebenslauf.
Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen 3
2. Aus dem Titan.
Reise durch Neapel über das Meer nach der Insel Ischia . 4
3. Aus dem Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz aus Aue 7
4. Briefe.
a) An Emanuel 14
b) An Elise von der Recke 15

LXV. F. von Gentz. 1764 — 1832.
1. Das östreichische Kriegsmanifest vom 12. August 1813 . . 16
2. Brief an Varnhagen von Ense 28

LXVI. A. W. von Schlegel. 1767.
1. Ueber Shakspeare's Romeo und Julie 29
2. Der Unterschied des Klassischen und Romantischen 38
3. Sophokles 42
4. Die Rechte des Sprachgebrauchs 45

LXVII. W. von Humboldt. 1767 — 1836.
1. Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung . . 47
2. Ueber das Entstehen der grammatischen Formen und ihren Einfluß auf die Ideenentwicklung 52
3. Ueber die Kawi-Sprache.
a) Entwicklungsgang der Sprachen 56
b) Der Charakter der Sprachen 57

LXVIII. Ernst Wagner. 1767 — 1812.
Aus den Reisen aus der Fremde in die Heimath.
1. Der Sonntagsmorgen 58
2. Jugenderinnerungen 59

LXXIX. F. E. D. Schleiermacher. 1768 — 1834.
1. Aus den Monologen.
Jugend und Alter. 60
2. Predigt: Daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnung keinen Werth haben 68

LXX. Karl Heinrich Ritter von Lang. 1764 — 1835.
Aus den Reisen nach Hammelburg 79

LXXI. Christoph Friedrich von Ammon. 1766.
Religionsvorträge im Geiste Jesu 82

LXXII. Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern. 1766.
1. Aus den Resultaten der Sittengeschichte.
Demokratie 86
2. Das Schicksal der Kinder in den englischen Fabriken . . . 88

39X677

auf, und eine im leeren Todtenhause zurückgebliebene Larve nahm allmählich seine Züge an.

Mitten in dem Krampf floß plötzlich die Musik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengesang. Er wurde sanfter bewegt. — Er schauete um den Horizont herum und über die weite Erde, und er dachte an seine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und besser als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und gesegnete Menschen waren, und er sagte: „O, ich könnte auch, wie ihr, diese erste Nacht mit trocknen Augen verschlummern, wenn ich gewollt hätte — ach ich könnte glücklich sein, ihr theuern Eltern, wenn ich euere Neujahrwünsche und Lehren erfüllet hätte."

Im fieberhaften Erinnern an seine Jünglingzeit kam es ihm vor, als richte sich die Larve mit seinen Zügen im Todtenhause auf — endlich wurde sie durch den Aberglauben, der in der Neujahrnacht Geister und Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jüngling.

Er konnt' es nicht mehr sehen — er verhüllte das Auge; tausend heiße Thränen strömten versiegend in den Schnee; — er seufzte nur noch leise, trostlos und sinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!" ....

Und sie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrnacht so fürchterlich geträumt; — er war noch ein Jüngling; nur seine Verirrungen waren kein Traum gewesen. Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den schmutzigen Gängen des Lasters umkehren, und sich auf die Sonnenbahn zurück begeben konnte, die ins reiche Land der Erndte leitet!

Kehre mit ihm, junger Leser, um, wenn du auf seinem Irrwege stehest! Dieser schreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einst jammervoll rufen würdest: Komme wieder, schöne Jugend, — so würde sie nicht wiederkommen! —

2. Aus dem Titan.

(1800 — 1803.)

Reise durch Neapel über das Meer nach der Insel Ischia.

(Theil IV. S. 113)

Eine helle Nacht ohne Gleichen! die Sterne allein erhellten schon die Erde und die Milchstraße war silbern. Eine einzige mit Weinblüthen durchflochtene Allee führte der Prachtstadt zu. Ueberall hörte man Menschen, bald nahes Reden, bald fernes Singen. Aus schwarzen Kastanienwäldern auf mondhellen Hügeln riefen die Nachtigallen einander zu. Ein armes schlafendes Mädchen, das wir mitgenommen, hörte das Tönen bis in den Traum hinab und sang nach und blickte, wenn es sich damit geweckt, verwirrt und süßlächelnd umher, mit dem ganzen Ton und Traum noch in der Brust. Singend rollte auf einem dünnen leichten Wagen mit zwei Rädern, ein Fuhrmann auf der Deichsel stehend lustig vorüber. — Weiber trugen in der Kühle schon große

Körbe voll Blumen nach der Stadt; — in den Fernen neben uns dufteten ganze Paradiese aus Blumenkelchen; und das Herz und die Brust sogen zugleich den Liebestrank der süßen Luft. — Der Mond war hell wie eine Sonne, an den hohen Himmel heraufgezogen und der Horizont wurde von Sternen vergoldet — und am ganzen wolkenlosen Himmel stand die düstere Wolkensäule des Vesuvs in Osten allein. —

Tief in der Nacht nach zwei Uhr rollten wir in und durch die lange Prachtstadt, worin noch der lebendige Tag fortblühte. Heitere Menschen füllten die Straßen — die Balkons warfen sich Gesänge zu — auf den Dächern blühten Blumen und Bäume zwischen Lampen und die Horen-Glöckchen vermehrten den Tag und der Mond schien zu wärmen. Nur zuweilen schlief ein Mensch zwischen den Säulengängen gleichsam an seinem Mittagsschlafe. — Dian, aller Verhältnisse kundig, ließ an einem Hause auf der Süd- und Meerseite halten, und ging tief in die Stadt, um durch alte Bekannte die Abfahrt nach der Insel zu berichtigen, damit man gerade bei Sonnenaufgang aus dem Meere herüber die herrliche Stadt mit ihrem Golf und ihren langen Küsten am reichsten auffassete. Die Ischianerinn wickelte sich in ihren blauen Schleier gegen Mücken und entschlief am schwarzsandigen Ufer.

Ich ging allein auf und ab, für mich gab's keine Nacht und kein Haus. Das Meer schlief, die Erde schien wach. Ich sah in dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo zu) an dieser göttlichen Gränzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirg von Palläften hinauf bis wo das hohe Sant Elmo Schloß weiß aus dem grünen Strauße blickt. Mit zwey Armen umfasset die Erde das schöne Meer, auf ihrem rechten, auf dem Posilippo trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen und auf dem linken hielt sie Städte und umspannte seine Wagen und seine Schiffe und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphinx lag dunkel das zackige Kapri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt rauchte im Aether der Vulkan und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen.

Jetzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilippo hinab, die Stadt verfinsterte sich, das Getöse der Nacht verklang, Fischer stiegen aus; löschten ihre Fackeln und legten sich ans Ufer, die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der Sorrentinischen Küste trieb die stillen Wellen auf — heller schimmerte Sorrentos Sichel vom Monde zurück und vom Morgen zugleich wie silberne Fluren — Vesuv's Rauchsäule wurde abgeweht und vom Feuerberg zog sich eine lange reine Morgenröthe über die Küste hinauf wie über eine fremde Welt.

O es war der dämmernde Morgen, voll von jugendlichen Ahnungen! Spricht nicht die Landschaft, der Berg, die Küste gleich einem Echo desto mehr Sylben zur Seele, je ferner sie sind? — Wie jung fühlt' ich die Welt und mich und der ganze Morgen meines Lebens war in diesen gedrängt!

Mein Freund kam — alles war berichtigt — die Schiffer angekommen — Agata wurde zur Freude geweckt — und wir stiegen ein, als die Morgenröthe die Gebürge entzündete, und aufgebläht von Morgenlüften flog das Schiffchen ins Meer hinaus.

Ehe wir noch um das Vorgebürg des Posilippo herumschifften, warf der Krater des Vesuvs den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel und Meer und Erde entbrannten. Neapels halber Erdgürtel mit morgenrothen Palläften, sein Marktplatz von flatternden Schiffen, das Gewimmel seiner Landhäuser an den Bergen und am Ufer hinauf und sein grünender Thron von St. Elmo, standen stolz zwischen zwei Bergen, vor dem Meere.

Da wir um den Posilippo kamen, stand Ischia's Epomeo wie ein Riese des Meers in der Ferne, mit einem Wald umgürtet und mit kahlem weißen Haupt. Allmählig erschienen auf der unermeßlichen Ebene die Inseln nacheinander wie zerstreute Dörfer und wild drangen und wateten die Vorgebürge in das Meer. Jetzt that sich gewaltiger und lebendiger als das vertrocknete vereinzelte starre Land, das Wasser reich auf, dessen Kräfte alle, von den Strömen und Wellen an bis zum Tropfen, zusammengreifen und sich zugleich bewegen. — Allmächtiges und doch sanftes Element! Grimmig schießest du auf die Länder und verschlingst sie und mit deinen aushölenden Polypenarmen liegst du an der ganzen Kugel. Aber du bändigst die wilden Ströme und zerschmilzest sie zu Wellen, sanft spielest du mit deinen kleinen Kindern, den Inseln, und spielest an der Hand, die aus der leichten Gondel hängt, und schickst deine kleinen Wellen, die vor uns spielen, dann uns tragen, und dann hinter uns spielen.

Als wir vor dem kleinen Misita vorbeikamen, wo einst Brutus und Kato nach Zäsars Tod Schutzwehr suchten — als wir vor dem zauberischen Bajä und dem Zauberschlosse, wo einst drei Römer die Theilung der Welt beschlossen, und vor dem ganzen Vorgebürge vorübergiengen, wo die Landhäuser der großen Römer standen, und als wir nach dem Berge von Cuma hinabsahen, hinter welchem Szipio Afrikanus in seinem Linternum lebte und starb: so ergriff mich das hohe Leben der alten Großen und ich sagte zu meinem Freunde: „Welche Menschen waren das. Kaum erfahren wir es gelegentlich im Plinius oder Zizero, daß einer von ihnen dort ein Landhaus hat, oder daß es ein schönes Neapel giebt, — mitten aus dem Freudenmeer der Natur wachsen und tragen ihre Lorbeer so gut wie aus dem Eismeere Deutschlands und Englands, oder aus Arabiens Sand — in Wüsten und in Paradiesen schlugen ihre starken Herzen gleich fort und für diese Weltseelen gab es keine Wohnung, außer die Welt. Nur bei solchen Seelen sind Empfindungen fast mehr werth als Thaten, ein Römer konnte hier groß vor Freude weinen! Dian, sage, was kann der neuere Mensch dafür, daß er so spät lebt hinter ihren Ruinen? —

Jugend und Ruinen, einstürzende Vergangenheit und ewige Lebensfülle bedeckten das misenische Gestade und die ganze unabsehliche Küste — an die zerbrochenen Aschenkrüge todter Götter, an die zerstückten Tempel

Merkurs, Dianens, spielte die fröhliche leichte Welle und die ewige Sonne — alte einsame Brückenpfeiler im Meer, einsame Tempelsäulen und Bogen sprachen im üppigen Lebensglanze das ernste Wort — die alten heiligen Namen der elyseischen Felder, des Avernus, des todten Meers wohnten noch auf der Küste — Felsen- und Tempeltrümmer lagen untereinander auf der bunten Lava — alles blühte und lebte, das Mädchen und die Schiffer sangen — die Berge und die Inseln standen groß im jungen feurigen Tage — Delphine zogen spielend neben uns — singende Lerchen wirbelten sich im Aether über ihre engen Inseln heraus — und aus allen Enden des Horizonts kamen Schiffe herauf und flogen pfeilschnell dahin. Es war die göttliche Ueberfülle und Vermischung der Welt vor mir, brausende Saiten des Lebens waren über den Saitensteg des Vesuvs und Posilipp's herüber bis an den Epomeo gespannt.

Plötzlich donnerte es Einmal durch den blauen Himmel über das Meer her. Das Mädchen fragte mich: „warum werdet ihr bleich? es ist nur der Vesuv." Da war ein Gott mir nahe, ja Himmel, Erde und Meer traten als drei Gottheiten vor mich — von einem göttlichen Morgensturm wurde das Traumbuch des Lebens rauschend aufgeblättert und überall las ich unsere Träume und ihre Auslegungen. —

Nach einiger Zeit kamen wir an ein langes den Norden verschlingendes Land, gleichsam der Fuß eines einzigen Bergs, es war schon das holde Ischia. — — —

3. Aus dem Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Aue.

Eine Art Idylle.

(Aus der unsichtbaren Loge. Eine Lebensbeschreibung von Jean Paul, 3 Theile. Dritter Theil. S. 123.)

Wie war dein Leben und Sterben so sanft und meerstille, du vergnügtes Schulmeisterlein Wuz! Der stille laue Himmel eines Nachsommers ging nicht mit Gewölk, sondern mit Duft um dein Leben; deine Epochen waren das Schwanken und dein Sterben war das Umlegen einer Lilie, deren Blätteraufstehende Blumen auseinander flattern — und schon außer dem Grabe schliefest du sanft.

Jetzt aber, meine Freunde, müssen vor allen Dingen die Stühle um den Ofen, der Schenktisch mit dem Trinkwasser an unsre Knie gerückt und die Vorhänge zugezogen und die Schlafmützen aufgesetzt werden und an die grand mondo über der Gasse drüben und an's palais royal muß keiner von uns denken, blos weil ich die ruhige Geschichte des vergnügten Schulmeisterleins erzähle — und du, mein lieber Christian, der du eine einathmende Brust für die einzigen dephlogistisirten und stärkenden Freuden des Lebens, für die häuslichen hast, setze dich auf den Arm des Stuhls, aus dem ich heraus erzähle und lehne dich zuweilen ein wenig an mich! du machst mich gar nicht irre.

Seit der Schwedenzeit waren die Wuze Schulmeister in Auenthal und ich glaube nicht, daß Einer vom Pfarrer oder von seiner Gemeinde verklagt wurde. Allemal acht oder neun Jahre nach der Hochzeit versahen Wuz und Sohn das Amt mit Verstand — unser Maria Wuz docirte unter seinem Vater schon in der Woche das A b c, in der er das Buchstabiren erlernte, das nichts taugt. Der Charakter unsers Wuz hatte wie der Unterricht anderer Schulleute etwas Spielendes und Kindisches, aber nicht im Kummer, sondern in der Freude.

Schon in der Kindheit war er ein wenig kindisch. Denn es giebt zweierlei Kinderspiele, kindische und ernsthafte — die ernsthaften sind Nachahmungen der Erwachsenen, das Kaufmanns-Soldatens-Handwerkers-Spielen — die kindischen sind Nachäffungen der Thiere. Wuz war beim Spielen nie etwas anders, als ein Haase, eine Turteltaube oder das Junge derselben, ein Bär, ein Pferd, oder gar der Wagen daran. Glaubt mir! ein Seraph findet auch in unsern Kollegien und Hörsälen keine Geschäfte, sondern nur Spiele und, wenn er's hoch treibt, jene zweierlei Spiele.

Indeß hatt' er auch, wie alle Philosophen, seine ernsthaftesten Geschäfte und Stunden. Setzte er nicht schon längst — ehe die brandenburgischen erwachsenen Geistlichen nur fünf Fäden vom bunten Ueberzug umthaten — sich dadurch über große Vorurtheile weg, daß er eine blaue Schürze, die seltner der geistliche Ornat, als der in ein Amt tragende Dr. Faust's Mantel guter Kandidaten ist, Vormittags über sich warf und in diesem kouleurten Meßgewand der Magd seines Vaters die vielen Sünden vorhielt, die sie um Himmel und Hölle bringen konnten? — ja er griff seinen eigenen Vater an, aber Nachmittags: denn wenn er diesem K o b e r s Kabinetsprediger vorlas, war's seine innige Freude, dann und wann zwei, drei Worte oder gar Zeilen aus eigenen Ideen einzuschalten und diese Interpolation mit weg zu lesen, als spräche H. Kober selbst mit seinem Vater. Ich denke, ich werfe durch diese Personalie vieles Licht auf ihn und ein Spaß, den er später auf der Kanzel trieb, da er auch Nachmittags den Kirchengängern die Postille an Pfarrers Statt vorlas, aber mit so viel hineingespielten eignen Verlagsartikeln und Fabrikaten, daß er dem Teufel Schaden that und dessen Diener rührte. „Justel, sagt' er nachher um 4 Uhr zu seiner Frau, was weißt du unten in deinem Stuhl, wie prächtig es einem oben ist, zumal unter dem Kanzelliede."

Wir können's leicht bei seinen älteren Jahren erfragen, wie er in seinen Flegeljahren war. Im December von jenen ließ er allemal das Licht eine Stunde später bringen, weil er in dieser Stunde seine Kindheit — jeden Tag nahm er einen andern Tag — rekapitulirte. Indem der Wind seine Fenster mit Schneevorhängen verfinsterte und indem ihn aus den Ofenfugen das Feuer anblinkte: so drückte er die Augen zu und ließ auf die gefrornen Wiesen den längst vermoderten Frühling niederthauen; da bauete er sich mit der Schwester in den Heuschober ein und fuhr auf dem architektonisch gewölbten Heu-Gebirge des Wagens heim und rieth droben mit geschlossenen Augen, wo sie wohl nun fahren.

In der Abendkühle, unter dem Schwalben-Scharmuziren über sich, schoß er, froh über die untere Entkleidung und das Deshabillé der Beine, als schreiende Schwalbe herum und mauerte sich für sein Junges — ein hölzerner Weihnachtshahn mit angepichten Federn war's — eine Koth-Rotunda mit einem Schnabel von Holz und trug hernach Bettstroh und Bettfedern zum Nest. Für eine andere palingenestrende Abendstunde wurde ein prächtiger Trinitatis (ich wollt' es gäbe 365 Trinitatis) aufgehoben, wo er am Morgen im tönenden Lenz um ihn und in ihm, mit läutendem Schlüsselbund und durch's Dorf in den Garten stolzirte, sich im Thau abkühlte und das glühende Gesicht durch die tropfende Johannisbeerstaude drängte, sich mit dem hochstämmigen Grase maß und mit zwei schwachen Fingern die Rosen für den H. Senior und sein Kanzelpult abdrehte. An eben diesem Trinitatis — das war die zweite Schüssel an dem nämlichen December-Abend quetschte er, mit dem Sonnenschein auf dem Rücken, den Orgeltasten den Choral: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" ein oder ab (mehr kann er noch nicht) und streckte die kurzen Beine mit vergeblichen Approchen zur Parterre-Tastatur hinunter und der Vater riß für ihn die richtigen Register heraus. — Er würde die ungleichartigsten Dinge zusammenschütten, wenn er sich in den gedachten zwei Abendstunden erinnerte, was er im Kindheits-December vornahm; aber er war so klug, daß er sich erst in einer dritten darauf besann, wie er sonst Abend's sich auf's Zuketten der Fensterläden freuete, weil er nun ganz gesichert vor allem in der lichten Stube huckte, ob er sich gleich vor der äußern Perspektive des die Stube abspiegelnden Fensters in Acht nahm; wie er und seine Geschwister die abendliche Kocherei der Mutter ausspionirten, unterstützten und unterbrachen, und wie sie mit zugedrückten Augen und zwischen den Brustwehr-Schenkeln des Vaters auf das Blenden des kommenden Lichts sich spitzten und wie sie, in dem aus dem unabsehlichen Gewölbe des Universums herausgeschnittenen oder hineingebauten Kloset ihrer Stube so beschirmet waren, so satt, so wohl ..... Und alle Jahre, so oft er diese Retourfuhre seiner Kindheit und des Wolfsmonats darin, veranstaltete, vergaß und erstaunt' er — sobald das Licht angezündet wurde — daß in der Stube, die er sich wie ein Loretto-Häuschen aus dem Kindheits-Kanaan herüberholte, er ja gerade jetzt säße. — So beschreibt er wenigstens selber diese Erinnerungs-hohen Opern in seinen Rousseauischen Spaziergängen, die ich da vor mich lege, um nicht zu lügen .....

Allein ich schnüre mir den Fuß mit lauter Wurzelgeflecht und Dickigt ein, wenn ich's nicht dadurch wegreiße, daß ich einen gewissen äußerst wichtigen Umstand aus seinem männlichen Alter herausschneide und sogleich jetzt aufsetze; nachher aber soll ordentlich a priori angefangen und mit dem Schulmeisterlein langsam in den drei aufsteigenden Zeichen der Altersstufen hinauf und auf der andern Seite in den drei niedersteigenden wieder hinabgegangen werden — bis Wuz am Fuße der tiefsten Stufe vor uns in's Grab fällt. — — —

Den dritten und vielleicht durchdachtesten Paragraphen seiner

Kunst fröhlich zu sein, arbeitete er erst aus, da er Sekundaner ward:

er wurde verliebt. —

Eine solche Ausarbeitung wäre meine Sache ..... Aber da ich hier zum erstenmale in meinem Leben mich mit meiner Reiskohle an das Blumenstück gemalter Liebe mache; so muß auf der Stelle abgebrochen werden, damit fortgerissen werde Morgen um 6 Uhr mit weniger niedergebranntem Feuer. —

Wenn Venedig, Rom und Wien und die ganze Luststädtebank sich zusammenthäten und mich mit einem solchen Karnaval beschenken wollten, das dem beikäme, welches mitten in der schwarzen Kantorsstube war, wo wir Kinder von 8 bis 11 Uhr forttanzten (so lange währte unsre Faschingszeit, in der wir den Appetit zur Fastnachts-Hirse versprangen): so machten sich jene Residenzstädte zwar an etwas Unmögliches und Lächerliches — aber doch an nichts so Unmögliches, als wenn sie dem Alumnus Wuz den Fastnachtmorgen mit seinen Karnavalslustbarkeiten wiedergeben wollten, da er als unterer Sekundaner auf Besuch, in der Tanz- und Schulstube seines Vaters am Morgen gegen 10 Uhr ordentlich verliebt wurde. Eine solche Faschingslustbarkeit — trautes Schulmeisterlein, wo denkst du hin? — Aber er dachte an nichts hin, als zur Justina, die ich selten oder niemals wie die Auenthaler Justel nennen werde. Da der Alumnus unter dem Tanzen (wenige Gymnasiasten hätten mitgetanzt, aber Wuz war nie stolz und immer eitel) den Augenblick weghatte, was — ihn nicht einmal eingerechnet — an der Justel wäre, daß sie ein hübsches gelenkiges Ding und schon im Briefschreiben und in der Regel de Tri, in Brüchen und die Pathin der Frau Seniorin und in einem Alter von fünfzehn Jahren und nur als eine Gasttänzerin in der Stube wäre; so that der Gast-Tänzer seines Orts was in solchen Fällen zu thun ist, er wurde, wie gesagt, verliebt — schon beim ersten Schleifer flogs wie Fieberhitze an ihn — unter dem Rangiren zum zweiten, wo er stillstehend die Inlage seiner rechten Hand bedachte und befühlte, stieg's unverhältnißmäßig — er tanzte sich augenscheinlich in die Liebe und in ihre Garne hinein — als sie noch dazu die rothen Haubenbänder auseinander fallen und sie ungemein nachlässig um den nackten Hals zurückflattern ließ; so vernahm er die Baßgeige nicht mehr — und als sie endlich gar mit einem rothen Schnupftuch sich Kühlung vorwedelte und es hinter und vor ihm fliegen ließ: so war ihm nimmer zu helfen, und hätten die vier großen und die zwölf kleinen Propheten zum Fenster hineingepredigt. Denn einem Schnupftuch in einer weiblichen Hand erlag er stets auf der Stelle ohne weitere Gegenwehr, wie der Löwe dem gedrehten Wagenrade und der Elephant der Maus. Dorfkoketten machen sich aus dem Schnupftuch die nämliche Feldschlange und Kriegsmaschine, die sich die Stadtkoketten aus dem Fächer machen; aber die Wellen eines Tuchs sind gefälliger als das knackende Truthahns Radschlagen der bunten Streitkolbe des Fächers.

Auf alle Fälle kann unser Wuz sich damit entschuldigen, daß seines

Wissens die Oerter öffentlicher Freude das Herz für alle Empfindungen, die viel Platz bedürfen, für Aufopferung, für Muth und auch für Liebe weiter machen; — freilich in den engen Amts- und Arbeitsstuben, auf Rathhäusern, in geheimen Kabinetten liegen unsre Herzen wie auf eben so vielen Welkböden, Darröfen und runzeln ein.

Wuz trug seinen mit dem Gas der Liebe aufgefüllten und emporgetriebenen Herzballon freudig in's Alumneum zurück, ohne jemand eine Sylbe zu melden, am wenigsten der Schnupftuchfahnenjunkerin — nicht aus Scheu, sondern weil er nie mehr begehrte, als die Gegenwart, er war nur froh, daß er selbst verliebt war und dachte an weiter nichts .....

Warum ließ der Himmel gerade in die Jugend das Lustrum der Liebe fallen? Vielleicht weil man gerade da in Alumneen, Schreibstuben und andern Gifthütten keucht; da steigt die Liebe wie aufblühendes Gesträuch an den Fenstern jener Marterkammern empor, und zeigt in schwankenden Schatten den großen Frühling von außen. Denn er und ich mein Herr Präfectus und auch Sie, verdiente Schuldiener des Alumneums, wir wollen miteinander wetten, Sie sollen über den vergnügten Wuz ein Härenhemd ziehen (im Grunde hat er eins an) — Sie sollen ihn Irions Rad und Sysiphus Stein der Weisen und den Laufwagen Ihres Kindes bewegen lassen — Sie sollen ihn halb todt hungern oder prügeln lassen — Sie sollen einer so elenden Wette wegen (welches ich Ihnen nicht zugetrauet hätte), gegen ihn ganz des Teufels sein: Wuz bleibt doch Wuz und praktizirt sich immer sein Bischen verliebter Freude in's Herz, vollends in den Hundstagen! — — —

Endlich lag der himmelblaue Rock — die Livreefarbe der Müller und Schulmeister — mit geschwärzten Knopflöchern und die plättende Hand seiner Mutter, die alle Brüche hob, am Leibe des Schulmeisterleins und es darf nur Hut und Gesangbuch nehmen. Und jetzt — ich weiß auch, was Pracht ist, fürstliche bei fürstlichen Vermählungen, das Kanoniren, Illuminiren, Exerziren und Frisiren dabei; aber nur mit der Wuzischen Vermählung muß man dergleichen nie zusammenstellen: sehet doch dem Mann hintennach, der den Sonnen- und Himmelsweg zu seiner Braut jetzt geht, und auf den andern Weg drüben nach dem Alumneum schaut und denkt: „wer hätt's vor vier Jahren gedacht;" ich sage, sehet ihm nach; thut es nicht auch die Auenthaler Pfarrmagd, ob sie gleich Wasser trägt, und hängt einen solchen prächtigen vollen Anzug bis auf jede Franze in ihren Gehirn- und Kleiderkammern auf? Hat er nicht eine gepuderte Nasen- und Schuhspitze? Sind nicht die rothen Thorflügel seines Schwiegervaters aufgedreht und schreitet er nicht durch diese ein, indeß die von der Haarkräuslerin abgefertigte Verlobte durch das Hofthürchen schleicht? Und stoßen sie nicht so meublirt und überpudert auf einander, daß sie das Herz nicht haben, sich guten Morgen zu bieten? Denn haben beide in ihrem Leben etwas Prächtigers und Vornehmeres gesehen, als sich einander heute? Ist in dieser verzeihlichen Verlegenheit nicht der lange Spahn ein Glück, den der kleine Bruder zugeschnitzt und den er der Schwester hinreckt, damit sie darum wie um einen Weinpfahl die Blumenstaude und Geruchsquaste

für des Kantors Knopfloch winde und gürte? Werden neidsüchtige Damen meine Freunde bleiben, wenn ich meinen Pinsel eintunke und ihnen damit vorkolorirte die Parüre der Braut, das zitternde Gold statt der Zitternadel im Haar, die drei goldnen Medaillons auf der Brust mit den Miniaturportraits der deutschen Kaiser, und tiefer die in Knöpfe zergossenen Silberbarren? .... ich könnt' aber den Pinsel fast jemand an den Kopf werfen, wenn's mir beifällt, mein Wuz und seine gute Braut werden mir, wenn's abgedruckt ist, von den Koketten und anderem Teufelszeuge gar ausgelacht; glaubt ihr denn aber, ihr städtischen destillirten und tättowirten Seelenverkäuferinnen, die ihr alles an Mannspersonen messet und liebt, ihr Herz ausgenommen, daß ich oder meine meisten Herren Leser dabei gleichgültig bleiben könnten, oder daß wir nicht alle eure gespannten Wangen, eure zuckenden Lippen, eure mit Witz und Begierde sengenden Augen und eure jedem Zufall gefügigen Taillen, mit Spaß hingäben für eine einzige Szene, wo die Liebe ihre Strahlen in dem Morgenroth des Schämens bricht, wo die unschuldige Seele sich vor jedem Aug' entkleidet, ihr eigenes ausgenommen und wo hundert innere Kämpfe das durchsichtige Angesicht beseelen, und kurz worin mein Brautpaar agirte, da der alte lustige Kauz von Schwiegervater beider gekräuselten und weißblühenden Köpfe habhaft wurde und sie gescheut zu einem Kuß zusammenlenkte? Dein freudiges Erröthen, lieber Wuz! — und dein verschämtes, liebe Justine! — — — —

Um halb zwölf Uhr kamen Wuzens zwei besten Jugendfreunde noch einmal vor sein Bette, der Schlaf und Traum, um von ihm gleichsam Abschied zu nehmen. Oder bleibt ihr länger, und seid ihr zwei Menschenfreunde es vielleicht, die ihr den ermordeten Menschen aus den blutigen Händen des Todes holt und auf euern wiegenden Armen durch die kalten unterirdischen Höhlungen mütterlich traget in's helle Land hin, wo ihn eine neue Morgensonne und neue Morgenblumen in waches Leben hauchen? —

Ich war allein in der Stube — ich hörte nichts, als den Athemzug des Kranken und den Schlag meiner Uhr, die sein kurzes Leben wegmaß — der gelbe Vollmond hing tief und groß in Süden und bereifte mit seinem Todtenlichte die Maiblümchen des Mannes und die stockende Wanduhr und die grüne Haube des Kindes — der leise Kirschbaum vor dem Fenster malte auf den Grund von Mondlicht aus Schatten einen bebenden Baumschlag an die Stube — am stillen Himmel wurde zuweilen eine fackelnde Sternschnuppe niedergeworfen und sie verging wie ein Mensch — es fiel mir bei, die nämliche Stube, die jetzt der schwarz ausgeschlagene Vorsaal des Grabes war, wurde morgen vor 43 Jahren am 13. Mai vom Kranken bezogen — und an diesem Tage gingen seine elisäischen Achtwochen an — ich sah, daß der, dem damals dieser Kirschbaum Wohlgeruch und Träume gab, dort im drückenden Traume geruchlos liege und vielleicht noch heute aus dieser Stube ausziehe, und daß alles, alles vorüber sei und niemals wiederkomme ..... und in dieser Minute fing Wuz mit dem ungelähmten Arme nach etwas, als wollt' er einen entfallenden Himmel erfassen —

und in dieser zitternden Minute knisterte der Monatszeiger meiner Uhr und fuhr, weil's 12 Uhr war, vom 12. Mai zum 13. über ..... Der Tod schien mir meine Uhr zu stellen, ich hörte ihn den Menschen und seine Freuden käuen, und die Welt und die Zeit schien in einem Strom von Moder sich in den Abgrund hinab zu bröckeln! ....

Ich denke an diese bebende Minute bei jedem mitternächtlichen Ueberspringen meines Monatszeigers; aber sie trete nie mehr unter die kurze Reihe meiner übrigen Minuten.

Der Sterbende — er wird kaum diesen Namen lange mehr haben — schlug zwei lodernde Augen auf und sah mich lange an, um mich zu kennen. Ihm hatte geträumt, er schwankte als ein Kind sich auf einem Lilienbeete; das unter ihm aufgewallet — dieses wäre zu einer emporgehobenen Rosenwolke zusammengeflossen, die mit ihm durch goldene Morgenröthen und über rauchende Blumenfelder weggezogen wäre — die Sonne hätte mit einem weißen Mädchenangesicht ihn angelächelt und angeleuchtet, und wäre endlich in Gestalt eines von Strahlen umflogenen Mädchens seiner Wolke zugesunken und er hätte sich geängstigt, daß er den linken gelähmten Arm nicht um und an sie bringen können — — darüber wurd' er wach aus seinem letzten oder vielmehr vorletzten Traume: den auf den langen Traum des Lebens sind die kleinen bunten Träume der Nacht wie Phantasieblumen gestickt und gezeichnet.

Der Lebensstrom nach seinem Kopfe wurde immer schneller und breiter, er glaubte immer wieder, vergnügt zu sein; den Mond hielt er für die bewölkte Sonne: es kam ihm vor, er sei ein fliegender Taufengel, unter einem Regenbogen an eine Dotterblumenkette aufgehangen, in unendlichen Bogen auf- und niederwogend, von der vierjährigen Ringgeberin über Abgründe zur Sonne aufgeschaukelt ..... Gegen 4 Uhr Morgens konnte er uns nicht mehr sehen, obgleich die Morgenröthe schon in der Stube war — die Augen blickten versteinert vor sich hin — eine Gesichtszuckung kam auf die andere — den Mund zog eine Entzückung immer lächelnder auseinander — Frühlingsphantasieen, die weder dieses Leben erfahren, noch jenes haben wird, spielten mit der sinkenden Seele — endlich stürzte der Todesengel den blassen Leichenschleier auf sein Angesicht und hob hinter ihm die blühende Seele mit ihren tiefsten Wurzeln aus dem körperlichen Treibkasten voll organisirter Erde ..... Das Sterben ist erhaben; hinter schwarzen Vorhängen thut der einsame Tod das stille Wunder und arbeitet für die andere Welt und die Sterblichen stehen da mit nassen, aber stumpfen Augen neben der überirdischen Szene.....

„Du guter Vater, sagte seine Wittwe, wenn dir's jemand vor 43 Jahren hätte sagen sollen, daß man dich am 13. Mai, wo deine Achtwochen angingen, hinaustragen würde." — „Seine Achtwochen, sagt' ich, gehen wieder an und währen länger."

Da ich um 11 Uhr fortging, war mir die Erde gleichsam heilig und Tode schienen mir neben mir zu gehen; ich sah auf zum Himmel, als könnt' ich im endlosen Aether nur in Einer Richtung den Gestor-

benen suchen; und da ich oben auf dem Berge, wo man nach Auenthal hinein schaut, mich noch einmal nach dem Leidenstheater umsah, und da ich unter den rauchenden Häusern blos das Trauerhaus unbewölkt dastehen und den Todtengräber oben auf dem Gottesacker aushauen sah, und da ich das Leichenläuten seinetwegen hörte, und daran dachte, wie die Wittwe im stummen Kirchthurm mit rinnenden Augen das Seil unten reiße: so fühlt' ich unser aller Nichts, und schwur, ein so unbedeutendes Leben zu verachten, zu verdienen und zu genießen.

Wohl dir, lieber Wuz, daß ich — wenn ich nach Auenthal gehe und dein verrasetes Grab aufsuche, und mich darüber kümmere, daß die in dein Grab beerdigte Puppe des Nachtschmetterlings mit Flügeln darauskriecht, daß dein Grab ein Lustlager bohrender Regenwürmer, rückender Schnecken, wirbelnder Ameisen und nagenden Räupchen ist, indeß du tief unter allen diesen mit unverrücktem Haupte auf deinen Hobelspähnen liegst und indeß keine liebkosende Sonne durch deine Bretter und deine mit Leinwand zugeleimten Augen bricht — wohl dir, daß ich dann sagen kann: „da er noch das Leben hatte, genoß er's fröhlicher, wie wir alle."

Es ist genug, meine Freunde — es ist 12 Uhr, der Monatszeiger sprang auf einen neuen Tag, und erinnerte uns an den doppelten Schlaf, an den Schlaf der kurzen und an den Schlaf der langen Nacht ..... — — —

4. Briefe.

a. An Emanuel.

Hof, den 11. Juli 1795.

Mein lieber Emanuel!

Seit dem längsten hab' ich Bayreuth und meine schönsten Tage verlassen, und eben so lange hör' und seh' ich nichts mehr von meinen Freunden; sind sie denn Nachtigallen, die auch nach Johannis verstummen? — Gleichwohl, je mehr in Bayreuth mir alle Minuten zu Rosetten und alle Stunden zu Brillanten ausgeschliffen waren, oder vielmehr eben darum; desto mehr stellten sich Abends alle Bilder des entrückten Hofs wie aufgerichtete Gräberbildnisse um mich herum, und grade die Trunkenheit machte mich durstig nach dem hiesigen Freudenspitzglas, und die Freude erzeugte das Heimweh.

Es ist sonderbar, daß der Mensch gerade in der Freude, in der Jugend, in der schönsten Gegend, in der schönsten Jahreszeit mehr zur Schwärmerei der Sehnsucht, zum Blicke jenseits der Welt, zum Gemälde des Todes fähig ist, als im entgegengesetzten Fall, in der Noth, im Alter, in Grönland, im Winter. Daher werden die bessern Menschen nur durch das Glück demüthig, fromm, weich und sehnsüchtig nach dem höhern Glück; das Unglück macht sie fest, trotzig, hart und voll irdischer Plane; bei den schlimmern ist's grade umgekehrt. Nach einem Lobe ist man zur Bescheidenheit geneigt; dem Tadel bäumt man sich mit Stolz

entgegen. Kurz, die Freudenthräne ist eine Perle vom ersten, und die Trauerthräne vom zweiten Wasser. Jeden Ball fang ich mit Lustigkeit an und beschließ' ihn mit Schwermuth; das lange Umtönen, das lange Vorübertanzen, der Sternenhimmel nach Mitternacht, weichen, so zu sagen, das Herz wie einen Melonenkern in süßen Tropfen auf, und machen es quellen, und die Trauerweide ist der erste Schößling dieses Samens. Ich bitte Sie, Lieber, um eine frühe Zeile, ich sehne mich danach. Die schöne Stunde rückt immer näher, wo Sie, nicht erst 6 Meilen von hier, in freundschaftliche Arme fallen.

Endigen Sie die Hundspostage früher, als die Kalenderhundstage? Wenn mir Schäfer und Ellrodt nicht sogleich antworten, so schreiben Sie mir etwas von Beiden.

Und nun trenne ich mich wieder von Ihrem Bilde und ich wünsche, daß ein schwacher Widerschein meiner Liebe, meiner Wünsche und Wärme für Sie auf dieses Blatt gefallen sei. Sie bleiben mein und ich Ihr Freund

Richter.

b. An Elise von der Recke, geb. Reichsgräfinn von Medem.

Bayreut, den 29. Sept. 1821.

Verehrteste Frau Gräfin!

Verzeihen Sie die Verzögerung des Dankes; durch diese antwortet jetzo ein Schmerz dem andern, der beraubten Schwester *) der beraubte Vater; denn mein achtzehnjähriger einziger Sohn ist in dieser Woche gestorben **) und mit ihm meine schönere Erdenzukunft eingestürzt.

So sah ich denn hier an Einem Abende, an Einem Tische zwei Bald-Sterbende neben einander im Gasthofe, die himmlische Theodora neben dem Prinzen Biron. Auf ihrem sonst so hoch blühenden Angesicht fand ich sogar bei der Lichtverschönerung ihre nahe Grabschrift lesbar. Aber ihr Leben — dies sei der Trost der edlen Schwester — war ein langer Frühling voll ausgetheilter und empfangener Maitage, ein sanfter Gang durch einen immer blühenden Garten und das Grab war nur das Haha eines Parks, das die unbegränzten Gefilde mit den begränzten verknüpft. Und in ihrer letzten Stunde hatte sie noch die gesegnete Hand einer Schwester, zum sanftesten Hinwegbegleiten aus dem Leben, in der erkaltenden Hand. Verehrteste Frau Gräfin! Sie tröstet am schönsten Ihr letztes Beistehn; und glauben Sie, Ihre fromme und christlich kraftvolle Gegenwart war noch warmer Sonnenschein für die letzten kalten Stunden des Lebens; denn was die rauhe Sprache Todeskampf nennt, der nur ein äußeres ungefühltes Muskelzucken ist — schließet das innere selige Zerfließen nicht aus, womit sich die Seelen vom Leben lösen und welches so oft seine Spuren als Verklärung auf den Gesichtern edel Hingeschiedener hinterläßt.

*) Die Schwester Elisas Dorothea Herzogin von Kurland starb in Löbichau im Herzogthum Sagan in Elisas Armen am 20. Aug. 1821.

**) In Heidelberg als Student.

Verzeihen Sie meinem Schmerze über den Verlust eines besten Sohnes die Unregelmäßigkeit dieses Blattes. Gott, der mir als leitender Stern in ihrer Seele ist, sei jetzo auch als erquickende Sonne darin. Mit höchster Verehrung Ihr ergebenster

J. P. F. Richter.

LXV. Friedrich von Gentz.

(1764 — 9. Juni 1832.)

1. Das östreichische Kriegsmanifest vom 12. August 1813. *)

(Zeiten. 35. Band. S. 27.)

Die östreich'sche Monarchie fand sich, durch ihre Lage, durch ihre vielfachen Verbindungen mit andern Mächten, durch ihre Wichtigkeit in dem europäischen Staatenbunde, in einen großen Theil der Kriege verwickelt, die, seit länger als zwanzig Jahren, Europa verheerten. Im ganzen Laufe dieser schweren Kriege, hat nur ein und immer derselbe politische Grundsatz jeden Schritt S. M. des Kaisers geleitet. Aus angeborner Neigung, aus Pflichtgefühl, aus Liebe zu ihren Völkern, dem Frieden zugethan, allen Eroberungs- und Vergrößerungsgedanken fremd, haben S. M. nie die Waffen ergriffen, als wenn die Nothwendigkeit unmittelbarer Selbstvertheidigung, oder die, von eigener Erhaltung unzertrennliche, Sorge für das Schicksal benachbarter Staaten, oder die Gefahr, das ganze gesellschaftliche System von Europa, durch gesetzlose Willkür, zertrümmert zu sehn, dazu aufforderten. Für Gerechtigkeit und Ordnung haben S. M. zu leben und zu regieren gewußt, für Gerechtigkeit und Ordnung allein hat Oestreich gestritten. Wenn in diesem, oft unglücklichen Kampfe, der Monarchie tiefe Wunden geschlagen wurden, so blieb S. M. wenigstens der Trost, daß das Schicksal ihres Reichs, nicht für unnütze, oder leidenschaftliche Unternehmungen auf's Spiel gesetzt ward und daß jede Ihrer Entschließungen, vor Gott, vor Ihrem Volke, vor den Zeitgenossen und der Nachwelt gerechtfertigt werden konnte.

Der Krieg, vom Jahre 1809 würde, ungeachtet der zweckmäßigen Vorbereitungsanstalten, den Staat zum Untergange geführt haben, wenn die unvergeßliche Tapferkeit der Armee und der Geist einer treuen Vaterlandsliebe, der alle Theile der Monarchie beseelt, nicht stärker gewesen wäre, als jedes feindselige Schicksal. Die Nationalehre und der alte Waffenruhm wurde, unter allen Widerwärtigkeiten dieses Krieges, glücklich behauptet; aber kostbare Provinzen gingen verloren und durch die Abtretung der Küstenländer am adriatischen Meere wurde Oestreich aller Antheil am Seehandel, eins der wirksamsten Beförderungsmittel seiner Landesindustrie geraubt; ein Schlag, der noch tiefer

*) Findet sich in der Wiener Hofzeitung vom 19. Aug. 1813 und in den „Zeiten oder Archiv für die neuste Staatengeschichte und Politik. Herausgegeben von Ch. D. Voß."

gefühlt worden seyn würde, wenn nicht, zu eben der Zeit, ein, den ganzen Kontinent umschlingendes, verderbliches System ohnehin alle Handelswege gesperrt und fast alle Gemeinschaft zwischen den Völkern abgebrochen hätte.

Der Gang und die Resultate dieses Krieges hatten S. M. die volle Ueberzeugung gewährt, daß, bei der einleuchtenden Unmöglichkeit unmittelbarer und gründlicher Heilung des tief zerrütteten politischen Zustandes von Europa, die bewaffneten Rettungsversuche einzelner Staaten, anstatt der gemeinschaftlichen Noth ein Ziel zu setzen, nur die noch übrig gebliebenen unabhängigen Kräfte fruchtlos aufrieben, den Verfall des Ganzen beschleunigen und selbst die Hoffnung auf bessere Zeiten vernichten mußten. Von jener Ueberzeugung geleitet, erkannten S. M., welch ein wesentlicher Vortheil es seyn würde, durch einen auf mehrere Jahre gesicherten Frieden, den, bis dahin unaufhaltsamen Strom einer täglich wachsenden Uebermacht wenigstens zum Stillstande zu bringen, Ihrer Monarchie die, zur Herstellung des Finanz- und Militärwesens unentbehrliche Ruhe, zugleich aber den benachbarten Staaten einen Zeitraum der Erholung zu verschaffen, der, mit Klugheit und Thätigkeit benutzt, den Uebergang zu glücklichen Tagen vorbereiten konnte. Ein Friede dieser Art war, unter den damahligen gefahrvollen Umständen, nur durch einen außerordentlichen Entschluß zu erreichen. Der Kaiser fühlte es und faßte diesen Entschluß. Für die Monarchie, für das heilige Interesse der Menschheit, als Schutzwehr gegen unabsehliche Uebel, als Unterpfand einer bessern Ordnung der Dinge, gaben S. M., was Ihrem Herzen das Theuerste war, hin. In diesem, über gewöhnliche Bedenklichkeiten weit erhabenen, gegen alle Mißdeutungen des Augenblicks gewaffneten Sinne wurde ein Band geknüpft, das, nach den Drangsalen eines unglücklichen Kampfs, den schwächern und leidenden Theil, durch das Gefühl eigener Sicherheit, aufrichten, den stärkern und siegreichen für Mäßigkeit und Gerechtigkeit stimmen und so, von zwey Seiten zugleich, der Wiederkehr eines Gleichgewichts der Kräfte, ohne welches die Gemeinschaft der Staaten nur eine Gemeinschaft des Elendes seyn kann, den Weg bahnen sollte.

Der Kaiser war, zu solchen Erwartungen um so mehr berechtigt, als zur Zeit der Stiftung dieses Bundes, der Kaiser Napoleon den Punkt in seiner Laufbahn erreicht hatte, wo Befestigung des Erworbenen wünschenswürdiger wird, als rastloses Streben nach neuem Besitze. Jede weitere Ausdehnung Seiner, längst alles gerechte Maaß übersteigenden Herrschaft, war nicht nur für Frankreich, das unter der Last seiner Eroberungen zu Boden sank, sondern selbst für sein wohlverstandenes persönliches Interesse mit sichtbarer Gefahr verknüpft. Was diese Herrschaft an Umfange gewann, mußte sie nothwendig an Sicherheit verlieren. Das Gebäude seiner Größe erhielt durch die Familienverbindung mit dem ältesten Kaiserhause der Christenheit, in den Augen der französischen Nation und der Welt, einen solchen Zuwachs an Festigkeit und Vollendung, daß unruhige Vergrößerungsplane es forthin nur entkräften und erschüttern konnten. Was Frankreich und Europa,

was so viel gedrückte und verzweifelnde Nationen vom Himmel erflehten, schrieb dem, mit Ruhm und Sieg gekrönten, Beherrscher eine gesunde Politik, als Gesetz seiner Selbsterhaltung, vor. Es war erlaubt zu glauben, daß so viele vereinigte große Motive über den Reitz eines einzigen triumphiren würden.

Wenn diese frohen Hoffnungen unerfüllt blieben, so kann Oestreich kein Vorwurf darüber treffen. Nach vieljähriger vergeblicher Anstrengung und unermeßlichen Aufopferungen aller Art, gab es Bewegungsgründe genug zu dem Versuche, durch Vertrauen und Hingebung, Gutes zu wirken, wo Ströme von Blut bisher nur Verderben auf Verderben gehäuft hatten. S. M. werden es wenigstens nie bereuen, diesen Weg betreten zu haben.

Das Jahr 1810 war noch nicht verflossen, der Krieg wüthete in Spanien noch fort, die deutschen Völker hatten kaum Zeit gehabt nach den Verwüstungen der beyden vorigen Kriege den ersten freyen Athemzug zu thun, als der Kaiser Napoleon in einer unglücklichen Stunde beschloß, einen ansehnlichen Bezirk des nördlichen Deutschlands mit der Masse von Ländern, die den Namen des französischen Reichs führten, zu vereinigen und die alten freyen Handelsstädte Hamburg, Bremen und Lübeck, ihrer politischen, bald nachher auch ihrer kommerziellen Existenz und ihrer letzten Subsistenzmittel zu berauben. Dieser gewaltthätige Schritt geschah, ohne irgend, auch nur scheinbaren, Rechtsgrund, mit Verachtung aller schonenden Formen, ohne vorhergehende Ankündigung oder Rücksprache mit irgend einem Kabinet, unter dem willkührlichen und nichtigen Vorwande, daß der Krieg mit England ihn gebiete. Zugleich wurde jenes grausame System, welches auf Kosten der Unabhängigkeit, der Wohlfahrt, der Rechte und Würde des öffentlichen und Privateigenthums aller Staaten des Kontinents, den Welthandel zu Grunde richten sollte, mit unerbittlicher Strenge verfolgt; in der eitlen Erwartung ein Resultat zu erzwingen, das, wenn es nicht glücklicher Weise unerreichbar gewesen wäre, Europa auf lange Zeit hinaus in Armuth, Ohnmacht und Barbarey gestürzt haben würde.

Der Beschluß, welcher eine neue französische Herrschaft, unter dem Titel einer zwey und dreyßigsten Militärdivision, an den deutschen Seeküsten errichtete, war, an und für sich, beunruhigend genug für alle benachbarte Staaten; er wurde es noch mehr, als unverkennbare Vorbereitung künftiger größerer Gefahr. Durch diesen Beschluß sah man das, in Frankreich selbst aufgestellte, zwar früher schon übertretene, doch immer noch als bestehend proklamirte System, der sogenannten natürlichen Grenzpunkte des französischen Reichs, ohne alle weitere Rechtfertigung oder Erklärung, über den Haufen geworfen, und sogar die eigenen Schöpfungen des Kaisers mit beyspielloser Willkür vernichtet. Weder die Fürsten des Rheinbundes, noch das Königreich Westphalen, noch irgend ein großes oder kleines Gebiet auf dem Wege dieser furchtbaren Usurpation wurde geschont. Die Grenze lief, dem Anscheine nach, von blinder Laune gezeichnet, ohne Regel noch Plan, ohne Rücksicht auf alte oder neue Verhältnisse, quer über Länder und Ströme hin,

schnitt die mittlern und südlichen deutschen Staaten von aller Verbindung mit der Nordsee ab, überschritt die Elbe, riß Dänemark und Deutschland von einander, nahm selbst die Ostsee in Anspruch, schien der Linie der fortdauernd besetzten preußischen Oderfestungen entgegen zu eilen. Und doch trug die ganze Okkupation, so gewaltsam sie auch in alle Rechte und Besitzungen, in alle geographische, politische und militärische Demarkationen eingriff, so wenig das Gepräge eines vollendeten und geschlossenen Gebiets, daß man gezwungen war, sie nur als Einleitung zu noch größeren Gewaltschritten zu betrachten; durch welche die Hälfte von Deutschland eine französische Provinz und der Kaiser Napoleon wirklicher Oberherr des Kontinents werden sollte.

Am nächsten mußte sich durch diese unnatürliche Ausdehnung des französischen Gebiets, Rußland und Preußen gefährdet fühlen. Die preußische Monarchie, von allen Seiten eingeschlossen, keiner ihrer Bewegungen mächtig, jedes Mittels, neue Kräfte zu sammeln beraubt, schien sich ihrer gänzlichen Auflösung mit starken Schritten zu nähern. Rußland, durch die eigenmächtige Verwandlung der, im Tilsiter Frieden frey erklärten Stadt Danzig, in einen französischen Waffenplatz und eines großen Theils von Polen in eine französische Provinz, auf seiner Westgrenze schon hinlänglich beunruhigt, sah in dem Vorrücken der französischen Macht längs der Seeküste und in den neuen Fesseln, die Preußen bereitet wurden, eine dringende Gefahr für seine deutschen und polnischen Besitzungen. Von diesem Augenblicke an war der Bruch zwischen Frankreich und Rußland so gut als entschieden.

Nicht ohne große und gerechte Besorgniß sah Oestreich diese neuen Wetterwolken aufsteigen. Der Schauplatz der Feindseligkeiten mußte, in jedem Falle, seine Provinzen berühren, deren Vertheidigungsstand, da die nothwendige Reform des Finanzwesens, die Wiederherstellung der Militärmittel gehemmt hatte, höchst unvollkommen war. Aus einem höhern Standpunkte betrachtet, erschien der Kampf, der Rußland bevorstand, in einem äußerst bedenklichen Lichte; da er, unter eben so ungünstigen Konjunkturen, eben dem Mangel an Mitwirkung anderer Mächte, eben dem Mißverhältnisse der wechselseitigen Streitkräfte, folglich eben so hoffnungslos, als alle frühern von ähnlicher Art, begann. S. M. der Kaiser boten alles, was freundschaftliche Vermittlung von einer und der andern Seite vermochte, auf, um den Ausbruch des Sturms zu verhindern. Daß der Zeitpunkt so nahe war, wo das Mißlingen dieser wohlgemeinten Schritte dem Kaiser Napoleon weit verderblicher werden sollte, als seinen Gegnern, konnte damals kein menschlicher Scharfsinn voraussehn. So war es aber im Rathe der Weltregierung beschlossen.

Als die Eröffnung des Kriegs nicht mehr zweifelhaft war, mußten S. M. auf Maßregeln denken, wie sich in einer so gespannten und gefährlichen Lage, eigene Sicherheit mit pflichtmäßiger Rücksicht auf das wesentliche Interesse benachbarter Staaten, vereinigen ließ. Das System einer wehrlosen Unthätigkeit, die einzige Art von Neutralität, die der Kaiser Napoleon, seinen Erklärungen zufolge, gestattet hätte, war,

nach allen gesunden Staatsgrundsätzen, unzulässig und am Ende nur ein ohnmächtiger Versuch, der schweren Aufgabe, die gelöst werden sollte, auszuweichen. Eine Macht von Oestreichs Gewicht, durfte der Theilnahme an den Angelegenheiten von Europa, unter keiner Bedingung, entsagen, noch sich in eine Lage versetzen, wo sie, gleich unwirksam für Frieden und Krieg, ihre Stimme und ihren Einfluß in allen großen Berathschlagungen verloren hätte, ohne irgend eine Gewährleistung für die Sicherheit ihrer eigenen Grenze zu gewinnen. Sich gegen Frankreich zum Kriege zu rüsten wäre ein, unter den obwaltenden Umständen, eben so sehr mit der Billigkeit als mit der Klugheit streitender Schritt gewesen. Der Kaiser Napoleon hatte S. M. keinen persönlichen Anlaß zu feindlichen Handlungen gegeben; und die Aussicht durch geschickte Benutzung der einmahl gestifteten freundschaftlichen Verhältnisse durch vertrauliche Vorstellung und mildernde Rathschläge manchen wohlthätigen Zweck zu erreichen, war noch nicht ohne alle Hoffnung verschwunden. In Bezug auf das unmittelbare Staatsinteresse aber, hätte ein solcher Entschluß zur unausbleiblichen Folge gehabt, daß die östreich'schen Länder der erste und vornehmste Schauplatz eines Krieges geworden wären; der, bey der offenbaren Unzulänglichkeit ihrer Vertheidigungsmittel, die Monarchie in kurzer Zeit zu Boden werfen mußte.

In dieser peinlichen Lage blieb S. M. kein anderer Ausweg, als der, auf der Seite von Frankreich den Kampfplatz zu betreten. Für Frankreich, im eigentlichen Sinne des Worts, Partey zu ergreifen, hätte nicht nur mit den Pflichten und Grundsätzen des Kaisers, sondern selbst, mit den wiederholten Erklärungen Seines Kabinets, welches diesen Krieg ohne allen Rückhalt gemißbilligt hatte, im Widerspruche gestanden. S. M. gingen, bey der Unterzeichnung des Traktats vom 14ten März 1812, von zwei bestimmten Gesichtspunkten aus. Der nächste war, wie selbst die Worte des Traktats bezeugen, sich keines Mittels zu begeben, wodurch, früher oder später, auf den Frieden gewirkt werden konnte; der andere, von innen und außen eine Stellung zu gewinnen, die, im Falle der Unmöglichkeit des Friedens oder wenn der Lauf des Krieges entscheidende Maßregeln nothwendig machen sollte, Oestreich in den Stand setzte, mit Unabhängigkeit zu handeln und in jeder gegebenen Voraussetzung, so zu Werke zu gehn, wie eine gerechte und weise Politik es vorschreiben würde. Aus diesem Grunde ward nur ein genau bestimmter und verhältnißmäßig geringer Theil der Armee, zur Mitwirkung bey den Kriegsoperationen verheißen; die übrigen, bereits vorhandenen, oder noch zu bildenden Streitkräfte blieben außer aller Gemeinschaft mit diesem Kriege. Durch eine Art von stillschweigender Uebereinkunft wurde selbst das Gebiet der Monarchie von allen kriegführenden Mächten als neutral behandelt. Der wahre Sinn und Zweck des, von S. M. gewählten Systems, konnte weder Frankreich noch Rußland, noch irgend einem einsichtsvollen Beobachter der Weltbegebenheiten entgehen.

Der Feldzug vom Jahr 1812 bewies an einem denkwürdigen Beyspiele, wie ein, mit Riesenkräften ausgestattetes Unternehmen in den Händen eines Feldherrn vom ersten Range scheitern kann, wenn

er, im Gefühle großer militärischer Talente, den Schranken der Natur und den Vorschriften der Weisheit Trotz zu bieten gedenkt. — Ein Blendwerk der Ruhmbegierde zog den Kaiser Napoleon in die Tiefe des russischen Reichs; und eine falsche politische Ansicht verleitete ihn zu glauben, daß er in Moskau den Frieden vorschreiben, die russische Macht auf ein halbes Jahrhundert lähmen und dann siegreich zurück kehren würde. Als die erhabene Standhaftigkeit des Kaisers von Rußland, die ruhmvollen Thaten seiner Krieger und die unerschütterliche Treue seines Volks diesem Traume ein Ende gemacht hatte, war es zu spät, ihn ungestraft zu bereuen. Die ganze französische Armee wurde zerstört und vernichtet; in weniger als vier Monaten sah man den Schauplatz des Krieges vom Dniepr und der Dwina an die Oder und Elbe versetzt.

Dieser schnelle und außerordentliche Glückswechsel war der Vorbote einer wichtigen Revolution in den gesammten politischen Verhältnissen von Europa. Die Verbindung zwischen Rußland, Großbritannien und Schweden bot allen umliegenden Staaten einen neuen Vereinigungspunkt dar. Preußen, längst rühmlich vertraut mit dem Entschlusse das Aeußerste zu wagen, selbst die Gefahr des unmittelbaren politischen Todes, einem langsamen Verschmachten unter auszehrenden Bedrückungen vorzuziehn, ergriff den günstigen Augenblick und warf sich den Verbündeten in die Arme. Viele große und kleine Fürsten Deutschlands waren bereit ein Gleiches zu thun. Allenthalben eilten die ungeduldigen Wünsche der Völker dem regelmäßigen Gange ihrer Regierungen zuvor. Von allen Seiten schlug der Drang nach Unabhängigkeit unter eigenen Gesetzen, das Gefühl gekränkter Nationalehre, die Erbitterung gegen schwer gemißbrauchte französische Obergewalt, in helle Flamme auf. S. M. der Kaiser, zu einsichtsvoll, um diese Wendung der Dinge nicht als die natürliche und nothwendige Folge einer vorhergegangenen gewaltsamen Ueberspannung und zu gerecht, um sie mit Unwillen zu betrachten, hatten Ihr Augenmerk einzig darauf gerichtet, wie sie, durch reiflich überdachte und glücklich kombinirte Maßregeln, für das wahre und bleibende Interesse des europäischen Gemeinwesens benutzt werden könnte. Schon seit dem Anfange des Decembermonats waren von Seiten des östreichischen Kabinets bedeutende Schritte gethan worden, um den Kaiser Napoleon durch Gründe, die seiner eignen Wohlfahrt eben so nahe lagen, als dem Intresse der Welt, für eine gerechte und friedliche Politik zu stimmen. Diese Schritte wurden von Zeit zu Zeit erneuert und verstärkt. Man schmeichelte sich, daß der Eindruck des vorjährigen Unglücks den Gedanken an die fruchtlose Hinopferung einer ungeheuern Armee, die zum Ersatze dieses Verlustes erforderlichen harten Zwangsmaßregeln aller Art, der tiefe Widerwille der französischen Nation und aller in ihr Schicksal verflochtenen Länder gegen einen Krieg, der ohne Aussicht auf künftige Schadloshaltung ihr Innerstes erschöpfte und zerriß; daß endlich selbst ein kaltblütiges Nachdenken über die Ungewißheit des Ausgangs dieser neuen höchst bedenklichen Krisis, den Kaiser bewegen könnte, den Vorstellungen Oestreichs Gehör

zu geben. Der Ton, in welchem diese an Ihn gerichtet wurden, war den Umständen sorgfältig angepaßt; so ernst, als die Größe des Zwecks, so schonend, als der Wunsch eines günstigen Erfolgs und die obwaltenden freundschaftlichen Verhältnisse es forderten.

Daß Eröffnungen, die aus so lautern Quellen geflossen waren, bestimmt verworfen werden sollten, ließ sich freilich nicht erwarten. Die Art aber wie man sie aufnahm und mehr noch der starke Kontrast zwischen den Gesinnungen, welche Oestreich nährte, und dem ganzen Verfahren des Kaisers Napoleon zur Zeit jener mißlungenen Friedensversuche, schlug schon früh die letzten Hoffnungen darnieder. Anstatt, durch eine gemäßigte Sprache, wenigstens den Blick in die Zukunft zu erheitern und die allgemeine Verzweiflung zu besänftigen, wurde, von den höchsten Autoritäten in Frankreich bei jeder Veranlassung feyerlich angekündigt, daß der Kaiser auf keinen Friedensantrag hören würde, der die Integrität des französischen Reichs im französischen Sinne des Wortes verletzen, oder irgend eine der ihm willkürlich einverleibten Provinzen in Anspruch nehmen mögte. Zu gleicher Zeit wurde, selbst von solchen eventuellen Bedingungen, die diese eigenmächtig aufgestellte Grenzlinie nicht einmahl zu treffen schien, bald mit drohendem Unmuthe, bald mit bitterer Verachtung gesprochen; gleich als hätte man nicht vernehmlich genug andeuten können, wie fest der Kaiser Napoleon entschlossen sey, der Ruhe der Welt auch nicht ein einziges nahmhaftes Opfer zu bringen.

Diese feindseligen Manifeste hatten für Oestreich noch die besondere Kränkung zur Folge, daß sie selbst die Aufforderungen zum Frieden, die dieses Kabinet mit Vorwissen und scheinbarer Beystimmung Frankreichs an andere Höfe gelangen ließ, in ein falsches und höchst unvortheilhaftes Licht stellten. Die wider Frankreich verbündeten Souverains setzten den östreichischen Unterhandlungs- und Vermittlungsanträgen, statt aller Antwort, die öffentlichen Erklärungen des franz. Kaisers entgegen. Als S. M., im Monat März einen Gesandten nach London geschickt hatte, um England zur Theilnahme an einer Friedensunterhandlung einzuladen, erwiederte das brittische Ministerium: es könne nicht glauben, daß Oestreich noch Friedenshoffnungen Raum gebe; da der Kaiser Napoleon in der Zwischenzeit Gesinnungen offenbart habe, die nur zur Verewigung des Kriegs führen müßten; eine Aeußerung, die S. M. um so schmerzhafter seyn mußte, je gerechter und gegründeter sie war.

Nichts desto weniger fuhr Oestreich fort, dem Kaiser von Frankreich die dringende Nothwendigkeit des Friedens immer bestimmter und stärker ans Herz zu legen; bei jedem seiner Schritte, von dem Grundsatze geleitet, daß, da das Gleichgewicht und die Ordnung in Europa durch die grenzenlose Uebermacht Frankreichs zerstört worden war, ohne Beschränkung dieser Uebermacht kein wahrer Friede gedacht werden könne. Zu gleicher Zeit ergriffen S. M. alle, zur Verstärkung und Koncentrirung ihrer Armee erforderliche Maßregeln. Der Kaiser fühlte, daß Oestreich zum Kriege gerüstet seyn mußte, wenn seine Friedens-

vermittlung nicht ganz ohnmächtig werden sollte. Uebrigens hatte S. M. sich schon längst nicht verborgen, daß der Fall einer unmittelbaren Theilnahme am Kriege von Ihren Bemühungen nicht ausgeschlossen seyn dürfte. Der bisherige Zustand der Dinge konnte nicht fortdauern; von dieser Ueberzeugung war der Kaiser durchdrungen; sie war die Triebfeder seiner sämmtlichen Schritte. Schlug jeder Versuch zum Frieden zu gelangen, schon in erster Instanz fehl, so mußte jene Ueberzeugung nur noch lebendiger werden. Das Resultat ergab sich von selbst. Auf einem von beiden Wegen, durch Unterhandlungen oder durch Waffengewalt, mußte man zu einem andern Zustande gelangen.

Der Kaiser Napoleon hatte die Kriegsrüstungen Oestreichs nicht nur voraus gesehen, sondern selbst als nothwendig erkannt und, bey mehr als einer Gelegenheit, ausdrücklich gebilligt. Er hatte Gründe genug, um zu glauben, daß S. M. der Kaiser in einem für das Schicksal der Welt so entscheidenden Zeitpunkt, alle persönlichen und vorübergehenden Rücksichten bei Seite setzen, nur das bleibende Wohl der östreichischen Monarchie und der, sie umgebenden Staaten, zu Rathe ziehn und nichts beschließen würde, als was diese höchsten Motive ihm zur Pflicht machten. Das östreichische Kabinet hatte sich nie so geäußert, daß seinen Absichten eine andere vernünftige Deutung gegeben werden konnte. Nichts desto weniger wurde von Seiten Frankreichs nicht blos anerkannt, daß die östreichische Vermittlung nur eine bewaffnete seyn könnte, sondern mehr als einmahl erklärt, wie, bei den eingetretenen Umständen, Oestreich sich nicht mehr auf eine Nebenrolle beschränken, sondern mit großen Kräften auf dem Schauplatze erscheinen und, als selbsthandelnde Hauptmacht, einen Ausschlag geben müsse. Was auch sonst die französische Regierung hoffen oder besorgen mogte, in jenem Geständnisse lag die vorläufige Rechtfertigung des ganzen, v. S. M. dem Kaiser beschlossenen und durchgeführten, Ganges.

Bis auf diesen Punkt hatten die Verhältnisse sich entwickelt, als der Kaiser Napoleon Paris verließ, um den Fortschritten der alliirten Armeen Einhalt zu thun. Dem Heldenmuthe der russischen und preußischen Truppen in den blutigen Gefechten des Monats May, haben selbst ihre Feinde gehuldigt. Daß gleichwohl der Ausgang dieser ersten Periode des Feldzugs nicht günstiger für sie war, hatte theils in der Ueberzahl der französischen Kriegsmacht und in dem, von aller Welt anerkannten, militärischen Genie des Anführers derselben, theils in den politischen Kombinationen, welche den verbündeten Souveräns bei ihren Unternehmungen zur Richtschnur diente, seinen Grund. Sie handelten in der richtig berechneten Voraussetzung, daß eine Sache, wie die, für welche sie stritten, unmöglich lang blos die ihrige bleiben könnte, daß, früher oder später, im Glück oder im Unglück, jeder noch nicht ganz seiner Selbstständigkeit entkleidete Staat in ihren Bund treten, jede unabhängig gebliebene Armee auf ihrer Seite stehn müsse. Sie ließen daher der Tapferkeit ihrer Truppen nur so weit, als der Augenblick es gebot, freien Schwung und sparten einen ansehnlichen Theil ihrer Kräfte für einen Zeitraum auf, wo sie, mit ausgedehntern Mitteln,

zu geben. Der Ton, in welchem diese an Ihn gerichtet wurden, war den Umständen sorgfältig angepaßt; so ernst, als die Größe des Zwecks, so schonend, als der Wunsch eines günstigen Erfolgs und die obwaltenden freundschaftlichen Verhältnisse es forderten.

Daß Eröffnungen, die aus so lautern Quellen geflossen waren, bestimmt verworfen werden sollten, ließ sich freilich nicht erwarten. Die Art aber wie man sie aufnahm und mehr noch der starke Kontrast zwischen den Gesinnungen, welche Oestreich nährte, und dem ganzen Verfahren des Kaisers Napoleon zur Zeit jener mißlungenen Friedensversuche, schlug schon früh die letzten Hoffnungen darnieder. Anstatt, durch eine gemäßigte Sprache, wenigstens den Blick in die Zukunft zu erheitern und die allgemeine Verzweiflung zu besänftigen, wurde, von den höchsten Autoritäten in Frankreich bei jeder Veranlassung feyerlich angekündigt, daß der Kaiser auf keinen Friedensantrag hören würde, der die Integrität des französischen Reichs im französischen Sinne des Wortes verletzen, oder irgend eine der ihm willkürlich einverleibten Provinzen in Anspruch nehmen mögte. Zu gleicher Zeit wurde, selbst von solchen eventuellen Bedingungen, die diese eigenmächtig aufgestellte Grenzlinie nicht einmahl zu treffen schien, bald mit drohendem Unmuthe, bald mit bitterer Verachtung gesprochen; gleich als hätte man nicht vernehmlich genug andeuten können, wie fest der Kaiser Napoleon entschlossen sey, der Ruhe der Welt auch nicht ein einziges nahmhaftes Opfer zu bringen.

Diese feindseligen Manifeste hatten für Oestreich noch die besondere Kränkung zur Folge, daß sie selbst die Aufforderungen zum Frieden, die dieses Kabinet mit Vorwissen und scheinbarer Beystimmung Frankreichs an andere Höfe gelangen ließ, in ein falsches und höchst unvortheilhaftes Licht stellten. Die wider Frankreich verbündeten Souverains setzten den östreichischen Unterhandlungs- und Vermittlungsanträgen, statt aller Antwort, die öffentlichen Erklärungen des franz. Kaisers entgegen. Als S. M., im Monat März einen Gesandten nach London geschickt hatte, um England zur Theilnahme an einer Friedensunterhandlung einzuladen, erwiederte das brittische Ministerium: es könne nicht glauben, daß Oestreich noch Friedenshoffnungen Raum gebe; da der Kaiser Napoleon in der Zwischenzeit Gesinnungen offenbart habe, die nur zur Verewigung des Kriegs führen müßten; eine Aeußerung, die S. M. um so schmerzhafter seyn mußte, je gerechter und gegründeter sie war.

Nichts desto weniger fuhr Oestreich fort, dem Kaiser von Frankreich die dringende Nothwendigkeit des Friedens immer bestimmter und stärker ans Herz zu legen; bei jedem seiner Schritte, von dem Grundsatze geleitet, daß, da das Gleichgewicht und die Ordnung in Europa durch die grenzenlose Uebermacht Frankreichs zerstört worden war, ohne Beschränkung dieser Uebermacht kein wahrer Friede gedacht werden könne. Zu gleicher Zeit ergriffen S. M. alle, zur Verstärkung und Koncentrirung ihrer Armee erforderliche Maßregeln. Der Kaiser fühlte, daß Oestreich zum Kriege gerüstet seyn mußte, wenn seine Friedens-

vermittlung nicht ganz ohnmächtig werden sollte. Uebrigens hatte S. M. sich schon längst nicht verborgen, daß der Fall einer unmittelbaren Theilnahme am Kriege von Ihren Bemühungen nicht ausgeschlossen seyn dürfte. Der bisherige Zustand der Dinge konnte nicht fortdauern; von dieser Ueberzeugung war der Kaiser durchdrungen; sie war die Triebfeder seiner sämmtlichen Schritte. Schlug jeder Versuch zum Frieden zu gelangen, schon in erster Instanz fehl, so mußte jene Ueberzeugung nur noch lebendiger werden. Das Resultat ergab sich von selbst. Auf einem von beiden Wegen, durch Unterhandlungen oder durch Waffengewalt, mußte man zu einem andern Zustande gelangen.

Der Kaiser Napoleon hatte die Kriegsrüstungen Oestreichs nicht nur voraus gesehen, sondern selbst als nothwendig erkannt und, bey mehr als einer Gelegenheit, ausdrücklich gebilligt. Er hatte Gründe genug, um zu glauben, daß S. M. der Kaiser in einem für das Schicksal der Welt so entscheidenden Zeitpunkt, alle persönlichen und vorübergehenden Rücksichten bei Seite setzen, nur das bleibende Wohl der östreichischen Monarchie und der, sie umgebenden Staaten, zu Rathe ziehn und nichts beschließen würde, als was diese höchsten Motive ihm zur Pflicht machten. Das östreichische Kabinet hatte sich nie so geäußert, daß seinen Absichten eine andere vernünftige Deutung gegeben werden konnte. Nichts desto weniger wurde von Seiten Frankreichs nicht blos anerkannt, daß die östreichische Vermittlung nur eine bewaffnete seyn könnte, sondern mehr als einmahl erklärt, wie, bei den eingetretenen Umständen, Oestreich sich nicht mehr auf eine Nebenrolle beschränken, sondern mit großen Kräften auf dem Schauplatze erscheinen und, als selbsthandelnde Hauptmacht, einen Ausschlag geben müsse. Was auch sonst die französische Regierung hoffen oder besorgen mogte, in jenem Geständnisse lag die vorläufige Rechtfertigung des ganzen, v. S. M. dem Kaiser beschlossenen und durchgeführten, Ganges.

Bis auf diesen Punkt hatten die Verhältnisse sich entwickelt, als der Kaiser Napoleon Paris verließ, um den Fortschritten der alliirten Armeen Einhalt zu thun. Dem Heldenmuthe der russischen und preußischen Truppen in den blutigen Gefechten des Monats May, haben selbst ihre Feinde gehuldigt. Daß gleichwohl der Ausgang dieser ersten Periode des Feldzugs nicht günstiger für sie war, hatte theils in der Ueberzahl der französischen Kriegsmacht und in dem, von aller Welt anerkannten, militärischen Genie des Anführers derselben, theils in den politischen Kombinationen, welche den verbündeten Souveräns bei ihren Unternehmungen zur Richtschnur diente, seinen Grund. Sie handelten in der richtig berechneten Voraussetzung, daß eine Sache, wie die, für welche sie stritten, unmöglich lang blos die ihrige bleiben könnte, daß, früher oder später, im Glück oder im Unglück, jeder noch nicht ganz seiner Selbstständigkeit entkleidete Staat in ihren Bund treten, jede unabhängig gebliebene Armee auf ihrer Seite stehn müsse. Sie ließen daher der Tapferkeit ihrer Truppen nur so weit, als der Augenblick es gebot, freien Schwung und sparten einen ansehnlichen Theil ihrer Kräfte für einen Zeitraum auf, wo sie, mit ausgedehntern Mitteln,

nach größeren Erfolgen streben zu können hofften. Aus gleichen Gründen und um die weitere Entwicklung der Begebenheiten abwarten zu können, gingen sie einen Waffenstillstand ein.

Inzwischen hatte durch den Rückzug der Alliirten, der Krieg für den Augenblick eine Gestalt gewonnen, die dem Kaiser täglich fühlbarer machte, wie unmöglich es seyn würde, beim weiteren Fortgange derselben ein unthätiger Zuschauer zu bleiben. Vor allem war das Schicksal der preußischen Monarchie ein Punkt, der S. M. Aufmerksamkeit lebhaft beschäftigte. Der Kaiser hielt die Wiederherstellung der preußischen Monarchie für den ersten Schritt zur Wiederherstellung des politischen Systems von Europa; die Gefahr, in welcher sie jetzt schwebte, sah er ganz wie seine eigne an. Der Kaiser Napoleon hatte dem östreichischen Hofe, bereits zu Anfange des Aprilmonats eröffnen lassen, daß er die Auflösung der preußischen Monarchie, als eine natürliche Folge ihrer Abtrünnigkeit von Frankreich und der weiteren Fortsetzung des Kriegs betrachte und daß es jetzt nur von Oestreich abhängen würde, ob es die wichtigste und schönste Provinz mit seinen Staaten vereinigen wolle; eine Eröffnung, die deutlich genug bewies, daß kein Mittel unversucht bleiben müsse, um Preußen zu retten. Wenn dieser große Zweck durch einen billigen Frieden nicht zu erreichen war, so mußten Rußland und Preußen durch eine kräftige Mitwirkung unterstützt werden. Von diesem natürlichen Gesichtspunkte aus, über welchen selbst Frankreich sich nicht leicht mehr täuschen konnte, setzten J. M. Ihre Rüstungen mit unermüdeter Thätigkeit fort. Sie verließen in den ersten Tagen des Junymonats ihre Residenz und begaben sich in die Nähe des Kriegsschauplatzes, um theils an einer Unterhandlung für den Frieden, der, nach wie vor, das schönste Ziel ihrer Wünsche blieb, wenn sich irgend eine Aussicht dazu zeigte, wirksamer arbeiten, theils die Vorbereitung zum Kriege, wenn Oestreich keine andere Wahl bleiben sollte, mit größerm Nachdrucke leiten zu können.

Nicht lange zuvor hatte der Kaiser Napoleon ankündigen lassen: „Er habe einen Friedenskongreß zu Prag in Vorschlag gebracht, wo Bevollmächtigte von Frankreich, den vereinigten Staaten von Nordamerika, Dänemark, dem Könige von Spanien und sämmtlichen alliirten Fürsten; und, von der andern Seite, Bevollmächtigte von England, Rußland, Preußen, den spanischen Insurgenten und den übrigen Alliirten dieser kriegführenden Mächte erscheinen und die Grundlagen eines langen Friedens festsetzen sollten." — An wen diese Vorschläge gerichtet, auf welchem Weg, in welcher diplomatischen Form, durch wessen Organ sie geschehen seyn konnten, war dem östreichischen Kabinette, welches blos durch die öffentlichen Blätter zur Kenntniß derselben gelangte, völlig unbekannt. Wie übrigens ein solches Project auch nur eingeleitet, wie aus der Vereinigung so ungleichartiger Elemente, ohne irgend eine einstimmig anerkannte Grundlage, ohne irgend eine planmäßig geordnete Vorarbeit, eine Friedensunterhandlung erwachsen sollte, ließ sich so wenig fassen, daß es erlaubt war, den ganzen Vorschlag weit eher

für ein Spiel der Phantasie, als für die ernstlich gemeinte Aufforderung zu einer großen politischen Maßregel zu halten.

Mit den Schwierigkeiten eines allgemeinen Friedens vollkommen vertraut, hatte Oestreich lange darüber gedacht, ob diesem fernen und mühsam zu erreichenden Ziele nicht allmählig und schrittweise näher gerückt werden könnte; und in diesem Sinne, sowohl gegen Frankreich als gegen Rußland und Preußen, die Idee eines Kontinentalfriedens geäußert. Nicht als ob der östreichische Hof die Nothwendigkeit und den überwiegenden Werth eines, von allen großen Mächten gemeinschaftlich verhandelten und abgeschlossenen Friedens, ohne welchen für Europa weder Sicherheit noch Wohlfahrt zu hoffen ist, auch nur einen Augenblick verkannt oder gemeint hätte, der Kontinent könne bestehen, wenn man je aufhörte, die Trennung von England als ein tödtliches Uebel zu betrachten! Die Unterhandlungen, die Oestreich vorschlug, nachdem durch Frankreichs abschreckende Erklärungen fast jede Hoffnung auf die Theilnahme Englands an einem gemeinschaftlichen Friedensversuche vereitelt worden war, sollten nur als wesentlicher Bestandtheil einer bevorstehenden größern Unterhandlung, eines wahren allgemeinen Friedenskongresses, betrachtet werden; sie sollten diesem zur Vorbereitung dienen, Präliminarartikel dem künftigen Haupttraktate liefern, durch einen langen Kontinentalwaffenstillstand, einer ausgedehntern und gründlichern Verhandlung den Weg bahnen. Wäre der Standpunkt, von welchem Oestreich ausging, ein anderer gewesen, so würden sicherlich Rußland und Preußen, durch die bestimmtesten Verträge an England gebunden, sich nie entschlossen haben, den Einladungen des östreichischen Kabinettes Gehör zu geben.

Nachdem der russische und preußische Hof von einem, für S. M. den Kaiser höchst schmeichelhaften Vertrauen geleitet, sich bereit erklärt hatten, einem Friedenskongreß, unter Oestreichs Vermittlung, die Hand zu bieten, kam es darauf an, der förmlichen Beystimmung des Kaisers Napoleon gewiß zu werden, und von dieser Seite die Maßregeln zu verabreden, die unmittelbar zur Friedensunterhandlung führen sollten. In dieser Absicht entschlossen sich S. M. Ihren Minister der auswärtigen Angelegenheiten in den letzten Tagen des Junymonats nach Dresden zu schicken. Das Resultat dieser Sendung war eine am 30sten Juny abgeschlossene Konvention, durch welche die von S. M. dem Kaiser angebotene Vermittlung zum Behuf eines allgemeinen, und im Falle kein solcher zu Stande kommen könnte, eines vorläufigen Kontinentalfriedens, vom Kaiser Napoleon angenommen wurde. Die Stadt Prag wurde zum Kongreßorte und der 3te July zum Tage der Eröffnung bestimmt. Um die für die Unterhandlungen erforderliche Zeit zu gewinnen, war in derselben Konvention festgesetzt, daß der Kaiser Napoleon den mit Rußland und Preußen bis zum 20sten Juny bestehenden Waffenstillstand vor dem 10ten Aug. nicht aufkündigen würde; und S. M. der Kaiser übernahm es, den russischen und preußischen Hof zu einer gleichen gegenseitigen Erklärung zu vermögen.

Die in Dresden verhandelten Puncte wurden hierauf diesen beyden

Höfen mitgetheilt. Obgleich die Verlängerung des Waffenstillstandes mit manchen Bedenklichkeiten und manchen wesentlichen Inkonvenienzen für sie verknüpft war, überwog doch alle Einwürfe der Wunsch S. M. dem Kaiser einen neuen Beweis ihres Vertrauens zu geben und zugleich vor der Welt zu beurkunden, daß sie keine Aussicht zum Frieden, wie schwach und beschränkt sie auch seyn mogte, vernachlässigen, keinen Versuch, der den Weg dazu bahnen konnte, von sich ablehnen wollten. Die Konvention vom 30. Juny erlitt keine Abänderung, als die, daß der Termin der Eröffnung des Kongresses, weil die letzten Verabredungen so schnell nicht hatten beendigt werden können bis zum 12. July hinausgerückt wurde.

In der Zwischenzeit hatte S. M., da Sie die Hoffnung den Leiden der Menschheit und den Zerrüttungen der politischen Welt durch einen allgemeinen Frieden ein gründliches Ende zu bereiten, noch immer nicht aufgeben konnten, auch einen neuen Schritt bey der brittischen Regierung beschlossen. Der Kaiser Napoleon hatte dieß Vorhaben nicht nur mit anscheinendem Beifall aufgenommen, sondern sich selbst erboten zur Abkürzung der Sache, den deßhalb, nach England abzusendenden Personen, die Reise durch Frankreich zu gestatten. Als es zur Ausführung kommen sollte, fanden sich unerwartete Schwierigkeiten vor; die Ertheilung der Pässe wurde, von einem Termine zum andern, unter unerheblichen Vorwänden, aufgeschoben, zuletzt gänzlich verweigert. Dieser Vorgang lieferte einen neuen und bedeutenden Grund zu gerechten Zweifeln gegen die Aufrichtigkeit der, von dem Kaiser Napoleon mehr als einmahl öffentlich ausgestellten Versicherungen seiner Geneigtheit zum Frieden; zumal da man, nach mehreren seiner Aeußerungen, gerade damals hätte glauben müssen, daß der Seefriede ihm vorzüglich am Herzen liege.

Unterdeßen hatten JJ. MM. der Kaiser von Rußland und der König von Preußen Ihre Bevollmächtigten zum Friedenskongreß ernannt und mit sehr bestimmten Instruktionen versehen; und Beyde trafen, so wie der, von S. M. mit dem Vermittlungsgeschäfte beauftragte, Minister am 12. July zu Prag ein.

Die Unterhandlungen, wenn sie nicht frühzeitig eine Wendung nahmen, die ein erwünschtes Resultat mit Zuversicht voraus sehen ließ, konnten nicht über den 10. August hinaus fortdauern. Bis zu diesem Termine war durch östreichische Vermittlung der Waffenstillstand verlängert; die politische und militärische Lage der Mächte, die Stellungen und Bedürfnisse der Armeen, der Zustand der Länder, welche sie besetzt hatten, der sehnliche Wunsch der verbündeten Souveräns, einer quälenden Ungewißheit ein Ende zu machen, gestattete keine weitere Verlängerung. Ueberdieß konnte der Kaiser Napoleon sich nicht leicht verbergen, wie sehr eine glückliche Abkürzung und ein froher Ausgang des bevorstehenden Geschäfts von seinen Entschließungen abhing.

Mit wahrem Kummer mußten daher S. M., der Kaiser bald inne werden, daß, von französischer Seite nicht nur kein ernsthafter Schritt zur Beschleunigung des großen Werks geschah, sondern vielmehr ganz

so verfahren wurde, als hätte man die Verzögerung der Unterhandlungen und die Vereitelung eines günstigen Erfolgs bestimmt zur Absicht gehabt. Ein französischer Minister befand sich zwar am Orte des Kongresses; doch ohne Auftrag, irgend etwas zu unternehmen, bis der erste Bevollmächtigte erschienen seyn würde. Die Ankunft dieses ersten Bevollmächtigten wurde von einem Tage zum andern vergeblich erwartet. Erst am 21. July erfuhr man, daß ein, beim Abschlusse der Waffenstillstandsverlängerung, zwischen der französischen und russisch-preußischen Kommission, vorgefallener Anstand, — ein Hinderniß von sehr untergeordnetem Belange, das auf den Friedenskongreß keinen Einfluß haben konnte und das, durch Oestreichs Vermittlung, leicht und schnell hätte gehoben werden können — jene befremdende Verspätung erklären und rechtfertigen sollte. Als auch dieser Vorwand beseitigt war, langte endlich der erste französische Bevollmächtigte den 28. July, sechszehn Tage nach dem zur Eröffnung des Kongresses bestimmten Termine, in Prag an.

Gleich in den ersten Tagen der Ankunft dieses Ministers blieb über das Schicksal des Kongresses kaum ein Zweifel mehr übrig. Die Form, in welcher die Vollmachten übergeben und die wechselseitigen Erklärungen eingeleitet werden sollten, — ein Punkt, der früher bereits von allen Seiten zur Sprache gekommen war, — wurde der Gegenstand einer Diskussion, an welcher alle Bemühungen des vermittelnden Ministers scheiterten. Die offenbare Unzulänglichkeit der, den französischen Bevollmächtigten ertheilten, Instruktionen führte einen Stillstand von mehreren Tagen herbey. Nicht eher, als am 6. Aug., überreichten diese Bevollmächtigte eine neue Erklärung, durch welche die obwaltende Schwierigkeit in Rücksicht der Form nicht gehoben, die Unterhandlung ihrem wesentlichen Zwecke um keinen Schritt näher gebracht wurde. Unter einem fruchtlosen Notenwechsel über jene vorläufige Frage gelangte man an den 10. August. Die russischen und preußischen Bevollmächtigten konnten diesen Termin nicht überschreiten; der Kongreß war beendigt; und der Entschluß, den Oestreich zu fassen hatte, war durch den Gang dieses Kongresses, durch die, jetzt ganz vollendete, Ueberzeugung von der Unmöglichkeit des Friedens durch den, längst nicht mehr zweifelhaften Standpunkt, aus welchem S. M. die große Streitfrage betrachteten, durch die Grundsätze und Absichten der Alliirten, in welchen der Kaiser die Seinigen erkannte, endlich durch die bestimmtesten frühern Erklärungen, die keinem Mißverständnisse Raum ließen, zum Voraus entschieden.

Nicht ohne tiefe Betrübniß und allein durch das Bewußtseyn getröstet, daß alle Mittel, den Krieg zu vermeiden, erschöpft worden sind, sieht der Kaiser sich zu diesem Schritte gezwungen. S. M. haben drei Jahre lang mit unermüdeter Beharrlichkeit darnach gestrebt, die Grundlage der Möglichkeit eines dauerhaften Friedens für Oestreich und für Europa, auf milden und versöhnenden Wegen, zu gewinnen. Diese Bemühungen sind vereitelt; kein Hülfsmittel, keine Zuflucht mehr, als bei den Waffen. Der Kaiser ergreift sie ohne persönliche Erbittrung,

aus schmerzhafter Nothwendigkeit, aus unwiderstehlich gebietender Pflicht, aus Gründen, welche jeder treue Bürger seines Staats, welche die Welt, welche der Kaiser Napoleon selbst in einer Stunde der Ruhe und Gerechtigkeit, erkennen und billigen wird. Die Rechtfertigung dieses Krieges ist in dem Herzen jedes Oestreichers, wie jedes Europäers, unter wessen Herrschaft er auch lebe, mit so großen und leserlichen Zügen geschrieben, daß keine Kunst zu Hülfe genommen werden darf, um sie geltend zu machen. Die Nation und die Armee werden das Ihrige thun. Ein, durch gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliches Interesse gestifteter, Bund mit allen, für ihre Unabhängigkeit bewaffneten, Mächten, wird Unsern Anstrengungen ihr volles Gewicht geben. Der Ausgang wird, unter dem Beistande des Himmels, die gerechten Erwartungen aller Freunde der Ordnung und des Friedens erfüllen.

2. Brief an Varnhagen von Ense.*)

Wien, den 7. December 1828.

Mein hochgeschätzter Freund! Ich habe die Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik von ihrer Entstehung an, gehalten, und mit Ausnahme weniger Artikel, gelesen. Die meisten Aufsätze dieses Journals waren, ich kann es nicht läugnen, was auch ihr inneres Verdienst sein mochte, theils zu gelehrt, oder zu dunkel für mich, theils auch, ihrem Inhalt nach, meinem Gesichtskreise zu fern, als daß ich mich anders als sehr kursorisch damit hätte beschäftigen können. Die Ihrigen allein hatten ein durchgängiges und großes Interesse für mich, und, wenn ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen darf, sie sind zuletzt die einzigen geworden, nach denen ich in den Jahrbüchern mit wahrer Begierde suche.

Um diese Artikel nach Verdienst zu loben, möchte ich selbst einen darüber schreiben, und würde dabei wirklich in Verlegenheit sein, was ich am meisten herausheben sollte: Ihren Scharfsinn, Ihre Menschen- und Sachkenntniß, Ihre unpartheiische, ächt-historische und stets siegreiche Polemik, Ihren edeln, und in jeder Rücksicht vortrefflichen Stil. Das ganze, von Manchen hochgepriesene Werk des wort- und bilderreichen Walter Scott ist in meinen Augen bei weitem nicht so viel werth, als Ihre unvergleichliche Recension desselben; und die gedrängte Kürze, mit welcher Sie in sechs Blättern die sechs Bände des Duc de Rovigo, wahr und gerecht, und zugleich vollständig und befriedigend karakterisirten, ist eines Meisters würdig.

Sie haben zweimal in diesen Blättern meiner auf eine ehrenvolle Weise gedacht. Die Epoche meiner Schriftstellerei liegt so weit hinter mir, und ist durch alles, was ich in den letzten zwanzig Jahren erlebt habe, so sehr in mir verwischt worden, daß ich mich kaum mehr dessen,

*) „Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Zwei Theile. Leipzig. Reichenbach. 1836." 8. Th. II. S. 232.

was ich in jener Epoche etwa geleistet haben mag, erinnere. Vielleicht hätte ich besser gethan, die frühere Laufbahn nicht zu verlassen; das Schicksal hat mich in eine andre geworfen, deren Illusionen mich eine Zeitlang schadlos hielten. Wie ich auch jetzt darüber denken mag, ich bin einmal darauf gefaßt, und muß, im Gefühl der Unvollkommenheit jener Versuche, sogar wünschen, als Schriftsteller vergessen zu werden. Nichts desto weniger giebt es Augenblicke, wo die alte Eitelkeit in mir erwacht; und von einem Manne Ihres Gehalts mit Beifall genannt zu werden, schmeichelt mir mehr, als ich selbst geglaubt hätte. Ich nehme daher ihre **mention honorable** mit dem innigsten und wärmsten Danke an; sie freut mich um so mehr, als einiger Muth dazu gehört, vor dem heutigen Publikum von einem Obskuranten und Turkophilen Gutes zu sagen.

Auch Sie, mein hochgeschätzter Freund, stehen noch zwischen der Schriftstellerei und dem praktischen Leben mitten inne. Ich bin überzeugt, daß der Preußische Staat Sie als Geschäftsmann hoch zu halten, alle Ursach hat. Und gleich wohl kann ich mich des geheimen Wunsches nicht erwehren, daß Ihnen möglichst viel Zeit zu freien Ausarbeitungen bleibe, weil ich in Deutschland wenige, sehr wenige kenne; die gediegnere Werke zu liefern vermöchten, und weil mir selbst Ihre kleinsten Aufsätze lieber sind, als die meisten Depeschen, die ich zu lesen verdammt bin.

Haben Sie die Güte mich Ihrer liebenswürdigen Gemahlin zu empfehlen. Ich weiß gewiß, daß sie mich nie aufgegeben hat, wenn wir uns gleich durch Briefe nicht mehr mit einander verständigen können. Sagen Sie ihr, daß ich mich ziemlich wohl befinde, daß mir aber häufig (welches sie ohne Zweifel sehr mißbilligen wird) gewisse Verse des alten Haller vor der Seele schweben, die ich, um diesen Brief nicht so melancholisch zu schließen, auf ein abgesondertes Blatt schreiben will.

Behalten Sie übrigens in gutem und freundlichen Andenken

Ihren sehr ergebenen

Gentz.

LXVI. August Wilhelm von Schlegel.

(1767.)

1. Ueber Shakspeare's Romeo und Julie. *)

(1797.)

(Erster Band. S. 387.)

Man hat viel Gewicht auf den Umstand gelegt, daß Shakspeare die diesem Schauspiel zum Grunde liegende Geschichte sogar in kleinen Besonderheiten ohne alle eigne Erfindung grade so genommen, wie er sie vorfand. Auch mir scheint dieser Umstand merkwürdig, aber in einer andern Hinsicht. Der Dichter, der, ohne auf den Stoff auch nur ent-

*) „Kritische Schriften von August Wilhelm von Schlegel. Berlin. G. Reimer. 1828. Zwei Theile." 8.

fernt Ansprüche zu machen, die ganze Macht seines Genius auf die Gestaltung wandte, setzte ohne Zweifel das Wesen seines Geschäftes einzig in diese, sonst hätte er fürchten müssen, man werde ihm zugleich mit dem Eigenthum des Stoffes alles Verdienst absprechen. Er hatte also feinere, geistigere Begriffe von der dramatischen Kunst, als man gewöhnlich ihm zuzuschreiben geneigt ist. Aber auch von der Bildung der Zuschauer, für die Shakspeare eine so allgemein bekannte und populäre Erzählung (denn dieß war sie damals) dramatisch bearbeitete, erweckt es eine günstige Vorstellung, daß sie nicht durch materielle Neuheit gereizt zu werden verlangten, und daß es ihnen mehr auf das Wie als das Was ankam. Vielleicht ließe es sich aus mancherlei Andeutungen wahrscheinlich genug zeigen, daß die Engländer in jenem Zeitalter, trotz ihrer Unwissenheit und einer gewissen Rauhheit der Sitten, mehr dichterischen Sinn und einen freieren Schwung der Einbildungskraft gehabt haben, als je nachher.

In vielen andern Schauspielen ist Shakspeare, was den Gang der Begebenheiten betrifft, irgend einer alten Chronik, oder einer schlechten Uebersetzung des Plutarch, oder einer Novelle, mit eben so gewissenhafter Treue gefolgt, als im Romeo. Wo er blos Winke benutzt, oder unabhängig ersonnen zu haben scheint, ist man vielleicht den rechten Quellen noch nicht auf der Spur, oder sie können auch verloren gegangen seyn. Ueber diesen Punkt haben hauptsächlich die neuesten Herausgeber, Steevens und Malone, so viele vorher vernachläßigte Entdeckungen gemacht, daß sich noch manche erwarten lassen, wenn mit ihrem forschenden Fleiße fortgefahren wird. Die Geschichte Romeo's und Juliens war aus des Luigi da Porta ursprünglicher Erzählung von Bandello, Boisteau und Belleforest in ihre Novellensammlungen aufgenommen worden. Auch hatte man vor Shakspeare's Zeit verschiedene Uebertragungen ins Englische. Die, welche er, wie nunmehr ausgemacht ist, wo nicht ausschließend, vorzüglich vor Augen gehabt, heißt: **The tragicall Hystory of Romeus and Juliet: Contayning in it a rare Example of true Constancie etc.**, und ist in Versen abgefaßt. Ihrer Seltenheit wegen hat Malone sie hinter dem Romeo von neuem abdrucken lassen, so daß nun jeder die Vergleichung anstellen kann. Shakspeare hat sie eben nicht zu fürchten. Giebt es doch nichts gedehnteres, langweiligeres als diese gereimte Historie, welche

> Sein Geist, so wie der reiche Stein der Weisen,
> In Schönheit umschuf und in Würdigkeit.

Nur die Freude, diese wundervolle Umwandlung deutlicher einzusehen, kann die Mühseligkeit vergüten, mehr als dreitausend sechs- und siebenfüßige Jamben durchzulesen, die in Ansehung alles dessen, was uns in dem Schauspiele ergötzt, rührt und hinreißt, ein leeres Blatt sind. Mit der trockensten Kürze vorgetragen, werden die unglücklichen Schicksale der beiden Liebenden das Herz und die Fantasie immer noch treffen; aber hier wird unter den breiten, schwerfälligen Anmaßungen einer anschaulich schildernden und redneriſchen Erzählung die Theilnahme

gänzlich erstickt. Wie viel war nicht wegzuräumen, ehe dieser gestaltlosen Masse Leben und Seele eingehaucht werden konnte! In manchen Stücken verhält sich das Gegebene und das, was Shakspeare daraus gemacht, wie die ungefähre Beschreibung einer Sache zu der Sache selbst. — — —

Shakspeare's gewöhnliche Anhänglichkeit an etwas Vorhandenes läßt sich nicht ganz aus der vielleicht von ihm gehegten Meynung erklären, als ob dieß Pflicht sey, noch weniger aus einem bloßen Bedürfnisse; denn zuweilen hat er dreist genug durch einander geworfen, was ihm in der ursprünglichen Beschaffenheit untauglich schien, und seine Erfindsamkeit, besonders in komischen Situationen, glänzend bewährt. Welche Fülle und Leichtigkeit er gehabt, weiß man: konnte ihm sein Ueberfluß nicht das Wählen und Anordnen erschweren, wenn er das unermeßliche Gebiet der Dichtung bloß nach Willkühr durchschweifte? Bedurfte er vielleicht einer äußern Umgränzung, um sich der Freiheit seines Genius wohlthätig bewußt zu werden? In der entlehnten Fabel baut er immer noch einen höheren, geistigern Entwurf, worin sich seine Eigenthümlichkeit offenbart. Sollte nicht eben die Fremdheit des rohen Stoffes zu manchen Schönheiten Anlaß gegeben haben, indem die nur durch gröbere Bande zusammenhängenden Theile durch die Behandlung erst innere Einheit gewannen? Und diese Einheit, wo sie sich mit scheinbaren Widersprüchen beisammen findet, bringt eben jenen wundervollen Geist hervor, dem wir immer neue Geheimnisse ablocken, und nicht müde werden ihn zu ergründen.

Mit der letzten Bemerkung ziele ich mehr auf einige andre Stücke, als auf den Romeo. Dieser ist voll tiefer Bedeutung, aber doch einfach; es sind keine Räthsel darin zu entziffern. Daß Shakspeare sowohl durch die bestimmte und leicht übersehbare Begränzung der Handlung, als durch eine nicht nur die Theilnahme, sondern auch die Neugier spannende Verflechtung, den bloß technischen Foderungen an den Mechanismus des Drama's hier mehr Genüge geleistet hat, als er meistens pflegt, ist ein fremdes und zufälliges Verdienst: denn es lag in der Novelle, und doch war es gewiß nicht diese Beschaffenheit, was sie ihm zur dramatischen Bearbeitung empfahl. Das Zusammendrängen der Zeit, worin die Begebenheiten vorgehn, gehört schon weniger zu den Aeußerlichkeiten: sie folgt dem reißenden Strome der Leidenschaften. Das Schauspiel endigt mit dem Morgen des sechsten Tages, da sich in der Erzählung alles in langen Zwischenräumen hinschleppt. Doch sollten wir Shakspeare'n wohl so genau nicht nachrechnen, der diese Dinge mit einer heroischen Nachlässigkeit treibt, und unter andern die Gräfin Capulet, die im ersten Aufzuge eine junge Frau von noch nicht dreißig Jahren ist, im letzten plötzlich von ihrem hohen Alter reden läßt.

Die Feindschaft der beiden Familien ist der Angel, um welchen sich alles dreht: sehr richtig hebt also die Exposition mit ihr an. Der Zuschauer muß ihre Ausbrüche selbst gesehen haben, um zu wissen, welch unübersteigliches Hinderniß sie für die Vereinigung der Liebenden ist. Die Erbitterung der Herren hat an den Bedienten etwas plumpe aber

kräftige Repräsentanten: es zeigt, wie weit sie geht, daß selbst diese albernen Gesellen einander nicht begegnen können, ohne sogleich in Händel zu gerathen. Romeo's Liebe zu Rosalinden macht die andre Hälfte der Exposition aus. Sie ist vielen ein Anstoß gewesen, auch Garrick hat sie in seiner Umarbeitung weggeschafft. Ich möchte sie mir nicht nehmen lassen; sie ist gleichsam die Ouvertüre zu der musikalischen Folge von Momenten, die sich alle aus dem ersten entwickeln, wo Romeo Julien erblickt. Das Stück würde, nicht in pragmatischer Hinsicht, aber lyrisch genommen (und sein ganzer Zauber beruht ja auf der zärtlichen Begeisterung, die es athmet) unvollständig seyn, wenn es die Entstehung seiner Leidenschaft für sie nicht in sich begriffe. Sollten wir ihn aber anfangs in einer gleichgültigen Stimmung sehn? Wie wird seine erste Erscheinung dadurch gehoben, daß er, schon von den Umgebungen der kalten Wirklichkeit gesondert, auf dem geweiheten Boden der Fantasie wandelt! Die zärtliche Bekümmerniß seiner Eltern, sein unruhiges Schmachten, seine verschlossene Schwermuth, sein schwärmerischer Hang zur Einsamkeit, alles an ihm verkündigt den Günstling und das Opfer der Liebe. Seine Jugend ist wie ein Gewittertag im Frühlinge, wo schwüler Duft die schönsten üppigsten Blüthen umlagert. Wird sein schneller Wankelmuth die Theilnahme von ihm abwenden? Oder schließen wir vielmehr von der augenblicklichen Besiegung des ersten Hanges, der schon so mächtig schien, auf die Allgewalt des neuen Eindrucks? Romeo gehört wenigstens nicht zu den Flatterhaften, deren Leidenschaft sich nur an Hoffnungen erhitzt, und doch in der Befriedigung erkaltet. Ohne Aussicht auf Erwiederung hingegeben, flieht er die Gelegenheit, sein Herz auf andre Gegenstände zu lenken, die ihm Benvolio zu suchen anräth; und ohne ein Verhängniß, das ihn mit widerstrebenden Ahndungen auf den Ball in Capulets Hause führt, hätte er noch lange um Rosalinden seufzen können. Er sieht Julien, das Loos seines Lebens ist entschieden. Jenes war nur willig gehegte Täuschung, ein Gesicht der Zukunft, der Traum eines sehnsuchtsvollen Gemüths. Die zartere Innigkeit, der heiligere Ernst seiner zweiten Leidenschaft, die doch eigentlich seine erste ist, wird unverkennbar bezeichnet. Dort staunt er über die Widersprüche der Liebe, die wie ein fremdes Kleid ihm noch nicht natürlich sitzt; hier ist sie mit seinem Wesen zu sehr eins geworden, als daß er sich noch von ihr unterscheiden könnte. Dort schildert er seine hoffnungslose Pein in sinnreichen Gegensätzen; hier bringt ihn die Furcht vor der Trennung zur wildesten Verzweiflung, ja fast zum Wahnsinne. Seine Liebe zu Julien schwärmt nicht müßig, sie handelt aus ihm mit dem entschlossensten Nachdrucke. Daß er sein Leben wagt, um sie in der Nacht nach dem Balle im Garten zu sprechen, ist ein geringes; der Schwierigkeiten, die sich seiner Verbindung mit ihr entgegensetzen, wird nicht gedacht; wenn sie nur sein ist, bietet er allen Leiden Trotz.

Julie durfte nicht an Liebe gedacht haben, ehe sie den Romeo sah: es ist das erste Entfalten der jungfräulichen Knospe. Ihre Wahl ist ebenfalls augenblicklich:

Amor' al cor gentil ratto s'appendre;
Die Liebe zündet ſchnell in edlen Herzen;

aber ſie gilt für ewig. Es wäre unmöglich, ſie für nichts weiter als ein unbeſonnenes Mädchen zu halten, die im Gedränge unbeſtimmter Regungen, deren ſie ſich zum erſtenmale bewußt wird, gleichviel auf welchen Gegenſtand verfällt. Man glaubt mit den beiden Liebenden, daß hier keine Verblendung Statt finden kann, daß ihr guter Geiſt ſie einander zuführt. In Juliens Hingebung iſt noch eine göttliche Freiheit ſichtbar. Zürnet nicht mit ihr, daß ſie ſo leicht gewonnen wird: ſie iſt ſo jung und ungekünſtelt, ſie weiß von keiner andern Unſchuld, als ohne Falſch dem Rufe ihres innerſten Herzens zu folgen. Im Romeo kann nichts ihre Zartheit zurückſcheuchen, noch die feinſten Foderungen einer wahrhaft von Liebe durchdrungenen Seele verletzen. Sie redet offen mit ihm und mit ſich ſelbſt: ſie redet nicht mit vorlauten Sinnen, ſondern nur laut, was das ſittſamſte Weſen denken darf. Ohne Rückhalt geſteht ſie ſich die ungeduldige Erwartung, womit ſie am nächſten Abend ihrem Geliebten entgegenſieht, denn ſie fühlt, daß holde Weiblichkeit ihr auch in den Augenblicken des Taumels zur Seite ſtehen, und jede Gewährung heiligen wird. Im Gedränge zwiſchen ſchüchternen Wallungen und den Bildern ihrer entflammten Fantaſie ergießt ſie ſich in einen Hymnus an die Nacht, und fleht ſie an, ſowohl dieſen Regungen, als der verſtohlnen Vermählung ihren Schleier zu gönnen.

Der früheſte Wunſch der Liebe iſt zu gefallen; er beſeelt auch die erſte Annäherung Romeo's und Juliens beim Tanze. Es iſt unendliche Anmuth über ihre Reden hingehaucht, wie ſie nur aus dem reinſten Sittenadel und natürlicher Schönheit der Seele hervorgehen kann. Wie zart weiß Romeo die Kühnheit ſeiner Bitten unter Bildern der ſchüchternen Anbetung zu verſchleiern! Ein in der Nähe ſo vieler Zeugen geraubter Kuß darf uns nicht befremden: man führt Beiſpiele an, welche zeigen, daß dieß zu Shakſpeare's Zeiten nicht für eine bedeutende Vertraulichkeit galt. Vielleicht dachte er aber auch an die freiere Lebensweiſe ſüdlicher Länder, die ihm hier oft vorgeſchwebt hat, ſo daß durch das Ganze hin eine Italiäniſche Luft zu wehen ſcheint. Ich denke, dem Sinne des Dichters gemäß müßte dieß Geſpräch ſo vorgeſtellt werden, daß Romeo, wie Julie nach dem Tanz ausruht, an der Rücklehne ihres Sitzes ſteht und ſich ſeitwärts zu ihr hinüber neigt. Gröber kann man wohl nicht mißverſtehen, als der Maler, der auf einem Bilde der **Shakspeare's**-Gallery den Romeo als Pilger verkleidet vor Julien hintreten läßt, weil ſie ihn Pilger nennt, indem ſie die liebliche Tändelei ſeiner Anrede fortführt.

Die Unterredung im Garten hat einen romantiſchen Schwung, und doch iſt auch hier das Bildlichſte und Fantaſiereichſte immer mit der Einfalt verſchwiſtert, woran man die unmittelbaren Eingebungen des Herzens erkennt. Welche ſüßen Geheimniſſe verräth uns die Allwiſſenheit des Dichters! Nur die verſchwiegene Nacht darf Zeugin dieſer rührenden Klagen, dieſer hohen Betheuerungen, dieſer Geſtändniſſe, dieſes Abſchiednehmens und Wiederkommens ſeyn. Die arme Kleine!

daß die streitenden Elemente des Lebens, in ihrer höchsten Energie zu einander gemischt, ungestüm aufbrausen,

— wie Feu'r und Pulver
Im Kusse sich verzehrt;

da das Stück, könnte man sagen, durchhin eine große Antithese ist, wo Liebe und Haß, das Süßeste und das Herbeste, Freudenfeste und düstre Ahndungen, liebkosende Umarmungen und Todtengrüfte, blühende Jugend und Selbstvernichtung unmittelbar beisammen stehen, so wird auch Mercutio's fröhlicher Leichtsinn der schwermüthigen Schwärmerei des Romeo in einem großen Sinne zugesellt und entgegengesetzt. Mercutio's Witz ist nicht die kalte Geburt von Bestrebungen des Verstandes, sondern geht aus der unruhigen Keckheit seines Gemüths unwillkührlich hervor. Eben das reiche Maaß von Fantasie, das im Romeo mit tiefem Gefühle gepaart, einen romantischen Hang erzeugt, nimmt im Mercutio unter den Einflüssen eines hellen Kopfes eine genialische Wendung. In beiden ist ein Gipfel der Lebensfülle sichtbar, in beiden erscheint auch die vorüberrauschende Flüchtigkeit des Köstlichsten, die vergängliche Natur aller Blüthen, über die das ganze Schauspiel ein so zartes Klagelied ist. Eben sowohl wie Romeo ist Mercutio zu frühzeitigem Tode bestimmt. Er geht mit seinem Leben um, wie mit einem perlenden Weine, den man auszutrinken eilt, ehe der rege Geist verdampft. Immer aufgeweckt, immer ein Spötter, ein großer Bewunderer der Schönen, wie es scheint, obgleich ein verstockter Ketzer in der Liebe, so muthig als muthwillig, so bereit mit dem Degen als mit der Zunge zu fechten, wird er durch eine tödtliche Wunde nicht aus seiner Laune gebracht, und verläßt mit einem Spaße die Welt, in der er sich über alles lustig gemacht hat. — — —

Liebe ist die Poesie des Lebens: wie sollte sie über ihren Gegenstand nicht dichten? Je entferntere und ungleichartigere Bilder sie herbeiruft, desto sinnreicher müssen ihre Gleichnisse scheinen und was der müßige Witz mühsam sucht, um zu glänzen, darein verfällt die ausschweifende Leidenschaft unwillkührlich. Unbegriffene Widersprüche liegen im Wesen der Liebe; sie kann sich auch bei der schönsten Erwiederung nicht in vollkommene Harmonie auflösen, und ist daher schon an sich geneigt, sich antithetisch zu äußern. Noch natürlicher ist ihr dieß, sobald äußerliche Verhältnisse sie drängen. Ein Wortspiel ist ein Gegensatz oder eine Vergleichung zwischen dem Sinne der Wörter und ihrem Klange; und wie in der Liebe überhaupt das Geistige und das Sinnliche sich innigst zu verschmelzen strebt, wie sie die zartesten Anspielungen des einen auf das andre wahrnimmt und sich daran weidet, so kann sie auch mit Aehnlichkeiten der Töne ahndungsvoll spielen.

Man verwirft gewöhnlich alle Wortspiele als etwas kindisches und unnatürliches. Ist das erste gegründet, so kann das zweite nicht seyn; und die Erfahrung zeigt allerdings, daß Kinder sich gern mit den hörbaren Bestandtheilen der Wörter zu schaffen machen, und sie auf andre Bedeutungen wenden. Die Liebe aber in ihrer unbefangensten Hingegebenheit versetzt die Seele bei entwickelten Organen und blühender

Lebensfülle auf gewisse Weise in den Stand der Kindheit zurück. Ohne es zu wollen, habe ich Petrarca's Apologie gemacht, dessen wunderbare Bilder und Gleichnisse, immer wiederkehrende Gegensätze und leise mystische Anspielungen auch so vielen Lesern und Kunstrichtern ein Aergerniß gegeben haben. Seine idealische, ätherische, im Entsagen schwelgende Anbetung Laura's hat nichts mit der jugendlichen Kraft und Glut gemein, die Romeo'n und Julien für einander zu leben und zu sterben treibt: aber der Stil seiner Poesie hat viel Aehnlichkeit mit dem Colorit des zärtlichen Ausdrucks in unserm Schauspiele.

Ich möchte noch weiter gehn und behaupten, nicht nur den Freuden und der süßen Pein einer Leidenschaft, wie die hier dargestellte ist, welche die äußerste Entzündbarkeit der Fantasie voraussetzt, sey kühne Bildlichkeit und antithetische Wortfülle eigen; auch das niederwerfendste Leiden, das aus ihr herfließt, der herbeste Schmerz über Verlust oder Tod des Geliebten, verläugne in der Art sich zu äußern seinen Ursprung nicht ganz. Aus diesem Gesichtspunkte, dessen Richtigkeit sich durch mancherlei Erfahrungen bestätigen ließe, betrachte man die Scenen, wo die beiden Liebenden über Romeo's Verbannung außer sich sind, und Romeo's letzte Rede: und sie sind gerechtfertigt.

Immerhin mag der dramatisirende Rhetor bei den frostigen Declamationen, die er an die Stelle der Ergießungen entflammter Leidenschaft setzt, sich ähnlicher Mittel bedienen: wer irgend Empfänglichkeit hat, oder bei wem Vorurtheile ihr nicht in den Weg treten, der wird nicht in Gefahr seyn, jene mit diesen zu verwechseln; er hat an der Wirkung einen untrüglichen Prüfstein. Es lassen sich auch Kennzeichen angeben, allein ihre Anwendung auf den bestimmten Fall fodert immer noch einen Sinn, den man niemanden geben kann. Das wesentlichste Kennzeichen ist die Natur der dargestellten Empfindungen selbst, ihre Tiefe, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Consequenz. Ferner wird durch allen declamatorischen Pomp das Bildlose und Abstracte häufig nur schlecht verkleidet: denn nur eine arme Fantasie, die nicht durch das Bedürfniß des Gefühls in Schwung gesetzt wird, braucht zu dem Vorsatze, geschmückt zu erscheinen, ihre Zuflucht zu nehmen; jedoch es ist ein vergebliches Bemühen, durch den Umweg des todten Begriffs in das Leben zurückkehren zu wollen. Auch wird der Dichter, welcher auf Kosten der Wahrheit und Schicklichkeit zu glänzen strebt, die vertrauliche Nachlässigkeit in den Reden, den Schein augenblicklicher Entstehung eher vermeiden als suchen. Er wird besorgen, das Unbewußtseyn der redenden Personen, daß sie etwas außerordentliches sagen, weil es für ihre Lage höchst natürlich ist, möchte den Zuhörer täuschen, und das Gesuchte seinen einzigen Werth verlieren, indem es für leicht gefunden gilt. Im Romeo bietet sich das Dialogische, Freie, aus der Quelle Strömende selbst der bildlichsten und im höchsten Grade antithetischen Reden überall dar; es im einzelnen zu entwickeln, würde mich zu weit führen.

Da ich dem Tadel so angesehener Englischer Kunstrichter habe widersprechen müssen, so freut es mich dagegen, den Ausspruch eines Deutschen aufstellen zu können, der gewiß unbestechlich durch falschen Schimmer

und ein Antipode alles Fantastischen und Ueberspannten war. Lessing erklärte Romeo und Julie für das einzige Trauerspiel, das er kenne, woran die Liebe selbst habe arbeiten helfen. Ich weiß nicht schöner zu schließen, als mit diesen einfachen Worten, in denen so viel liegt. Ja man darf dieß Gedicht ein harmonisches Wunder nennen, dessen Bestandtheile nur jene himmlische Gewalt so verschmelzen konnte. Es ist zugleich bezaubernd süß und schmerzlich, rein und glühend, zart und ungestüm, voll elegischer Weichheit und tragisch erschütternd.

2. Der Unterschied des Klassischen und Romantischen. *)

(Erster Theil. S. 12.)

— — — Die menschliche Natur ist in ihrer Grundlage einfach; aber alle Nachforschungen zeigen uns, keine Grundkraft in der gesammten Natur sey auf solche Weise einfach, daß sie sich nicht in sich selbst spalten und in entgegengesetzte Richtungen auseinander gehen könnte. Das ganze Spiel lebendiger Bewegung beruht auf Einstimmung und Gegensatz. Warum sollte sich diese Erscheinung nicht auch in der Geschichte der Menschheit im großen wiederholen? Vielleicht wäre mit diesem Gedanken der wahre Schlüssel zur alten und neuen Geschichte der Poesie und der schönen Künste gefunden. Die, welche dieß annahmen, haben für den eigenthümlichen Geist der modernen Kunst, im Gegensatz mit der antiken oder classischen, den Namen romantisch erfunden: Allerdings nicht unpassend: das Wort kommt her von **romance**, der Benennung der Volkssprachen, welche sich durch die Vermischung des Lateinischen mit den Mundarten des Altdeutschen gebildet hatten, gerade wie die neuere Bildung aus den fremdartigen Bestandtheilen der nordischen Stammesart und der Bruchstücke des Alterthums zusammengeschmolzen ist, da hingegen die Bildung der Alten weit mehr aus einem Stücke war.

Diese vorläufig nur so hingestellte Ansicht würde in hohem Grade einleuchtend werden, wenn sich zeigen ließe, daß derselbe Gegensatz zwischen dem Streben der Alten und Neueren symmetrisch, ja ich möchte sagen systematisch, durch alle Aeußerungen des künstlerischen Vermögens (so weit wir sie bey jenen kennen) hindurch geht; sich in der Musik und den bildenden Künsten wie in der Poesie offenbart; welche Aufgabe in ihrem ganzen Umfange noch zu lösen steht, wiewohl manches einzelne vortrefflich bemerkt und angedeutet worden ist.

Um Schriftsteller zu nennen, welche im Auslande geschrieben haben, und früher, als in Deutschland diese sogenannte Schule aufgekommen: in der Musik hat Rousseau den Gegensatz anerkannt; und gezeigt, wie Rhythmus und Melodie das herrschende Princip der antiken, Harmonie der modernen Musik sey. Er verwirft aber einseitig die letztere, worin

*) „Ueber dramatische Kunst und Literatur. Vorlesungen von August Wilhelm Schlegel. Heidelberg. Mohr und Zimmer. 1809—1811. 8." I. II. 1. 2.

wir ganz und gar nicht mit ihm einig seyn können. Ueber die bildenden Künste thut Hemsterhuys den sinnreichen Ausspruch; die alten Maler seyen vermuthlich zu sehr Bildhauer gewesen, die neueren Bildhauer seyen zu sehr Maler. Dieß trifft den eigentlichen Punkt; denn, wie ich es in der Folge deutlicher entwickeln werde, der Geist der gesammten antiken Kunst und Poesie ist plastisch, so wie der modernen pittoresk. — — —

Für unsern Zweck, nämlich um die Haupteintheilung zu rechtfertigen, welche wir in der Kunstgeschichte machen, und wonach wir folglich auch die Geschichte der dramatischen Literatur abzuhandeln gedenken, möchte es hinreichen, diese so in die Augen fallende Entgegensetzung des Antiken oder Classischen und des Romantischen nur aufgestellt zu haben. Da indessen einseitige Bewunderer der Alten immer fortfahren zu behaupten, alle Abweichung von ihnen sei nichts als eine Grille der neuesten Kritiker, welche geheimnißvoll davon sprächen, ihm aber keinen gültigen Begriff unterzulegen wüßten: so will ich eine Erklärung über den Ursprung und Geist des Romantischen zu geben versuchen, und man urtheile alsdann, ob der Gebrauch des Wortes und die Anerkennung der Sache dadurch gerechtfertigt wird.

Die Bildung der Griechen war vollendete Naturerziehung. Von schönem und edlem Stamme, mit empfänglichen Sinnen und einem heitern Geiste begabt, unter einem milden Himmel, lebten und blühten sie in vollkommener Gesundheit des Daseyns, und leisteten durch die seltenste Begünstigung der Umstände alles, was der in den Schranken der Endlichkeit befangene Mensch leisten kann. Ihre gesammte Kunst und Poesie ist der Ausdruck vom Bewußtseyn dieser Harmonie aller Kräfte. Sie haben die Poetik der Freude ersonnen.

Ihre Religion war Vergötterung der Naturkräfte und des irdischen Lebens, aber dieser Dienst, der bey andern Völkern die Fantasie mit scheuslichen Bildern verdüsterte, und das Herz zur Grausamkeit abhärtete, gestaltete sich hier groß, würdig und milde. Der Aberglaube, sonst der Tyrann der menschlichen Anlagen, schien zu deren freyester Entwickelung die Hand bieten zu wollen: er hegte die Kunst, die ihn schmückte, und aus Götzen wurden Ideale.

Allein wie weit die Griechen auch im Schönen und selbst im Sittlichen gediehen, so können wir ihrer Bildung doch keinen höheren Charakter zugestehen, als den einer geläuterten, veredelten Sinnlichkeit. Es versteht sich, daß dieß im ganzen und großen genommen werden muß. Einzelne Ahndungen der Philosophen, Blitze der dichterischen Begeisterung machen eine Ausnahme. Der Mensch kann sich nie ganz vom Unendlichen abwenden, einzelne verlorne Erinnerungen werden von der eingebüßten Heimath zeugen; aber es kommt auf die herrschende Richtung seiner Bestrebungen an.

Die Religion ist die Wurzel des menschlichen Daseyns. Wäre es dem Menschen möglich, alle Religion, auch die unbewußte und unwillkührliche zu verläugnen, so würde er ganz Oberfläche werden, und kein Inneres mehr haben. Wenn dieses Centrum verrückt wird, so muß sich

folglich darnach die gesammte Wirksamkeit der Gemüths- und Geistes-kräfte anders bestimmen.

Und dieß ist denn auch im neuern Europa durch die Einführung des Christenthums geschehen. Diese eben so erhabene als wohlthätige Religion hat die erschöpfte und versunkene alte Welt wiedergeboren, sie ist das lenkende Prinzip in der Geschichte der neueren Völker geworden, und noch jetzt, da viele ihrer Erziehung entwachsen zu seyn wähnen, werden sie in der Ansicht aller menschlichen Dinge weit mehr durch deren Einfluß bestimmt, als sie selbst wissen.

Nächst dem Christenthum ist die Bildung Europa's seit dem Anfang des Mittelalters durch die germanische Stammesart der nordischen Eroberer, welche in ein ausgeartetes Menschengeschlecht neue Lebensregung brachten, entschieden worden. Die strenge Natur des Nordens drängt den Menschen mehr in sich selbst zurück, und was der spielenden freyen Entfaltung der Sinne entzogen wird, muß bey edlen Anlagen dem Ernst des Gemüths zu Gute kommen. Daher die biedre Herzlichkeit, womit die altdeutschen Völkerschaften das Christenthum aufnahmen, so daß es nirgends so tief ins Innere gedrungen ist, sich so kräftig wirksam bewährt und mit allen menschlichen Gefühlen verwebt hat.

Aus dem rauhen aber treuen Heldenmuth der nordischen Eroberer entstand durch Beymischung christlicher Gesinnungen das Ritterthum, dessen Zweck darin bestand, die Uebung der Waffen durch heilig geachtete Gelübde vor jedem rohen und niedrigen Misbrauch der Gewalt zu bewahren, worin sie so leicht verfällt.

Zu der ritterlichen Tugend gesellte sich ein neuer und sittsamerer Geist der Liebe, als einer begeisterten Huldigung für ächte Weiblichkeit, die nun erst als der Gipfel der Menschheit verehrt wurde, und unter dem Bilde jungfräulicher Mütterlichkeit von der Religion selbst aufgestellt, alle Herzen das Geheimniß reiner Güte ahnden ließ.

Da das Christenthum sich nicht wie der heidnische Götterdienst mit gewissen äußern Leistungen begnügte, sondern den ganzen innern Menschen mit seinen leisesten Regungen in Anspruch nahm, so rettete sich das Gefühl der sittlichen Selbstständigkeit in das Gebiet der Ehre hinüber: gleichsam einer weltlichen Sittenlehre neben der religiösen, die sich oft im Widerspruche mit dieser behauptete, aber ihr dennoch insofern verwandt war, daß sie niemals die Folgen berechnete, sondern unbedingt Grundsätze des Handelns heiligte, als Glaubens-Wahrheiten über alle Untersuchung grübelnder Vernunft erhaben.

Ritterthum, Liebe und Ehre sind nebst der Religion selbst die Gegenstände der Naturpoesie, welche sich im Mittelalter in unglaublicher Fülle ergoß, und einer mehr künstlerischen Bildung des romantischen Geistes voranging. Diese Zeit hatte auch ihre Mythologie, aus Ritterfabeln und Legenden bestehend, allein ihr Wunderbares und ihr Heroismus war dem der alten Mythologie ganz entgegengesetzt.

Einige Denker, die übrigens die Eigenthümlichkeit der Neueren eben so begreifen und ableiten wie wir, haben das Wesen der nordischen

Poesie in die Melancholie gesetzt, und, gehörig verstanden, haben wir nichts hiegegen einzuwenden.

Bey den Griechen war die menschliche Natur selbstgenügsam, sie ahndete keinen Mangel, und strebte nach keiner andern Vollkommenheit, als die sie wirklich durch ihre eigenen Kräfte erreichen konnte. Eine höhere Weisheit lehrt uns, die Menschheit habe durch eine große Verirrung die ihr ursprünglich bestimmte Stelle eingebüßt, und die ganze Bestimmung ihres irdischen Daseyns sey, dahin zurückzustreben, welches sie jedoch, sich selbst überlassen, nicht vermöge. Jene sinnliche Religion wollte nur äußere vergängliche Segnungen erwerben; die Unsterblichkeit, insofern sie geglaubt wurde, stand in dunkler Ferne wie ein Schatten, ein abgeschwächter Traum dieses wachen hellen Lebenstages. In der christlichen Ansicht hat sich alles umgekehrt: die Anschauung des Unendlichen hat das Endliche vernichtet; das Leben ist zur Schattenwelt und zur Nacht geworden, und erst jenseits geht der ewige Tag des wesentlichen Daseyns auf. Eine solche Religion muß die Ahndung, die in allen gefühlvollen Herzen schlummert, zum deutlichen Bewußtseyn wecken, daß wir nach einer hier unerreichbaren Glückseligkeit trachten, daß kein äußerer Gegenstand jemals unsre Seele ganz wird erfüllen können, daß aller Genuß eine flüchtige Täuschung ist. Und wenn nun die Seele gleichsam unter den Trauerweiden der Verbannung ruhend, ihr Verlangen nach der fremd gewordenen Heimath ausathmet, was anders kann der Grundton ihrer Lieder seyn als Schwermuth? So ist es denn auch: die Poesie der Alten war die des Besitzes, die unsrige ist die der Sehnsucht; jene steht fest auf dem Boden der Gegenwart, diese wiegt sich zwischen Erinnerung und Ahndung. Man misverstehe dieß nicht, als ob alles in einförmige Klage verfließen, und die Melancholie sich immer vorlaut aussprechen müßte. Wie in der heitern Weltansicht der Griechen die herbe Tragödie dennoch möglich war, so kann auch die aus der oben geschilderten entsprungene romantische Poesie alle Stimmungen bis zur fröhlichsten durchgehen, aber sie wird immer in einem namenlosen Etwas Spuren ihrer Quelle an sich tragen. Das Gefühl ist im ganzen bey den Neueren inniger, die Fantasie unkörperlicher, der Gedanke beschaulicher geworden. Freylich laufen in der Natur die Gränzen ineinander, und die Dinge scheiden sich nicht so strenge, als man es thun muß, um einen Begriff festzuhalten.

Das griechische Ideal der Menschheit war vollkommene Eintracht und Ebenmaaß aller Kräfte, natürliche Harmonie. Die Neueren hingegen sind zum Bewußtseyn der innern Entzweyung gekommen, welche ein solches Ideal unmöglich macht; daher ist das Streben ihrer Poesie, diese beyden Welten, zwischen denen wir uns getheilt fühlen, die geistige und sinnliche, mit einander auszusöhnen, und unauflöslich zu verschmelzen. Die sinnlichen Eindrücke sollen durch ihr geheimnißvolles Bündniß mit höheren Gefühlen gleichsam geheiligt werden, der Geist hingegen will seine Ahndungen oder unnennbaren Anschauungen vom Unendlichen in der sinnlichen Erscheinung sinnlich niederlegen.

In der griechischen Kunst und Poesie ist ursprüngliche bewußtlose

Einheit der Form und des Stoffes, in der neueren, so fern sie ihrem eigenthümlichen Geiste treu geblieben, wird innigere Durchdringung beider als zweyer Entgegengesetzten gesucht. Jene hat ihre Aufgabe bis zur Vollendung gelöset: diese kann ihrem Streben ins Unendliche hin nur durch Annäherung Genüge leisten, und ist wegen eines gewissen Scheins von Unvollendung um so eher in Gefahr verkannt zu werden. — — —

3. Sophokles.

(Erster Theil. S. 134.)

— — — Der tragische Styl (das Wort im Sinne der bildenden Kunst genommen, nicht bloß auf die Schreibart angewandt) des Aeschylus ist groß, strenge, und nicht selten hart; im Styl des Sophokles ist vollendetes Ebenmaaß und harmonische Anmuth: der Styl des Euripides ist weich und üppig, ausschweifend in seiner leichten Fülle, er opfert das Ganze glänzenden Stellen auf. Nach den Analogien, welche die ungestörte Entwickelung der schönen Künste bey den Griechen überall darbietet, kann man die Epochen der tragischen Kunst mit denen der Sculptur vergleichen. Aeschylus ist der Phidias der tragischen Kunst, Sophokles ihr Polyklet, Euripides ihr Lysipp. Phidias schuf erhabene Götterbilder, aber er lieh ihnen noch die fremdartige Pracht des Stoffes; er umgab ihre majestätische Ruhe mit Abbildungen der gewaltsamsten Kämpfe in strengen Umrissen. Polyklet brachte es in den Verhältnissen zur Vollkommenheit, weswegen eine seiner Statuen die Regel der Schönheit genannt ward. Lysipp that sich in feurigen Bildnissen hervor, aber zu seiner Zeit war die Sculptur schon von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgewichen, und suchte mehr den Reiz der Bewegung und des Lebens auszudrücken, als daß sie auf das Ideal der Formen gegangen wäre. — — —

— — — Der tragische Styl des Aeschylus ist allerdings noch unvollendet, und schweift nicht selten in unverschmolzenen epischen und lyrischen Bestandtheilen aus. Abgerissen, unmässig, hart ist er oft; kunstvollere Tragödien nach ihm zu dichten, war sehr möglich, in der fast übermenschlichen Großheit möchte er wohl immer unübertroffen bleiben, da ihn hierin sein glücklicher jüngerer Nebenbuhler, Sophokles, selbst nicht erreichte. Dieser that über ihn den Ausspruch, und kündigte sich dadurch als einen denkenden Künstler an: „Aeschylus thue das Rechte, aber ohne es zu wissen;“ einfache Worte, die jedoch das ganz erschöpfen, was wir unter einem bewußtlos wirkenden Genius verstehen.

Sophokles fällt mit seinem Geburtsjahre zwischen die seines Vorgängers und des Euripides fast in die Mitte hinein, so daß er etwa ein halbes Menschenalter von jedem absteht; die Angaben stimmen nicht ganz überein. Von beyden aber war er den größten Theil seines Lebens hindurch Zeitgenosse. Mit Aeschylus hat er häufig um den tragischen Epheukranz gerungen, und den Euripides, der doch gleichfalls ein hohes Alter erreichte, hat er noch überlebt. Es scheint, daß eine gütige Vorsehung an diesem einzigen Manne dem Menschengeschlechte, um im Sinne der alten Religion zu sprechen, die Würde und die Glückseligkeit

seines Looses offenbaren wollte, indem sie ihm zu allem Göttlichen, was das Gemüth und den Geist schmücken und erheben kann, auch alle erdenkliche Segnungen des Lebens verlieh. Von wohlhabenden und angesehenen Eltern, als freyer Bürger des gebildetsten Staates von Griechenland gebohren zu seyn, dieß waren nur die ersten Voraussetzungen dazu. Schönheit des Leibes wie der Seele und ungestörter Gebrauch von beyder Kräften in vollkommener Gesundheit bis an das äußerste Ziel des menschlichen Lebens; eine Erziehung in der gewähltesten Fülle der Gymnastik und Musik, deren jene so mächtig war, schönen Naturanlagen Energie, diese, Harmonie zu ertheilen: die süße Blüthe der Jugend, und die reife Frucht des Alters; der Besitz und ununterbrochene Genuß der Poesie und Kunst, und die Ausübung heitrer Weisheit; Liebe und Achtung unter den Mitbürgern, Ruhm im Auslande, und das Wohlgefallen und die Gnade der Götter: dieß sind die allgemeinsten Züge von der Geschichte dieses frommen heiligen Dichters. Es ist, als ob die Götter, unter denen er sich besonders dem Bacchus als dem Geber aller Freude und dem Bildner des vormals rohen Menschengeschlechtes durch Darstellung seiner tragischen Festspiele frühzeitig widmete, gewünscht hätten, ihn unsterblich zu machen, so lange schoben sie seinen Tod hinaus; und da dieß nicht möglich war, lösten sie sein Leben wenigstens so gelinde, als möglich, um ihn unvermerkt eine Unsterblichkeit mit der andern, die lange Dauer seines irdischen Daseyns mit der Unvergänglichkeit seines Namens vertauschen zu lassen. Als ein Jüngling von sechszehn Jahren wurde er wegen seiner Schönheit gewählt, dem Chor der Jünglinge, welche nach der Schlacht bey Salamis (in welcher Aeschylus mitgefochten und sie herrlich geschildert) den Paean um die aufgerichtete Trophäe aufführten, nach griechischer Sitte auf der Leyer spielend, vorzutanzen; so daß die schönste Entfaltung seiner Jugendblüthe mit der glorwürdigsten Epoche des atheniſchen Volkes in demselben Moment zusammentraf. Ein Feldherrn-Amt verwaltete er zugleich mit Perikles und Thukydides, schon dem Greisenalter näher, und das Priesterthum eines einheimischen Heroen. Im fünf und zwanzigsten Jahre fing er an, Tragödien aufzuführen, zwanzigmal erwarb er den Sieg, öfter die zweyte Stelle, niemals die dritte; in dieser Bemühung fuhr er mit zunehmendem Gelingen fort, bis über sein neunzigstes Jahr hinaus, ja vielleicht rühren aus dieser späten Zeit einige seiner größten Werke her. Man hat die Sage, er sey von einem ältern Sohn oder Söhnen verklagt worden, weil er einen Enkel von einer andern Gattin zärtlicher liebte, als sey er vor Alter kindisch geworden, und nicht mehr im Stande sein Vermögen zu verwalten. Er habe statt aller Vertheidigung den Richtern seinen so eben gedichteten Oedipus in Kolonos, oder nach andern den herrlichen Chor daraus, welcher Kolonos, seinen Geburtsort, verherrlicht, vorgelesen, und hierauf seyen die Richter ohne weiters bewundernd aus einander gegangen, und man habe ihn im Triumph nach Hause begleitet. Wenn es gegründet ist, daß er den eben genannten zweiten Oedipus so spät geschrieben, wie selbiger denn in der Entfernung von allem herben Ungestüm der Jugend,

in der reifen Milde die Spuren davon an sich trägt, so gewährt uns dieß das Bild zugleich des liebenswürdigsten und ehrwürdigsten Alters. Wiewohl die abweichenden Sagen von seiner Todesart fabelhaft scheinen, so stimmen sie doch darin überein, und haben auch diese wahrhafte Bedeutung, daß er mit seiner Kunst oder etwas darauf Bezug habendem beschäftigt, ohne Krankheit verschieden seyn soll; daß er also, wie ein grauer Schwan des Apollo sein Leben in Gesängen ausgehaucht. So achte ich auch die Geschichte, wie der lacedämonische Feldherr, welcher den Ort seiner väterlichen Begräbnisse verschanzt hatte, durch eine doppelte Erscheinung des Bacchus angemahnt worden sey, die Beerdigung des Sophokles daselbst zu gestatten, und deßhalb einen Herold an die Athener gesandt, für wahrhaft, so wie alles, was dazu dient, die verklärte Ehrwürdigkeit dieses Mannes ins Licht zu stellen. Fromm und heilig nannte ich ihn in seinem eigenen Sinne. Aber wiewohl seine Werke ganz die antike Großheit, Anmuth und Einfalt athmen, ist er auch unter allen griechischen Dichtern derjenige, dessen Empfindungen am meisten Verwandtschaft mit dem Geiste unserer Religion haben.

Nur Eine Naturgabe war ihm versagt: eine tönende Stimme zum Gesange. Er konnte nur die harmonischen Ergießungen anderer Stimmen veranlassen und lenken, und soll daher auch die vorher bestehende Sitte, daß der Dichter in seinen Stücken selbst mitspielte, für sich aufgehoben, und nur ein einziges mal (wieder ein sehr bedeutender Zug) als der blinde Sänger Thamyris erscheinend die Cither gespielt haben.

In so fern Aeschylus, welcher die tragische Poesie von der ersten Rohheit zu der Würde seines Kothurns ausgebildet hatte, ihm voranging, steht Sophokles in einem historischen Kunstverhältnisse zu ihm, worin ihm freilich die Unternehmungen jenes ursprünglichen Meisters zu Statten kamen, so daß Aeschylus als der entwerfende Vorgänger, Sophokles als der vollendende Nachfolger erscheint. Die kunstreichere Verfassung der Dramen des letzt genannten ist leicht zu bemerken: die Einschränkung des Chores im Verhältniß zum Dialog, die Ausbildung der Rhythmen und der reinen attischen Diction, die Einführung mehrerer Personen, die reichere Verknüpfung der Fabeln, die Vermannichfaltigung der Vorfälle, und die vollständigere Entwicklung, das ruhigere Festhalten aller Momente der Handlung und die mehr theatralische Heraushebung des entscheidenden, die vollkommnere Abrundung des Ganzen, auch schon äußerlich betrachtet. Allein es ist noch etwas anderes, wodurch er den Aeschylus überstrahlt, und die Gunst des Schicksals verdiente, einen solchen Vorgänger gehabt zu haben, und mit ihm an denselben Gegenständen zu wetteifern: ich meyne die innere harmonische Vollendung seines Gemüths, vermöge deren er jede Pflicht des Schönen aus Neigung erfüllte, und dessen freyer Trieb von einem bis zur Durchsichtigkeit klar gewordenen Selbstbewußtseyn begleitet war. An Kühnheit den Aeschylus zu übertreffen dürfte unmöglich seyn: ich halte aber dafür, daß Sophokles nur wegen seiner weisen Mäßigung weniger kühn erscheint, da er überall mit größtem Nachdruck zu Werke geht, ja vielleicht mit durchgeführterer Strenge, wie ein Mensch, der seine Gränzen genau

kennt, innerhalb derselben desto zuversichtlicher auf seinen Rechten besteht. Wie Aeschylus gern alles in die Empörungen der titanischen Gewalt hinausspielt, so scheint Sophokles sich hingegen der Göttererscheinungen nur nothwendigerweise zu bedienen: er bildete Menschen, wie das Alterthum allgemein eingestand, besser, das heißt, nicht, sittlicher und fehlerfreyer sondern schöner und edler als die wirklichen, und indem er alles in dem menschlichsten Sinne nahm, fiel ihm zugleich die höhere Bedeutung zu. Allem Anscheine nach ist er auch in der szenischen Ausschmückung gemäßigter gewesen als Aeschylus, hat vielleicht gewähltere Schönheit, aber nicht so kolossalen Pomp wie dieser gesucht.

Als charakteristisch haben die Alten an diesem Dichter die angebohrne Süßigkeit und Anmuth gepriesen, wegen deren sie ihn die attische Biene nannten. Wer zum Gefühl dieser Eigenschaft hindurch gedrungen ist, der darf sich schmeicheln, daß ihm der Sinn für die antike Kunst aufgegangen sey, denn die Empfindsamkeit möchte, weit entfernt in jenes Urtheil einstimmen zu können, vielmehr in den sophokleischen Tragödien, sowohl was die Darstellung körperlicher Leiden betrifft, als in den Gesinnungen und Anordnungen, vieles unerträglich Herbe finden. — — —

4. Die Rechte des Sprachgebrauchs*).

(Erster Theil. S. 115.)

Noch neulich ist darüber gestritten worden, wie weit sich das Recht des Einzelnen, zur Ausbildung der Sprache mitzuwirken, erstrecke. **) Daß einzelne Schriftsteller, besonders Dichter, durch ihr Beispiel einen unübersehlich großen Einfluß darauf haben können, beweist die Geschichte der Sprachen. Auch hat man vieles anfangs als Sprachverderb verschrieen, was nachher Eingang gefunden und sich als wahre Veredlung bewährt hat. Vorschläge, etwas in die Sprache einzuführen, was noch nicht vorhanden war, müssen daher nicht ohne gründliche Erwägung abgewiesen werden. Wie alle menschlichen Einrichtungen, so strebt auch die Rede, diese schöne Urkunde unserer höheren Bestimmung, unaufhörlich nach dem Besseren, und es ist ein wahres Verdienst, wenn der Einzelne durch seine bestimmten Bestrebungen das Organ dieses allgemeinen Wunsches wird. Nur ist es dabei eine unerläßliche Bedingung, daß er nicht einreißen muß, indem er baut: das vorgeschlagene Neue darf nicht im Widerspruche mit dem entschieden festgesetzten stehen. Wäre die Sprache eine bloße Zusammenhäufung, gleichviel ob von gleichartigen oder ungleichartigen Bestandtheilen, eine formlose Masse: so dürfte man nach Willkühr ändern oder hinzufügen, und jede Bereicherung ohne Ausnahme wäre Gewinn. Allein sie ist ein geordnetes Ganzes, oder macht doch Anspruch darauf, es mehr und mehr zu werden; nach Gesetzen der Aehnlichkeit und Verwandtschaft zieht alles in ihr sich an, oder

*) „Kritische Schriften von August Wilhelm von Schlegel. Berlin. G. Reimer. Zwei Bände. 1828." 8.

**) Dieses Bruchstück ist einer Recension über die Voßische Uebersetzung des Homer entlehnt.

stößt sich ab; allgemeine Formen gehen durch sie hin, beleben den Stoff, und üben dagegen eine bindende Gewalt an ihm aus. Je einfacher, umfassender und zusammenhängender ihre Gesetze sind, desto vollkommener ist sie organisirt; je größere Freiheit neben diesen Gesetzen, nicht wider sie, Statt findet, desto geschickter ist sie zum poetischen Gebrauch. Das Uebermaaß positiver Gesetzgebung, das wenig oder gar keinen Spielraum für die Entwickelung originaler Anlagen übrig läßt, ist, wie im Staate, so auch in der Sprache, ein großes Uebel. Hat es mit der gepriesenen Bildsamkeit der unsrigen seine Richtigkeit, so leiden wir nicht daran, wenigstens nicht in Vergleich mit manchen andern neueren Sprachen. Um so viel leichter läßt sich die Verbindlichkeit beobachten, ihr nichts mit ihrer Natur streitendes aufzudringen, was sich nie bis zur Gleichartigkeit mit ihr verschmelzen kann. Sich einem fremden Charakter nachbildend anschmiegen können, ist nur dann ein wahres Lob, wenn man Selbstständigkeit dabei zu behaupten hat und behauptet. Bildsamkeit ohne eignen Geist, was wäre sie anders als erklärte Nullität?

Das eigentliche Gebiet des sprachbildenden Künstlers hebt also da an, wo die Gerichtsbarkeit des Grammatikers aufhört. Nur wenige Fälle gibt es, wo er sich in das Geschäft des letzteren mischen darf, indem er nämlich einen offenbar verkehrten, launenhaften Sprachgebrauch, welcher, der allgemeineren Analogie zuwider, nur in einzelnen Redensarten herrscht, zurecht zu weisen sucht. Er thut es indessen immer auf seine Gefahr. Uebrigens ist jedes positive Gesetz der Sprache, wie sie selbst überhaupt, wo nicht in ihrem Ursprung, doch in ihrer entwickelten Gestalt, eine Sache der allgemeinen Uebereinkunft, und nur dieselbe Macht, die es gegeben hat, kann es wieder aufheben. Daß sich oft keine innere Nothwendigkeit dabei erkennen läßt, thut dem Ansehen des Sprachgebrauchs nicht den geringsten Eintrag. Bloß nach den Grundsätzen der philosophischen Grammatik, ohne das Individuelle und selbst das Willkührliche zu Hülfe zu nehmen, ließe sich wohl eine Art logischer Chifferschrift, aber keine lebendige Sprache erfinden; und was durchgängig und unwiderruflich entschieden ist, bleibt es eben so sehr, wenn man auch zeigen könnte, der Zufall habe dabei sein Spiel getrieben. Indessen hüte man sich, charakteristische Eigenthümlichkeiten mit dem Zufälligen zu verwechseln. Oft wird ein Gesetz, das man, abgesondert betrachtet, geneigt wäre, für einen von den tyrannischen Streichen des so oft verklagten Sprachgebrauchs zu halten, im Zusammenhange der Bestandtheile und des ganzes Baues der Sprache, die es vorschreibt, einen hohen Grad von Schicklichkeit und sogar eine Art individueller Nothwendigkeit gewinnen, die sich eher fühlen als darthun läßt. — — —

LXVII. Wilhelm von Humboldt*).

(1767 — 1836.)

1. Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwickelung.

(Aus der Vorerinnerung. S. 9.)

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiften Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesko von einer entschiednen großen Naturkraft. Es verrieth sich nachher durch die, bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen, immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimath seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dieß Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellectualität hervor, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte. Darin liegt Schillers besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zwiefache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entsprang es, daß er, das Größeste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellectualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewußte Arbeit des Geistes zu erkennen meinen; worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellectuelle Größe Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte.

Ich würde es für überflüssig halten, zur Rechtfertigung dieser Behauptungen in eine Zergliederung der Schiller'schen Werke einzugehen, die jedem zu gegenwärtig sind, um nicht, welches auch seine Meinung sein möchte, die Anwendung selbst zu machen. Dagegen ist es vielleicht dem Leser des Briefwechsels angenehm, wenn ich mit Wenigem zu entwickeln versuche, wie diese meine Ansicht von Schillers Eigenthümlichkeit zugleich und besonders durch meinen Umgang mit ihm, durch Erinne-

*) „Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Cotta. 1830." 8.

rungen aus seinen Gesprächen, durch die Vergleichung seiner Arbeiten in ihrer Zeitfolge und den Nachforschungen über den Gang seines Geistes entstand.

Was jedem Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen mußte, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem Andern, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verließ ihn fast nie, und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dieß zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer, den Geist anregenden Discussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser auch sich bewußt blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müßig werden. Hierin unterschied sich sein Gespräch am meisten von dem Herderschen. Nie vielleicht hat ein Mann schöner gesprochen, als Herder, wenn man, was bei Berührung irgend einer leicht bei ihm anklingenden Saite nicht schwer war, ihn in aufgelegter Stimmung antraf. Alle seltenen Eigenschaften dieses mit Recht bewunderten Mannes schienen, so geeignet waren sie für dasselbe, im Gespräch ihre Kraft zu verdoppeln. Der Gedanke verband sich mit dem Ausdruck, mit der Anmuth und Würde, die, da sie in Wahrheit allein der Person angehören, nur vom Gegenstande herzukommen scheinen. So floß die Rede ununterbrochen hin in der Klarheit, die doch noch dem eignen Erahnen übrig läßt, und in dem Helldunkel, das doch nicht hindert, den Gedanken bestimmt zu erkennen. Aber wenn die Materie erschöpft war, so gieng man zu einer neuen über. Man förderte nichts durch Einwendungen, man hätte eher gehindert. Man hatte gehört, man konnte nun selbst reden, aber man vermißte die Wechselthätigkeit des Gesprächs. Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dies Streben, und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen mußte, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräche immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dieß deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloßer Lectüre

überließ er sich nur spät Abends, und in seinen, leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein, oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloße von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studiren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht, und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen, als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren befreunden. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblößt von den Mitteln, welche Andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äußerlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Theil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkührlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dieß verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigne Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigne Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm hernach auch das anschaulich machte, was ihm blos fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lectüre zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtniß fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen bald jenen Theil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Uebersetzungen zu kennen. Er scheute dabei keine Mühe; er zog die Uebersetzungen vor, die darauf Verzicht leisten, für sich zu gelten; am liebsten waren ihm die wörtlichen lateinischen Paraphrasen. So übersetzte er die Scenen und die Hochzeit der Thetis aus dem Euripides. Ich gestehe, daß ich diesen Chor immer mit großem Vergnügen wieder lese. Es ist nicht blos eine Uebertragung in eine andere Sprache, sondern in eine andere Gattung von Dichtung. Der Schwung, in den die Phantasie von den ersten Versen an versetzt wird, ist ein verschiedener, also gerade das, was die rein poetische Wirkung ausmacht. Denn diese kann man nur in die allgemeine Stimmung der Phantasie und des Gefühles setzen, die der Dichter, unabhängig von dem Ideengehalte, bloß durch den seinen Werken beigegebenen Hauch seiner Begeisterung im Leser hervorruft. Der antike Geist blickt, wie ein Schatten, durch das ihm geliehene Gewand. Aber in jeder Strophe sind einige Züge des Originals so

und die Erfahrung beweisen. Gewiß bleibt indeß immer, daß sie niemals in dem Grade und der Art, wie die anderen, auf den Geist zu wirken im Stande sind. — — —

3. Aus dem Werke: „Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java; nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihrem Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.*)

a. Entwickelungsgang der Sprachen.
(S. CCVII.)

In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derselben, mit dem, was sie bezeichnen sollen, beschäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck, und dieser Drang, verbunden mit der begeisternden Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre schöpferische Kraft. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an dem andern anschießt. Die Bildung geschieht allmählig, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich stärker vorherrschende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes, liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst, die, je ursprünglicher sie sind, desto reichere Formenfülle besitzen. Diese schießt in einigen sichtbar über das Bedürfniß des Gedankens über, und mäßigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleichen Stammes unter dem Einfluß reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Krystallisation geendigt ist, steht die Sprache gleichsam fertig da, das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, es zu gebrauchen und sich hineinzubauen. Dies geschieht in der That; und durch die verschiedene Weise, wie er sich durch dasselbe ausspricht, empfängt die Sprache Farbe und Charakter.

Man würde indeß sehr irren, wenn man, was ich hier mit Absicht zur deutlichen Unterscheidung grell von einander gesondert habe, auch in der Natur für so geschieden halten wollte. Auch auf die wahre Structur der Sprache und den eigentlichen Formenbau hat die fortwährende Arbeit des Geistes in ihrem Gebrauche einen bestimmten und fortlaufenden Einfluß; nur ist derselbe feiner, und entzieht sich bisweilen dem ersten Anblick. Auch kann man keine Periode des Menschengeschlechts oder eines Volkes als ausschließlich und absichtlich sprachentwickelnd ansehen. Die Sprache wird durch Sprechen gebildet, und das Sprechen ist Ausdruck des Gedankens oder der Empfindung. Die Denk- und Sinnesart eines Volkes, durch welche, wie ich eben sagte, seine Sprache Farbe und Charakter erhält, wirkt schon von den ersten Anfängen auf dieselbe ein. Dagegen ist es gewiß, daß je weiter eine Sprache in ihrer grammatischen Structur vorgerückt ist, sich immer weniger Fälle ergeben,

*) In den „Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1832. Zweiter Theil. Berlin. 1836." 4.

welche einer neuen Entscheidung bedürfen. Das Ringen mit dem Gedankenausdruck wird daher schwächer; und je mehr sich der Geist nun des schon Geschaffenen bedient, desto mehr erschlafft sein schöpferischer Trieb und mit ihm auch seine schöpferische Kraft. Auf der andern Seite wächst die Menge des in Bauten hervorgebrachten Stoffs, und diese, nun auf den Geist zurückwirkende, äußere Masse macht ihre eigenthümlichen Gesetze geltend und hemmt die freie und selbstständige Einwirkung der Intelligenz. Man muß also, um die Verflechtung des Geistes in die Sprache genauer zu verfolgen, dennoch den grammatischen und lexikalischen Bau der letzteren gleichsam als den festen und äußern von dem inneren Charakter unterscheiden, der, wie eine Seele, in ihr wohnt, und die Wirkung hervorbringt, mit welcher uns jede Sprache, so wie wir nur anfangen ihrer mächtig zu werden, eigenthümlich ergreift. Es ist damit auf keine Weise gemeint, daß diese Wirkung dem äußeren Baue fremd sei. Das individuelle Leben der Sprache erstreckt sich durch alle Fibern derselben und durchdringt alle Elemente des Lautes. Es soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß jenes Reich der Formen nicht das einzige Gebiet ist, welches der Sprachforscher zu bearbeiten hat, und daß er wenigstens nicht verkennen muß, daß es noch etwas höheres und Ursprünglicheres in der Sprache gibt, von dem er, wo das Erkennen nicht mehr ausreicht, doch das Ahnden in sich tragen muß.

b. Der Charakter der Sprachen.
(S. CCIX.)

Um den Charakter der Sprachen genauer zu betrachten, müssen wir auf den Zustand nach Vollendung ihres Baues sehen. Das freudige Staunen über die Sprache selbst, als ein immer neues Erzeugniß des Augenblicks mindert sich allmählig. Die Thätigkeit der Nation geht von der Sprache mehr auf ihren Gebrauch über, und diese beginnt mit dem eigenthümlichen Volksgeiste eine Laufbahn, in der keiner beider Theile sich von dem anderen unabhängig nennen kann, jeder aber sich der begeisternden Hülfe des andern erfreut. Die Bewunderung und das Gefallen wenden sich nun zu Einzelnem glücklich ausgedrückten. Lieder, Gebetsformeln, Sprüche, Erzählungen erregen die Begierde, sie der Flüchtigkeit des vorübereilenden Gesprächs zu entreißen, werden aufbewahrt, umgeändert und nachgebildet. Sie werden die Grundlage der Literatur; und diese Bildung des Geistes und der Sprache geht allmählig von der Gesammtheit der Nation auf Individuen über und die Sprache kommt in die Hände der Dichter und Lehrer des Volkes, welchen sich dieses nach und nach gegenüberstellt. Dadurch gewinnt die Sprache eine zwiefache Gestalt, aus welcher, so lange der Gegensatz sein richtiges Verhältniß behält, für sie zwei sich gegenseitig ergänzende Quellen, der Kraft und der Läuterung entspringen.

Neben diesen lebendig in ihren Werken die Sprache gestaltenden Bildnern stehen dann die eigentlichen Grammatiker auf, und legen die letzte Hand an die Vollendung des Organismus. Es ist nicht ihr Geschäft, zu schaffen; durch sie kann in einer Sprache, der es sonst

daran fehlt, weder Flexion noch Verschlingung der End- und Anfangslaute volksmäßig werden. Aber sie werfen aus, verallgemeinern, ebnen Ungleichheiten, und füllen übrig gebliebene Lücken. Von ihnen kann man mit Recht in Flexionssprachen das Schema der Conjugationen und Declinationen herleiten, indem sie erst die Totalität der darunter begriffenen Fälle zusammengestellt vor das Auge bringen. In diesem Gebiete werden sie, indem sie selbst aus dem unendlichen Schatze der vor ihnen liegenden Sprache schöpfen, gesetzgebend. Da sie eigentlich zuerst den Begriff solcher Schemata in das Bewußtseyn einführen, so können dadurch Formen, die alles eigentlich Bedeutsame verloren haben, blos durch die Stelle, die sie in dem Schema einnehmen, wieder bedeutsam werden. Solche Bearbeitungen einer und derselben Sprache können in verschiedenen Epochen aufeinander folgen; immer aber muß, wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, die Regelmäßigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und Grammatikern, und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen.

So lange der Geist eines Volks in lebendiger Eigenthümlichkeit in sich und auf seine Sprache fortwirkt, erhält diese Verfeinerungen und Bereicherungen, die wiederum einen anregenden Einfluß auf den Geist ausüben. Es kann aber auch hier in der Folge der Zeit eine Epoche eintreten, wo die Sprache gleichsam den Geist überwächst, und dieser in eigner Erschlaffung, nicht mehr selbst schöpferisch, mit ihren aus wahrhaft sinnvollem Gebrauch hervorgegangenen Wendungen und Formen ein immer mehr leeres Spiel treibt. Das ist dann ein zweites Ermatten der Sprache, wenn man das Absterben ihres äußeren Bildungstriebes als das erste ansieht. Bei dem zweiten welkt die Blüte des Charakters, von diesem aber können Sprachen und Nationen wieder durch den Genius einzelner großer Männer geweckt und emporgerissen werden. — — —

LXVIII. Ernst Wagner.*)

(1767—1812.)

Aus den „Reisen aus der Fremde in die Heimath."

1. Der Sonntagmorgen.

(Siebenter Band. S. 13.)

Hat nicht der sonnenlichte Ruhemorgen ein gewisses himmlisches Gepräge vor jedem seiner sechs andern Brüder? Kannst du, — du, der das Glück, ein Landpredigerssohn zu sein, nicht kennt, — es mir nachfühlen, wie seligstill, und doch wie lebendig heute alles ist? Der Mensch ist vom Schlaf aufgestanden, um zu ruhen. In mehreren Dörfern vor

*) „Ernst Wagners sämmtliche Schriften. Ausgabe letzter Hand besorgt von Friedrich Mosengeil. Leipzig. Fleischer 1827 und 1828. Zwölf Bände." 8.

meinen Augen läuten die Glocken zum Frühgottesdienste, zu welchem jetzt vermuthlich Männer und Frauen sittsam in freundlichem Gespräche hinschleichen, wohl wissend, daß zu Hause die Mütterchen emsiger als sonst kochen oder gar braten, wie ich selbst aus den sich mehrenden weißen Rauchstreifen sehe, die über allen Ortschaften und ihren tausend köstlichen Sonntagsgerichten ziehen und schweben. Hinter mir vernehme ich das melodische Schellengemurmel einer Kuhheerde; aber mich dünkt, das Vieh steht satt und ruhig im blühenden Waldgras; nur eine alte Blechglocke, die ich in meiner Phantasie an den Hals einer sehr großen unruhigen bunten Leitkuh hänge, spricht in Baßtönen zuweilen dumpf und stärker an, als die übrigen. Rechts am Hange strebt ein junges saftiges Eichenholz empor, und links neben der Waldspitze sehe ich die Saat am Rain über meinem Haupte so sanft in den blauen Himmel aufwallen, in dessen Tiefen das liebliche Lerchenchor seine Frühkirchenlieder anstimmt! — Glänzendes kleines Insektengeflügel von allen Farben, große Schmetterlinge und leichte Libellen schwimmen langsam in den Lüften auf und nieder, bleiben mit sanftem Flügelschlage, wie betrachtend, vor mir stehen, und scheinen nur diese süße feine Kost einzuathmen, welche die Sonne aus dem Duft des wohlriechenden Heues im Wiesengrund und aus dem Balsam der Waldblumen bereitet, und die mich hier in würzeschweren Wogen umfluthet. Ruhend schaut die Ameise zwischen Moosblüthen hinaus ins weite helle Land, und der kleine rothe Siebenpunkt neben mir sitzt gesättigt da, und wiegt sich still auf dem gebognen Halm, als horchte er, verwundert wie sein Nachbar, auf all das liebe Getön um uns her. Die Welt in ihrer größten Kleinheit ist mir verbrüdert und nimmt Theil an meiner Feier. — — Doch blühe fort hier, meine süße Natur! Grünet frischer hervor, ihr Momente meines Lebens, mit den Blumen dieser holden Erde, welche ja nur unter uns ein großes Grab bildet, aber oben ihre duftenden Blüthen himmelwärts treibt.

2. Jugenderinnerungen.

(Siebenter Band. S. 15.)

Ich weiß nicht, ob es der heutige Sonntag ist, den ich feire, oder ein schönerer, oder doch ein anderer aus der Jugend; aus jener lieblichen Zeit, wo ich mich zuweilen vom Kirchgange losschälte, um an einem solchen Waldhügel der Kirche gegenüber zu liegen, und zu beten. Im Geiste sah ich da meinen Vater streng und freundlich auf der Kanzel stehen; die Harmonie der wohlbekannten Lieder tönte aus dem weißen Tempel zu mir herüber; das kindliche Herz legte seinen eignen Text unter; alles Irdische, was jene Versammlung umgab, war ja hier aus meinen Blicken geschwunden; ein himmlisches Getön schwamm um mich her in den Lüften, und weihte sie, und es zog sich ein Band, aus Rosenlicht gewebt, von meinem Herzen nach der guten betenden Gemeinde meines Vaters hin; der Himmel stand mir offen, und wer mißt denn wohl die Seligkeit einer einzigen von jenen Thränen, in welchen da das reine Gottgefühl überströmte! —

Ach, ich weiß die Stunde nicht, wann Er mich ruft: aber, wenn der Mensch für seinen heiligsten Augenblick flehen darf, o so sey es einst ein Augenblick, den damaligen gleich, oder dem jetzigen! Willig und selig wird der Geist, neu auflebend im Rückstrahle jenes reinen Frühroths einer lieblichen Jugend, die Menschenhülle erblassen sehen.

Wie kommt es denn, daß jede werthe Erinnerung aus den Zeiten, die dahin sind, uns einen Seufzer auspreßt, während sie den Geist doch so himmlisch anlächelt? Will das Herz mit solchen Seufzern eine freudenleere Gegenwart bei dieser schnell aufrauschenden Gestalt seiner blüthenreichen Vergangenheit verklagen? Warum wäre es denn aber so selig? Oder, haucht es den Freudenton des Dankes hinüber in die Vergangenheit, deren geliebte Bilder jetzt den Rosengarten unsrer Gegenwart ins volle Leben heraufheben, wie die Staffage heiliger biblischer Menschengestalten das Gemälde einer schönen Landschaft aus dem Orient hebt? Aber, wie könnte es dann so wehmüthig seufzen?

Oder, gilt unser Sehnen einer dritten künftigen Gestalt; vielleicht noch außer den Regionen der Zeit lebend; einem unbekannten Etwas, dessen Glanz in solchen Augenblicken nur elektrisch vorüberzischt, — zu schön, zu göttlichzart, um sich dem armen Menschenherzen heller vorzuspiegeln, als im flüchtigen Perlenschimmer einer namenlosen Thräne? Aber, kann und soll denn der Mensch hierauf antworten? Er ist ewig das Kind, welches viel fragt, und zugleich der Weise, der wenig auf die Kinderfragen zu antworten weiß. Im Grunde fühlen wir in solchen Augenblicken nichts als das: Aus der Ferne schimmert's so lieblich; ach, so schön! Aber wo? Laß uns schweigen, und den feuchten Blick wieder nach der blühenden Erde herabsenken.

LXIX.

Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher.

(1768 — 1834.)

1. Aus den Monologen. *)

(1800.)

Jugend und Alter.

(S. 107.)

Wie der Uhren Schlag mir die Stunden, der Sonne Lauf mir die Jahre zuzählt: so leb' ich, ich weiß es, immer näher dem Tode entgegen. Aber dem Alter auch! dem schwachen stumpferen Alter auch, worüber Alle so bitter klagen, wenn unvermerkt ihnen verschwunden ist die Lust der frohen Jugend, und der innern Gesundheit und Fülle

*) „Monologen. Eine Neujahrsgabe. Dritte Ausgabe. Berlin. G. Reimer. 1822." 8. Erste Auflage 1800. Neueste Auflage 1829.

übermüthiges Gefühl. Warum lassen sie verschwinden die goldene Zeit, und beugen dem selbstgewählten Joch seufzend den Nacken? Auch ich glaubte schon einst, daß nicht länger dem Manne geziemten die Rechte der Jugend: leiser und bedächtig wollte ich einhergehn, und durch der Entsagung weisen Entschluß mich bereiten zur trüberen Zeit. Aber es wollten nicht dem Geist die engeren Grenzen genügen, und es gereute mich bald des verkümmerten nüchternen Lebens. Da kehrte auf den ersten Ruf die freundliche Jugend zurück, und hält mich immer seitdem umfaßt mit schützenden Armen. Jetzt, wenn ich wüßte, daß sie mir entflöhe, wie die Zeiten entfliehen, ich stürzte mich lieber bald dem Tode freiwillig entgegen, damit nicht die Furcht vor dem sicheren Uebel mir jegliches Gute bitter vergälle, bis ich mir endlich doch durch unfähiges Dasein ein schlechteres Ende verdient.

Doch ich weiß, daß es nicht also sein kann: denn es soll nicht. Wie? es müßte das geistige Leben, das freie, das ungemeßne mir eher verrinnen als das irdische, welches beim ersten Schlage des Herzens schon die Keime des Todes enthielt? Nicht immer sollte mir mit der vollen gewohnten Kraft aufs Schöne gerichtet die Fantasie sein? nicht immer so leicht der heitere Sinn und so rasch zum Guten bewegt und liebevoll das Gemüth? Bange sollt ich horchen den Wellen der Zeit, und sehen müssen, wie sie mich abschliffen und aushölten, bis ich endlich zerfiele? Sprich doch, Herz, wie viele Male dürft' ich, bis das Alles käme, noch zählen die Zeit, die mir eben verging bei dem Jammergedanken? Gleich wenig wäre mir, wenn ichs abzählen könnte, Tausende oder Eins. Daß du ein Thor wärest zu weissagen aus der Zeit auf die Kraft des Geistes, dessen Maaß jene nimmer sein kann! Durchwandeln doch die Gestirne nicht in gleicher Zeit dasselbe von ihrer Bahn, sondern ein höheres Maaß mußt du suchen, um ihren Lauf zu verstehn: und der Geist sollte dürftigern Gesetzen folgen als sie? Auch folgt er nicht. Frühe suchte Manchen das Alter heim, das mürrische, dürftige, hoffnungslose, und ein feindlicher Geist bricht ihm ab die Blüthe der Jugend, wenn sie kaum sich aufgethan; lange bleibt Andern der Muth, und das weiße Haupt heben noch und schmücken Feuer des Auges und des Mundes freundliches Lächeln. Warum soll ich nicht länger noch, als der am längsten dastand in der Fülle des Lebens, mir im glücklichen Kampf abwehren den verborgenen Tod? Warum nicht ohne die Jahre zu zählen und des Körpers Verwittern zu sehen, durch des Willens Kraft festhalten bis an den letzten Athemzug die geliebte Göttin der Jugend? Was denn soll diesen Unterschied machen, wenn es der Wille nicht ist? Hat etwa der Geist sein bestimmtes Maaß und Größe, daß er sich ausgeben kann und erschöpfen? Nutzt sich ab seine Kraft durch die That, und verliert etwas bei jeder Bewegung? Die des Lebens sich lange freuen, sind es nur die Geizigen, welche wenig gehandelt haben? Dann träfe Schande und Verachtung jedes frohe und frische Alter: denn Verachtung verdient, wer Geiz übt in der Jugend.

Wäre so des Menschen Loos und Maaß, dann möcht' ich lieber

und die Erfahrung beweisen. Gewiß bleibt indeß immer, daß sie niemals in dem Grade und der Art, wie die anderen, auf den Geist zu wirken im Stande sind. — — —

3. Aus dem Werke: „Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java; nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihrem Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.*)

a. Entwickelungsgang der Sprachen.
(S. CCVII.)

In der Periode der Formenbildung sind die Nationen mehr mit der Sprache, als mit dem Zwecke derselben, mit dem, was sie bezeichnen sollen, beschäftigt. Sie ringen mit dem Gedankenausdruck, und dieser Drang, verbunden mit der begeisternden Anregung des Gelungenen, bewirkt und erhält ihre schöpferische Kraft. Die Sprache entsteht, wenn man sich ein Gleichniß erlauben darf, wie in der physischen Natur ein Krystall an dem andern anschießt. Die Bildung geschieht allmählig, aber nach einem Gesetz. Diese anfänglich stärker vorherrschende Richtung auf die Sprache, als auf die lebendige Erzeugung des Geistes, liegt in der Natur der Sache; sie zeigt sich aber auch an den Sprachen selbst, die, je ursprünglicher sie sind, desto reichere Formenfülle besitzen. Diese schießt in einigen sichtbar über das Bedürfniß des Gedankens über, und mäßigt sich daher in den Umwandlungen, welche die Sprachen gleichen Stammes unter dem Einfluß reiferer Geistesbildung erfahren. Wenn diese Krystallisation geendigt ist, steht die Sprache gleichsam fertig da, das Werkzeug ist vorhanden, und es fällt nun dem Geiste anheim, es zu gebrauchen und sich hineinzubauen. Dies geschieht in der That; und durch die verschiedene Weise, wie er sich durch dasselbe ausspricht, empfängt die Sprache Farbe und Charakter.

Man würde indeß sehr irren, wenn man, was ich hier mit Absicht zur deutlichen Unterscheidung grell von einander gesondert habe, auch in der Natur für so geschieden halten wollte. Auch auf die wahre Structur der Sprache und den eigentlichen Formenbau hat die fortwährende Arbeit des Geistes in ihrem Gebrauche einen bestimmten und fortlaufenden Einfluß; nur ist derselbe feiner, und entzieht sich bisweilen dem ersten Anblick. Auch kann man keine Periode des Menschengeschlechts oder eines Volkes als ausschließlich und absichtlich sprachentwickelnd ansehen. Die Sprache wird durch Sprechen gebildet, und das Sprechen ist Ausdruck des Gedankens oder der Empfindung. Die Denk- und Sinnesart eines Volkes, durch welche, wie ich eben sagte, seine Sprache Farbe und Charakter erhält, wirkt schon von den ersten Anfängen auf dieselbe ein. Dagegen ist es gewiß, daß je weiter eine Sprache in ihrer grammatischen Structur vorgerückt ist, sich immer weniger Fälle ergeben,

*) In den „Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre 1832. Zweiter Theil. Berlin. 1836." 4.

zu behaupten, daß auch die Kraft und Fülle der großen heiligen Gedanken, die aus sich selbst der Geist erzeugt, abhänge vom Körper, und der Sinn für die wahre Welt von der äußeren Glieder Gebrauch? Brauch' ich um anzuschaun die Menschheit, das Auge, dessen Nerve sich jetzt schon abstumpft in der Mitte des Lebens? Oder muß, auf daß ich lieben könne, die es werth sind, das Blut, das jetzt schon langsam fließt, sich in rascherem Lauf drängen durch die engen Kanäle? Oder hängt mir des Willens Kraft an der Stärke der Muskeln? am Mark gewaltiger Knochen? oder der Muth am Gefühl der Gesundheit? Es betrügt ja doch, die es haben; in kleinen Winkeln verbirgt sich der Tod und springt auf einmal hervor, und umfaßt sie mit spottendem Gelächter. Was schadet's denn, wenn ich schon weiß, wo er wohnt? Oder vermag der wiederholte Schmerz, vermögen die mancherlei Leiden niederzudrücken den Geist, daß er unfähig wird zu seinem innersten eigensten Handeln? Ihnen widerstehn ist ja auch sein Handeln, und auch sie rufen große Gedanken zur Anwendung hervor ins Bewußtsein. Dem Geist kann kein Uebel sein, was sein Handeln nur ändert.

Ja, ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen; was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Fantasie, und nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnißvollen Thore der höhern Welt mir öffnet, und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehn die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob' ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwör' ich mir selbst.

Doch verstoß' ich auch nicht mit dem Schlechten das Gute? Ist denn das Alter, entgegengestellt der Jugend, nur Schwäche? Was verehren denn die Menschen an den greisen Häuptern, auch an denen, die keine Spur haben von der ewigen Jugend, der schönsten Frucht der Freiheit? Ach oft ist es nichts, als daß die Luft, die sie einathmeten, und das Leben, das sie führten, wie ein Keller war, worin ein Leichnam sich länger erhält, ohne die Verwesung zu sehen, und dann verehrt sie als heilige Leiber das Volk. Wie das Gewächs des Weinstocks ist ihnen der Geist: ist es auch schlechter Natur, es wird doch besser und höher geschätzt, wenn es alt wird. Aber nein! sie reden gar viel von den eigenen Tugenden der höheren Jahre, von der nüchternen Weisheit, von der kalten Besonnenheit, von der Fülle der Erfahrung, und von der bewunderungslosen gelassenen Vollendung in der Kenntniß der bunten Welt. Nur der Menschheit vergängliche Blüthe sei die reizende Jugend; aber die reife Frucht sei das Alter, und was es dem Geiste bringt. Da sei erst auf's höchste geläutert durch Luft und Sonne, und in versprechender Gestalt vollendet und zum köstlichen Genuß für die Verständigen bereitet das Innerste der menschlichen Natur. O der nordischen Barbaren, die nicht das schönere Klima kennen, wo zugleich glänzt die Frucht und die Blüthe, und in reichem Wetteifer immer beide sich vereinigen! Ist denn die Welt so kalt und unfreundlich, daß

der Geist sich nicht zu dieser höhern Schönheit und Vollendung erheben dürfte? Wohl besitzt nicht Jeder alles Schöne und Gute; aber unter die Menschen sind die Gaben vertheilt, nicht unter die Zeiten. Ein ander Gewächs ist Jeder; aber wie er ist, kann er blühen zugleich und Früchte tragen immerdar. Was sich in demselben vereinigen kann, das Alles kann er auch neben einander haben und erhalten, kann es und soll es auch.

Wie kommt dem Menschen die besonnene Weisheit und die reife Erfahrung? wird sie ihm gegeben von oben herab, und ist's höhere Bestimmung, daß er sie nicht eher erhält, als wenn er beweisen kann, daß seine Jugend verblüht ist? Ich fühle, wie ich sie jetzt erwerbe; es ist eben der Jugend treibende Kraft und das frische Leben des Geistes, was sie hervorbringt. Umschaun nach allen Seiten; aufnehmen Alles in den innersten Sinn, besiegen einzelner Gefühle Gewalt, daß nicht die Thräne, sei's der Freude oder des Kummers, das Auge der Seele trübe und verdunkle seine Bilder; rasch sich von einem zum andern bewegen, und unersättlich im Handeln auch fremdes Thun noch innerlich nachahmend, abbilden: das ist das muntere Leben der Jugend, und eben das ist das Werden der Weisheit und der Erfahrung. Je beweglicher die Fantasie, je schneller die Thätigkeit des Geistes: desto eher wachsen und werden beide.

Und wenn sie geworden sind, dann sollte dem Menschen nicht mehr ziemen jenes muntere Leben, das sie erzeugt hat? Sind sie denn je vollendet die hohen Tugenden? und wenn sie durch die Jugend und in ihr geworden sind, bedürfen sie nicht immer derselben Kraft, um noch mehr zu werden und zu wachsen? Aber mit leerer Heuchelei betrügen sich die Menschen um ihr schönstes Gut, und auf den tiefsten Grund der beschränktesten Unwissenheit ist die Heuchelei gebaut. Der Jugend Beweglichkeit, meinen sie, sei das Treiben dessen, der noch sucht, und Suchen zieme nicht mehr dem, der schon an des Lebens Ende steht; er müsse sich schmücken mit weiser Stille, dem verehrten Symbol der Vollendung, mit Ruhe des Herzens, dem Zeichen der Fülle des Verstandes; so müsse der Mensch einhergehen im Alter; daß er nicht, wenn er noch immer zu suchen scheine, unter dem Gelächter des Spottes über das eitle Unternehmen hinab steigen müsse in den Tod. So jene; aber ihre weise Stille ist nur träge Ruhe, und ein leeres ist ihr gelassenes Herz. Nur wer Schlechtes und Gemeines suchte, dem sei es ein Ruhm, Alles gefunden zu haben! Unendlich ist, was ich erkennen und besitzen will, und nur in einer unendlichen Reihe des Handelns kann ich mich selbst ganz bestimmen. Von mir soll nie weichen der Geist, der den Menschen vorwärts treibt, und das Verlangen, das nie gesättigt von dem, was gewesen ist, immer Neuem entgegen geht. Das sei der Ruhm, den ich suche, zu wissen, daß unendlich mein Ziel ist, und doch nie still zu stehn im Lauf; zu wissen, daß eine Stelle kommt auf meinem Wege, die mich verschlingt, und doch an mir und um mich nichts zu ändern, wenn ich sie sehe, und doch nicht zu verzögern den Schritt. Darum ziemt es dem Menschen, immer in der sorglosen Heiterkeit der Jugend

zu wandeln. Nie werd ich mich alt dünken, bis ich auch fertig wäre; aber nie werd ich fertig sein, weil ich weiß und will, was ich soll. Auch kann es nicht sein, daß des Alters Schöne und der Jugend einander widerstrebe; denn nicht nur wächst in der Jugend, weshalb sie das Alter rühmen; es nährt auch wieder das Alter der Jugend frisches Leben. Besser gedeiht ja, wie Alle sagen, der junge Geist, wenn das reife Alter sich seiner annimmt: so verschönt sich auch des Menschen eigne innere Jugend, wenn er schon errungen hat, was dem Geiste das Alter gewährt. Schneller übersieht was da ist der geübte Blick, leichter faßt Jedes wer schon viel ähnliches kennt, und wärmer muß die Liebe sein, die aus einem höhern Grade eigener Bildung hervorgeht. So soll mir bleiben der Jugend Kraft und Genuß bis ans Ende. Bis ans Ende will ich stärker werden und lebendiger durch jedes Handeln, und liebender durch jedes Bilden an mir selbst. Die Jugend will ich dem Alter vermählen, daß auch dies habe die Fülle, und durchdrungen sei von der belebenden Wärme. Was ist's denn, worüber sie klagen im Alter? Es sind nicht die nothwendigen Folgen der Erfahrung, der Weisheit und der Bildung. Macht der Schatz der bewahrten Gedanken stumpf des Menschen Sinn, daß ihn nicht reizt weder Neues noch Altes? Wird die Weisheit mit ihrem festen Wort zuletzt banger Zweifel, der jedes Handeln zurükhält? Ist die Bildung ein Verbrennungsgeschäft, das in todte Masse den Geist verwandelt? Was sie klagen ist nur, daß ihnen die Jugend fehlt. Und die Jugend warum fehlt sie ihnen? Weil in der Jugend ihnen das Alter gefehlt hat. Doppelt sei die Vermählung. Jetzt schon sei in starken Gemüthern des Alters Kraft, daß sie Dir erhalte die Jugend, damit später die Jugend Dich schütze gegen des Alters Schwäche. Wie sie es theilen, soll gar nicht das Leben getheilt sein. Es erniedrigt sich selbst wer zuerst jung sein will, und dann alt, wer zuerst allein herrschen läßt, was sie rühmen als jugendlichen Sinn, und dann allein folgen, was ihnen der Geist des Alters scheint; es verträgt nicht das Leben diese Trennung seiner Elemente. Ein doppeltes Handeln des Geistes ist es, das vereint sein soll zu jeder Zeit; und das ist die Bildung und die Vollkommenheit, daß beider sich immer inniger bewußt werde der Mensch, in ihrer Verschiedenheit, und daß er in Klarheit sondere eines jeden eignes Geschäft.

Für die Pflanze selbst ist das Höchste die Blüte, die schöne Vollendung des eigenthümlichen Daseins; für die Welt ist ihr Höchstes die Frucht, die Hülle für den Keim des künftigen Geschlechtes, das Geschenk was jedes eigene Wesen darbieten muß, daß die fremde Natur es mit sich vereinigen möge. So ist auch für den Menschen das muntere Leben der Jugend das Höchste, und weh ihm, wenn es von ihm weicht: aber die Welt will, er soll alt sein, damit Früchte reifen, je eher, je lieber. Also ordne dir das Leben einmal für immer. Was allzu spät die Menschen erst das Alter lehrt, wohin gewaltsam in ihren Fesseln die Zeit sie führt, das sei schon jetzt aus des kräftigen Willens freier Wahl Deine Weise in Allem was der Welt gehört. Wo die Blüte des Lebens aus freiem Willen eine Frucht ansetzt, da werde sie ein süßer

Genuß der Welt, und verborgen liege darin ein befruchteter Keim, der sich einst entwickele zu eignem neuen Leben. Was du der Welt bietest, sei leicht sich ablösende Frucht. Opfre nicht den kleinsten Theil deines Wesens selbst in falscher Großmuth! Laß dir kein Herz ausbrechen, keine Blättchen abpflücken, welches Nahrung Dir einsaugt aus der umgebenden Welt! Aber treibe auch nicht zornigen Gemüthes gleich hervor täuschenden Auswuchs, ungestaltet und ungenießbar, wo etwa ein verderbliches Thierchen Dich sticht; sondern Alles, was nicht für Dich selbst ist Wachsthum der Gestalt oder Bildung neuer Organe, das sei wahre Frucht, aus der innern Liebe des Geistes erzeugt, als freie That seines jugendlichen Lebens Denkmal. Hat sie aber eignes Leben gewonnen: so trete sie allmählig hervor aus ihren Umhüllungen; und dann werde sie weiter gebildet nach des äußern Handelns Gesetz. Dann sei Klugheit um sie geschäftig und nüchterne Besonnenheit, daß auch wirklich der Welt zu Gute komme, was freigebig die Liebe ihr zugedacht hat. Dann wäge bedachtsam Mittel und Zweck, sorge und schaue umher mit weiser Furcht, halte zu Rathe Kraft und Arbeit, lege hoch an deine Mühe, und harre geduldig und unverdrossen des glücklichen Augenblicks.

Wehe, wenn die Jugend in mir, die frische Kraft, die Alles zu Boden wirft, was sie einzwängen will, der leichte Sinn, der immer weiter strebt, sich je bemengte mit des Alters Geschäft, und mit schlechtem Erfolg auf dem fremden Gebiete des äußeren Thuns die Kraft verschwendete, die sie dem innern Leben entzöge! So mögen nur die untergehn, die den ganzen Reichthum des Lebens nicht kennen, und also mißverstehend den heiligen Trieb jugendlich sein wollen im äußeren Thun. Im Augenblick soll eine Frucht reifen, wie eine Blüte sich entfaltet in einer Nacht; es drängt ein Entwurf den andern, und keiner gedeiht; und im raschen Wechsel widersprechender Mittel zerstört sich jedes angefangene Werk. Haben sie so in vergeblichen Versuchen die schöne Hälfte des Lebens verschwendet, und nichts gewirkt noch gethan, wo Wirken und Thun ihr ganzer Zweck war: so verdammen sie den leichten Sinn und das rasche Leben, und es bleibt ihnen allein das Alter zurück, schwach und elend wie es sein muß, wo die Jugend verscheucht und verzehrt ist. Daß sie mir nicht auch fliehe, will ich sie nicht mißbrauchen; sie soll mir nicht dienen auf fremdem Gebiete zu ungebührlichem Geschäft; in den Grenzen ihres Reichs will ich sie halten, daß ihr kein Verderben nahe. Da aber soll sie mir walten jetzt und immer in ungestörter Freiheit; und kein Gesetz, welches nur dem äußeren Thun gebieten darf, soll mir das innere Leben beschränken.

Alles Handeln in mir und auf mich, das der Welt nicht gehört, und nur mein eignes Werden ist, trage ewig der Jugend Farbe, und gehe fort nur dem innern Triebe folgend in schöner sorgloser Freude. Laß Dir keine Ordnung gebieten, wann Du anschauen solltest oder begreifen, wann in Dich hineingehn oder aus Dir heraus! fröhlich jedes fremde Gesetz verschmäht, und den Gedanken verscheucht, der in todten Buchstaben verzeichnen will des Lebens freien Wechsel. Laß Dir nicht

sagen, dies müsse erst vollendet sein, dann jenes! Gehe weiter wie und wann es dir gefällt mit leichtem Schritt: lebt doch alles in Dir und bleibt was du gehandelt hast, und findest es wieder wenn du zurük kommst. Laß Dir nicht bange machen, was wol daraus werden möchte, wenn Du jetzt dies begönnest oder jenes! Immer wird nichts als Du: denn was Du wollen kannst, gehört auch in Dein Leben. Wolle ja nicht mäßig sein im Handeln! Lebe frisch immer fort; keine Kraft geht verloren, als die Du ungebraucht in Dich zurückdrängest. Wolle ja nicht dies jetzt, damit Du hernach wollen könnest jenes! Schäme Dich, freier Geist, wenn das eine in Dir sollte dienen dem andern; nichts darf Mittel sein in Dir, ist ja Eins so viel werth als das Andere; drum was du wirst werde um sein selbst willen. Thörichter Betrug, daß Du wollen solltest, was Du nicht willst! Laß Dir nicht gebieten von der Welt, wann und was Du leisten sollest für sie! Verlache stolz die thörichte Anmaßung, muthiger Jüngling, und leide nicht den Druck. Alles ist Deine freie Gabe: denn in Deinem innern Handeln muß aufgehn der Entschluß ihr etwas zu thun; und thue nichts als was Dir in freier Liebe und Lust hervorgeht aus dem Innern des Gemüthes. Laß Dir keine Grenzen setzen in Deiner Liebe, nicht Maaß, nicht Art, nicht Dauer! Ist sie doch Dein Eigenthum: wer kann sie fordern? Ist doch ihr Gesetz bloß in Dir: wer hat dort zu gebieten? Schäme Dich fremder Meinung zu folgen in dem was das Heiligste ist! Schäme Dich der falschen Schaam, daß sie nicht verstehen möchten, wenn Du den Fragenden sagtest: darum liebe ich. Laß Dich nicht stören, was auch äußerlich geschehe, in des innern Lebens Fülle und Freude! Wer wollte vermischen was nicht zusammen gehört, und grämlich sein in sich selbst? Härme Dich nicht, wenn Du dies nicht sein kannst, und jenes nicht thun! Wer wollte mit leerem Verlangen nach der Unmöglichkeit hinsehn, und mit habsüchtigem Auge nach fremdem Gut?

So frei und frölich bewegt sich mein inneres Leben! Wenn und wie sollte wol Zeit und Schicksal mich andere Weisheit lehren? Der Welt laß ich ihr Recht: nach Ordnung und Weisheit, nach Besonnenheit und Maaß streb ich im äußern Thun. Warum sollt ich auch verschmähen was sich leicht und gern darbietet, und willig hervorgeht aus meinem innern Wesen und Handeln? Ohne Mühe gewinnt das Alles in reichem Maaße wer die Welt anschaut; aber durch das Anschauen seiner selbst gewinnt der Mensch, daß sich ihm nicht nähern darf Muthlosigkeit und Schwäche: denn dem Bewußtsein der innern Freiheit und ihres Handelns entsprießt ewige Jugend und Freude. Dies habe ich ergriffen und lasse es nimmer, und so seh ich lächelnd schwinden der Augen Licht, und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nichts was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen: frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod.

PUBLIC LIBRARY
OF THE
NEW YORK

2. Predigt über 1 Corinth. 12, 31. — 13. 1. *)

Daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnungen keinen Werth haben.

(Erste Sammlung. Zweite Auflage. S. 66.)

Man nennt unser Zeitalter das aufgeklärte, und spricht viel von großen Fortschritten, welche alle Abtheilungen der Gesellschaft in der Bildung des Geistes, in der Berichtigung und Erweiterung ihrer Einsichten sollen gemacht haben; und, wie mißlich es auch, näher betrachtet, um diese Fortschritte stehen mag, soviel kann wenigstens nicht geläugnet werden, daß das allgemeine Bestreben nach dieser Seite hin gerichtet ist. Wissenschaften und Künste werden auf allerlei Geschäfte des Lebens fleißiger und scharfsinniger angewendet, als sonst; alle Gewerbe entfernen sich mehr und mehr von der Sklaverei alter Gewohnheiten, man forscht darin nach Gründen, und findet auf diese Weise Verbesserungen; Beobachtung der Natur und des Menschen sucht den Aberglauben in allen seinen Schlupfwinkeln auf; Untersuchungen und Mittheilungen über den Zusammenhang großer Ereignisse und über die allgemeinen Angelegenheiten der Menschen finden immer mehr aufmerksame Ohren; und mildere Sitten, welche sich unter allen Ständen verbreiten und sie einander näher bringen, machen zugleich das Gemüth urbar, um den Samen jeder Erkenntniß aufzunehmen, und auch solchen Wahrheiten Gedeihen zu sichern, die ursprünglich in andern Gegenden der geselligen Welt einheimisch sind. Dies Alles ist kein geringer Ruhm; aber leider ist mit diesen Fortschritten sehr allgemein der große Nachtheil verbunden, daß der Verstand nnd die Bildung desselben auch unabhängig von der Gesinnung geschätzt und viel zu hoch geschätzt wird. Sich in seinen Berufsgeschäften durch Geschicklichkeit und verständige Benutzung alles Fremden und Neuen auszeichnen; auch jenseit derselben über alle gemeinen menschlichen Dinge eine eigne und begründete Meinung haben; im Kreise der Gesellschaft durch Munterkeit und Gewandheit des Geistes gefallen, durch ein schneidendes Urtheil sich Ansehn erwerben, durch funkelnden Witz blenden: das ist jetziger Zeit das Bild der Vollkommenheit, das ist das einzige Mittel, um geliebt, geschätzt und bewundert zu werden. Seid daneben rechtschaffen und treu, man wird dessen nur im Vorbeigehen erwähnen; besitzt diese Tugend ohne jene Vollkommenheiten des Verstandes, so bleibt ihr ganz unbemerkt im Hintergrunde stehen. Die einfältige Redlichkeit, wie aufrichtig und thätig sie auch sei, gilt nichts; Verstand und Talente, das ist die allgemeine Losung. Ich bin weit entfernt auf das, was man so gemeinhin ein gutes Herz nennt, großen Werth zu legen. Die Bereitwilligkeit, mit Andern und für sie zu empfinden, sich zum Werkzeuge von ihnen gebrauchen zu lassen, und sich an Alles, was in ihnen gut und groß zu sein scheint, bewunderungsvoll anzuschließen, ist etwas sehr zweideutiges, und oft

*) Predigten von F. Schleiermacher. Vier Sammlungen. Berlin. Realschulbuchhandlung. 1801 — 1820. (Zweite Ausgabe 1806 — 1826.) 8.

nichts Anderes, als Leerheit des eigenen Sinnes, Unfähigkeit selbst etwas zu wollen, Gefühl des Bedürfnisses, sich von Andern leiten und stoßen zu lassen. Aber ohne einen wahrhaft guten Willen, ohne eine echte sittliche Gesinnung, ohne die feste und immer thätige Richtung aller Kräfte auf das selbsterkannte Gute, ohne treuen Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze, sind alle jene Vorzüge des Geistes — und wenn ihr sie bis zum höchsten Gipfel der Vollendung ausgearbeitet hättet — nichts, gar nichts. — Dagegen diese gute Gesinnung — die freilich unausbleiblich allemal mit dem Bestreben verbunden ist, alle Anlagen, welche wir von Gott empfangen haben, auf's Beste zu benutzen — wenn sie auch durch günstige Umstände gehindert wird, sich in die höheren Kreise der Bildung hinaufzuschwingen, und sich mit mancherlei Vorzügen auszuschmücken, dennoch überall denselben, alles Andere verdunkelnden, Werth behält. Das ist meine Ueberzeugung, welche ich gern durch den folgenden Vortrag in euch Allen hervorbringen oder erneuern und befestigen möchte.

Text.

1 Cor. 12, 31. — 13, 1.

Strebet aber nach den besten Gaben, und ich will euch noch einen köstlicheren Weg zeigen. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

In der Gemeine, an welche dieser Brief gerichtet ist, war über einen an sich löblichen Gegenstand ein Wetteifer entstanden, der der brüderlichen Eintracht nachtheilig war. Jeder suchte durch die Gabe, welche ihm die göttliche Gnade verliehen hatte, zur Erbauung der Gemeine oder zu ihrer Verherrlichung unter den Ungläubigen etwas beizutragen. Dieser Eifer für das allgemeine Wohl war aber nicht unverfälscht. Jeder wollte sein Talent für das vorzüglichste gehalten wissen; man verglich und forschte, welches unter allen wohl den meisten Glanz auf den Besitzer zurückwerfe, und so mischte sich auf allen Seiten Stolz, Eigendünkel und Eifersucht ein. Der Apostel ertheilt deshalb seinen Lesern zuerst die Lehre, daß ein Talent, welches nicht zum Wohl der Gemeine beiträgt, auch nichts Ehrenvolles sein kann, und geht dann in den Worten unsers Textes zu der allgemeinen Weisung über, daß sie sich überhaupt nicht auf den richtigen Gesichtspunkt gestellt hätten, um ihren Werth zu beurtheilen. Er sagt, wenn sie sich auch Alle der herrlichsten Gaben befleißigten, so gäbe es doch noch etwas köstlicheres, nämlich die wahrhaft tugendsame sittliche Gesinnung, der er hernach unter dem Namen der Liebe die bekannte so beredte und begeisterte Lobrede hält. Diesen Ausspruch laßt uns jetzt besonders auf dasjenige anwenden, was in unsern Tagen so auszeichnend geschätzt wird; laßt uns bedenken,

daß alle Vorzüge des Geistes, getrennt von einer sittlichen und würdigen Gesinnung, gar keinen Werth haben.

zusammen drängen, was der Geist vermag, in engen Raum; kurz möchte ich leben, um jung zu sein und frisch, so lange es währt! Was hilft's, die Strahlen des Lichts dünn ausgießen über die große Fläche? es offenbart sich nicht die Kraft und richtet nichts aus. Was hilft Haushalten mit dem Handeln, und Ausdehnen in die Länge, wenn du schwächen mußt den innern Gehalt, wenn doch am Ende deß nichts mehr ist, was du gehabt hast? Lieber vergeudet in wenig Jahren das Leben in glänzender Verschwendung, daß du dich freuen könnest deiner Kraft, und übersehen, was du gewesen bist. Aber es ist nicht so unser Loos und Maaß; es vermag nicht solch ein irdisch Gesetz unter seine Formeln zu bannen den Geist. Woran sollte sich brechen seine Gewalt? was verliert er von seinem Wesen, wenn er handelt und sich mittheilt? was giebts, das ihn verzehrt? Klarer und reicher fühl' ich mich jetzt nach jedem Handeln, stärker und gesunder; denn bei jeder That eigne ich etwas mir an von dem gemeinschaftlichen Nahrungsstoffe der Menschheit, und wechselnd bestimmt sich genauer meine Gestalt. Ist's nur so, weil ich jetzt noch die Höhe des Lebens hinaufsteige? wohl; aber wann kehrt sich denn plötzlich um das schöne Verhältniß? wann fang' ich an durch die That nicht zu werden, sondern zu vergehen? und wie wird sich mir verkünden die große Verwandlung? Kommt sie, so muß ich sie erkennen; und erkenne ich sie, so ist mir lieber der Tod, als in langem Elend anzuschaun an mir selbst der Menschheit nichtiges Wesen.

Ein selbstgeschaffnes Uebel ist das Verschwinden des Muthes und der Kraft; ein leeres Vorurtheil ist das Alter, die schnöde Frucht von dem trüben Wahn, daß der Geist abhänge vom Körper! Aber ich kenne den Wahn, und es soll mir nicht seine schlechte Frucht das gesunde Leben vergiften. Bewohnt denn der Geist die Faser des Fleisches, oder ist er eins mit ihr, daß auch er ungelenk zur Mumie wird, wenn diese verknöchert? Dem Körper bleibe, was sein ist. Stumpfen die Sinne sich ab, werden schwächer die Bilder von den Bildern der Welt: so muß wohl auch stumpfer werden die Erinnerung, und schwächer manches Wohlgefallen und manche Lust. Aber ist dies das Leben des Geistes? dies die Jugend, deren Ewigkeit ich anbete? Wie lange wär' ich schon des Alters Sklave, wenn dies den Geist zu schwächen vermöchte! Wie lange hätte ich schon der schönen Jugend das letzte Lebewohl zugerufen! Aber was noch nie mich gestört hat im kräftigen Leben, soll es auch nimmer vermögen. Wozu denn haben Andere neben mir besseren Leib und schärfere Sinne? werden sie mir nicht immer gewärtig sein zum liebreichen Dienste wie jetzt? Daß ich trauren sollte über des Leibes Verfall, wäre mein letztes! was kümmert er mich? Und welches Unglück wird es denn sein, wenn ich nun vergesse, was gestern geschah? Sind eines Tages kleine Begebenheiten meine Welt? oder die Vorstellungen des Einzelnen und Wirklichen aus dem engen Kreise, den des Körpers Gegenwart umfaßt, die ganze Sphäre meines innern Lebens? Wer so in niedrigem Sinn die höhere Bestimmung verkennt, wem die Jugend nur lieb war, weil sie dieses besser gewährt, der klage mit Recht über das Elend des Alters! Aber wer wagt es,

zu behaupten, daß auch die Kraft und Fülle der großen heiligen Gedanken, die aus sich selbst der Geist erzeugt, abhänge vom Körper, und der Sinn für die wahre Welt von der äußeren Glieder Gebrauch? Brauch' ich um anzuschaun die Menschheit, das Auge, dessen Nerve sich jetzt schon abstumpft in der Mitte des Lebens? Oder muß, auf daß ich lieben könne, die es werth sind, das Blut, das jetzt schon langsam fließt, sich in rascherem Lauf drängen durch die engen Kanäle? Oder hängt mir des Willens Kraft an der Stärke der Muskeln? am Mark gewaltiger Knochen? oder der Muth am Gefühl der Gesundheit? Es betrügt ja doch, die es haben; in kleinen Winkeln verbirgt sich der Tod und springt auf einmal hervor, und umfaßt sie mit spottendem Gelächter. Was schadet's denn, wenn ich schon weiß, wo er wohnt? Oder vermag der wiederholte Schmerz, vermögen die mancherlei Leiden niederzudrücken den Geist, daß er unfähig wird zu seinem innersten eigensten Handeln? Ihnen widerstehn ist ja auch sein Handeln, und auch sie rufen große Gedanken zur Anwendung hervor ins Bewußtsein. Dem Geist kann kein Uebel sein, was sein Handeln nur ändert.

Ja, ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen; was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen; stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Fantasie, und nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnißvollen Thore der höhern Welt mir öffnet, und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehn die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelob' ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwör' ich mir selbst.

Doch verstoß' ich auch nicht mit dem Schlechten das Gute? Ist denn das Alter, entgegengestellt der Jugend, nur Schwäche? Was verehren denn die Menschen an den greisen Häuptern, auch an denen, die keine Spur haben von der ewigen Jugend, der schönsten Frucht der Freiheit? Ach oft ist es nichts, als daß die Luft, die sie einathmeten, und das Leben, das sie führten, wie ein Keller war, worin ein Leichnam sich länger erhält, ohne die Verwesung zu sehen, und dann verehrt sie als heilige Leiber das Volk. Wie das Gewächs des Weinstocks ist ihnen der Geist: ist es auch schlechter Natur, es wird doch besser und höher geschätzt, wenn es alt wird. Aber nein! sie reden gar viel von den eigenen Tugenden der höheren Jahre, von der nüchternen Weisheit, von der kalten Besonnenheit, von der Fülle der Erfahrung, und von der bewunderungslosen gelassenen Vollendung in der Kenntniß der bunten Welt. Nur der Menschheit vergängliche Blüthe sei die reizende Jugend; aber die reife Frucht sei das Alter, und was es dem Geiste bringt. Da sei erst auf's höchste geläutert durch Luft und Sonne, und in versprechender Gestalt vollendet und zum köstlichen Genuß für die Verständigen bereitet das Innerste der menschlichen Natur. O der nordischen Barbaren, die nicht das schönere Klima kennen, wo zugleich glänzt die Frucht und die Blüthe, und in reichem Wetteifer immer beide sich vereinigen! Ist denn die Welt so kalt und unfreundlich, daß

der Geist sich nicht zu dieser höhern Schönheit und Vollendung erheben dürfte? Wohl besitzt nicht Jeder alles Schöne und Gute; aber unter die Menschen sind die Gaben vertheilt, nicht unter die Zeiten. Ein ander Gewächs ist Jeder; aber wie er ist, kann er blühen zugleich und Früchte tragen immerdar. Was sich in demselben vereinigen kann, das Alles kann er auch neben einander haben und erhalten, kann es und soll es auch.

Wie kommt dem Menschen die besonnene Weisheit und die reife Erfahrung? wird sie ihm gegeben von oben herab, und ist's höhere Bestimmung, daß er sie nicht eher erhält, als wenn er beweisen kann, daß seine Jugend verblüht ist? Ich fühle, wie ich sie jetzt erwerbe; es ist eben der Jugend treibende Kraft und das frische Leben des Geistes, was sie hervorbringt. Umschaun nach allen Seiten; aufnehmen Alles in den innersten Sinn, besiegen einzelner Gefühle Gewalt, daß nicht die Thräne, sei's der Freude oder des Kummers, das Auge der Seele trübe und verdunkle seine Bilder; rasch sich von einem zum andern bewegen, und unersättlich im Handeln auch fremdes Thun noch innerlich nachahmend, abbilden: das ist das muntere Leben der Jugend, und eben das ist das Werden der Weisheit und der Erfahrung. Je beweglicher die Fantasie, je schneller die Thätigkeit des Geistes: desto eher wachsen und werden beide.

Und wenn sie geworden sind, dann sollte dem Menschen nicht mehr ziemen jenes muntere Leben, das sie erzeugt hat? Sind sie denn je vollendet die hohen Tugenden? und wenn sie durch die Jugend und in ihr geworden sind, bedürfen sie nicht immer derselben Kraft, um noch mehr zu werden und zu wachsen? Aber mit leerer Heuchelei betrügen sich die Menschen um ihr schönstes Gut, und auf den tiefsten Grund der beschränktesten Unwissenheit ist die Heuchelei gebaut. Der Jugend Beweglichkeit, meinen sie, sei das Treiben dessen, der noch sucht, und Suchen zieme nicht mehr dem, der schon an des Lebens Ende steht; er müsse sich schmücken mit weiser Stille, dem verehrten Symbol der Vollendung, mit Ruhe des Herzens, dem Zeichen der Fülle des Verstandes; so müsse der Mensch einhergehen im Alter; daß er nicht, wenn er noch immer zu suchen scheine, unter dem Gelächter des Spottes über das eitle Unternehmen hinab steigen müsse in den Tod. So jene; aber ihre weise Stille ist nur träge Ruhe, und ein leeres ist ihr gelassenes Herz. Nur wer Schlechtes und Gemeines suchte, dem sei es ein Ruhm, Alles gefunden zu haben! Unendlich ist, was ich erkennen und besitzen will, und nur in einer unendlichen Reihe des Handelns kann ich mich selbst ganz bestimmen. Von mir soll nie weichen der Geist, der den Menschen vorwärts treibt, und das Verlangen, das nie gesättigt von dem, was gewesen ist, immer Neuem entgegen geht. Das sei der Ruhm, den ich suche, zu wissen, daß unendlich mein Ziel ist, und doch nie still zu stehn im Lauf; zu wissen, daß eine Stelle kommt auf meinem Wege, die mich verschlingt, und doch an mir und um mich nichts zu ändern, wenn ich sie sehe, und doch nicht zu verzögern den Schritt. Darum ziemt es dem Menschen, immer in der sorglosen Heiterkeit der Jugend

zu wandeln. Nie werd ich mich alt dünken, bis ich auch fertig wäre; aber nie werd ich fertig sein, weil ich weiß und will, was ich soll. Auch kann es nicht sein, daß des Alters Schöne und der Jugend einander widerstrebe; denn nicht nur wächst in der Jugend, weshalb sie das Alter rühmen; es nährt auch wieder das Alter der Jugend frisches Leben. Besser gedeiht ja, wie Alle sagen, der junge Geist, wenn das reife Alter sich seiner annimmt: so verschönt sich auch des Menschen eigne innere Jugend, wenn er schon errungen hat, was dem Geiste das Alter gewährt. Schneller übersieht was da ist der geübte Blick, leichter faßt Jedes wer schon viel ähnliches kennt, und wärmer muß die Liebe sein, die aus einem höhern Grade eigener Bildung hervorgeht. So soll mir bleiben der Jugend Kraft und Genuß bis ans Ende. Bis ans Ende will ich stärker werden und lebendiger durch jedes Handeln, und liebender durch jedes Bilden an mir selbst. Die Jugend will ich dem Alter vermählen, daß auch dies habe die Fülle, und durchdrungen sei von der belebenden Wärme. Was ist's denn, worüber sie klagen im Alter? Es sind nicht die nothwendigen Folgen der Erfahrung, der Weisheit und der Bildung. Macht der Schatz der bewahrten Gedanken stumpf des Menschen Sinn, daß ihn nicht reizt weder Neues noch Altes? Wird die Weisheit mit ihrem festen Wort zulezt banger Zweifel, der jedes Handeln zurükhält? Ist die Bildung ein Verbrennungsgeschäft, das in todte Masse den Geist verwandelt? Was sie klagen ist nur, daß ihnen die Jugend fehlt. Und die Jugend warum fehlt sie ihnen? Weil in der Jugend ihnen das Alter gefehlt hat. Doppelt sei die Vermählung. Jezt schon sei in starken Gemüthern des Alters Kraft, daß sie Dir erhalte die Jugend, damit später die Jugend Dich schütze gegen des Alters Schwäche. Wie sie es theilen, soll gar nicht das Leben getheilt sein. Es erniedrigt sich selbst wer zuerst jung sein will, und dann alt, wer zuerst allein herrschen läßt, was sie rühmen als jugendlichen Sinn, und dann allein folgen, was ihnen der Geist des Alters scheint; es verträgt nicht das Leben diese Trennung seiner Elemente. Ein doppeltes Handeln des Geistes ist es, das vereint sein soll zu jeder Zeit; und das ist die Bildung und die Vollkommenheit, daß beider sich immer inniger bewußt werde der Mensch, in ihrer Verschiedenheit, und daß er in Klarheit sondere eines jeden eignes Geschäft.

Für die Pflanze selbst ist das Höchste die Blüte, die schöne Vollendung des eigenthümlichen Daseins; für die Welt ist ihr Höchstes die Frucht, die Hülle für den Keim des künftigen Geschlechtes, das Geschenk was jedes eigene Wesen darbieten muß, daß die fremde Natur es mit sich vereinigen möge. So ist auch für den Menschen das muntere Leben der Jugend das Höchste, und weh ihm, wenn es von ihm weicht: aber die Welt will, er soll alt sein, damit Früchte reifen, je eher, je lieber. Also ordne dir das Leben einmal für immer. Was allzu spät die Menschen erst das Alter lehrt, wohin gewaltsam in ihren Fesseln die Zeit sie führt, das sei schon jezt aus des kräftigen Willens freier Wahl Deine Weise in Allem was der Welt gehört. Wo die Blüte des Lebens aus freiem Willen eine Frucht ansezt, da werde sie ein süßer

2. Predigt über 1 Corinth. 12, 31. — 13. 1. *)

Daß Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnungen keinen Werth haben.

(Erste Sammlung. Zweite Auflage. S. 66.)

Man nennt unser Zeitalter das aufgeklärte, und spricht viel von großen Fortschritten, welche alle Abtheilungen der Gesellschaft in der Bildung des Geistes, in der Berichtigung und Erweiterung ihrer Einsichten sollen gemacht haben; und, wie mißlich es auch, näher betrachtet, um diese Fortschritte stehen mag, soviel kann wenigstens nicht geläugnet werden, daß das allgemeine Bestreben nach dieser Seite hin gerichtet ist. Wissenschaften und Künste werden auf allerlei Geschäfte des Lebens fleißiger und scharfsinniger angewendet, als sonst; alle Gewerbe entfernen sich mehr und mehr von der Sklaverei alter Gewohnheiten, man forscht darin nach Gründen, und findet auf diese Weise Verbesserungen; Beobachtung der Natur und des Menschen sucht den Aberglauben in allen seinen Schlupfwinkeln auf; Untersuchungen und Mittheilungen über den Zusammenhang großer Ereignisse und über die allgemeinen Angelegenheiten der Menschen finden immer mehr aufmerksame Ohren; und mildere Sitten, welche sich unter allen Ständen verbreiten und sie einander näher bringen, machen zugleich das Gemüth urbar, um den Samen jeder Erkenntniß aufzunehmen, und auch solchen Wahrheiten Gedeihen zu sichern, die ursprünglich in andern Gegenden der geselligen Welt einheimisch sind. Dies Alles ist kein geringer Ruhm; aber leider ist mit diesen Fortschritten sehr allgemein der große Nachtheil verbunden, daß der Verstand nnd die Bildung desselben auch unabhängig von der Gesinnung geschätzt und viel zu hoch geschätzt wird. Sich in seinen Berufsgeschäften durch Geschicklichkeit und verständige Benutzung alles Fremden und Neuen auszeichnen; auch jenseit derselben über alle gemeinen menschlichen Dinge eine eigne und begründete Meinung haben; im Kreise der Gesellschaft durch Munterkeit und Gewandheit des Geistes gefallen, durch ein schneidendes Urtheil sich Ansehn erwerben, durch funkelnden Witz blenden: das ist jetziger Zeit das Bild der Vollkommenheit, das ist das einzige Mittel, um geliebt, geschätzt und bewundert zu werden. Seid daneben rechtschaffen und treu, man wird dessen nur im Vorbeigehen erwähnen; besitzt diese Tugend ohne jene Vollkommenheiten des Verstandes, so bleibt ihr ganz unbemerkt im Hintergrunde stehen. Die einfältige Redlichkeit, wie aufrichtig und thätig sie auch sei, gilt nichts; Verstand und Talente, das ist die allgemeine Losung. Ich bin weit entfernt auf das, was man so gemeinhin ein gutes Herz nennt, großen Werth zu legen. Die Bereitwilligkeit, mit Andern und für sie zu empfinden, sich zum Werkzeuge von ihnen gebrauchen zu lassen, und sich an Alles, was in ihnen gut und groß zu sein scheint, bewunderungsvoll anzuschließen, ist etwas sehr zweideutiges, und oft

*) Predigten von F. Schleiermacher. Vier Sammlungen. Berlin. Realschulbuchhandlung. 1801 — 1820. (Zweite Ausgabe 1806 — 1826.) 8.

nichts Anderes, als Leerheit des eigenen Sinnes, Unfähigkeit selbst etwas zu wollen, Gefühl des Bedürfnisses, sich von Andern leiten und stoßen zu lassen. Aber ohne einen wahrhaft guten Willen, ohne eine echte sittliche Gesinnung, ohne die feste und immer thätige Richtung aller Kräfte auf das selbsterkannte Gute, ohne treuen Gehorsam gegen die göttlichen Gesetze, sind alle jene Vorzüge des Geistes — und wenn ihr sie bis zum höchsten Gipfel der Vollendung ausgearbeitet hättet — nichts, gar nichts. — Dagegen diese gute Gesinnung — die freilich unausbleiblich allemal mit dem Bestreben verbunden ist, alle Anlagen, welche wir von Gott empfangen haben, auf's Beste zu benutzen — wenn sie auch durch günstige Umstände gehindert wird, sich in die höheren Kreise der Bildung hinaufzuschwingen, und sich mit mancherlei Vorzügen auszuschmücken, dennoch überall denselben, alles Andere verdunkelnden, Werth behält. Das ist meine Ueberzeugung, welche ich gern durch den folgenden Vortrag in euch Allen hervorbringen oder erneuern und befestigen möchte.

Text.

1 Cor. 12, 31. — 13, 1.

Strebet aber nach den besten Gaben, und ich will euch noch einen köstlicheren Weg zeigen. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht: so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.

In der Gemeine, an welche dieser Brief gerichtet ist, war über einen an sich löblichen Gegenstand ein Wetteifer entstanden, der der brüderlichen Eintracht nachtheilig war. Jeder suchte durch die Gabe, welche ihm die göttliche Gnade verliehen hatte, zur Erbauung der Gemeine oder zu ihrer Verherrlichung unter den Ungläubigen etwas beizutragen. Dieser Eifer für das allgemeine Wohl war aber nicht unverfälscht. Jeder wollte sein Talent für das vorzüglichste gehalten wissen; man verglich und forschte, welches unter allen wohl den meisten Glanz auf den Besitzer zurückwerfe, und so mischte sich auf allen Seiten Stolz, Eigendünkel und Eifersucht ein. Der Apostel ertheilt deshalb seinen Lesern zuerst die Lehre, daß ein Talent, welches nicht zum Wohl der Gemeine beiträgt, auch nichts Ehrenvolles sein kann, und geht dann in den Worten unsers Textes zu der allgemeinen Weisung über, daß sie sich überhaupt nicht auf den richtigen Gesichtspunkt gestellt hätten, um ihren Werth zu beurtheilen. Er sagt, wenn sie sich auch Alle der herrlichsten Gaben befleißigten, so gäbe es doch noch etwas köstlicheres, nämlich die wahrhaft tugendsame sittliche Gesinnung, der er hernach unter dem Namen der Liebe die bekannte so beredte und begeisterte Lobrede hält. Diesen Ausspruch laßt uns jetzt besonders auf dasjenige anwenden, was in unsern Tagen so auszeichnend geschätzt wird; laßt uns bedenken,

daß alle Vorzüge des Geistes, getrennt von einer sittlichen und würdigen Gesinnung, gar keinen Werth haben.

Ich werde dies deutlich zu machen suchen, indem ich zeige: erstlich, daß aus ihnen für sich kein gegründeter Anspruch auf unsere Achtung entsteht; zweitens, daß sie sich mit Recht unsere Zuneigung nicht erwerben können; und drittens, daß sie so allein nicht einmal einen entschiedenen Werth für die Gesellschaft haben.

1) Wenn ich behaupte, daß alle Vorzüge des Geistes für sich allein einem Menschen unsere Achtung nicht verdienen: so berufe ich mich dabei auf euer eignes Gefühl. Und wenn ihr auch die leidenschaftlichsten Bewunderer dieser Vorzüge wäret; versteht nur eure Empfindungen recht, so werdet ihr mir gewiß Beifall geben. Dieses Gefühl der Achtung, der Hochschätzung ist etwas ganz eigenthümliches; es ist lediglich an unser Urtheil über den sittlichen Werth eines Menschen angeknüpft, und sobald die Rede davon ist, muß Alles, was hierzu nicht gerechnet werden kann, bei Seite gesetzt werden. Schmückt einen Menschen mit Allem aus, was ihm von außen her gegeben werden kann, er wird damit vielleicht alle andere Empfindungen in Anspruch nehmen, nur diese nicht. Er habe die lieblichste Gestalt, sie wird euer Wohlgefallen erregen; er sei mit den schärfsten Sinnen begabt, und genieße der unerschütterlichsten Gesundheit, ihr werdet ihn mit Freuden als ein Beispiel von der natürlichen Vollkommenheit des Menschen aufstellen; er besitze ein großes Uebermaaß an den Gütern dieser Welt, ihr werdet ihn vielleicht glücklich preisen; er sei mit einer gebietenden Macht in der Gesellschaft ausgerüstet und von großem Einfluß auf ihr Gedeihen, so werdet ihr aufmerksam sein auf Alles, was er unternimmt und was mit ihm vorgeht: aber wenn man euch zumuthet, ihn hochzuachten, werdet ihr euch ohne Zweifel nach ganz andern Dingen umsehen. Ja selbst dasjenige, was zu seinem Innern gehört, aber was ihr schon an ihm findet, ehe er ein Gegenstand eurer Beurtheilung sein kann, betrachtet ihr nur als einen solchen Besitz. Weiset man euch auf seine natürlichen Anlagen, auf eine Stimmung seines Gemüths, auf eine Richtung seiner Neigungen, die er schon in den frühesten Jahren seines Lebens bekommen hat: ihr werdet sie mit in Anschlag bringen, wenn von der Achtung die Rede ist, welche er verdient; aber nur um zu sehen, wie er sich ihrer bedient und sie gehandhabt hat. Handlungen also wollet ihr, um ihn achten zu können, und zwar Handlungen, die in dem Willen des Menschen ihren Ursprung haben, und von diesem Zeugniß geben; denn was er etwa auf andere Art bewirkt, setzt ihr gänzlich bei Seite. Er kann gelegentlich und ohne Absicht die wohlthätigsten Entdeckungen gemacht, er kann durch ein Bestreben, das auf etwas ganz Anderes gerichtet war, die Bosheit zurückgehalten, die Unschuld gerettet und großes Unglück verhütet haben; das kann ihn auf mancherlei Art in euer Gedächtniß zurückrufen, es kann seinen Namen merkwürdig machen in der Geschichte wichtiger Begebenheiten: aber eure Achtung für ihn wird dadurch nicht den geringsten Zuwachs erhalten. — Laßt uns nun sehen, wie es denn mit den Vorzügen des Geistes beschaffen ist, in Absicht auf dieses nothwendige Erforderniß? Freilich sind sie ein Besitz, der ganz ohne eigne Thätig-

keit Niemanden zu Theil werden kann. Die herrlichsten Naturanlagen, wenn gar nicht auf ihnen weiter fortgearbeitet wird, werden vielleicht durch einzelne Gedanken und Aeußerungen ihr Dasein verrathen: aber zusammenhängende Einsichten und sichere Fertigkeiten können ohne Fleiß niemals erlangt werden. Nehmt den genauesten Unterricht und die herrlichsten Gelegenheiten; werden sie nicht von eigner Lust unterstützt, ist kein wahrer Trieb vorhanden, sie zu benutzen: so mögen sie höchstens nur das Gedächtniß bereichern mit einem Vorrath, der bei jedem Andern besser aufbewahrt wäre. Aber aller Fleiß würde doch auch nichts helfen ohne Unterricht, und alle Lust nichts ohne Gelegenheit und Muße. Hattet ihr nicht nöthig, eure Zeit Geschäften zu widmen, die den Geist mehr herabziehn, als erheben, besaßet ihr Vermögen und Verbindungen, um die nöthigen Hülfsmittel herbeizuschaffen, war es euch vergönnt, mit kenntnißreichen und vorzüglichen Menschen umzugehen; und ihr habt euch nun Geschicklichkeiten und Kenntnisse erworben und euern Geist ausgebildet: so erwartet nicht, daß ich euch dafür in dem Maaße achten soll, als etwa diese Vorzüge an sich, oder der Grad der Vollkommenheit, in dem ihr sie euch zu eigen gemacht habt, selten sind; sondern nur in dem Maaß, als die Anstrengung und der Eifer ausgezeichnet sind, die ihr dabei bewiesen habt. Es wäre unbillig, wenn ich nicht mehr Werth auf euch legen wollte, als auf den, welcher gleiche Vortheile mit euch genoß, und sich doch nicht gleiche Vorzüge erwarb, sondern in niedriger Sinnlichkeit lebte, oder sorglos seine Zeit mit Kleinigkeiten verdarb: aber es wäre noch unbilliger, wenn ich euch höher schätzen wollte, als den, dem es an gleicher Lust und gleichem Eifer nicht fehlte, den aber ein minder günstiges Geschick in eine andere Gegend der Gesellschaft verwies, wo er die Schätze der Erkenntniß nicht erreichen konnte. Erwirbt sich dieser in einem eben so ausgezeichneten Grade die Geschicklichkeiten, die zu seinem Berufe gehören; benutzt er die Erfahrungen und Beobachtungen, die er anstellen kann, um sein Urtheil über Alles, was in seinen Gesichtskreis kommt, zu berichtigen: so ist er mir vollkommen eben so lieb als ihr, weil er, wenn auch weniger erlangt, doch eben soviel gethan hat als ihr. Ja, ich will noch mehr sagen: ehe ich etwas näheres von euch weiß und zu einem gründlichen Urtheile berechtiget bin, werde ich eher geneigt sein, ihm für seinen wohlangewendeten, wenn gleich unbereicherten, Verstand, für seine eingeschränkten Talente und seine einfache ungekünstelte Lebensweisheit meine Achtung zu schenken, als euch für eure Gewandheit und euren Scharfsinn, eure Wissenschaften und eure Belesenheit, weil ich bei ihm nicht so leicht falsche Bewegungsgründe voraussetzen kann als bei euch.

Denn daß diese entfernt sein müssen, ist das zweite, was unumgänglich erfordert wird, wenn ihr eurer Geistesvorzüge wegen irgend einen Anspruch auf Achtung machen wollt. Thätigkeit allein, wie anstrengend und ausdauernd sie auch sein mag, giebt dem Menschen keinen bestimmten Werth; dieser hängt lediglich davon ab, was denn eigentlich dasjenige ist, worauf diese Thätigkeit gerichtet gewesen ist. Leidenschaften, welche eben ausbrechen wollen, zu unterdrücken, ist gewiß

etwas Großes, wozu viel Kraft gehört; wenn aber Jemand die Aufwallung seines Zorns unterdrückt, um heimlich eine desto sicherere Rache zu nehmen: so werdet ihr diese Stärke vielleicht bewundern, aber ihn gewiß nicht dafür achten, denn, indem er Herr über seinen Zorn war, diente er nur seiner Rachsucht, welche eben so verwerflich ist, als jener. Wir müssen also erst untersuchen, was euch antrieb zu der wiederholten und ausdauernden Thätigkeit, durch welche ihr eure Talente erworben habt? Jeder rechtschaffene Mensch wird allerdings beflissen sein, seine Fähigkeiten immer weiter auszubilden; er wird aber damit fortschreiten nach Maaßgabe, als sein Beruf es erfordert, und als dieser sich wiederum mit seinem Wachsthum in der Vollkommenheit erweitert und veredelt. Bleibt ihr also mit eurem Streben nach Einsichten und Geschicklichkeiten in dieser Bahn, so wird es selten zweifelhaft sein, was für ein Ziel ihr im Auge habt; je weiter aber ihr euch von ihr entfernt und außerhalb derselben zu glänzen sucht, desto zweideutiger werden uns eure Bemühungen erscheinen. Es kann eine wunderbare Gewalt der Natur sein, die euch nöthiget, eine Gewalt, welche ihr weder recht versteht und achtet, noch in Uebereinstimmung mit dem Uebrigen in euch zu bringen sucht. Eine zwecklose Wißbegierde kann eure Bemühungen geleitet haben, welche nur Bilder von allerlei Gegenständen aufsammeln will; der Eigennutz kann Antheil daran gehabt haben, denn solche Vorzüge, welche in der Gesellschaft gelten, geben auch eine schnelle Fahrt nach dem Hafen des Glücks; die Eitelkeit kann Triebfeder gewesen sein, denn es ist ja der Gebrauch sich zu bilden, und Talente sind ein Schmuck, ohne den man nicht in der guten Gesellschaft erscheinen kann; der Stolz kann euch angefeuert haben, denn mit entschiedenen Vorzügen dieser Art braucht ihr Keinem zu weichen: und wenn ihr euch in irgend einem dieser Fälle befindet, so kann ich euch für eure Bildung und eure Talente nicht höher achten, als ich ein Thier achte für seinen unerkannten Trieb, oder als ich einen verwerflichen Menschen achte für seinen Eigennutz und seine Eitelkeit; denn diese waren es doch, die euer Thun geleitet haben. Eure Anstrengungen mögen dann noch so groß gewesen sein, und die Vorzüge, die ihr erreicht habt, noch so vollendet: vielleicht werde ich euch bewundern müssen, aber achten kann ich euch nicht, wenn es nicht die Liebe war, die euch also drängte und trieb, nach der Vollkommenheit zu streben. Und um zu wissen, welches die Quelle sey, aus der euer Eifer und eure Betriebsamkeit in dem Geschäft eurer Bildung geflossen ist, bleibt mir nichts übrig, als von andern Seiten euer Leben und eure Gesinnung zu erforschen. Beweiset ihr euch sonst eigennützig und eitel, stolz und ehrsüchtig, warum sollte gerade in diesem Einen Theile eures Verhaltens etwas Besseres gesucht werden? Behauptet ihr aber, daß ihr nach diesen Vorzügen gestrebt habt, um das euch anvertraute Pfund als treue Haushalter zu benutzen, um die Summe menschlicher Vortrefflichkeiten zu vermehren und der Welt nützlich zu werden: so wird gewiß eure Fähigkeit, Einsichten und Geschicklichkeiten zu erwerben, nicht der einzige Gegenstand sein, bei dem ihr an die Gott schuldige Rechenschaft denkt, dies nicht die einzige Art

der Vortrefflichkeit, der ihr nachtrachtet; sondern dieser nämliche Geist wird auch euer übriges Leben bestimmen, und euch nicht minder nach den Vorzügen des Herzens, nach Gerechtigkeit und Liebe trachten lehren. Ob diese also vorhanden sind, das ist die einzige sichere Probe, welche über den Werth, den eure Talente euch selbst geben, entscheidet; ohne diese Vorzüge des Herzens, ohne die sittliche Gesinnung, welche immer beide übereinstimmend hervorbringt, verdient ihr eurer Talente wegen keine Achtung, denn es liegt gewiß etwas unreines und unwürdiges dabei zum Grunde.

2) Eben so wenig können, zweitens, Vorzüge des Geistes allein einem Menschen unsere Liebe gewinnen, Natürlich rede ich hier nicht von jener genauen und vertrauten Freundschaft, welche in der Vereinigung aller Kräfte, in der Eröffnung der innersten Geheimnisse des Herzens besteht, nicht von jener innigen Liebe, welche den ganzen Weg des Lebens Hand in Hand zu vollenden wünscht. Solche Verbindungen werden in der Welt überhaupt zu selten angetroffen, als daß sie hier in Anschlag gebracht werden könnten; aber gewiß hat auch überdieß noch Niemand geglaubt, daß sie ein Werk bloßer Talente und Geschicklichkeiten wären. Hier kommt es auf Uebereinstimmung der Denkart, auf Aehnlichkeit der Empfindungen an; und was die Ausbildung des Geistes betrifft, so suchen wir bei dem Freunde unsers Herzens nicht sowohl eine außerordentliche Höhe derselben, als vielmehr eine solche Gleichheit mit uns, daß wir alles Vortreffliche an ihm verstehen und genießen können, und auch wiederum er nichts, was ihm wichtig ist, an uns vermißt. Es ist hier nur die Rede von dem vorzüglichen Wohlwollen, wodurch wir einige Menschen vor Andern auszeichnen; von der herzlichen Zuneigung, die uns Manche, wie mit einer zauberischen Gewalt, ablocken; indem ihre Gegenwart und ihr ganzes Wesen auf die Stimmung unsers Gemüths eine entschieden wohlthätige Wirkung hat.

Dieser Zauber scheint allerdings eben in den Vorzügen des Geistes größtentheils seinen Sitz zu haben. Es werden euch hier Menschen aus dem Kreise eurer Bekanntschaft in's Gedächtniß kommen, welche sich die Kunst eines angenehmen und fröhlichen Umganges in hohem Grade zu eigen gemacht haben. Keine Unterhaltung ist ungeschickt oder schläfrig, welche sie anfangen; zu jeder, welche sie bereits finden, wissen sie einen angenehmen Beitrag zu liefern und sie auf's Neue zu beleben; Witz und gute Laune stehen ihnen immer zu Gebot: kurz, wo sie erscheinen, flieht die lange Weile, und das anständige Vergnügen schlägt seinen Sitz auf. Diese vorzüglich wünscht ihr überall zu finden, wo ihr, ermattet von Geschäften, die Freuden der Geselligkeit aufsucht: ihr liebt sie, Alle lieben sie, welche sich ihrer angenehmen Talente erfreuen. Ihr werdet Anderer gedenken, die euch durch höhere Reize fesselten. Alle Gegenden der Welt, alle Gebiete der Wissenschaft haben beitragen müssen, ihren Verstand zu bereichern, und über Alles, was sie wissen, haben sie auch ein eignes Urtheil; ihre Mittheilungen regen neue Gedanken in euch auf, enthüllen euch etwas bisher Unbemerktes, oder zeigen

euch überhaupt die Gegenstände von einer neuen Seite. Sie sind nicht nur unterrichtet, sondern auch klug; sie kennen die Menschen und das Innere ihrer größern und engern Verbindungen; ihr beobachtender Geist hört nie auf, zu sammeln und zu vergleichen; überall können sie irgend einen richtigen Aufschluß geben, und dies Alles erhöht noch der Zauber einer angenehmen und geistreichen Rede. Nie besinnt ihr euch von ihnen gegangen zu sein, ohne daß ihr um irgend eine nützliche Einsicht reicher geworden wäret; darum fühlt ihr euch immer wieder auf's Neue zu ihnen hingezogen, ihr seid ihnen zugethan mit einer dankbaren Anhänglichkeit, als milden Wohlthätern eures Geistes. Ihr werdet noch Andere zu nennen wissen, die euch auf eine ganz eigne Art an sich ziehn, nicht durch die leichte Heiterkeit, nicht durch das umständlich Belehrende, sondern durch die auserlesene Feinheit ihres Umganges. Jedes Wort und jede Geberde ist bei ihnen voll Ausdruck, darum bedürfen sie zu Vielem immer nur sehr Weniges; in zarten Wendungen und mit sparsamen Worten wissen sie euch zu erkennen zu geben, daß sie alles Gute in euch bemerken, und daß es ihnen Freude macht; ihre Theilnahme wissen sie zu äußern, ohne viel davon zu reden, und selbst ihren Tadel wissen sie von sich zu geben, ohne zu verletzen, Alles in den Grenzen der Würde und des Anstandes; Anmuth und Wahrheit vereint scheinen jedes ihrer Worte einzugeben, und jede Bewegung zu leiten. Das ist mehr, als angenehm und unterrichtend, es liegt eine Kraft darin, zum Guten anzufeuern; ihr wollt dieser Aufmerksamkeit und dieser Theilnahme noch würdiger werden, ihr wollt noch mehr von dem Lobe verdienen, das in einem so köstlichen Gefäße dargereicht wird. Solche gute Bestrebungen werden durch sie immer in euch erregt, und wie sollten euch nicht diejenigen, welche sie auf eine solche Art hervorzurufen wissen, als die liebenswürdigsten unter den Menschen erscheinen; wie sollte sich euer Herz nicht mit einem starken Zuge zu ihnen hingewendet fühlen?

So ist es allerdings: aber ich bitte euch, ist es dann das gesellige Talent, ist es der ausgeschmückte Verstand, ist es das verfeinerte Betragen allein, was so auf euch wirkt? Nein, gewiß nicht: sondern es ist die Vereinigung dieser Vorzüge mit wohlmeinender Güte, mit einer edlen Denkungsart und einem theilnehmenden Herzen, ohne welche sie sich kaum denken lassen; es ist, daß ich es kurz sage, die Liebe, welche mit darin ist, und ohne welche alle diese Vorzüge nichts wären, als ein leerer Schall, und auch nichts mehr auf euch wirken würden. Ich will euch nicht aufmerksam darauf machen, wie alle diese herrlichen Gaben sich ausnehmen in der Gesellschaft offenbar schlechter Eigenschaften des Gemüths; ich will euch nicht fragen, ob ihr den witzigen und angenehmen Gesellschafter auch noch lieben werdet, wenn er verläumderisch ist und auf Unfrieden ausgeht; den feinen Weltmann, wenn er zweizüngig und arglistig ist; den Klugen und Erfahrnen, wenn ihr wißt, daß er alle Schätze seiner Weltkenntniß auf dem Wege des Lasters gefunden hat, und daß er sie jetzt wieder auslegt auf Betrug und auf Eigennutz, wenn ihr fürchten müßt, daß er auch mit euren unbefangenen Aeußerungen einen schändlichen Mißbrauch treibe: ich will euch nur zu

bedenken geben, wie es schon alsdann werden wird, wenn diese köstlichen Vorzüge nicht unter dem Schutz und der Aufsicht des wahren Wohlwollens und der aufrichtigen Liebe stehen. Ohne diese bläht das Wissen und Alles, was dahin gehört, auf; es erzeugt Eigendünkel, Stolz, Unlust, sich mit Andern zu vermischen, und dieses unselige Wesen macht den Geist scharf und das Herz bitter. Ohne Liebe werden eure witzigen und angenehmen Gesellschafter die Schwächern am Geiste mit Spott und Uebermuth behandeln — und wen werden sie denn nicht schwächer am Geiste halten? Sie werden sich ein Geschäft daraus machen, Lächerlichkeiten aufzusuchen, und ihr Scherz darüber wird keine Spur von Gutmüthigkeit und Wohlwollen an sich haben. Würdet ihr, wenn sie so wären, auch wenn ihr nicht für euch selbst und die, welche euch lieb sind, zu fürchten hättet, sie wohl aufsuchen und lieben? Könntet ihr eine reine Freude haben an ihren Talenten? Ohne Liebe werden eure kenntnißreichen Freunde euch zwar auch noch belehren können, aber es wird nicht an Stolz und Anmaßung fehlen, nicht an mancherlei beleidigenden Aeußerungen des Bewußtseins ihrer Ueberlegenheit; die schönste Kunst, die Lehre lieblich zu machen, *) werden sie verabsäumen, weil sie es nicht der Mühe werth halten würden, sie zu verschwenden. Würdet ihr auch so noch eben so gern euch Rath bei ihnen erholen, oder nicht lieber Manches nicht wissen, als es von ihnen hören zu müssen? Ohne Liebe im höchsten Sinne des Wortes werden eure feinen anmuthigen Weltleute ihre Aufmerksamkeit und ihr wohlthuendes Lob auch nicht auf die Vorzüge eures Herzens richten, sondern auf eben jene glänzenden Eigenschaften, welche für sie selbst das Höchste sind: und so wird es euch bald fade erscheinen, für dasjenige gepriesen zu werden, worauf ihr den wenigsten Werth leget. — Freilich giebt es einen künstlichen Schein in unserer Welt, in der so viel Schein ist, um auch diesen Mangel der Liebe zu verdecken; freilich können Viele sich Zwang anthun, den Eigendünkel und Stolz ihres Herzens nicht hervorbrechen zu lassen, und so werden sie denn geliebt, ohne daß Liebe in ihnen ist. Aber das kann euch nicht irre machen an der Wahrheit meiner Behauptung; es ist auch hier der Schein der Liebe, der das Wohlgefallen erzeugt. Vielmehr ist dies nur ein neuer Beweis, wie tief es in unserer Natur liegt, daß nur die Liebe geliebt wird: denn wenn dieser Schein aufgedeckt wird, so flieht mit dem Irrthum auch die gemißbrauchte Zuneigung. Aufgedeckt wird er nun zwar gewiß früher oder später; denn Keinem, auch dem Ausgelerntesten nicht, ist es möglich, den Schein der Tugend lange unverletzt zu erhalten: aber wohl dem, der nicht erst durch das Ohr sein Herz beschmeicheln läßt von so kaltem tönendem Erz, von so leeren klingenden Schellen! der gleich, ohne sich blenden zu lassen von glänzenden Eigenschaften, darauf sieht, wie es mit dem Herzen eines Menschen steht, der lieber gleich die Hütte der Freundschaft baut bei der ungeschmückten Tugend und der einfachen Redlichkeit!

*) Spr. Sal. 15, 2.

3) Drittens hat ein Mensch mit ausgezeichneten Talenten und den größten Vollkommenheiten des Geistes, aber ohne echt tugendhafte Gesinnung, nicht einmal für die Gesellschaft einen größern Werth, als Andere. Ich will keineswegs läugnen, was die Geschichte aller Zeiten und aller Völker laut genug bezeugt, daß gerade solche der Gesellschaft, der sie angehörten, in den bedrängtesten Umständen einzelne höchst wichtige Dienste geleistet haben. Ich sage nur, wenn ihr sie betrachtet, wie sie sind, so werdet ihr in ihnen keinen Grund finden, warum sie nicht Andern eben so verderblich werden könnten, als sie ihnen nützlich gewesen sind; und gewiß wird euch die Geschichte eben so viele Beispiele zeigen, daß Menschen von dieser Art das Unglück ihres Vaterlandes, ihrer Familie und ihrer Freunde gemacht haben. Ich sage ferner, daß, wenn ihr die Gesellschaft betrachtet in dem ruhigen Zustande, in welchem sie sich eigentlich immer befinden sollte, ihr gewiß gestehen werdet, daß Mitglieder von mäßigen Gaben, aber von einer sichern und festen Denkungsart zu ihrem Wohlergehen mehr beitragen, als Menschen von ausgezeichnetem Geiste, aber ohne gute Gesinnung. Ich hoffe, ihr werdet hierin mit mir übereinstimmen, wenn ich euch auf zwei Punkte werde aufmerksam gemacht haben.

Der erste ist dieses, daß ohne eine sittliche Gesinnung gar keine Sicherheit darüber statt findet, ob und wie ausgezeichnete Talente und Geistesgaben in der Welt werden angewendet werden. Wer nicht von dem Triebe, seine Pflicht zu erfüllen, beherrscht wird, wen dabei weder die Noth drückt, noch der Eigennutz spornt, noch eine heftige Leidenschaft hinausjagt in das Getümmel der Welt, warum sollten für den die Vollkommenheiten, die er besitzt, ein Antrieb sein, der Welt seine Ruhe aufzuopfern? Auf die rühmlichen Anstrengungen seiner frühern Jahre folgt eine behagliche Trägheit; Bequemlichkeit und Genuß ist das Einzige, was er sucht, und alles Gute, was er sich erworben hat, verkommt, ohne einen weitern Nutzen, als die Annehmlichkeit, die es dem engern Kreis seiner Freunde gewährt. Ob diese so oder auf eine minder edle Art unterhalten werden, ob ein angenehmer Müßiggänger zugleich ein gebildeter und mit Kenntnissen ausgerüsteter Mann ist, das ist der Gesellschaft sehr gleichgültig; und ein gewöhnlicher Mensch, der rüstig seinen Platz ausfüllt, muß ihr weit ehrenwerther sein. — Aber abgesehen von diesen, wenn nun Andere mit ihren natürlichen und erworbenen Vollkommenheiten sich in einen Kreis geselliger Thätigkeit hineinbegeben: haben sie keine feste und tugendhafte Denkungsart, so müssen wir mehr vor dem Uebel zittern, welches sie wahrscheinlich anrichten werden, als auf das Gute rechnen, welches sie allerdings ausrichten könnten. Laßt sie schwach sein, unentschlossen, ohne Kraft, selbst etwas zu wollen und zu unternehmen, in wessen Hände werden sie fallen? wer wird sich ihrer zum Werkzeuge bedienen können? Offenbar diejenigen, die ihnen schmeicheln, die in Kleinigkeiten unbedingt ihren Wünschen dienen. Und wer läßt sich zu diesen kleinen Künsten herab? Nur die, welche mit dem gemeinen Wohl im Kriege sind, und

immer eigennützige oder sträfliche Absichten durchzusetzen haben. Ist es nicht ein bloßer Zufall, wenn es sich einmal anders trifft? und wäre es nicht besser, wenn jene gefährlichen Mitglieder der Gesellschaft keine so vortrefflichen und zierlichen Werkzeuge fänden? Kann der wohl der Gesellschaft werth sein, der höchst wahrscheinlich nur ein brauchbares Mittel in der Hand ihrer Feinde wird? Und er kann es werden, worauf auch diese ausgehen mögen: denn alle Talente sind eben so brauchbar zum Bösen als zum Guten. Ueberredungskunst kann die Ohren der Mächtigen der Weisheit geneigt machen, und die Gemüther besänftigen, die von Leidenschaften zerrissen sind: aber sie kann auch das Böse beschönigen, der guten Sache ihre kräftigsten Stützen rauben, und das Feuer der Zwietracht anfachen. Klugheit kann manches Hinderniß des Guten aus dem Wege räumen, aber auch das Böse schneller zur Reife fördern; Gewandtheit und Leichtigkeit in Geschäften kann gute Anordnungen schnell in Gang bringen, aber auch schlechten Menschen zu einer Unentbehrlichkeit verhelfen, die ihnen Nachsicht verschafft bei Vergehungen und Ungerechtigkeiten. Laßt nun so begabte Menschen von Eigennutz oder von Ehrsucht und andern heftigen Leidenschaften regiert werden: so werden wir eher des Segens sicher sein können, den Sturmwinde und Erdbeben unsern Feldern und Wohnungen bringen, als des Guten, welches diese in der menschlichen Gesellschaft stiften werden. Was soll ich erst Beispiele anführen, da ihr nur die Augen aufschlagen dürft, um sie leider nur zu zahlreich auf allen Seiten zu finden im Großen und Kleinen. Hätten alle menschliche Verbindungen eine solche Einrichtung, daß nothwendiger Weise auch der Eigennutz alle ihre Mitglieder antreiben müßte, das gemeinschaftliche Wohl zu befördern, und daß dagegen die Uebertretung der Gesetze Keinem einen Vortheil gewähren könnte, daß für keine Leidenschaft eine Befriedigung möglich wäre, außer in den Grenzen des Erlaubten und durch Handlungen, welche den gemeinschaftlichen Endzweck der Gesellschaft befördern: dann möchtet ihr sagen, daß Talente für sich einen sichern Werth für die Gesellschaft hätten, und daß von ihnen auch ohne Tugend keine Gefahr zu besorgen wäre.

Der zweite ist dieses: wenn auch Menschen von vielen Geistesgaben, aber ohne echte Tugend, es geschehe nun aus welcher Ursache es wolle, nichts Böses stiften, so hat doch auch das Gute, welches sie ausrichten, weniger Werth, weil ihm der Geist der Ordnung und des Gehorsams fehlt, der es zugleich zu einem nachahmungswürdigen Beispiel macht. Ich will nicht sagen, daß dies etwas nothwendiges ist, aber es ist, wie die allgemeine Erfahrung zeigt, etwas sehr natürliches und gewöhnliches. Mit jeder ausgezeichneten Vollkommenheit pflegt, wenn sie in einem selbstsüchtigen, an höhere Gesetze sich nicht freiwillig bindenden Gemüthe wohnt, ein gewisser Eigensinn in der Ausübung verbunden zu sein. Man glaubt so leicht, was nicht alle Menschen leisten können, dürfe man auch von dem, der es leisten kann, nicht zu jeder Zeit fordern; man glaubt, je außerordentlicher die Talente und die Geschicklichkeiten eines Menschen sind, um desto weniger habe er sie in seiner Gewalt,

und man könne also nicht verlangen, daß sie ihm gerade dann zu Gebote stehen sollen, wenn es der Gesellschaft am wünschenswerthesten ist, oder wenn ihre Ordnung es erfordert. So entschuldigt jeder Einzelne dieser Art sich selbst, so jeden auch Andere; so wird ihm vergönnt, zu unterlassen, was er thun sollte, hie und da schlechter zu machen, was er besser machen könnte. Mag dann auch dieses Schlechtere noch besser sein, als viele Andere es gemacht hätten, weit mehr, als dieser Vortheil, geht dennoch verloren dadurch, daß ein verderbliches Beispiel gegeben wird. Habt immer weniger Talente, aber habt jene Selbstbeherrschung, nach welcher nur ein wahrhaft rechtschaffner Sinn trachtet: so wird der Gesellschaft weit mehr mit euch geholfen sein. — Je mehr sich ein Mensch von ausgezeichnetem Verstand mit einem Geschäft einläßt, worüber, weil mehrere Menschen darin zu gemeinschaftlicher Thätigkeit vereinigt sind, Ordnungen verfaßt und Gesetze gegeben werden mußten: desto deutlicher sieht er die Unvollkommenheit dieser Ordnungen und Gesetze ein. Der Rechtschaffne, dem Alles, was diesen Namen führt, heilig ist, wird sie dennoch nie verletzen; wem aber dieser Sinn fehlt, wer mehr Werth auf dasjenige setzt, was geschieht, als auf die Art, wie es gethan wird: wo sollte er ein Unrecht darin finden, wenn er, um, wie er meint, das gemeine Wohl zu befördern, Gesetze verletzt, die doch nur zu jenem Zweck gegeben sein können? Solche Handlungen sind dann die gefährlichen Geschenke, welche die Welt von Talenten ohne Tugend empfängt! o! sie sollte sie nicht anrühren, denn sie sind jener Frucht gleich, durch welche sich der Same des Bösen über das menschliche Geschlecht verbreitet hat. Nein, Ordnungsliebe, Gehorsam, Selbstverläugnung, das ist überall in der Gesellschaft das Erste; und wo diese Eigenschaften nicht walten, da sind die köstlichen Gaben des Geistes nur ein leerer Schall, nicht ein leerer, sondern ein solcher, der die Nähe eines gefährlichen Feindes, eines drohenden Unglücks verkündigt.

Im Namen der Religion also und des Gewissens fordere ich euch auf, diese so offenbar dem Sinn der Schrift und dem Geiste des Christenthums angemessene Denkart zu der eurigen zu machen! Im Namen der Gesellschaft und der guten Sache fordere ich euch auf, sie bei jeder Gelegenheit so stark zu äußern, als euch möglich ist. Seid ihr so glücklich, auf Menschen von ausgezeichnetem Geiste zu treffen, deren Sinn und Denkart zugleich den Forderungen entspricht, welche wir an einander machen: so werdet nicht müde, auf jede Weise zu bezeugen, daß es nur ihre rechtschaffene Gesinnung ist, welche ihr achtet, nur ihr wohlwollendes Herz, welches ihr liebt, und daß ohne dieses eure Bewunderung und euer Wohlgefallen von ganz anderer Art sein würden. Habt ihr mit Menschen zu thun, denen es, bei einer seltenen Ausbildung des Geistes, bei ungewöhnlichen Einsichten und Geschicklichkeiten, an diesem vornehmsten Stücke fehlt: so stellt dicht neben ihnen die schlichte und einfältige Rechtschaffenheit auf, als den Gegenstand eurer Achtung; zeigt ihnen und der Welt, wie nur ein liebreiches, gefühlvolles, der Tugend gehorsames Gemüth eure herzliche

Liebe gewinnen kann, und beweiset durch euer ganzes Leben, daß die Liebe, wie sie der Apostel beschreibt, das Erste ist, dem ihr nachtrachtet.

LXX. Karl Heinrich Ritter von Lang.

(1764 — 1835.)

Aus den „Reisen nach Hammelburg.“*)

(Fortgesetzte Reise S. 60 flg.)

Vom falschen Weg kommt man auf den rechten. Daher freuts mich immer, wenn ich sehe, wie eine Sache recht widersinnig und verkehrt angegriffen wird, weil ich auf eine stockfinstere Nacht noch immer wieder einen Tag erlebt habe. Meine verunglückten Versuche in der Kautzenresidenz leiteten mich zur Entdeckung, daß meine Talente eigentlich in der Staatsverwaltung glänzen müßten. Um die Kaiserliche Prinzessin bei der Audienz darauf aufmerksam zu machen, steckte ich einen Aufsatz zu mir, betitelt: Ueber das Poetische der Hof- und Domainen-Kammmern und der Reichsschulden-Commissionen. Darin bewieß ich, daß mit Ausmerzung des gemeinen handwerksmäßigen Schreib- und Rechenmeisters Lands, in jeder Finanzregierung eine gewisse Poesie vorherrschen müsse, welche die Erscheinungen der Welt in verschönerten Bildern wiedergiebt, oder was bei einer perzipirenden Finanzstelle richtiger gesagt ist, auffaßt; Furcht und Hoffnung erregt, Verwicklungen darstellt, deren mögliche Lösung man gar nicht ahnet, und endlich mit einem höchst unerwarteten Ausgang endet. Ein Kammerpräsident muß tagtäglich von Poesien überfließen. Was sind seine Bordereaux und Kassenextracte anders, als die poetischen Schiffslisten im zweiten Gesang der Ilias? Alle Rechnungen sind, was ich wenigstens erfahren, Gedichte, und der oberste Rechnungshof hat durch seine jährlich ausgeschickte Commissarien lediglich zu prüfen, ob die Provençalen richtig gereimt und skandirt haben. Die Schuldenliquidation ist das verlorne Paradies, die Schuldentilgung das befreite oder erfreute Jerusalem, oder ein Klopstockischer Messias; in den Rechnungen der Hofintendanzen findet man das Mädchen von Orleans, in jenen des Kriegsöconomie-Raths den Orlando Furioso, und die Stiftungsrechnungen sind Stanzen aus Dantes Hölle. Will ein Kammerpräsident zu Idyllen übergehen, so geben ihm dazu die Landanlehen, zu Lustspielen die Lotterieloose und Prämien, zu Gelegenheitsstücken die Zwangsanlehen und Lokalausschläge die Veranlassung. Blos zur Satyre ist gar kein Stoff vorhanden. In der Elegie haben die Gläubiger von Littera D. etwas gethan.

---

*) Merkwürdige Reise über Erlangen, Dresden, Kassel und Fulda nach Hammelburg. München, 1817. Im Verlage der akademischen Buchhandlung unter den Salzstädeln. — Fortgesetzte Reise nach Hammelburg oder meine harten Schicksale im Kautzenland. München bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach. 1818.

Mein achtzigjähriges Blondinchen, die Kaiserliche Prinzessin, empfing mich, ihren Lenardo, sehr holdselig und mein Aufsatz ward sogleich dem Kammerdiener ihres Herrn Oheims, des Reichserzkanzlers zugestellt, um ihn, gleichsam wie aus Versehen in den Käfig seines Papageys zu stecken. Da sich nun der Reichserzkanzler, wenn er sich täglich lang genug mit seinen Staatsräthen, Ministerialräthen, Legationsräthen, Fiskalräthen, Obermedizinalräthen, Bauräthen, Forsträthen, Regierungsräthen, Schulräthen, Kriegs-Oekonomieräthen, müd und matt gezappelt, (Gott bewahre mich vor solch einem sauren Dienst) zur Erholung einige Stunden lang mit seinem Papagey unterhielt; so fand er die Schrift, las sie und zwar in seinem besten Papageys-Humor, fragte den Kammerdiener, wie sie hieher gekommen, und so war denn flugs (ohne alle Vernehmung des Staatsraths) Entschluß und Dekret gefaßt, daß ich oberster Schulden-Liquidations- und Tilgungs-Commissions-Poet seyn sollte; ein Beruf, der mich um so inniger ergriff, als gerade die Schuldentilgungs-Commission einst die Ursache gewesen, daß meine Mutter vor Freuden Todes verblichen. Denn nachdem sie schon lange nichts von mir gehört, und keine Ursache hatte, mich in glänzenden Umständen zu vermuthen, sah sie gleichwohl eine auf mich verlautende Landanlehens-Obligation in den Händen eines Juden, und konnte sich vor Freuden gar nicht mehr darüber fassen, daß ich, ein armer Schlucker und einer armen Mutter Sohn, es so weit in der Welt gebracht hätte, mein überflüssiges Geld, (es waren freilich nur 10 fl. und geschah nicht einmal freiwillig) an Könige und Potentaten auszuleihen; welches unglaublich glänzende Schicksal ihr schon eine Zigeunerin vor meiner Geburt vorausgesagt, von ihr aber, als zu groß und unmöglich, nicht gefaßt werden wollte.

In jedes neue Amt muß ein neues Leben und der Beweis gelegt werden, daß jeder Amtsvorgeher nichts getaugt habe. Bei Herrn Caffetier Scheidel in München sah ich, wie die Herren Schützen mit einem Blasrohr bis in die Stadt Paris (nämlich die an der Wand hängende gemahlte) hineingeschossen. Dies gab mir nun daher in der Kautzenresidenz, wo so etwas ganz neu war, den Einfall, sämmtliche Inhaber der Staatslotterieloose, und zwar sowohl von A bis M als von M bis Tz, zu einem solchen Blasrohrschießen einzuladen, nachdem ich zugleich alle Spatzen, die nur zu haben waren, lebendig auffangen, und jedem eine Lotterieloosnummer an Hals hängen ließ. So wie nun ein Gläubiger einen Spatzen mit seinem Blasrohr getroffen, so hätte er die daran hängende Nummer auf der Stelle baar ausbezahlt erhalten sollen; fehlt er aber den Spatzen, so müsse er seine Forderung prolongiren und die Zinsen kapitalisiren lassen. Die ganze Stadt war voller Freuden und Herrlichkeit; ich wurde von den Juden in den Himmel erhoben, und darauf von den Christen angebetet; auf allen Straßen sangen die Interessenten freudiger, als selbst am Erndte- oder Reformationsfest: Nun danket alle Gott. Die Lotterieinhaber, jeder mit einem Blasrohr versehen, wollten nun so eben das Schießen anfangen, als, so wenig kann man sich überhaupt auf seine Leute verlassen, ein schlecht

zugemachter Fensterflügel aufsprang, und in einem Nu alle Spatzen mit ihren Numeros hinaus in die weite Oberwelt flogen. Ich wäre lieber so tief in die Erde gesunken, als ein Spatz in 35 Jahren fliegen kann, binnen welcher Zeit nemlich nach anerkannten Grundsätzen der Finanzmathematik der Schulden Gletscherberg eines Reichs von selbst zu schmelzen ist. Sogar den Herren Schützen wollten vor Schrecken die Blasrohre aus der Hand fallen; doch blieb der Herr Reichserzkanzler, für welchen zuvörderst ein roth damastner Lehnstuhl hingestellt ward, noch ziemlich ruhig, in Erwägung, (dies war sein angewöhntes Ministerial-Leibwort) daß die Spatzen nicht ihm davon geflogen seyen.

Unter sämmtlichen Kautzenstämmen galt, so wie es Diodor (XII. Buch Kap. 17) auch von Sybaris erzählt, die besondere Gewohnheit, daß alle diejenigen, welche neue Gesetze vorzuschlagen hatten, auf dem Markt mit einem Strick um den Hals erscheinen mußten. Fand der Gesetzvorschlag Beifall und Genehmigung, so wurde der Gesetzproponent mit schmeichelhafter Ehrenmeldung seiner Klugheit nach Haus entlassen, fiel er aber mit seinem Antrag durch, so wurde er ohne weiters auf dem Markt alsbald aufgehängt, und damit aller Ueberzahl und Vermehrung unberufener Gesetzgeber so ziemlich vorgebeugt. Zu einem solchen halsbrechenden Ehrenamt, das man wohl mit einem Großkreuz ehren sollte, nachdem es selbst ein Großkreuz war, fanden sich daher die wenigsten Bewerber vor, so leicht auch sonst das Handwerk der Gesetzgeberei gehalten wurde. Man sah sich daher gezwungen, immer nur Beungnadigte, Kriegs- oder Staatsgefangene, oder sich hierher verirrte Reisende, wie ich, zu einer solchen Gesetzcommission aufzugreifen. Durch den Ruf, welchen mir meine, obgleich verunglückten Unternehmungen zu Weg gebracht, war es meinen Neidern und Feinden ein leichtes, ein Kaiserliches Dekret auszuwirken, das mich mit aller Feierlichkeit zum Gesetzgebungs-Präsidenten ernannte, welchem Patent zugleich auch der Strick, den ich provisorisch um den Hals zu tragen hätte, beigelegt war. Anfangs suchte ich mich damit zu retten, daß ich gar keine Gesetze machte. Allein der Reichserzkanzler gieng mir durch seine Geschäftstabellen gar zu sehr auf den Leib. Aus diesen konnte er nemlich deutlich ersehen, was ein jeder Staatsbeamter nach den drei Tabellar-Rubriken an Gedanken, an Worten und an Werken geleistet habe. Ein Gedanke galt in der Klassification 1000 Worte, und 1000mal 1000 Worte wurden gleichgehalten einem Werk. Wer es im Staatsdienst auf 1000 gute tabellenmäßige Gedanken, vorgetragen in tausendmaltausend Worten gebracht hatte, woraus endlich eine einzige würkliche Handlung hervorgieng, erhielt den Orden des silbernen Lungenflügels; 10 würklichen Handlungen, welche man aber wegen des Uebermaaßes der vorausgehenden Worte, nemlich 10 Millionen, nicht wohl erzielen konnte, war der Orden des schwarzen Dintenflusses verheißen. Indessen giengs den Staatsdienern der Kautzen wie bei Uns den Aepfelbäumen. Ihre guten Gedanken waren die Holztriebe, welche der Gärtner möglichst unterdrückte und wegschnitt; was gefallen und an der Tagesordnung bleiben wollte, mußte in der Mittelperiode der bloßen

Worte, oder der sogenannten Blüthen hervorgehen, welche man den hohen Vorgesetzten duftend, dampfend, schmeichelnd und vielversprechend auf ihre Allongeperücken fallen ließ; kams nun dazu, daß man würklich nützliche und dienstliche Früchte trug, so wurde nach dem lieben Baum, dem nun sogar die Straßenjungen auf den Kopf stiegen, so lange mit Steinen und Prügeln geworfen; bis endlich kein gutes Haar, wenigstens kein guter Apfel, mehr an ihm war.

LXXI. Christoph Friedrich von Ammon.

(1766.)

Religionsvorträge im Geiste Jesu. *)

„Daß nur die Religion den Menschen zur wahren Größe erhebt!"

(Dritter Band S. 535.)

Nur die Religion verleiht dem Menschen wahre Größe; das, Freunde, ist die allgemeine Wahrheit, von der wir uns überzeugen wollen, um die Geburt des Erlösers würdig zu feiern. Und hiezu bieten sich uns in der That sehr entscheidende Gründe dar; denn sie gibt unsern Gedanken den höchsten Schwung, unserm Willen die beharrlichste Richtung, unserem Gefühle die edelste Reinheit, und unserem ganzen Daseyn eine ruhmvolle Unsterblichkeit.

Wahrhaft groß werden die Menschen nur durch die Religion, zunächst schon deßwegen, weil sie unseren Gedanken den edelsten Schwung giebt. So oft dringt sich uns nemlich die traurige Bemerkung auf, daß der kleine Wirkungskreis, in dem wir leben, daß die beschränkte Bildung unserer Freunde und Hausgenossen, von welchen wir umgeben sind, daß eine gewisse Trägheit des Denkens und Wirkens, in die man immer tiefer versinkt, je mehr man sich ihren unedlen Reitzen hingibt, den schnellen Flug unseres Geistes lähmt, das von dem Schöpfer so weit hinausgestellte Ziel unseres Daseyns verkürzt und uns allmählig zu einem Eigennutze, zu einer Beschränkheit und Selbstsucht erniedrigt, die alle Weisheit und Liebe, und mit ihr den guten Geist des Himmels aus unserem Herzen verdrängt. Haben wir in dieser unglücklichen Verfassung des Gemüthes noch Sinn für das Edle, o wie willkommen sind uns dann die heiligen Augenblicke, wo unser besseres Selbst diese schimpflichen Fesseln zerbricht; wie erweitert sich dann nicht unser Herz und unser Inneres, wenn wir in der Nähe, oder aus der Ferne, von den Thaten, der Großmuth, von der Selbst-

*) Religionsvorträge im Geiste Jesu für alle Sonn- und Festtage des Jahres zur Erbauung gebildeter Familien und zur Vorbereitung angehender Kanzelredner aus allen christlichen Partheien, von Dr. Christoph Friedrich Ammon. 3 Bände. Göttingen 1804—1809. Bei Heinrich Dieterich.

überwindung ausgezeichneter Menschen hören; ja wie vermag dann schon der Anblick eines Stromes, eines hohen Gebirges, oder des gestirnten Himmels, so weit unser schwaches Auge reicht, reinere, umfassendere und wohlwollendere Gesinnungen in unserer Brust zu wecken! Aber was sind alle diese Ansichten gegen den festen und lebendigen Glauben an den Weltenvater, auf den sich die Religion, wie auf einen sicheren und unerschütterlichen Anker stützt; was ist alles Streben, Treiben und Handeln um uns her, gegen das Alles durchdringende Seyn und Wirken des Unendlichen, der im wiederkehrenden Wechsel der Welten und der Zeiten unerreichbar in sich selbst beharrt; ja was ist das höchste Wissen, der seligste Genuß, der vollendetste Werth weiser, guter und glücklicher Menschen gegen die Vollkommenheit des Allerhöchsten, der ein großer König ist, über alle Götter, der in einem reinen und unzugänglichen Lichte wohnt, und zu dessen Rechten Wonne und liebliches Wesen ist auf immer! Wer kann diesen seligen und sich in reinen Gemüthern zu immer neuen Kreisen der Vollkommenheit erweiternden Gedanken denken, ohne sich von einer Würde durchdrungen zu fühlen, die mit keiner irdischen Hoheit vergleichbar ist; wer kann diesen Unsichtbaren gefunden haben, der nicht fern ist von einem Jeden unter uns, ohne daß sich in ihm, wie der Apostel sagt, des Herrn Majestät spiegele, so daß er verklärt wird in dasselbige Bild von einer Klarheit zur anderen? Nein, m. Z., treibt ihr euch nur in den Schranken eures bürgerlichen Berufes, in dem jammervollen Kreise irdischer Sorgen, oder auf dem bunten Schauplatze sinnlicher Vergnügungen und Zerstreuungen umher, o so wundert euch nicht, wenn ihr keines großen Entwurfes, keiner hellen Ansicht menschlicher Schicksale, keiner das Ganze der Welt umfassenden Betrachtung fähig seid; denn wahrhaft groß wird der Mensch nur durch die Religion, weil sie seinem Geiste den höchsten Schwung giebt.

Aber auch dem Willen die beharrlichste Richtung. Und daß wir dieser Alle im höchsten Grade bedürfen, darüber kann unter denen, die sich und Andere mit der gehörigen Aufmerksamkeit beobachtet haben, gewiß kein Zweifel herrschen. Was wir heute billigen, wird morgen verworfen; was wir in einer heiteren Stunde beschließen, wird bei der nächsten Aufwallung der Begierde vergessen; unsere Leidenschaften wechseln wie die Jahreszeiten, und unsere Vergnügungen wie die Blumen; und wenn wir nach Jahren und Zeiten einmal die lange Reihe unserer Handlungen übersehen, so entdecken wir gemeiniglich in ihnen einen Wechsel von Widersprüchen und Launen, daß wir oft selbst nicht mehr wissen, was wir eigentlich gewollt und gewünscht haben. Noch sucht es meine Seele, und hat es nicht gefunden, sagt ein Weiser der Vorzeit; unter tausenden hab' ich einen Menschen funden, denn das Herz unserer Brüder ist trotzig und verzagt, sie sind Zweifler und unbeständig in allen ihren Wegen. Wie könnten wir aber von dieser unseligen Veränderlichkeit unserer Wünsche und Vorsätze besser befreit werden,

als wenn wir die himmlische Stimme zu Herzen nehmen, ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig; eins ist Noth, das gute Theil zu wählen, welches nicht von euch genommen wird; der Herr allein macht das Herz gewiß, darum seyd stark nach dem innern Menschen, auf daß ihr das Wort der Wahrheit bewahret, und Früchte bringet in Geduld! O ein Gemüth, das von solchen Betrachtungen durchdrungen wird, beherrscht auch mit weiser Festigkeit den immer wiederkehrenden Wechsel vergänglicher Neigungen und Wünsche; das nimmt schon jetzt im Glauben von der Ewigkeit Besitz, dem es entgegeneilt; das bietet auch unter den Versuchungen unserer Schwachheit allen Fleiß und Muth auf, seinen Beruf und seine Erwählung fest zu machen, und zuzustreben dem Kleinod, welches vorhält die himmlische Berufung unseres Gottes. Ja, Freunde, sollen unsere Entschlüsse weiser, unsere Zusagen und Versprechungen treuer, unsere Berufsarbeiten beständiger, unsere Freundschaften dauerhafter und unsere Ehen heiliger werden; so muß es der ehrfurchtgebietende Gedanke an Gott seyn, der uns die Aussprüche unseres Gewissens unverletzlich macht; so muß sich unser ganzes Streben und Wirken in dem Sinne der Wahrheit und der Liebe vereinigen, die da ist das Band der Vollkommenheit; so muß unser Herz fest werden durch die Religion, die uns allein wahre Größe verleiht, weil sie auch unserem Willen die beharrlichste Richtung gibt.

Und was soll ich erst von der edlen Reinheit der Gefühle sagen, durch welche die Religion auch unserer feineren Sinnlichkeit einen so herrlichen Vorzug verleiht! Mag nemlich das Eigenthümliche, was dem Menschen Ansprüche auf inneren Werth und bleibende Hoheit verschafft, immer zunächst in seinem Geiste und in seinem Herzen zu suchen seyn; so ist doch unser Körper davon auf keine Weise ausgeschlossen, weil der unsichtbare Theil unseres Wesens mit dem sichtbaren durch die feinsten Uebergänge in der genauesten und innigsten Verbindung steht. Wo daher in unseren Gefühlen eine immerwährende Reizbarkeit und Schwäche, in unseren Launen eine stete Bitterkeit und Aengstlichkeit, in unseren Empfindungen eine übertriebene Traurigkeit und Freude, in unserer Art, vergnügt und froh zu seyn, ein beständiger Wechsel, eine unerklärbare Wandelbarkeit, und ein auffallender Widerspruch herrscht, da kann auch nie eine wahre Größe gedeihen, da fangen wir mit jedem Augenblicke ein neues Leben oder eine neue Thorheit an, da findet die Vernunft nur einzelne Bruchstücke des Handelns und Thuns, die sich nie zu einem Ganzen der Tugend und Vollkommenheit vereinigen können. Wie läßt sich aber dieser Zustand des Gemüthes mit den Belehrungen der Religion vereinen, des Herzens Traurigkeit schwächet unsere Kräfte; so rede ich zu euch, daß eure Freude vollkommen werde; alle Bitterkeit und Furcht sey ferne von euch, denn wer sich fürchtet ist noch nicht vollkommen in der Liebe; die Liebe eifert nicht, sie treibt nicht Muthwillen, sie bläht sich nicht,

sie verträgt, sie glaubt, sie hofft und duldet Alles, denn da wir gerecht sind worden durch den Glauben, so haben wir Zuversicht, Friede, Freude in dem heiligen Geist! Könnten wir nach ihren Anweisungen hoffen, Gott zu schauen, als solche, die reines Herzens sind, und doch einen unreinen Sinn, und ein beflecktes Gewissen in unsrer Brust tragen; könnten wir als die Auserwählten Gottes anziehen herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Geduld, und doch unser eigenes Herz durch die unseligen Gefühle des Neides, des Menschenhasses und der Unzufriedenheit verwunden; ja könnten wir als Christen aufsehen zu dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens, und doch in unseren Grundsätzen und Wünschen eine verächtliche Unsicherheit und Unbeständigkeit verrathen! Nein, Freunde, wenn wir auch nicht daran denken, daß wir in einem Zeitalter der Schwachheit und der Entnervung leben, wo nur bei Wenigen ein starker Wille und ein fester Charakter gedeiht; wenn wir auch die Ursachen nicht erforschen, warum wir selbst so oft verstimmt, so oft unverträglich, so oft unempfänglich für die edelsten Freuden sind; ja wenn wir auch den Unglücklichen keinen Blick des Unwillens und der Verachtung zuwerfen wollen, die durch die niedrigsten Lüste ihre Einbildungskraft unaufhörlich beflecken und darum auch nur schändliche Empfindungen und Bilder in ihrem Innern erneuern; so können wir doch in keinem Fall läugnen, daß uns nur die Religion die Kraft verleiht, alle Begierden zu bekämpfen, die wider die Seele streiten, und daß sie eben dadurch unsere Gefühle zu einer Reinheit erhebt, die einen wesentlichen Theil der wahren Größe ausmacht.

Und wie ehrwürdig und dauerhaft wird diese Größe endlich noch dadurch, daß sie unserem Daseyn die Unsterblichkeit sichert! Nicht allein die Unvergänglichkeit des Andenkens und der Thaten, die mit dem Leben aus Gott, und mit dem Handeln aus festen und frommen Grundsätzen so genau zusammenhängt, während alle diejenigen ihren Lohn dahin haben, und in dem Strome der Zeit untergehen; die sich nicht zu höheren, edleren und eines Gottesverehrers würdigen Endzwecken ihres Daseyns erheben wollten. Aber wie viel wichtiger und gewisser ist die bleibende Dauer der Person und des Geistes, zu der wir durch einen frommen und religiösen Sinn, wie eine Frucht für die Ewigkeit heranreifen; wie hell und rein tönt der Zuruf des Evangeliums in dem Herzen jedes Gläubigen wieder, für euch ist Leben und Unvergänglichkeit ans Licht gebracht, denn euer Sterbliches wird anziehen die Unsterblichkeit; ja wie sicher sind Alle die, welche sich der Liebe Gottes und ihres Erlösers freuen, der trostvollen Verheißung, Preis, Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben! O wer im Gefühle seiner himmlischen Freiheit Gott vor Augen und im Herzen hat, der trägt auch den Bürgen der Unsterblichkeit in seiner Brust; den knüpft

jede Andacht, jedes Gebet, jede Handlung der Liebe und des Friedens an das ewige Wort des Lebens aus dem Munde seines himmlischen Vaters und Wohlthäters; der geht, wenn seine irdische Hülle wankt, wie ein vom Schlummer erwachender Pilgrim neu verjüngt ins bessere Daseyn über. Und Heil uns, Geliebte, wenn uns die Erinnerung unsrer Thaten und unseres Gewissens sagt, daß wir dieses Trostes und dieser Zuversicht würdig sind; Heil uns, wenn die Wahrheit nichts Schreckliches für uns hat, alles vergängliche Ding muß ein Ende nehmen und die damit umgehen, fahren dahin; ja Heil uns, wenn wir nicht zu denen gehören, die das zeitliche Wohlleben für Wollust achten, die den Erhabenen durch ihre Thaten lästern, von dem sie nichts wissen wollen, und die darum auch fürchten müssen, daß sie umkommen in ihrem verderblichen Wesen!

LXXII.

Hans Christoph Ernst Freiherr von Gagern.

(1766.)

1. Aus den Resultaten der Sittengeschichte.

III. Demokratie. *)

(S. 7 u. ff.)

Gänzliche Unabhängigkeit ohne allen Staatsverein war nur ein Traum, aus dem uns Berührung und Befeindung weckte. Die Herrschaft Aller über Alle ist sie viel mehr als ein Traum? Ist sie möglich? Und in wiefern? Wie sehr gleicht sie nicht, in weitem Umfang gedacht, eben dem Zustand vor aller Verbindung? Denn ein Zusammenkommen zum Einigwerden war früher da, als Einigseyn, als Bürgerbund. Es war Völkerrecht auf Familienhäupter angewendet. Sobald die Einigung geschehen ist, wird gleich die Beschränkung der Herrschaft Aller über Alle, und noch mehr die Beschränkung der Gleichheit, der allererste Zweck, erster Gedanke, erste Arbeit, durch Vortrag, Ordnung, Gesetz und Obrigkeit. Sie wählen Sprecher, Vorsteher, Anführer, Leute zu Gebet und Opfer. Also sie erkennen Vorzüge an; sie streuen den Saamen der Aristokratie, der schnell keimt und emporsproßt! — Diesem primitiven Zustand und seinem allmähligen Fortrücken müssen wir gleichwohl nachspüren. Auch ich will schwärmen — durch die warmen

*) Die Resultate der Sittengeschichte. III. Demokratie. Frankfurt am Main, bei den Gebrüdern Wilmans. 1816.

Regionen der Ideenwelt die Reise beginnen, und in der Temperatur der Geschichte, bezähmter Leidenschaften, und der Möglichkeit und Wirklichkeit wieder einkehren, und meine Hütte bauen.

* * *

Der gesellschaftliche Vertrag, — der **Contrat social** — an sich ist einfach. Könnten die, die ihn schließen, wohl anders, als möglichst wohlfeil kaufen wollen? Könnten sie anders, als gewinnen wollen? Der Mann giebt einen Theil der Unabhängigkeit, aber nur den gefährlichsten, den schädlichsten Theil, das Recht des Stärkern, für Sicherheit dahin. Er ordnet die physische Kraft der moralischen unter. Er unterwirft sich dem Ausspruch einer Mehrheit. In dieser Mehrheit vermuthet er das Uebergewicht der Einsicht und der bessern Gründe. Für das Recht der Aufsicht über seine Handlungen, das er seinen Mitbürgern einräumt, empfängt er Antheil an der Aufsicht über sie. Bald verspricht er eine Abgabe von seinem Gewerb, um das Uebrige sicher und bequem zu genießen.

Ja wohl, jene bürgerliche Gesellschaft wäre die vollkommenste in der Idee; sie würde wenigstens den höchsten Stoff des menschlichen Glücks in sich fassen, wo nicht blos Alle Sicherheit, als die beabsichtete Folge, genießen, sondern wo auch Alle an der Verwaltung des gemeinen Wesens, ohne Nachtheil dieses gemeinen Wesens, Theil nehmen dürften, und den Werth davon erkennten. Wer kann für den Andern fühlen und wollen, wo es auf die Erhaltung des eignen Heerds, auf den Schutz der Familie, auf den Beitrag des Eigenthums, auf Vergießung des Blutes ankommt? Und wer mag ohne sehr triftige Ursachen diese Fürsorge lieber einem andern anvertrauen? Ist sie dann eine Bürde? Freude, Emotion, hoher Sinn, und alles, was den Menschen belebt und glücklich macht, seyd ihr nicht zusammen in dem Gefühl fürs Vaterland vereinigt, und hat der gelebt und sein Daseyn genossen, der sich um die Wohlfahrt des großen Bundes nie bekümmert, und des Gefühls entbehrt? Es ist die höchste Stufe der Freiheit, das schönste politische Ideal, die Jugend der Staaten-Idee, aber noch seltner und vergänglicher, als die ideale Schönheit der Menschen! Ein Gebäude, der Zeit ausgesetzt und der Verwitterung, welches herzustellen, oder in baulichem Stand zu erhalten, die Besitzer Nachforschung, Mühe und Kosten scheuen, das die Stürme der Kriege wanken und fallen machen, das durch Sittenlosigkeit und Wollust modert, an dem die Würmer der Schmeichler nagen. — Die Wohnung ist dann am festesten und dauerhaftesten, wenn sie die Natur zufällig in Felsen ausgehöhlt hat. Durch Kunst angelegt, ist sie gefährlicher. Je größer die Anlage ist, je mehr Nebengebäude erworben werden, je schimmernder die Verzierung, je drohender wird die Gefahr, je mühsamer die Aufsicht, je unmöglicher die Herstellung. Das baufällige Haus wird oft noch lange bewohnt, aber ungemächlich, unheilsam, und in steter Furcht! — Sollte solch ein Zustand möglich werden, es mußten arme, tapfere, kluge Männer, und der Verbundenen nicht zu viel sein; und auch das war

noch nicht Garantie! — Arm, nur arm an Ueberfluß, um gierigen Nachbarn keine Lockung zu sein. Tapfer, um Unbild abzutreiben oder zu verhüten. Klug, um der Versuchung des Erwerbs und des Befehls zu widerstehen. Und in kleiner Anzahl, um fähig zu seyn sich zu versammeln, sich zu kennen, und den gemeinschaftlichen Vortheil zu übersehen. Alles das ist verschwistert und verknüpft. Wenn eines leidet, folgt das andere, und das Gebäude sinkt. Wie unermeßlich sind diese Forderungen! Jean Jacques, nachdem er seine Kunstwerke mit allen Feuerfarben der Einbildungskraft und der Beredsamkeit aufgeführt hat, zerstört sie wieder mit den vier Worten: Il faut des Dieux, Götterähnlich müssen sie seyn.

2. Das Schicksal der Kinder in den englischen Fabriken.

Rede, gehalten in der ersten Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen, am 6. Mai 1833. *)

Nicht Hunderte, sondern viele viele Tausende von Kindern beiderley Geschlechts werden zu den monotonsten Arbeiten in Englands Fabriken eingesperrt, von den frühesten Morgenstunden, mit der bloßen Unterbrechung der Speisezeit, bis zum späten Abend. Also wider die Natur, wider die Regeln der Fürsorge der Gesundheit und Entwickelung, wider das einfachste Geheiß der Menschlichkeit. Hinweg Freyheit, frische Luft, Entfaltung der Gliedmaßen, Austausch der Ideen, Mannigfaltigkeit der Gegenstände und des Denkens. Hinweg Lächeln und Frohsinn, jene Spiele, jenes Hüpfen und graziöse Toben, für immer hinweg der Umgang mit Eltern und Geschwistern, der ausgesprochene Dank für das Daseyn. Der Sclave, der Gefangene in den Eisen, der Gemarterte sogar hat doch Erinnerungen, Hoffnungen besserer Zeit, er hat den Trost und das Andenken der Angehörigen, er hat den besseren Vorsatz oder die aufrichtige Reue, ein erhebendes Bewußtseyn der Unschuld vielleicht. Der Neger namentlich hat noch Tänze und Weiber und Freunde, Dinge, die die Existenz versüßen. Hier nichts als Gefühl des Zwanges, permanente Langeweile und schlimmere Aussicht, sobald der beschränkte Gedanke erwacht. Die Blume des Daseyns ist zerknickt. Vergleichen sie das mit den Kindergruppen unserer Dörfer!! Und warum das Alles? Damit wir, namentlich in Deutschland, das englische Gespinnste, den Putz unserer Frauen, um etliche Pfennige wohlfeiler kaufen. Auch das erregt und rechtfertigt billig unsere gespannte Aufmerksamkeit. Möge die theilnehmende Stimme, das Vorwort des Auslandes, dort vernommen und das Parlament zu nachdrücklicher Abhülfe erstarkt werden, die noch verschoben scheint.

*) Verhandlungen der ersten Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen im Jahre 1833. Von ihr selbst amtlich herausgegeben. Protokolle. Darmstadt 1833. Stahl und Bekker.

LXXIII. Friedrich Bouterwek.

(1766 — 1828.)

Aus der „Geschichte der Poesie und Beredsamkeit.“ *)

Ueber Lessings Prosa.

(11r Band. S. 151. u. ff.)

Das Wichtigste, was Lessing für die deutsche Litteratur geleistet hat, die späteren seiner Schauspiele ausgenommen, findet sich in seinen prosaischen Schriften. Auch da, wo ihr Inhalt nur wenige Leser interessiren kann, zeichnen sie sich durch einen Styl aus, den Lessing sich selbst nach den Bedürfnissen seines eignen Geistes gebildet hat. Hätte er sich ein bestimmtes Muster zur Nachahmung gewählt, so würde er nicht mit dieser hinreißenden Leichtigkeit jeden Stoff zu bearbeiten gelernt haben. Die natürliche Sprache des wirklichen Lebens ist die Grundlage des lessingischen Styls. Was irgend Affectation, oder Pedantismus genannt werden kann, ist ihm völlig fremd. Aber kein Styl kann auch weiter entfernt seyn von matter Schöngeisterei und oberflächlicher Geschwätzigkeit. Tief, aber nicht nach angenommenen Schulbegriffen, in den Gegenstand einer Untersuchung einzudringen; jeden Begriff so klar und bestimmt als möglich dem gesunden Verstande zu vergegenwärtigen; mit strenger Consequenz ein geprüftes Urtheil an ein anderes anzuknüpfen; aber auch dem Witze die Freiheit zu gönnen, einen Gedanken während er immer klarer und überzeugender hervortritt, fast muthwillig wie einen Fangball hin und her zu werfen, und den Leser, der Belehrung sucht, so zu unterhalten, daß er wie im Spiele zu dem Resultate hingelenkt wird; das war das Ziel, nach welchem Lessing, wenn er eine Abhandlung schrieb, nicht sowohl geflissentlich, als aus unwillkürlicher Neigung strebte, weil es der Natur seines Geistes gemäß war, so und nicht anders seine eignen Gedanken sich selbst zu verdeutlichen. Lessing's Prose ist classisch, wenn gleich nur in ihrer Art. Auf jede wissenschaftliche Untersuchung angewandt, würde sie eine familiäre Umständlichkeit nöthig machen, deren der Verstand nicht immer bedarf. Auch möchte wohl Jeder, wer sich den lessingischen Styl, die interessante Klarheit, Bestimmtheit und Leichtigkeit abgerechnet, zum Muster nehmen wollte, in eine Affectation verfallen, die gerade das Gegentheil eines wesentlichen Zuges eben dieses Styls ist. Aber in dem Unnachahmlichen der lessingischen Prose, die nie prunkt, zuweilen die kühnsten Sprünge macht, und doch nie ihr Ziel verliert, offenbart sich die Kraft des Genies, das uns mit sich fortreißt, während es nur sich selbst Genüge thun will.

Fast Alles, was Lessing in Prose geschrieben hat, gehört in das

*) Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Von Friedrich Bouterwek. 12 Bände. Göttingen 1801 — 1820.

didaktische Fach; denn das Raisonniren war ihm noch mehr Bedürfniß, als das Dichten. Zum Erzählungsstyl scheint er kein vorzügliches Talent gehabt zu haben. Aber wie weit er es in der oratorischen Prosa hätte bringen können, zeigen die polemischen Blätter, die er in seinen letzten Lebensjahren unter dem Titel Anti-Goeze herausgegeben hat, um seine Bekanntmachung der wolfenbüttelischen Fragmente eines Ungenannten gegen den hamburgischen Hauptpastor Goeze zu vertheidigen. Wie ein reißender Strom, dessen Wellen doch immer klar bleiben, ergießt sich die Beredsamkeit in diesem Anti-Goeze. Ein Theoretiker könnte aus diesen kleinen Streitschriften eine treffliche Beispielsammlung von allen oratorischen Figuren zusammentragen, die rührenden ausgenommen. Unter den eigentlichen Abhandlungen Lessing's zeichnet sich durch Cultur des Styls der Laokoon oder über die Grenzen der Mahlerei und Poesie, und nächst dieser die Abhandlung über das Wesen und den Styl der äsopischen Fabel vorzüglich aus. Aber einen polemischen Charakter hat fast Alles, was Lessing im didaktischen Fache geschrieben hat. Die Neigung, Vorurtheile zu widerlegen, und Irrthümer aufzudecken, die sich einen Schein von Wahrheit zu geben gewußt hatten, war bei Lessing so vorherrschend, daß sie fast unvermeidlich zuweilen in Streitlust und, wenn der Angriff übereilt war, in Rechthaberei ausarten mußte. Lessing's Meinung, daß ein kritischer Schriftsteller das Wahre von selbst finde, wenn er nur erst Jemanden habe, mit dem er streitet, war einer der gewagten Einfälle, die er gern verfocht, als ob sie Wahrheiten wären, weil es ihm leichter war, einen solchen Einfall zu vertheidigen, als Andern, ihn zu widerlegen. Diese polemische Tendenz würde auch dem didaktischen Style Lessing's eine zurückstoßende Härte geben, wenn nicht der heitere Witz und der Eifer für Wahrheit und gesunden Verstand fast immer wieder gut machten, was die Streitlust in seinen Schriften verdirbt.

Wäre Lessing weniger streitlustig gewesen, würde auch seine Kritik nicht die durchgreifende Wirkung gethan haben, die nicht leicht ausblieb, wohin er seine Waffen wandte. Was Bodmer leisten wollte, aber mit seinem beschränkten Verstande nicht vermochte, der Kritik, die in der gottschedischen Schule zu einer frostigen Schulmeisterei geworden war, einen neuen Geist einzuhauchen, der belebend und erfrischend in die Litteratur eindränge, leistete Lessing in vollem Maße. Er ist es, der in Deutschland die Altäre gestürzt hat, an denen man die französischen Dichter als vollendete Geschmacksmuster verehrte. Seine hamburgische Dramaturgie hatte vorzüglich den Zweck, dem Publicum über die Anmaßungen der französischen Dramaturgie die Augen zu öffnen. Niemand hat vor Lessing gezeigt, daß die Meinung, das französische Trauerspiel folge denselben Grundsätzen, wie das griechische, auf Mißverständnissen und einer Verwechselung von Nebensachen mit dem Wesen einer tragischen Dichtung beruhet, und daß selbst nach der Poetik des Aristoteles, auf deren Autorität die französischen Dramaturgen sich unablässig berufen, die bewunderten Stücke von Corneille und Racine

zu einer willkürlich geregelten Gattung gehören. Leſſing ergriff jede Gelegenheit, die Deutſchen aufmerkſam auf Shakeſpeare zu machen, und Wieland's Ueberſetzung dieſes größten aller dramatiſchen Dichter der neueren Zeit als eine der vorzüglichſten Bereicherungen der deutſchen Litteratur zu empfehlen. Auch die ſpaniſchen Schauſpiele, über die man in Deutſchland, ohne ſie zu kennen, ganz wie die Franzoſen zu urtheilen pflegte, zeigte er in einem andern und günſtigern Lichte. Das franzöſiſche Theater ohne Schonung der herrſchenden Vorurtheile zu kritiſiren, wurde Leſſing beſonders durch die zufällige Form veranlaßt, die er ſeinen dramaturgiſchen Grundſätzen geben mußte, als er ſie in die Recenſionen der Theaterſtücke verwebte, die in Hamburg aufgeführt wurden; denn die Armuth der dramatiſchen Litteratur der Deutſchen nöthigte damals die Directoren deutſcher Theater, die große Lücke mit Ueberſetzungen franzöſiſcher Stücke auszufüllen. Gegen die Luſtſpiele der Franzoſen hatte Leſſing wenig zu erinnern. Das Lob, das er ihnen ertheilt, bewies hinlänglich, daß er im mindeſten nicht gegen die franzöſiſche Litteratur überhaupt eingenommen war. Seine ſtrenge Kritik des franzöſiſchen Trauerſpiels mußte um ſo mehr Eindruck machen, da ſie von einem Manne kam, der weit entfernt von der Vertheidigung der Regelloſigkeit war, und die Werke der alten Tragiker und die Poetik des Ariſtoteles ſo fleißig ſtudiert hatte, wie irgend ein Gelehrter ſeiner Zeit. Aber vieles ließ auch Leſſing's Dramaturgie zu wünſchen übrig. Seine Vorliebe zur Poetik des Ariſtoteles, die er für ein eben ſo unfehlbares Werk, als die Elemente Euklid's erklärte, war ſo groß, daß er, um dieſen von ihm gefeierten Alten in keinem Punkte Unrecht haben zu laſſen, ſich in philologiſche Subtilitäten verwickelte, deren Reſultate doch problematiſch blieben und ihrem Vertheidiger das Anſehen eines Sophiſten gaben. Auch darf man wohl dazu lächeln, daß Leſſing zum Beſchluſſe ſeiner Dramaturgie, wo er ſich ſelbſt das Genie abſpricht, ernſtlich verſichert, das ganze Verdienſt ſeiner dramatiſchen Dichtungen gründe ſich auf ſein Beſtreben, in jeder Hinſicht den Vorſchriften des Ariſtoteles Genüge zu leiſten. Aber noch mangelhafter mußte Leſſing's Kritik durch die Art werden, wie ſie ſich ſelbſt nach und nach aus polemiſchen Bruchſtücken entwickelte, die ſich zwar immer enger an einander anſchloſſen, aber zu keinem Ganzen wurden. Ein allgemeines, alle ſchönen Künſte umfaſſendes Princip ſcheint er nicht einmal geſucht zu haben, weil er das Geſetz der Nachahmung der Natur, nach der Lehre ſeines Ariſtoteles, nie bezweifelte. Voll feſten Glaubens an die Zulänglichkeit dieſes Geſetzes warf er nicht nur auf das Ideale in der Kunſt kaum einen Seitenblick; er ließ ſich auch hinreißen von dem Naturalismus Diderot's, nach welchem Schönheit in der Kunſt nichts weiter als intereſſante Natürlichkeit iſt. Deswegen war auch Leſſing's Anſicht der heroiſchen Tragödie der Franzoſen, und ſelbſt der Griechen, nur einſeitig. Ueber das Ideale in den plaſtiſchen Künſten ging ihm erſt ein Licht auf, als er ſeinen Laokoon ſchrieb. Deſſen ungeachtet fängt erſt mit Leſſing in der deutſchen Litteratur diejenige Kritik an, die keine Vorurtheile duldet, nicht eigenſinnig an gewiſſen Muſtern hängt, das Weſent-

liche von dem Zufälligen und Conventionellen unterscheidet, dem Genie auf die Spur zu kommen sucht, aber es nicht mit unnützen Fesseln belastet, und nicht durch frostige Bemerkungen, besonders über Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit, das Gefühl des Schönen selbst abtödtet. Ueber den wahren Zweck des Lustspiels, das man, um es moralischer zu machen, beinahe um alle Heiterkeit gebracht hätte, hat Lessing zuerst richtige Begriffe aufgestellt. Der wahre Unterschied zwischen poetischer und mahlerischer Schönheit ist durch seinen Laokoon zum ersten Male aufgeklärt. Auf mehrere bis dahin wenig beachtete Gesichtspunkte der Kritik hat er in seinen Beiträgen zu den Litteraturbriefen hingewiesen. Ermüdend wird sein Tadel nur da, wo er sich unaufhörlich auf Kleinigkeiten einläßt, zum Beispiel bei seiner Beurtheilung der längst vergessenen Uebersetzung des Horaz von Lange, und bei seinen antiquarischen Streitigkeiten mit dem Philologen Klotz. Der einzige große Dichter, gegen den er nicht ganz gerecht war, ist Klopstock, von dem er zwar öfter mit Bewunderung spricht, aber, aus Abneigung gegen alle religiöse Schwärmerei, auf eine so zweideutige Art, daß selbst das Lob zuweilen bitterer Spott zu seyn scheint.

LXXIV.

Karl Christian Graf zu Benzel-Sternau.

(1750.)

Aus dem „goldenen Kalb.“ *)

(1803.)

Fantome.

(4r Band. S. 213.)

Freundschaft theilt so köstlich; ihr Mitgenuß vermehrt den Reichthum der Seele, welche ihr die Fülle in ihrem Innern aufschließt. Alfred! nie vergesse ich den Ausdruck von inniger Zufriedenheit, mit welchem Helner am Abend des andern Tages die Gefühle, Ideen und Entschließungen meiner unterirdischen Selbst-Unterredung vernahm. Aber auch ich gab ihm diese freiwillige Rechenschaft mit einem frohen Bewußtseyn von Kraft, das ich lange nicht empfunden hatte. Der Ermannung des Abends war ein heiterer Schlummer gefolgt, und bey'm Erwachen sah ich mit Ruhe, und nicht mit Reue auf sie zurück. Es giebt moralische Trunkenheit, wie physische, lieber Alfred: in beyden keucht der exaltirte Mensch die überspannten Kräfte an Unternehmungen aus, welche, gleich begonnen, zuweilen glücken, wie große Loose, aber später von der Nüchternheit verworfen, beweint oder verlassen werden. Solcher moralischer Trunkenbolde werden dir noch manche in dem großen

*) Das goldene Kalb. Eine Biographie. 4 Bände. Gotha, bei Becker. 1803.

Gasthofe der Welt begegnen: lasse dich nie mit ihnen ein! sie zertrümmern und du bezahlst.

Mann! sagte Helner, wie ich geendigt hatte, und drückte mir kräftig-herzlich die Hand.

Und dein Freund!

Mann! ächter Mann sagt alles. Denn der sich lebenslänglich mit der Puppe der Leidenschaft schleppt, ist ein schwaches Werkzeug, und kein Mann! Sie bricht seinen Nerv; Selbstherrschaft beseelt ihn mit Thatkraft, Geist, Muth und ächter Herzlichkeit, Die weibliche Kokette ist ein verächtliches Geschöpf; aber der kokettirende Mann — und das ist auch der, welcher unaufhörlich dem Ideale nachsetzt, und alle Heiliginnen auf Abschlag der zu findenden Gottheit anbetet, denn der schönere Vorwand ist um nichts besser, als das schöne Gewand, welches Häßlichkeit verbirgt, ohne sie hinwegzunehmen — ist das schwächste und verächtlichste Wesen unter der Sonne.

Ich griff an meine Brust und lächelte.

Du zeigst auf die, kaum noch nicht geheilte Wunde. Ich will sie nicht reizen — du kennst den Freund. Aber Arzney darf er gewiß in die noch offne gießen; und Wahrheit ist Arzney. Du bist jetzt fähig und werth, sie zu hören. Ich schwieg so lang ich mußte; ich fühle mich glücklich, zu sprechen, da ich darf. Du hast die Quarantaine überstanden, wie ich hoffte: war auch der letzte Kampf vielleicht der schwerste und schmerzlichste, so war er es doch, der den Sieg auf immer verbürgt. und was dir noch auszufechten übrig seyn mag, das wirst du bestehn. Sich erholende Kraft gewinnt durch Uebung und Widerstand; aber die gebundene wird auch durch die Last einer Feder tiefer niedergedrückt.

Waffenbruder! rief ich.

Der bin ich, wie ich es immer war. Wir hielten schon so manche Gefahr im schönen, fest vereinten Bunde aus. Keine soll uns schrecken, wie uns keine trennen wird.

Keine! du warst immer mein Retter.

Durch dich selbst. Rettung ist unmöglich, wenn der Bedrohte sie nicht will. Du rangst mit den Wellen; ich warf dir das Brett zu. Daß du es faßtest war dein Werk, und konnte nur dein Werk seyn. Diese innige Kraft in deinem Wesen band mich unauflöslich an dich: nur durch sie wurde unsere Vereinigung geschlossen. Ich nahm das edle Vermögen in dir durch die Hülle der Schwärmerey wahr: weißt du noch, daß mein erstes Wort an dich eine Warnung vor dir selbst, und vor mir enthielt? Schon damals sah ich deutlich voraus, welche Prüfungen deiner warteten; das edle Metall mußte durch Flammen geläutert werden, und gieng es zu Grund, so war es nicht edel, und ich hätte — ja ich darf es als Mann dem Manne sagen — ich hätte dich bedauert, aber nicht vermißt.

Wie oft mußte ich dir lächerlich erscheinen, oder — erbärmlich.

Keines von beyden. Gustav! der höhere Mensch hat mit Fantomen zu kämpfen; genialische Anlagen gähren und kochen in wildem Strudel, gleich tobenden Wassern: aber, wenn die Kraft wirklich streitet, so ist

dieser Anblick vielleicht noch größer, als jener des Helden im Schlachtgetümmel.

Fantome! — o Helner, sie sind mehr, als das. Gewöhnliche Gespenster sind nur Ungeziefer der Einbildungskraft; aber diese moralische Drachen und Wehrwölfe haben Realität ohne Fleisch und Bein.

Ich nenne sie Fantome, weil sie vor der Beschwörung des festen Willens verschwinden.

Immer?

Immer! Hast du nicht selbst so eben die Erfahrung gemacht?

Aber ihre Anzahl ist Legion.

Ich weiß es; laß' uns einen kühnen Blick auf das tolle Gewimmel werfen. Der Mensch — o so oft gleicht er einem schlechten Gelegenheitsgedicht — ist ein Wanderer, und Wanderschaft sein Leben. Billig sollte jeder Ausgezeichnete in dem Gemählde seiner Wallfarth ein schätzbares Erbtheil hinterlassen; daraus ließe sich eine interessante Reisekarte zusammensetzen. Die erste Lebensansicht ist Hinausblick bey'm Einsteigen in den Reisewagen; alles mahlt sich heiter und froh. Erst nach und nach kommen die schleichenden und heulenden Gestalten zum Vorschein, welche Straßenräubern gleich, Börse oder Leben fordern, und oft beydes davon tragen. Aber keine Erscheinung soll zu groß oder zu schrecklich für den Forscherblick des Geistes seyn, welchen die Natur als aufhellenden Genius ins Labyrinth des Daseyns stiftete, wie fromme Andacht das ewige Licht in schauerlich düstere Tempel. Nur die Furcht unterliegt und wahrlich es giebt Menschen, welchen sie Bedürfniß ist; die sich vor ihrem eigenen Geiste fürchten würden, wäre er nicht dumm genug, an sich selbst zu glauben. Blicke her, Gustav, auf die Umrisse der Hauptdämonen, die wie Würgengel über das Daseyn hinfahren; oft tragi-komisch, und immer verwüstend. Da ist das Beyspiel, dieser moralische Leithammel; es könnte eine Panazee seyn, und wird allmächtiges Seelenmiasma. Die Menschen haben sich Konvenienztugenden gemacht, wie Glasperlen — beyde sind wohlfeiler, als ächte, wenn gleich zerbrechlich. Dann kömmt der große Larvenkünstler Egoismus: ihn aus seiner tausendfältigen Verhüllung herauszufinden, ist so nöthig als schwer, oft unterhaltend, oft trostlos ermüdend. Er wirft die Lumpen der Bettelsucht und das Feyergewand der Menschenliebe mit gleicher Leichtigkeit um: ganz kann dieser Satan den Pferdefuß nie verstecken; wer ihn kennt, kann wohl sein Opfer, aber nie ein bethörtes Opfer werden. Siehst du den schmutzigen Geiz hinter ihm herschleichen, wie er am unfruchtbaren Golde nagt, und aus Hunger an der eignen Hand, der er es nicht abgewinnen kann? Er wühlt sich in verderbter Einbildungskraft ein, und ist ein Herz verzehrender Wahnsinn; langsam frißt er jede bessere Kraft, und würgt grinzend auch den letzten Findling des Gefühls. Elender, als der dürftigste Sohn der zitternden Armuth, hat er auch den Trieb nach Genuß verlernt, welcher noch tröstend über diesem schwebt, und ihn mit dem Panorama der Hoffnung labt. Habsucht ist die Krankheit aussätziger Seelen; eine Schmach der Menschheit, sie mag den Bettelsack oder den Panzer umwerfen. Glänzend folgt dem

Schenfal die Ehrsucht; sie sieht stolz über die schleichende Vorgängerin hinweg, wie die blühende Schönheit über die zahnlose Matrone. Aber die Ehre, die sie liebt, ist ein Irrlicht aus Pfützen; sie gehört dem Geschlecht der Sternschnuppen, nicht der Fixsterne zu. Wahrer Ehre zum Opfer erliegend, fällt es sich schön, und — selten; aber um ihrentwillen der falschen zu entsagen, übersteigt die Kräfte der meisten, die um den Glanz weniger Stunden den Tod im Hungerthurme vergessen. Trotzig tritt die Herrschsucht in die Fußtapfen der betrügerischen Schwester; sie, welche den Sklaven aufzehrt, der nach Sklaven ringt. Gewalt und Größe! ein Rennziel, wohin die Bahn lang, und um welches der gebrochnen Hälse eine Menge ist. Studire Menschenstreben vom Anbeginn — es gieng auf Gewalt; studire das Resultat dieses Strebens — es war ihr Mißbrauch. Sieh! die holde Sirene leidenschaftlicher Liebe schwebt heran; abgöttische Schaaren tragen sie, jubeln um sie her, und wälzen sich auf den Boden, um ihr zum Teppich zu dienen. Nektar ist in ihrem Pokal, und Berauschung im Nektar; auf dem Boden des verrätherischen Kristalls lauscht Tod der Geisteskraft. Ueppigkeit tändelt neben ihr hin, Schwäche kriecht demüthig auf ihrer Spur, und Eifersucht schwingt die Schlangengeisel, mit Blumen umwunden. O ein Spiel, das der Karten nicht werth ist, und doch so unendlich viel kostet! Irrige Frömmigkeit windet sich auf Aberglauben gestützt, und von Heucheley geführt, langsam den Pfad dahin: von der Glut der Liebe wird der Uebergang zum Kohlenfeuer der Andächteley nicht schwer. Gebet aus dem Herzen ist Vorgefühl der Seeligkeit; doch die Menschen beten gerne, wie sie essen — nicht um des Endzwecks willen, sondern nach der Menge, und froh über die großen Porzionen. Falsche Gelehrsamkeit streut ihre Hülsen, falsche Weisheit ihre Tollkörner aus. Jene ist die Serva-Padrona der komischen Oper, diese die Konkubine des Sektengeistes, und unzählbar sind die Mißgeburten beyder; hinter ihnen her watschelt die lahme Theorie, wie eine alte Jungfer, die noch gerne den Hof gemacht hat. Lustig flattert der langen Geisterprozession die Thorheit nach, mit einem Füllhorn von Schellenkappen, im Kostüm der Weisheit, die Geschichte vor sich her geiselnd, welcher sie die großen Bücher hinwegnimmt, und sie ihre Urkunden nennt. Allerdings könnte diese neue Redakzion alter Thatsachen, der Vergangenheit entwandt, von der Gegenwart aufgelegt, und der Zukunft gewidmet, einige korpulente, und was noch mehr ist, interessante Folianten füllen: der Verleger dürfte das Honorar in blankem Golde zahlen, Didot mit Chodowiecki und Lips wetteifern, und — der Leser fände vielleicht mehr Geschmack an dem umstaffirten Inhalt, als an den Predigten der mit Bleichsucht behafteten Klio. Lässig geschürzt trippelt die Ruhe hinter der Thorheit drein: sie reicht den matten Arm — dem geschäftigen Müssiggange, der zu keuchen sucht, indem er gähnt, und sich eine bürgerliche Existenz zusammenlügt, wie ein Industrie-Ritter. Die Menschen ringen nach dem Erwerb gut belohnter Faulheit, und dann nach heuchelnder Schminke derselben. Ruhe ist ihr Günstlingswort; aber sie vergiften sie mit dem Arsenik der Unruhe, wenn sie nicht mit

dem Kissen der Langweile sie ersticken. Ein Sarg! haben dich alle diese Gespenster angekündigt, du letztes Inventarienstück der ausgesaugten Existenz? Ja, du bist das Vorlegschloß an der Pforte, welche am Ende der langen Bahn dumpf und hohl zuklappt. Die Glückseeligkeit liegt entseelt in deinem dürren Schooß, auf welken Hoffnungen und zerknickten Dornen; der letzte Schlummer bettet sich auf die Trümmer des gequälten Wachens. Wo ist der heilige Prophet, der dich ins Daseyn zurückruft, und den Odem des Lebens den kalten Lippen wieder einhaucht? O Gustav! nur der erhabne Seher kann das, der die immer gesuchte, selten gefundne, oft gewürgte Dulderin im unentweihten Innersten trägt.

LXXV. Friedrich Adolph Krummacher.

(1768.)

Aus dem „Festbüchlein." *)

Das Wölkchen.

(Zweites Bändchen. S. 6.)

Die ersten Menschen hatten das schöne jugendliche Land ihres Ursprungs verlassen. Vor dem Eingang Edens stand der Cherub mit dem flammenden Schwerdt, ein Bild ihrer Schuld. Sie selbst giengen umher und weinten. Vor ihnen lag öde und schweigend das Land der Mühe und Schmerzen. Dornen hemmten ihren Pfad und Disteln starreten vor ihren Füßen. Dazu tönete das ernste Wort des Richters noch immer in ihren Herzen: „Verflucht sey der Acker um deinetwillen! Mit Kummer sollst du dich darauf nähren dein Lebenlang. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, und mit Schmerzen Kinder gebären!"

Sie standen und seufzten: Ach warum hat nicht vielmehr des Cherubs flammendes Schwerdt unser Leben vernichtet! Wer wird sich unser nun erbarmen? So klagten sie und weinten.

Siehe, da erhob sich ein leises Säuseln von Eden her. Die Stauden neigeten sich. Es wird, dachten sie, der Himmlischen Einer erscheinen. Und sie verbargen sich, ängstlich und schüchtern.

Aber es schwebte ein Wölkchen von Edens Hügeln herüber, und des Wölkchens Gestalt war wie die Morgenröthe, und es ruhete vor ihrem Angesicht. Sie harreten, ob ein Himmlischer hervortreten würde.

Da ertönete eine liebliche Stimme, wie ein leiser Gesang, aus dem duftigen Gewölk, und die Stimme sprach: Euer irdisches Auge wird mich nicht schauen; aber ich will unsichtbar euch durch das Leben geleiten. In euren Herzen soll der Schimmer meines Morgenroths

*) Festbüchlein. Eine Schrift für das Volk von F. A. Krummacher. Erstes Bändchen: Der Sonntag. (2. Auflage.) Duisburg und Essen, bei Bädeker und Kürzel. 1810. Zweites Bändchen; Das Christfest. Ebendas. 1810.

wohnen, und eures Lebens Pfad euch erheitern. Wenn dir, o Mann, der Schweiß deines Angesichts in die Furchen träuft, dann zeig ich dir in fernem Dämmerlicht ein goldenes Aehrenfeld und blühende Gärten, und du meinst dir ein neues Eden zu bauen.

Und du, Weib, erkohren der Menschheit Mutter zu seyn — mit Schmerzen wirst du Kinder gebähren, aber in dem Säugling deines Busens wirst du einen Engel Edens erblicken, und Freudenthränen weinen.

Aber ach, seufzten die Menschen, du verborgener Bote des Trostes, wirst du, wenn wir nun des Todes sterben müssen, uns dann auch verlassen?

Aus dem Gewölk ertönte die Antwort: Aus Nächten müssen fortan euch Morgenröthen erblühn! Wenn des Lebens Tag euch schwindet, dann wird mein freundliches Licht euren Geist umschweben, daß ihr Eden geöffnet sehet, wenn ihr nur Glauben habet und Liebe. —

O du tröstender Bote des Himmels, wer bist du denn, und wie heißet dein Name? fragten die Menschen.

Ich bin des Glaubens und der Liebe Tochter! Mein Name ist Hoffnung!

So war die Antwort. Das rosenfarbige Gewölk zerrann und umfloß die Sterblichen, daß sie das himmlische Kind nicht sahen. Aber ihre Seele ward heiter.

LXXVI.

Friedrich Alexander von Humboldt.

(1769.)

Das Kreuz des Südens.

Nichts gleicht der Schönheit und Milde des Klimas in der Aequinoctialgegend des Oceans. Während der regelmäßige Wind stark wehte, hielt sich der Wärmemesser den Tag über auf 23 und 24 Graden, und während der Nacht zwischen 22 und 22,5 Graden. Um allen Reiz dieser glücklichen, dem Aequator nahen Gegenden vollkommen zu empfinden, muß man in einer sehr rauhen Jahreszeit die Reise von Acapulco oder von den Küsten von Chili nach Europa gemacht haben. Welcher Contrast zwischen den stürmischen Meeren der nördlichen Breiten und diesen Gegenden, wo die Ruhe der Natur niemals gestört wird! Wenn die Rückkehr von Mexico oder von dem südlichen Amerika nach den Küsten von Spanien eben so schnell und angenehm wäre, als die Ueberfahrt von dem alten in den neuen Continent, so würde die Zahl der Europäer, welche sich in den Colonien niedergelassen haben, weit unbeträchtlicher sein, als wir es gegenwärtig sehen. Das Meer, welches die Azorischen und Bermudischen Inseln umströmt und welches man durchschifft, wenn man in hohen Breiten nach Europa zurückkehrt, wird von den Spaniern durch die sonderbare Benennung Golfo de las Veguas (Golf der Lastthiere) bezeichnet. Die Colonisten, welche nicht an das

Meer gewohnt sind und welche lange Zeit abgesondert in den Wäldern von Guiana, in den Savanen von Caracas oder auf den Cordilleren von Peru gelebt haben, fürchten die Nähe der Bermudischen Inseln mehr, als die Einwohner von Lima heut zu Tage die Fahrt ums Cap Horn. Sie übertreiben sich die Gefahr einer Schifffahrt, welche nur im Winter gefährlich ist. Sie verschieben von Jahr zu Jahr die Ausführung eines Vorhabens, welches ihnen gewagt scheint, und sehr oft überrascht sie der Tod mitten unter den Zubereitungen, welche sie zu ihrer Rückkehr machen.

Seit wir in die heiße Zone eingetreten waren, konnten wir jede Nacht die Schönheit des südlichen Himmels nicht genugsam bewundern, welcher in dem Maß, als wir nach Süden vorrückten, neue Sternbilder unsern Augen entfaltete. Man hat ein wunderbar bekanntes Gefühl, wenn man bei der Annäherung gegen den Aequator und besonders, wenn man von der einen Hemisphäre in die andere übergeht, allmählich die Sterne niederer werden und zuletzt verschwinden sieht, welche man von seiner ersten Kindheit an kennt. Nichts erinnert einen Reisenden lebhafter an die unermeßliche Entfernung seines Vaterlandes als der Anblick eines neuen Himmels. Die Gruppirung der großen Sterne, einige zerstreute Nebelsterne, welche an Glanz mit der Milchstraße wetteifern, und Räume, welche durch eine außerordentliche Schwärze ausgezeichnet sind, geben dem südlichen Himmel eine eigenthümliche Physiognomie. Dieses Schauspiel setzt selbst die Einbildungskraft derjenigen in Bewegung, welche, ohne Unterricht in den höhern Wissenschaften, das Himmelsgewölbe gern betrachten, wie man eine schöne Landschaft oder eine Majestätische Aussicht bewundert. Man hat nicht nöthig Botaniker zu sein, um die heiße Zone bei dem bloßen Anblicke der Vegetation zu erkennen; ohne Kenntniß in der Astronomie erlangt zu haben, ohne mit den Himmelscharten von Flamstrad und la Caille vertraut zu sein, fühlt man, daß man nicht in Europa ist, wenn man das ungeheure Sternbild des Schiffs oder die phosphorescirenden Wolken Magellans am Horizont aufsteigen sieht. Die Erde und der Himmel, Alles nimmt in der Aequinoctial-Gegend einen exotischen Charakter an.

Die niedern Gegenden der Luft waren seit einigen Tagen mit Dämpfen angeschwängert. Wir sahen erst in der Nacht vom 4ten zum 5ten Julius, im 16ten Grad der Breite, das Kreuz des Südens zum ersten Mal deutlich; es war stark geneigt und erschien von Zeit zu Zeit zwischen Wolken, deren Mittelpunkt, von dem Wetterleuchten gefurcht, ein silberfarbenes Licht zurück warf. Wenn es einem Reisenden erlaubt ist, von seinen persönlichen Rührungen zu reden, so setze ich hinzu, daß ich in dieser Nacht einen der Träume meiner ersten Jugend in Erfüllung gehen sah.

Wenn man anfängt, den Blick auf geographische Charten zu heften und die Beschreibungen der Reisenden zu lesen, so fühlt man eine Art von Vorliebe für gewisse Länder und Klimata, von welchen man sich in einem höhern Alter nicht wohl Rechenschaft geben kann. Diese Eindrücke haben einen merkbaren Einfluß auf unsere Entschlüsse, und wir

suchen uns wie instinktmäßig mit den Gegenständen in Beziehung zu setzen, welche seit langer Zeit einen geheimen Reiz für uns hatten. In einer Epoche, wo ich den Himmel studirte, nicht um mich der Astronomie zu widmen, sondern um die Sterne kennen zu lernen, wurde ich von einer Furcht in Bewegung gesetzt, welche denjenigen unbekannt ist, die eine sitzende Lebensart lieben. Es schien mir schmerzhaft, der Hoffnung zu entsagen, die schönen Sternbilder zu sehen, welche in der Nähe des Südpols liegen. Ungeduldig, die Gegenden des Aequators zu durchwandern, konnte ich die Augen nicht gegen das gestirnte Gewölbe des Himmels erheben, ohne an das Kreuz des Südens zu denken und ohne mir die erhabene Stelle des Dante ins Gedächtniß zurückzurufen, welche die berühmtesten Commentatoren auf dieses Sternbild bezogen haben. —

Die Befriedigung, welche wir bei der Entdeckung dieses Kreuzes des Südens empfanden, wurde lebhaft von denjenigen Personen der Schiffsmannschaft getheilt, welche die Kolonien bewohnt hatten. In der Einsamkeit der Meere grüßt man einen Stern wie einen Freund, von dem man lange Zeit getrennt war. Bei den Portugiesen und Spaniern scheinen noch besondere Gründe dieses Interesse zu vermehren: ein religiöses Gefühl macht ihnen ein Sternbild lieb, dessen Form ihnen das Zeichen des Glaubens ins Gedächtniß ruft, welches von ihren Voreltern in den Wüsten der neuen Welt aufgepflanzt wurde.

Da die beiden großen Sterne, welche die Spitze und den Fuß des Kreuzes bezeichnen, ungefähr die nämliche gerade Aufsteigung haben, so muß das Sternbild in dem Augenblick, wo es durch den Meridian geht, beinahe senkrecht stehen. Diesen Umstand kennen alle Völker, welche jenseit des Wendekreises oder in der südlichen Hemisphäre wohnen. Man hat beobachtet, um welche Zeit in der Nacht, in verschiedenen Jahreszeiten, das Kreuz im Süden gerade oder geneigt ist. Es ist dies eine Uhr, welche ziemlich regelmäßig, nahe zu um 4 Minuten täglich, vorrückt, und kein anderes Sternbild bietet bei dem bloßen Anblick eine so leicht anzustellende Beobachtung der Zeit dar. Wie oft hörten wir in den Savanen von Venezuela oder in der Wüste, welche sich von Lima nach Trurillo erstreckt, unsern Wegweiser sagen: „Mitternacht ist vorbei, das Kreuz fängt an sich zu neigen." Wie oft haben diese Worte nns die rührende Scene ins Gedächtniß gerufen, wo Paul und Virginie, sitzend an der Quelle des Flusses der Latanien, sich zum letzten Mal unterhalten, und wo der Greis, bei dem Anblick des Kreuzes im Süden, sie erinnert, daß es Zeit ist zu scheiden! —

2. Die südamerikanischen Llanos.

Unser Eintritt in das Becken der Llanos geschah in der Mesa de Paja, unter 9° ½ der Breite. Die Sonne stund beinah im Zenith; der Boden zeigte überall, wo er öde und von Pflanzenwuchs entblößt war, eine bis auf 48° und 50° ansteigende Temperatur. Kein Windhauch ward auf der Höhe, worauf wir uns mit unsern Maulthieren befanden, verspürt; aber mitten in dieser scheinbaren Ruhe wurden ununterbrochene Staubwirbel durch jene kleinen Luftströmungen empor geho-

2625261

ben, welche nur über die Oberfläche des Bodens hinstreifen und durch die ungleiche Temperatur begründet sind, die der nackte Sand oder die mit Pflanzen bedeckte Erde annehmen. Diese Sandwinde erhöhen die erstickende Wärme der Luft. Jedes Quarzkörnchen, das wärmer ist als die umgebende Luft, strahlte nach allen Richtungen hin, und es hält schwer, die Temperatur der Atmosphäre zu beobachten, ohne daß seine Sandtheilchen gegen die Kugel des Thermometers anschlagen. Rings um uns her schienen die Ebenen zum Himmel anzusteigen, und diese ausgedehnte und stille Einöde stellte sich uns als ein mit Tang oder pelagischem Meergras bedeckter Ocean dar. Je nach der ungleich durch die Atmosphäre vertheilten Dünstemasse und nach der wechselnden Temperatur-Abnahme der über einander gelegenen Luftschichten erschien der Horizont an einigen Stellen genau abgesondert, an andern zeigte er sich wellenförmig, schlängelnd und gleichsam gestreift. Die Erde floß da mit dem Himmel zusammen. Mitten durch den trockenen Nebel und die Dunstschichten erblickte man fernhin Stämme von Palmbäumen. Ihres Blätterschmucks und ihrer grünenden Wipfel beraubt, sahen diese Stämme den Mastbäumen der Schiffe gleich, die das Auge am Horizont entdeckt.

Es liegt etwas Imposantes, aber Trauriges und Finsteres in dem einförmigen Anblick dieser Steppen. Alles ist darin gleichsam erstarrt: selten nur mag der Schatten einer kleinen Wolke, die durch den Zenith geht und die Nähe der Regenzeit verkündet, auf der Savane gesehen werden. Ich lasse unentschieden, ob der erste Anblick der Llanos nicht eben so überraschend ist, wie derjenige der Andenkette. Die Gebirgsländer, welches auch die absolute Höhe ihrer höchsten Gipfel seyn mag, besitzen eine gemeinsame Physiognomie; man gewöhnt sich hingegen nicht leicht an das Aussehen der Llanos von Venezuela und von Casanare, an das der Pampas von Buenos Ayres und von Chaco, welche ununterbrochen und während 20 und 30 Reisetagen des Oceans ebene Fläche darstellen. Ich hatte die Ebenen oder Llanos der Mancha in Spanien und die Heiden gesehen, welche sich vom Ausgange Jütlands durch Lüneburg und Westphalen bis in die Niederlande erstrecken. Diese letzteren sind wahre Steppen, von denen der Mensch, seit Jahrhunderten, nur kleine Abtheilungen ertragbar zu machen vermocht hat; allein dieses flache Land des westlichen und nördlichen Europa gewährt nur ein schwaches Bild der unermeßlichen Llanos im südlichen Amerika. Im südöstlichen Theile unseres Festlandes, in Ungarn, zwischen der Donau und Theiß; in Rußland zwischen dem Borysthenes (Dnieper), dem Don und der Wolga trifft man die großen und ausgedehnten Viehweiden an, welche durch langen Aufenthalt der Gewässer verebnet scheinen, und von denen der Horizont überall begränzt wird. Hungarns flache Landschaft beschäftigt die Phantasie des Reisenden, durch ihre fürdauernden Spiele der Luftspiegelung, da, wo ich sie auf der Grenze Deutschlands zwischen Presburg und Oedenburg durchwandert habe; ihre größte Ausdehnung aber stellt sich mehr westwärts, zwischen Czegled, Debreczin und Tittel dar. Es ist ein Meer von grünen Rasen, das zwey Ausgänge hat,

den einen in der Nähe von Gran und Waitzen, den andern zwischen Belgrad und Weddin.

Man hat bezeichnende Züge der verschiedenen Welttheile aufzufassen geglaubt, wenn man von dem europäischen Heideland, von den asiatischen Steppen, von Afrika's Wüsten und von den Savanen Amerika's sprach; es stellt aber diese Unterscheidung Contraste auf, die in der Natur der Dinge so wenig als im Geiste der Sprachen liegen. Das Daseyn eines Heidelandes setzt allezeit das Vorkommen von Pflanzen voraus, die der Heidekraut-Familie angehören; Asiens Steppen sind nicht alle mit Salzpflanzen bewachsen; die Savanen von Venezuela bieten, ihren Gräsern zur Seite kleine krautartige Mimosen, Schotengewächse und andere Dicotyledonen mehr dar. Die Ebenen Songariens, diejenigen, welche sich zwischen dem Don und der Wolga ausdehnen, die ungarischen Pußta sind wahre Savanen, mit reichlichem Graswuchs versehene Viehweiden; während die Savanen im Osten und Westen des Felsengebirgs und Neu Mexico's mit Pflanzen aus der Chenopoden-Familie bewachsen sind, welche kohlensaure und salzsaure Soda enthalten. Asien besitzt alles Pflanzenwuchses ermangelnde Wüsten, in Arabien, in Gobi und in Persien. Seitdem man die von so langem her und so unbestimmt unter dem Namen der Wüste von Sahara (Zahra) vereinbarten Wüsten des inneren Afrika näher kennen gelernt hat, beobachtete man, daß im Osten dieses Festlandes, wie in Arabien, mitten im nackten und unfruchtbaren Lande, Savanen und Viehweiden angetroffen werden. Jene ersteren, die mit Kies überzogenen, und mit keinerley Pflanzen bewachsenen Wüsten sind es, die in der neuen Welt beynahe gar nicht vorkommen. Ich habe solche einzig nur im tieferen Theile von Peru, zwischen Amatope und Coquimbo, an den Gestaden der Südsee gefunden. Die Spanier nennen sie nicht Llanos, sondern desiertos von Sechura und von Atacamez. Es ist diese Einöde nicht breit; aber ihre Länge beträgt 440 Meilen. Der Felsengrund liegt überall zwischen dem beweglichen Sand zu Tag. Nie fällt hier ein Regentropfen; und, wie die Wüste von Sahara, nordwärts von Tombuctou, so bietet auch die peruvianische Wüste in der Gegend von Huaura eine reiche Steinsalzgrube dar. Sonst finden sich in der neuen Welt überall zwar öde Flächen, weil sie unbewohnt sind, aber keine eigentliche Wüsten.

In den entferntesten Landschaften wiederholen sich die gleichen Erscheinungen; und, anstatt diese weitläuftigen mit keinerley Bäumen besetzten Ebenen durch die auf ihnen vorkommenden Pflanzen zu unterscheiden, mögen sie einfacher in Wüsten und in Steppen oder Savanen, in nacktes Land ohne Pflanzenwuchs und in die mit Gräsern oder kleineren Pflanzen der Dicotyledonen bewachsenen Landschaften getheilt werden. Manche Schriftsteller haben die amerikanischen Savanen, zumal diejenigen der gemäßigten Zone, Wiesengründe genannt; dieser Name dürfte jedoch für die öfters sehr dürren, obgleich mit vier bis fünf Fuß hohen Pflanzen besetzten Viehweiden nicht anwendbar seyn. Die Llanos oder Pampas des südlichen Amerika sind wahre Steppen. Sie sind die Regenzeit hindurch mit schönem Pflanzengrün überdeckt; zur Zeit der

großen Trockenheit aber erhalten sie das Aussehen einer Wüste. Die Pflanzen zerfallen alsdann in Staub; die Erde wirft Spalten und Risse; das Krokodill und die großen Schlangenarten bleiben im vertrockneten Schlamme liegen, bis des Frühlings erste Regengüsse sie aus der langen Erstarrung wieder aufwecken. Diese Erscheinungen stellen sich auf dürren 50 bis 60 Geviertmeilen haltenden Räumen überall dar, wo die Savane von keinen Flüssen durchströmt wird; denn am Ufer der Bäche und um die kleinen Lachen von Sumpfwasser her stößt der Reisende, von Zeit zu Zeit, sogar auch während der größten Trockenheit, auf Büsche der Mauritia, einer Palmenart, deren fächerförmige Blätter ihr glänzendes Grün nie verlieren.

Die Steppen Asiens liegen alle außer den Tropenländern und bilden sehr hohe Plateaus. Auch Amerika stellt auf dem Rücken der Gebirge von Mexico, Peru und Quito Savanen von bedeutendem Umfange dar, aber seine geräumigsten Steppen, die Llanos von Cumana, von Caracas und von Meta, sind nur wenig über die Meeresfläche erhöhet und gehören alle der Aequinoctial-Zone an. Diese Umstände ertheilen ihnen einen eigenthümlichen Charakter. Sie besitzen nicht, wie die Steppen des nördlichen Asiens und Persiens Wüsten, jene Seen ohne Abfluß, jene kleinen Systeme von Flüssen, die sich entweder im Sand oder durch ein unterirdisches Einseihen verlieren. Die amerikanischen Llanos sind östlich und südlich eingesenkt, und ihr Wasser fließt dem Orinoko zu.

LXXVII. Ernst Moritz Arndt. *)

(1769.)

Die Spanier.

(Erster Theil. S. 245.)

Ueppig und lustig ist die Natur, doch weht schon ein halber Geist des Morgenlandes darüber, eine sinnliche Fülle der Kraft, vom Ernst gehalten, der die tiefe Lebensflamme mild bedeckt. Die Spanier sind die südlichsten von allen Europäern, und ihr Land schon konnte ihnen geben, was ihnen die Mohren nicht gegeben haben, obgleich viele so meinen. Man gehe ein paar Jahrtausende zurück, man wird denselben Sinn der Menschen finden. Wo sie nicht ausgeartet sind, sieht man hohe, schlanke und nervigte Leiber, beweglich und fest zugleich; die freie und ernste Physiognomie zeigt eine breite stolze Stirn, große schwarze funkelnde Augen, schöne Nase und einen männiglich vollen Mund zum Löwenkinn; die Farbe ist braun, wie die Sonne heiß ist, aber die Weiber der Gebildeten sind in manchen Gegenden wunderschön, wie die Schönheit und der Wuchs der Männer zum fröhlichen Muthwillen, zur schwär-

*) „Geist der Zeit von Ernst Moritz Arndt. Vier Theile. 1806 bis 1818." 8.

merischen und religiösen Sinnlichkeit, leicht und lieblich und weiß wie Schnee. — Der Sinn des Volks, — ich meine den allgemeinen spanischen Sinn, denn des großen Landes Art und hie und da des Landes Nation und Sprache ist verschieden — arm, rauh, tapfer und frei wohnt der Gallicier, Asturier, Biskayer in seinen Bergen, und spricht noch oft in den alten Tönen der Vasken; der Katalane und Navarrese hat viel von dem Provenzalischen und Italischen, womit er im Mittelalter sehr zusammenhieng; der Arragone ist rasch und edel, der Kastillane stolz und ritterlich, der Andalusier und Valencier leicht, lustig und romantisch — der Sinn des Volks, aus diesem allen zusammenfließend, muß immer ein schöner seyn, und so sehr die einzelnen Länder Verschiedenheiten zeigen, sind doch folgende die Grundzüge des spanischen Charakters.

Die Spanier haben die glückliche Haltung zwischen Leichtfertigkeit und Schwerfälligkeit, welche die edelsten Naturen bezeichnet, die nur in so glücklichen Klimaten entstehen; eine herrliche Mischung von Feuer und Ernst, von Hoheit und Liebenswürdigkeit. Daher hat das Schönste, was die neuere Bildung erzeugen konnte, hier gelebt. Lies die alten Annalen des Volkes, höre die alten mohrischen und spanischen Balladen und Romanzen zum Saitenspiel singen, dringe ein in den tiefen und heroischen Geist ihrer Ritterorden — ist ein Volk in Europa, das solche Religiosität, Ritterlichkeit und Liebe in Werken und Thaten aufzuweisen hätte, das die romantische und religiöse Schwärmerei der Liebe und des Christenthums so geistig und so frisch in einander verbrüdert, und das mehr Thaten des Edelmuths und des Heroismus durch solche Vereinigung gethan hätte? Lebendig weht dieser hohe Geist in ihren alten Liedern, und man braucht nur sie, um den stolzen Character des Spaniers zu finden. So waren die Mohrenbezwinger, so die großen Feldherrn in Italien und die Abentheurer in Indien. Unsre kleine Zeit sieht zu solchem Leben wie zu einem schönen Traum, wie zu einer langen vergangnen uralten Zeit hin, denn leider ist sie für uns uralt geworden. Bei dem spanischen Ritter, wie er ernst und fürchterlich da steht, ist die Lust des Herrschens für Hoheit und Liebe, dann für Geld, bei den Andern für Gold oder noch für Kleineres. Es läßt sich das tiefste Daseyn eines Volks nicht klarer machen: aber siehe Kortez, Pizaro, Guasco, Albuquerque, die wilden Abentheurer und Eroberer, und stelle Englands und Hollands Seeritter dagegen. Fühlst du daran keinen Unterschied, so fühlest du nie einen. Die ersten waren die Ritter des goldnen Vließes, die andern phönicische Schiffer; die ersten suchten Geld und Weihrauch, die andern Kartoffeln und Taback. Höre den Ton ihrer Sprache; hat die süßeste Liebe, die stolzeste Majestät höhere Klänge erfunden? Und die Herrlichen in Carls des Fünften und Philipps des Zweiten Zeit, wie weit waren sie in Sprache, Poesie, in jeder Kunst, Wissenschaft und Anmuth des Lebens den meisten Europäern voraus! Gieb mir den einzigen Don Quixote des Cervantes, wo die Natur alles Lieblichste, Süßeste und Frischeste der Menschheit, alle zartesten Empfindungen, allen heitern und sinnvollen Verstand des Lebens wie einen fröhlichen Frühling voll Gesang und Blüthen ausgegossen hat — gieb

mir das einzige Buch und den einzigen göttlichen Menschen, der solches machen konnte; gieb mir die erhabene Schwärmerey, den heiligen Geist ewiger Liebe des Ponce de Leon — und ich bete das Volk an, welches so Großes und Würdiges aus sich erzeugen konnte.

LXXVIII. Johann Daniel Falk.

(1770 — 1826.)

Aus: „Paul, eine Handzeichnung" in dem Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire *) für 1799.

Der alte Witt.

(S. 237 u. flg.)

Der alte Witt, der ehedem die Stelle eines Oberaufsehers bey einem Naturaliencabinett bekleidete, und jetzo ein kleines Gut von mäßigem, aber unabhängigem Einkommen in der nehmlichen Gegend besaß, war ein Mann von großen Kenntnissen und vieler Originalität im Charakter. Die einladende Ruhe des Landlebens, die ungestörteste Muße, und die großen Schauspiele und Erscheinungen, die in der Nähe der See an seinen Augen vorübergingen: alles schien ihn dazu aufzufordern, seine schon an sich abentheuerlichen Ahndungen über das geheimnißvolle Wirken verborgener Naturkräfte in die ungeheuersten Vorstellungen auszubilden. Chemie und Physik, beide mit verkehrter und etwas pedantischer Richtung, und nächst diesen, eine spitzfündige Dialektik waren seine Lieblingsbeschäftigungen.

So trug er z. B. einen Oberrock mit Knöpfen von verhärteter Lava, und eine Schnupftabacksdose aus der versteinerten Eiche zu Chemnitz. Nichts lag ihm schmerzlicher am Herzen, als daß es an der Ostsee weder Erdbeben noch feuerspeyende Berge gäbe, und wenn er auf den Cornutus zu sprechen kam: so gingen ihm vor Freuden die Augen über.

Die Fenster an seinem kleinen Musäo sahen auf das offene Meer. Dieß, und daß hier alles in grotesker Verwirrung durcheinander gestellt war, Dendriten und Todtenköpfe, Bücher und Straußeneyer, Präparate, Retorten und ausgestopfte Krokodillhäute, machten, daß es Paul nie anders, als mit einem kleinen Schauer von Ehrerbietung betrat. — — Ueber den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft sprach er nie anders, als in einem aufgebrachten Tone, und voll von Erbitterung. Ihm schien die Natur durch die bestehende Ordnung in ihren ersten Gerechtsamen beeinträchtigt. Warum (und dieß sind seine eignen Worte) behauptet das Metallreich, nach einer willkührlich angenommenen

*) Taschenbuch für Freunde des Scherzes und der Satire. Herausgegeben von J. D. Falk. Leipzig bei Sommer 1799.

Schätzung, den ersten Platz? Und warum weisen wir dem Thier- und Pflanzenreiche verkehrter Weise den letzten an? —

Das Gold weggenommen, und die Erzeugnisse der Natur können sich von selbst einen Preis suchen, wie er ihrem wahren und innern Werthe am angemessensten ist. Zuerst werden die nützlichen Thierarten kommen, deren Fleisch uns nährt, und deren Wolle uns kleidet; darauf alle Gattungen von Pflanzen und Gewächsen, die zur Erhaltung dieser Thiere; und zuletzt alle Arten von Erz und von Eisen, die zur Vervielfältigung dieser Pflanzen beytragen. Die nehmliche Stufenfolge wird auch in der Gesellschaft eintreten. Jene zahlreiche Menschenklasse, deren Hände die rohen Produkte der Natur kunstreich zubereiten, darf alsdann ihr Brot nicht länger vor den Thüren begüterter Müssiggänger suchen, die, indem sie die an sich gekauften Manufakturwaaren mit fünfzig Procent ins Ausland verschachern, weiter kein Verdienst haben, als das von gemeinen Hausirern. Denn erst da, wo das Gold von der Oberfläche der Erde verschwunden ist, hebt das wahrhaft goldene Zeitalter an, weil die Verschwindung desselben die handelnde Volksklasse, in ihrem Verhältnisse zu der arbeitenden, sogleich auf ihren wahren Werth, das heißt, auf die bey weitem untere Stufe zurücksetzt, und eine noch so schmutzige Werkstätte in höheres Ansehen bringt, als den glänzendsten Galanterieladen. Wie aber steht diese erwünschte Umformung zu bewirken? Antwort: Nicht durch die zerstörende Gewalt einer Revolution, sondern durch das stille Gelingen einer kleinen, chemischen Operation. Die Auffindung des Steines der Weisen, und die Vervielfältigung des Goldes dadurch bis zu einem Grade, wo es mit Eisen und Kupfer auf demselben Fuße steht, wird ohne die leiseste Erschütterung dieses Wunder herbeyführen. Seine lebhafte Einbildungskraft belustigte sich schon im voraus nicht wenig an allen den lächerlichen Auftritten, die dieser wohlfeile Preis des Goldes, im Vergleiche mit seiner ehmahligen Theurung, veranlassen würde. Gleich die Beschwerlichkeit, in großen Massen es mit sich herumzuführen, dürfte keine der kleinsten seyn. Ein junger Herr z. B. der jetzt mit ein Paar hundert Stück Louisdoren in der Tasche auf einer leichten und wohlconditionirten Postchaise in's Bad kutschirt, würde, zur Fortbringung der nehmlichen Geldsumme, einen mit acht Pferden bespannten Beywagen sich anzunehmen gemüssigt finden. Die Herren Buchhändler in der Leipziger Ostermesse würden beynah eben so viel Frachtwagen brauchen, womit sie alsdann ihre beschnittenen Goldstücke, als womit sie jetzt ihre Ballen Maculatur transportiren. Und was unsre Justizherren betrifft, so wie sie jetzt nach gehaltener Session sich ihre Aktenstöße: so würden sie sich alsdann vielleicht ihre Geldsäcke nachtragen lassen. — Glaubte man dieser Verwirrung dadurch abzuhelfen, daß man dieß schwere Metall ganz außer Cours bringen, und wie die ersten Bewohner von Attika mit Schafen und Stieren rechnen wollte: desto schlimmer! weil zur Durchsetzung einer solchen Maßregel nothwendig auch die Sitten eines unschuldigen Hirtenvolks gehörten, nicht aber die unsern. Denn wie würde es wohl klingen, wenn ein schlauer Fuchs von einem Anwald, der den mißlichen Auftrag

erhalten hätte, einem ehrlichen Manne von Richter, durch allerley Umwege, ein Paar Rollen Louidore vom Gegenpart zuzustecken, vor die Thüre seiner Schlafkammer treten, und ihm, dir nichts mir nichts, zurufen wollte:

Gestrenger Herr, erwacht! denn die Klienten frieren.
Schon blökt ein weißer Stier den Morgengruß, seit vieren,
In Sachen contra N., an des Gerichtssaals Thüren.
Auch Schiffer Marcus schickt an Ihro Herrlichkeit
Zwölf Tonnen Heringe für günstigen Bescheid.

Welch ein Aergerniß, wenn Geldgeiz, Bestechung und niedrige Gewinnsucht vor aller Welt so offenbar würden, daß Jung und Alt die Köpfe aus den Fenstern steckte, und einander zuflüsterte:

Ein edler Rath beschließt die Audienzen;
Sie ziehn zum Spiel mit ihren Accidenzen.
„Platz! Platz! der Stier schlägt vorn und hinten aus.
Herr Präsident, wohin?“ — In's Kaffeehaus
Zum Lombertisch; — „Was bringen Ihro Gnaden?“
Zwölf Heringsfässer! — „Frisch! Nur abgeladen!
Wer legt die Karten auf? Wer will? Wer kanns?
Was setzen Sie, mein Fräulein?“ — Eine Gans.
„Herr Rath, und Sie?“ — Ein Schaf! — „Herr Procurator?
Ein Dito! — Bo[illegible]n! Nun spielen wir en Quatre!“
Welch ein Geblök, Gebrüll, Gezisch, Geschnatter
Von Thier- und Menschenstimmen, fein und dumpf!
Vier Gänse bleiben bet, und Pique ist Trumpf!

Solcher luftigen Hirngespinnste hatte nun der alte Projektenmacher wohl zu hunderten in seinem Kopfe. Auch hing er steif und fest an der Möglichkeit ihrer Ausführung, zumahl, wenn er vor seinem Destillirkolben saß. Mitunter gelang ihm denn auch wohl manches von seinen Experimenten, und dieß machte ihn nur immer zuversichtlicher. So z. B. trug er sich mit dem Plane herum, die vielen Särge, die das Holz ohne Noth vertheuerten, überflüssig zu machen. Zwey seiner Söhnen, die ihm früh wegstarben, ließ er zu dem Ende wirklich nicht begraben, sondern machte aus den Knochen osteologische Präparate, nachdem er das Fleisch chemisch in einem mit Schwefelsäure geschwängerten Wasser aufgelöst, und Kerzen daraus gezogen hatte. Seine Frau, mit der er eine zwölfjährige Eheprüfung bestand, traf, nach ihrem leiblichen Abscheiden, ein noch härteres Schicksal. Bey Gelegenheit ihrer Section entdeckte er unter den Elementen, die den menschlichen Körper zusammensetzen, das Eisen und den Braunstein. Diese Entdeckung brachte ihn sogleich auf den Gedanken, durch Einschmelzung, Reduction und Verschlackung die Eisentheilchen abzuziehn, und zum Andenken an sein eisernes Zeitalter, wie er es nannte, eine eiserne Medaille schlagen zu lassen. Das Eisen abgerechnet, ist der Gedanke, die Damen in einem Münzkabinette, anstatt auf dem Kirchhof, beyzusetzen, so unrecht nicht; denn man weiß ja, wie gern sie sich sehen lassen. Auch der Ausdruck: „Sie kömmt in's alte Eisen!“ würde bey der Gelegenheit wieder zu Ehren kommen. Ein andrer Vorschlag vom alten Witt ging dahin,

Gläser aus den Todten zu verfertigen. Das wäre, wie er meinte, wegen der vielen Kieselerde, die unser Körper absetzt, nicht schwer. Manches hochgräfliche Erbbegräbniß in Deutschland würde alsdann gerade so aussehen, wie eine Collection von großen Trinkgläsern. — Doch dieß mag von Witts hermetischer Weisheit genug seyn!

Zur Sommerszeit schloß er sich bis fünf Uhr in sein Laboratorium ein, dann machte er längs dem Seeufer, ungefähr zweytausend Schritte lang, einen einsamen Spaziergang. Hier grüßte er freundlich Klein und Groß, wer ihm begegnete, Menschen und Thiere, und jedes hatte seinen besondern Gruß. Zum Fischer, der vor seiner Hüttenthür stand, und die großen Hecht' und Forellen aus dem Wurfnetze auslas, sagte er scherzhaft: „Wie viel Hecht' um einen Dreyer?" — Zu den Milchmädchen, die am blühenden Hage bey den niedergesetzten Eimern still standen, und ausruhten, sprach er: „Hurtig Kinder, rührt euch!" Bey'm singenden Weber klopfte er ans Fenster, und rief: „Meister, putz's Licht ab!" Und alle erwiederten den Gruß der wohlbekannten Stimme mit Lachen und freundlichem Kopfnicken, wünschten ihm einen guten Abend, oder nannten ihn einen alten Schalk, wann er vorüber war.

So setzte er seinen Dornenstock immer weiter fort, bis zu einem rothen Wachschiff, das, der Zollbrücke gegenüber, an der Mündung des Flusses lag, der sich dort in die Rhede ergoß. Hier war das Ende von Witts Pilgrimmschaft, und nachdem er noch vorher der alten Schiffskatze hinter dem Kajütenfenster, wo sie gemeinhin zu sitzen pflegte, mit drohendem Gesichte, eine Faust gemacht — denn er war ein abgesagter Feind dieser Thierart — kehrte er wieder zurück, und seinem Hause zu, wo die alte Schaffnerin mit dem Abendessen seiner schon wartete. Diese einförmige Lebensweise führte der alte Witt Tag für Tag, außer wenn Regenwetter eintrat. Alsdann war er allemal verdrießlich. Doch spazierte er in seinem Laboratorio auf und ab, und viel in den Bart. Hatte er denn ein paar hundert Schritte, unter seinen anatomischen Präparaten zurückgelegt: (denn diese ihm nun, so gut es anging, die Gegenstände seines Spaziererersetzen) so stand er plötzlich vor einem still, und murmelte vor sich hin: „Hurtig Kinder, rührt euch!" Und dann wurde gegangen, und nach einer Zwischenpause, vor einem andern gerufen, etwa: „Meister putz's Licht ab!" oder deß etwas, nicht, als wär' er unterwegs. Und so trieb er es in einem fort, bis zwey tausend Schritte voll waren, und er vor dem rothen Wachsstand, wo denn oft die alte Haushälterin, wenn sie ihm just der ger kam, statt der alten Schiffskatze, herhalten mußte. — — —

LXXIX. Karl Ludwig von Woltmann.

(1770 — 1817.)

Der Westphälische Friedensschluß zu Münster.*)

(Vierte Lieferung. Erste Abtheilung S. 399.)

Am sechsten September des Jahres 1648 wurden die Urkunden des deutschen Friedens mit Schweden zwischen Salvius und dem Reichshofrath Crane ausgewechselt, und dann bei dem Reichsdirektorium niedergelegt. Aber Servien machte die unerwartete Schwierigkeit, es sollte noch eingerückt werden, daß die Ausübung der katholischen Religion in der Unterpfalz in ihrem gegenwärtigen Zustande verbliebe, und begnügte sich erst bei einer zweiten Zusammenkunft, auf tapferes Zureden von Salvius, mit Beifügung einer Clausel, die ihn schützte, denn der Graf d'Avaux, eröffnete er vertraulich, verfolge ihn in Paris mit solcher Bitterkeit, daß sein Leben gefährdet sey, wenn er, besonders in Religionspunkten, das allergeringste änderte, was ehemals seine beiden Gefährten sammt ihm schon bestimmt hätten. Darauf wurden die Urkunden des deutschen Friedens mit Frankreich, versehen mit den Siegeln von Servien, und dem kurmainzischen Gesandten, Doctor Mehl, des Nachmittags am fünften September des Jahres 1648, bei dem Reichsdirektorium niedergelegt.

Zwischen Salvius und dem Reichshofrath Crane wurden am sechsten September die besiegelten Urkunden des deutschen Friedens mit Schweden in Gegenwart der Abgeordneten des Reichs ausgewechselt.

Graf Servien sagte, als die Versiegelung und Auswechslung zwischen ihm und den Reichsständen geschehen war, daß er morgen in der Frühe sich nach Münster begeben wolle, um aller Welt zu verkünden, daß nicht von Frankreich die Verhinderung des Friedens herkäme; und in den ersten zehn Tagen des Septembermonats waren die meisten Gesandtschaften von Osnabrück in Münster angelangt. Die reichsständischen hatten vor ihrer Abreise den festen Entschluß genommen, daß die mit Servien verglichenen Puncte schlechterdings nicht wieder in Berathschlagungen gezogen werden sollten.

Sie wurden milder, als man erwartet hatte, von Doctor Volmar empfangen; denn er nahm die Urkunde des Friedens zwischen den Reichsständen und Frankreich mit der Erklärung an, daß er sie durchlesen, erwägen und gegen die kaiserlichen Vorschriften halten, das Friedenswerk schleunigst befördern wolle. Auch ergab sich aus den Anmerkungen, welche die Kaiserlichen bald über die Urkunde mittheilten, daß sie nur an dem Punkte des Beistandes sich stießen, und deßhalb noch einen Befehl ihres Hofes abwarten möchten.

Dieser kam wahrscheinlich am zwanzigsten September, aber sie suchten noch um Frist an, weil er in Ziffern wäre, und sie den Schlüssel

*) Karl Ludwig von Woltmanns sämmtliche Werke, herausgegeben von seiner Frau. Prag 1818 — 27. 19 Theile. 8.

dazu nicht finden könnten. Da machte der kurbairische Gesandte bekannt, sein Herr habe ihm geantwortet, daß er alles, was die friedliebenden Stände zu Osnabrück behutsamlich und wohlbedacht mit dem Grafen Servien geschlossen hatten, genehm halte, und seine Waffen von den Kaiserlichen trennen werde. Auch theilte er ein Schreiben des Kurfürsten Maximilian an des Kaisers Majestät selbst mit, worin ein Gleiches gedroht wurde, wenn sie durch die gewöhnlichen Widersprüche und Zögerungskünste ihrer Politik dasjenige, was zwischen den Kronen und den Reichsständen verglichen wäre, in Aufschub bringen wollte.

Als dessen ungeachtet Volmar behauptete, es müßte noch erst über die kaiserlichen Anmerkungen zu der Friedensurkunde gehandelt werden, da erklärte ihm Servien, daß er sich darauf gar nicht einlasse, und sich an demjenigen halte, was Frankreich mit den Reichsständen abgeschlossen habe; da mußte er von diesen hören, seine Anmerkungen verdienten nicht, daß ihrentwegen Deutschland einen einzigen Tag länger in Flammen stecke; und sie hätten mit Servien alles den Reichsständen gemäß abgehandelt.

Endlich schien sich Volmar zu ergeben, und deutete an: Er sehe wohl, daß es nichts anders seyn könnte; wann er römischer Kaiser wäre, wollte er es ungesäumt eingehen; aber an Kurbaiern, dem Urheber von diesem Wesen, die empfindlichste Rache nehmen.

Als aber dennoch die Auflösung der Ziffern am zwey und zwanzigsten September anstand, verfügten sich vom Bischofshofe, wo sich die Reichsstände versammelt hatten, die Kurfürstlichen zu der kaiserlichen Gesandtschaft, daß sie wenigstens in Hoffnung der Genehmigung ihres Hofes den Schluß machen sollte; und wie dies ohne Frucht war, drangen alle übrige Gesandte in die Wohnung des Grafen von Nassau. Alle Arbeit, sagte der bestürzte Volmar, ist umsonst gewesen; ich habe gestern bis in die Nacht darüber gesessen, und verschiedene Schlüssel versucht, aber kein Sinn ist herauszubringen, wiewohl ich viel mit dergleichen Ziffern umgegangen bin, und auch wohl verborgene Ziffern ohne den Schlüssel eröffnen konnte.

Unmuthig gingen die Gesandten, als er noch um Geduld bat, indem er so fort einen Eilboten an den Kaiser abfertigen wolle, nach dem Bischofshofe zurück. Hier ließen sie harte Reden fallen. Es wären, sagte der eine, nicht Ziffern, sondern spanische Mucken dahinter. Sie haben, spottete ein anderer, den päpstlichen Nuntius zugegen; der Papst habe doch einen Schlüssel zu binden und zu lösen, und könnte nun auch die Ziffern auflösen. Ist die kaiserliche Antwort, meinten viele, unumwunden und befriedigend, so braucht sie nicht in geheimen Zeichen abgefaßt zu seyn.

Die Gemüther waren so stürmisch, daß eine kurze Umfrage nur mit Mühe zu Stande kam. Ich halte, sagte Thumshirn, den Aufschub nicht für rathsam, denn er ist Aufschub des Krieges; und wieviel Menschenblut kann in einem Tage vergossen werden? welche Veränderungen können sich bei den Armaden ereignen, die das ganze Friedenswerk wieder verwirren?

Sofort begaben sich alle Gesandte wieder in Masse zu den Kaiserlichen; Volmar konnte nichts von ihnen durch seine Bitten erlangen, als daß sie noch bis zum nächsten Posttag sich mit dem Schluß der Handlung zu gedulden versprachen; indem er ihnen vorhielt, daß dann Eröffnungen des Kaisers zu erwarten wären, aus welchen sie den Sinn der unauflöslichen Ziffern abnehmen könnten. Sollte mit selbiger Post nichts einlaufen, und die Stände wollten fortschreiten, so müßten sie es dahin stellen.

Während der vier Tage, daß die Reichsstände ihre Ungeduld bekämpfen mußten, eröffnete Salvius etlichen vertraulich, daß Volmar ihm zu verstehen gegeben hätte: der Schlüssel zu den Ziffern würde sich schon finden, wenn es nur mit dem hispanischen Frieden zum Schluß kommen könnte.

Um so mehr waren der Argwohn und die Erwartung gespannt, womit sich die Reichsstände an dem bestimmten Tage zu den Kaiserlichen begaben. Volmar sagte ihnen, daß er von neuem die Feder zur Hand genommen habe, und durch Gottes Gnade hinter den Verstand der Ziffern gerathen sey. Mit Freude habe er gesehen, daß der Kaiser alles gut halte, was die Stände mit dem Grafen Servien abgeschlossen hätten. Nun fehle nichts, als die Unterzeichnung der Friedensschlüsse, wozu auch Graf Oxenstierna von Osnabrück nach Münster kommen möchte. Auch wollten sie unverzüglich des Werk an die Vermittler bringen, durch welche doch bisher gehandelt wäre.

Hierin lag vielleicht eine Hinterlist, noch Zögerungen zu veranlassen; und eben so in dem Bemühen des erzherzoglich-österreichischen Gesandten, im Fürstenrath weitläufige Berathschlagungen über die Eröffnung der kaiserlichen Gesandtschaft in Gang zu bringen. Da erklärte Thumshirn; nun gelte kein Widerspruch mehr und sie wollten Salvius ersuchen, daß er allein die Unterschrift vornehme; oder doch den Grafen Oxenstierna schleunigst anher rufe.

Der bischöflich osnabrückische Abgesandte murmelte einige Protestationen; er wurde mit fortgerissen, ohne daß man ihn hörte, und man brachte den Kaiserlichen die Antwort, daß wohl noch am selbigen Tage die Unterzeichnung geschehen könne.

Diesem Eifer stellten die Kaiserlichen schwächern Widerstand entgegen; allein Servien und Salvius waren so gewohnt geworden, unablässig von den Deutschen zu fordern und zu erlangen, daß sie dicht am Ziel wieder mit Forderungen und Bedenklichkeiten auftraten; und dann waren noch Zweifel über den Rang bei den Unterschriften. Auch wollte Oxenstierna's Hochmuth die letzte Handlung des schwedischen Friedens nach Osnabrück verlegen.

Endlich kam der Tag, welcher den dreißigjährigen Krieg, den schrecklichsten und wichtigsten, welchen bis auf unsere Zeit die Geschichte kannte, beenden sollte. Am vier und zwanzigsten October des Jahrs 1648 waren früh um neun Uhr die Reichsstände auf dem Bischofshofe versammelt, wie ihnen angesagt war zur Feierlichkeit der Unterzeichnung; doch giengen sie traurig am Mittag auseinander, weil die große Hand-

lung wegen einiger Schwierigkeiten im Ceremoniel noch nicht vollbracht werden könnte. So treu blieb sich bis zum Ende diese Friedensversammlung im Geiste der Kleinigkeiten. Allein mit dem Glockenschlage der ersten Nachmittagsstunde fuhr Graf Servien mit sechs Kutschen in die Wohnung des Grafen von Nassau, wohin Volmar alsbald folgte, in zwei Kutschen, deren jede mit sechs Pferden bespannt war; kurz nachher fuhren die Schweden in fünf Kutschen, jede mit sechs Pferden zu dem Grafen von Lamberg, wo auch der Reichshofrath Crane. Durch die Sekretäre der Gesandtschaften wurden die Friedensurkunden von dem Bischofshofe aus der Mitte der wieder versammelten Reichsstände geholt. Das eine Exemplar ward bei den Kaiserlichen unterschrieben; das andere unterzeichneten diese bei den Königlichen, in deren Wohnungen sie sich mit erwiedernder Feierlichkeit eine Viertelstunde nach deren Abschiede begeben hatten. Dann brachten die Sekretäre der Gesandtschaften zwei unterschriebene Exemplare von jeder Friedens-Urkunde auf den Bischofshof, und auch die Reichsstände schritten zur Unterzeichnung.

Dreimal wurden auf den Basteien um die Stadt die Stücke gelöset. Heiterer und stärker wären die Freude und Rührung gewesen, wenn nicht alle die Schwierigkeiten gefühlt hätten, welche die Vollziehung des Friedens hemmen mußten, oder gar vereiteln konnten. —

LXXX. Friedrich Hölderlin.

(1770.)

Hyperion an Bellarmin. *)

(Erster Band. S. 20 — 23.)

Wie unvermögend ist doch der gutwilligste Fleiß der Menschen gegen die Allmacht der ungetheilten Begeisterung

Sie weilt nicht auf der Oberfläche, faßt nicht da und dort uns an, braucht keiner Zeit und keines Mittels; Gebot und Zwang und Ueberredung braucht sie nicht; auf allen Seiten, in allen Tiefen und Höhen ergreift sie im Augenblick uns, und wandelt, ehe sie da ist für uns, ehe wir fragen, wie uns geschiehet, durch und durch in ihre Schönheit, ihre Seligkeit uns um.

Wohl dem, wem auf diesem Wege ein edler Geist in früher Jugend begegnete!

O es sind goldne unvergeßliche Tage, voll von den Freuden der Liebe und süßer Beschäftigung!

Bald führte mein Adamas **) in die Heroenwelt des Plutarch, bald in das Zauberland der griechischen Götter mich ein, bald ordnet' und beruhigt' er mit Zahl und Maas das jugendliche Treiben, bald stieg

*) „Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Zwei Bändchen. Zweite Auflage." Stuttgart. Cotta 1822. 8.

**) Adamas ist ein älterer Freund Hyperions.

er auf die Berge mit mir; des Tags, um die Blumen der Heide und des Walds und die wilden Moose des Felsen, des Nachts, um über uns die heiligen Sterne zu schauen, und nach menschlicher Weise zu verstehen.

Es ist ein köstlich Wohlgefühl in uns, wenn so das Innere an seinem Stoffe sich stärkt, sich unterscheidet und getreuer anknüpft und unser Geist allmählig waffenfähig wird.

Aber dreifach fühlt' ich ihn und mich, wenn wir, wie Manen aus vergangener Zeit, mit Stolz und Freude, mit Zürnen und Trauern an den Athos hinauf und von da hinüber schifften in den Hellespont und dann hinab an die Ufer von Rhodus und die Bergschlünde von Tänarum, durch die stillen Inseln alle, wenn da die Sehnsucht über die Küsten hinein uns trieb, in's düstre Herz des alten Peloponnes, an die einsamen Gestade des Eurotas; ach! die ausgestorbnen Thale von Elis und Nemea und Olympia, wenn wir da, an eine Tempelsäule des vergessnen Jupiters gelehnt, umfangen von Lorbeerrosen und Immergrün, in's wilde Flußbeet sahn, und das Leben des Frühlings und die ewig jugendliche Sonne uns mahnte, daß auch der Mensch einst da war, und nun dahin ist, daß des Menschen herrliche Natur jetzt kaum noch da ist, wie das Bruchstück eines Tempels, oder im Gedächtniß, wie ein Todtenbild: — da saß ich traurig spielend neben ihm, und pflückte das Moos von eines Halbgotts Piedestal, grub eine marmorne Heldenschulter aus dem Schutt, und schnitt den Dornbusch und das Heidekraut von den halb begrabnen Architraven, indeß mein Adamas die Landschaft zeichnete, wie sie freundlich tröstend den Ruin umgab: den Waizenhügel, die Oliven, die Ziegenheerde, die am Felsen des Gebirgs hing; den Ulmenwald, der von den Gipfeln in das Thal sich stürzte; und die Lacerte spielte zu unsern Füßen, und die Fliegen umsummten uns in der Stille des Mittags — Lieber Bellarmin! ich hätte Lust, so pünktlich dir, wie Nestor, zu erzählen; ich ziehe durch die Vergangenheit, wie ein Aehrenleser über die Stoppeläcker, wenn der Herr des Landes geerndet hat; da liest man jeden Strohhalm auf. Und wie ich neben ihm stand auf den Höhen von Delos, wie das ein Tag war, der mir graute, da ich mit ihm an der Granitwand des Cynthus die alten Marmortreppen hinauf stieg. Hier wohnte der Sonnengott einst, unter den himmlischen Festen, wo ihn wie goldnes Gewölk, das versammelte Griechenland umglänzte. In Fluthen der Freude und Begeisterung warfen hier, wie Achill in den Styx, die griechischen Jünglinge sich, und gingen unüberwindlich, wie der Halbgott, hervor. In den Hainen, in den Tempeln erwachten und tönten in einander ihre Seelen, und treu bewahrte jeder die entzückenden Accorde.

Aber was sprech' ich davon? Als hätten wir noch eine Ahnung jener Tage! Ach! es kann ja nicht einmal ein schöner Traum gedeihen unter dem Fluche, der über uns lastet. Wie ein heulender Nordwind, fährt die Gegenwart über die Blüten unsers Geistes und versengt sie im Entstehen. Und doch war es ein goldner Tag, der auf dem Cynthus mich umfing! Es dämmerte noch, da wir schon oben waren. Jetzt

kam er herauf in seiner ewigen Jugend, der alte Sonnengott, zufrieden und mühelos, wie immer, flog der unsterbliche Titan mit seinen tausend eignen Freuden herauf, und lächelt' herab auf sein verödet Land, auf seine Tempel, seine Säulen, die das Schicksal vor ihm hingeworfen hatte, wie die dürren Rosenblätter, die im Vorübergehen ein Kind gedankenlos vom Strauche riß, und auf die Erde säete.

Sey, wie dieser! rief mir Adamas zu, ergriff mich bei der Hand und hielt sie dem Gott entgegen, und mir war, als trügen uns die Morgenwinde mit sich fort, und brächten uns in's Geleite des heiligen Wesens, das nun hinaufstieg auf den Gipfel des Himmels, freundlich und groß, und wunderbar mit seiner Kraft und seinem Geist die Welt und uns erfüllte.

LXXXI.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen.

(3. August 1770.)

1. Kabinetsordre des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III. an die ostpreußischen Stände, vom 1. Jan. 1801.

Feste, besonders liebe Getreue!

Die Treue der Preußen gegen ihre Könige, vom Ursprunge der Monarchie an bis herab auf die neuern Zeiten, ist in den Jahrbüchern der Geschichte ein unvergleichliches Beispiel von Nationaltugend, der Stolz ihrer Landesherren, und für Mich ein so angenehmes Bild ihres festen und geprüften Charakters, daß Ich dabei mit innigem Vergnügen verweile, und glücklich in dem Berufe, ein solches Volk zu regieren, nur einen Wunsch habe, den — ein solches Volk glücklich zu machen. Urtheilt hiernach selbst, unter welchen Erinnerungen Ich am bevorstehenden Krönungsfeste Mich der reinsten Freude über die Vorzüge dieses edlen Volkes und die Euch von Euren Vorfahren angestammte Redlichkeit überlassen werde. Ich bin es überzeugt, daß auch Eure Theilnahme an der Feier dieses Festes groß, mit einem Worte, Eurer ganz würdig seyn werde. Um aber dieselbe zu erhöhen: so komme Ich Euren Wünschen entgegen, und widme der Nation die Statue Friedrichs I. zum immerwährendem Denkmale gegenseitiger Liebe und Treue. Ich habe daher den Staatsministern, Freiherrn von Heynitz und von Schrötter, die nöthigen Befehle ertheilt, Ersterem ein zu diesem Monumente erforderliches Piedestal anfertigen zu lassen und Letzterem den Transport von beiden von hier aus auf Meine Kosten nach Königsberg zu bewirken, und sich über die Art und den Ort und die Zeit der Aufstellung mit Euch zu vereinigen, welches Ich Euch hierdurch zu erkennen gebe als Euer gnädiger König.

2. Verordnung des Königs über den Curialstyl.

Am 27. October 1810.

Wir wollen, daß der noch immer beibehaltene Curialstyl, welcher nichts anders ist, als der Styl des gemeinen Lebens längst verflossener Zeit, in allen seinen Abstufungen von Rescripten und Decreten und dergleichen durchgängig abgeschafft, und von jeder Behörde im gegenwärtigen Style des gemeinen Lebens, sowohl an obere als die auf gleicher Stufe stehenden, oder untergebenen Behörden und Personen geschrieben und verfügt werde. Unser Name soll nur Gesetzen, Verordnungen und Ausfertigungen vorgesetzt werden, die Wir selbst vollziehen. Folgsamkeit und Achtung müssen sich die verwaltenden Behörden durch den bei ihnen herrschenden Geist, durch ihre Handlungsweise, und wenn es nöthig ist, durch die ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu verschaffen wissen, nicht durch veraltete Formen.

3. Aufruf des Königs an sein Volk.

Am 17. März 1813.

So wenig für mein treues Volk, als für alle Teutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Sinne vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg; das Mark des Landes ward ausgesogen; der Ackerbau, so wie der Kunstfleiß der Städte, gelähmt; die Hauptfestungen blieben vom Feind besetzt. Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten meine besten Absichten, und nur zu deutlich sahen wir, daß Napoleons Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was euer trauriges Loos seyn wird, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll endigen! — Große Opfer werden von Allen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Aber welche auch gefordert werden, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für welche wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Teutsche zu seyn. — Mit Zuversicht dürfen wir vertrauen, Gott und ein fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, und mit ihm die Wiederkehr einer glücklichern Zeit!

4. Der König an sein Volk nach Beendigung des Kriegs.

An Mein Volk!

Beendigt ist der Kampf, zu dem Mein Volk mit Mir zu den Waffen griff! Glücklich beendigt, durch die Hülfe Gottes, durch Unserer Bundesgenossen treuen Beistand, durch die Kraft, den Muth, die Ausdauer, die Entbehrung, die jeder, der Preuße sich nennt, in diesem schweren Kampfe bewiesen hat. Nehmt Meinen Dank dafür! Groß sind Eure Anstrengungen, Eure Opfer gewesen! Ich kenne und erkenne

sie; und auch Gott, der über Uns waltet, hat sie erkannt. Errungen haben Wir, was Wir erringen wollten. Mit Ruhm gekrönt, steht Preußen vor Mit- und Nachwelt da; — selbstständig durch bewiesene Kraft, bewährt im Glück und Unglück. Allesammt Einer wie Alle, eiltet Ihr zu den Waffen; im ganzen Volke nur ein Gefühl! So auch war der Kampf! Solchen Sinn, sprach ich damals, lohnet Gott. Er wird ihn jetzt lohnen, durch den Frieden, den Er uns gab! Eine bessere Zeit wird wiederkehren, durch diesen Frieden! Nicht für Fremde wird der Landmann mehr säen: er wird ernten für sich! Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft wird wieder aufleben, Wohlstand aller Klassen wird sich wieder gründen, und in einer neuen Ordnung werden die Wunden heilen, die langes Leiden Euch schlug.

Paris, den 3. Juni 1814.

Friedrich Wilhelm.

5. Der König an sein Heer.

An Mein Heer!

Als Ich Euch aufforderte für das Vaterland zu kämpfen, hatte Ich das Vertrauen, Ihr würdet zu siegen oder zu sterben verstehen. Krieger! Ihr habt mein Vertrauen, des Vaterlands Erwartung nicht getäuscht. Funfzehn Hauptschlachten, beinahe tägliche Gefechte, viele mit Sturm genommene Städte, viele eroberte feste Plätze in Deutschland, Holland, Frankreich, bezeichnen Euren Weg von der Oder bis zur Seine, und keine Gräuelthat hat ihn befleckt. Nehmt meine Zufriedenheit und des Vaterlandes Dank. Ihr habt seine Unabhängigkeit erkämpft; seine Ehre bewährt; seinen Frieden begründet. Ihr seid des Namens würdig, den Ihr führt! Mit Achtung sieht Europa auf Euch; mit Ruhm gekrönt kehrt Ihr aus diesem Kriege, mit Dank und Liebe wird das Vaterland Euch empfangen.

Hauptquartier Paris, den 3. Juni 1814.

Friedrich Wilhelm.

6. An den Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg.

Was Sie dem Vaterlande waren und bleiben werden, kann Ich durch keine Standeserhöhung anerkennen. Sie werden den Lohn Ihrer Anstrengungen in der Entwickelung der großen Weltbegebenheiten finden, zu welcher Sie rastlos beitrugen. Ihre und Ihrer Nachkommen Erhebung in den Fürstenstand, welche Ich Ihnen hierdurch bekannt mache, sei Ihnen indessen ein Beweis Meiner Dankbarkeit, welchen Ich mit dem herzlichsten Wunsche begleite, daß Sie die Vorzüge dieser Ernennung lange genießen mögen. Es wird demnächst Meine erste Sorge sein, Ihnen noch einen andern Beweis Meiner Erkenntlichkeit durch die Verleihung eines Besitzes in liegenden Gütern für Sie und Ihre Nachkommen zu geben.

Hauptquartier Paris, den 3. Juni 1814.

Friedrich Wilhelm.

7. An den Feldmarschall von Blücher.

Sie haben den Kampf für das Vaterland glücklich und ruhmvoll geendet, aber die Dankbarkeit, welche Ihnen der Staat schuldig ist, dauert fort; zum Beweise derselben ernenne Ich Sie hierdurch zum Fürsten Blücher von Wahlstatt und erhebe Ihre Nachkommen in den Grafenstand, mit Beibehaltung des Namens Blücher von Wahlstatt. Demnächst wird es Meine erste Sorge sein, Ihnen noch einen andern Beweis Meiner Erkenntlichkeit durch die Verleihung eines Besitzes in liegenden Gütern für Sie und Ihre Nachkommen zu geben.

Hauptquartier Paris, den 3. Juni 1814.

Friedrich Wilhelm.

LXXXII. Georg Wilh. Friedr. Hegel.*)

(1770 — 1831.)

1. Die wissenschaftliche Methode.

(Vorrede. S. IV.)

Worauf ich überhaupt in meinen philosophischen Bemühungen hingearbeitet habe und hinarbeite, ist die wissenschaftliche Erkenntniß der Wahrheit. Sie ist der schwerste Weg, aber der allein Interesse und Werth für den Geist haben kann, wenn dieser einmal auf den Weg des Gedankens sich begeben, auf demselben nicht in das Eitle verfallen ist, sondern den Willen und den Muth der Wahrheit sich bewahrt hat; er findet bald, daß die Methode allein den Gedanken zu bändigen und ihn zur Sache zu führen und darin zu erhalten vermag. Ein solches Fortführen erweißt sich, selbst nichts anderes als die Wiederherstellung desjenigen absoluten Gehalts zu seyn, über welchen der Gedanke zunächst hinausstrebte und sich hinaussetzte, aber eine Wiederherstellung in dem eigenthümlichsten, freisten Elemente des Geistes.

Es ist ein unbefangener, dem Anschein nach, glücklicher Zustand noch nicht gar lange vorüber, wo die Philosophie Hand in Hand mit den Wissenschaften und mit der Bildung ging, eine mäßige Verstandesaufklärung sich mit dem Bedürfnisse der Einsicht und mit der Religion zugleich zufrieden stellte, eben so ein Naturrecht sich mit Staat und Politik vertrug, und empirische Physik den Namen natürlicher Philosophie führte. Der Friede war aber oberflächlich genug, und insbesondere jene Einsicht stand mit der Religion, wie dieses Naturrecht mit dem Staat in der That in innerem Widerspruch. Es ist dann die Scheidung erfolgt, der Widerspruch hat sich entwickelt; aber in der Philo-

*) „Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Zum Gebrauch seiner Vorlesungen von Dr. Georg Wilhelm Friedr. Hegel, ordentl. Professor der Philosophie an der K. Friedr. Wilh. Universität in Berlin. Dritte Ausgabe. Heidelberg. Oßwald. 1830." 8.

sophie hat der Geist die Versöhnung seiner mit selbst gefeiert, so daß diese Wissenschaft nur mit jenem Widerspruche selbst und mit dessen Uebertünchung im Widerspruche ist. Es gehört zu den üblen Vorurtheilen, als ob sie sich im Gegensatz befände gegen eine sinnige Erfahrungskenntniß, die vernünftige Wirklichkeit des Rechts, und eine unbefangene Religion und Frömmigkeit; diese Gestalten werden von der Philosophie anerkannt, ja selbst gerechtfertigt; der denkende Sinn vertieft sich vielmehr in deren Gehalt, lernt und bekräftigt sich an ihnen wie an den großen Anschauungen der Natur, der Geschichte und der Kunst; denn dieser gediegene Inhalt ist, sofern er gedacht wird, die speculative Idee selbst. Die Collision gegen die Philosophie tritt nur in so fern ein, als dieser Boden aus seinem eigenthümlichen Character tritt und sein Inhalt in Kategorien gefaßt und von solchen abhängig gemacht werden soll, ohne dieselben bis zum Begriff zu führen und zur Idee zu vollenden.

2. Ueber Sokrates.

a. Der Charakter des Sokrates. *)

(Zweiter Band. S. 54.)

Die Tugenden des Sokrates haben die Form nicht der Sitte oder eines Naturells oder einer Nothwendigkeit, sondern einer selbstständigen Bestimmung. Es ist bekannt, daß sein Aussehen auf ein Naturell von häßlichen und niedrigen Leidenschaften deutete; er hat es aber selbst gebändigt, wie er dieß auch selbst sagt.

Er steht vor uns als eine von jenen großen plastischen Naturen durch und durch aus einem Stück, wie wir sie in jener Zeit zu sehen gewohnt sind, — als ein vollendetes klassisches Kunstwerk, das sich selbst zu dieser Höhe gebracht hat: Sie sind nicht gemacht, sondern zu dem, was sie waren, haben sie sich selbstständig ausgebildet; sie sind das geworden, was sie haben sein wollen, und sind ihm getreu gewesen. In einem eigentlichen Kunstwerke ist dieß die ausgezeichnete Seite, daß irgend eine Idee, ein Character hervorgebracht, dargestellt ist, so daß jeder Zug durch diese Idee bestimmt ist; und indem dieß ist, ist das Kunstwerk einer Seits lebendig, anderer Seits schön, — die höchste Schönheit, die vollkommenste Durchbildung aller Seiten der Individualität ist nach dem Einen innerlichen Prinzipe. Solche Kunstwerke sind auch die großen Männer jener Zeit. Das höchste plastische Individuum als Staatsmann ist Perikles, und um ihn, gleich Sternen, Sophokles, Thucydides, Sokrates u. s. w. Sie haben ihre Individualität herausgear-

*) „Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Werke. Vollständige Ausgabe durch einen Verein von Freunden des Verewigten: Dr. Phil. Marheineke, Dr. J. Schulze, Dr. Ed. Gans, Dr. Lp. v. Henning, Dr. H. Hothe, Dr. K. Michelet, Dr. F. Förster. Berlin. Duncker und Humblot." 8.

Aus den „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Herausgegeben von Dr. K. L. Michelet. Berlin. 1833."

beitet zur Existenz, — und das zu einer eigenthümlichen Existenz, die ein Charakter ist, der, und das herrschende ihres Wesens ist, Ein Prinzip durch das ganze Dasein durchgebildet. Perikles hat sich ganz allein dazu gebildet, ein Staatsmann zu sein; es wird von ihm erzählt, er habe seit der Zeit, daß er sich den Staatsgeschäften widmete, nie mehr gelacht, sei zu keinem Gastmahl mehr gegangen, habe allein diesem Zwecke gelebt. So hat auch Sokrates durch seine Kunst und Kraft des selbstbewußten Willens sich selbst zu diesem bestimmten Charakter, Lebensgeschäft ausgebildet, Fertigkeit, Geschicklichkeit erworben. Durch sein Prinzip hat er diese Größe, diesen langen Einfluß erreicht, der noch jetzt durchgreifend ist in Beziehung auf Religion, Wissenschaft und Recht, — daß nämlich der Genius der inneren Ueberzeugung die Basis ist, die dem Menschen als das Erste gelten muß. — — —

Sokrates war ein Musterbild moralischer Tugenden: Weisheit, Bescheidenheit, Enthaltsamkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Unbeugsamkeit, feste Rechtlichkeit gegen Tyrannen und δῆμος, entfernt von Habsucht, Herrschsucht. Sokrates war ein Mann von diesen Tugenden — ein ruhiges frommes Tugendbild. Seine Gleichgültigkeit gegen das Geld ist eine eigne Entschließung; denn nach der Sitte der Zeit konnte er durch seine Bildung der Jugend, wie die übrigen Lehrer, erwerben. Auf der andern Seite war es freie Wahl, nicht, wie bei uns, etwas Eingeführtes, so daß derjenige, der nichts nähme, gegen eine Sitte verstöße, sich das Ansehen gäbe, sich auszeichnen zu wollen, mehr getadelt als gerühmt würde; es war noch nicht Sache des Staats, erst unter den römischen Kaisern waren Schulen mit Besoldung.

b. Die Methode des Sokrates.

(Zweiter Theil. S. 58.)

In diese Konversation fällt Sokrates Philosophieen und die dem Namen nach bekannte sokratische Methode überhaupt, die, nach ihrer Natur, dialektischer Weise seyn mußte. Sokrates Manier ist nichts Gemachtes; dagegen die Dialoge der Neueren, eben weil kein innrer Grund diese Form rechtfertigte, langweilig und schleppend werden mußten. Das Princip seines Philosophirens fällt vielmehr mit der Methode selbst als solcher zusammen; es kann insofern auch nicht Methode genannt werden, sondern es ist eine Weise, die mit dem Eigenthümlichen des Sokrates ganz identisch ist. Der Hauptinhalt ist, das Gute zu erkennen als das Absolute, besonders in Beziehung auf Handlungen. Diese Seite stellt Sokrates so hoch, daß er die Wissenschaften, Betrachtung des Allgemeinen in der Natur, dem Geiste u. s. w. theils selbst auf die Seite setzte, theils Andere dazu aufforderte. So kann man sagen, dem Inhalte nach hatte seine Philosophie ganz praktische Rücksicht. Die sokratische Methode macht aber die Hauptseite aus.

Sokrates Conversation hatte das Eig'ne: a. Jeden zum Nachdenken über seine Pflichten bei irgend einer Veranlassung zu bringen, wie sich dieselbe von selbst ergab, oder wie er sie sich machte, indem er zu Schneider und Schuster in die Werkstatt ging und sich mit ihnen in einen

Diskurs einließ. Mit Jünglingen und Alten, Schustern und Schmieden, Sophisten, Staatsmännern, Bürgern aller Art, ließ er sich auf diese Weise in ihre Interessen ein, es seien häusliche Interessen, Erziehung der Kinder, oder Interessen des Wissens, der Wahrheit u. s. f. gewesen, — nahm einen Zweck auf, wie der Zufall ihn gab; und führte d. sie von dem bestimmten Falle ab auf das Denken des Allgemeinen, brachte in Jedem eigenes Denken, die Ueberzeugung und Bewußtsein dessen hervor, was das bestimmte Rechte sei, — des Allgemeinen, an und für sich geltenden Wahren, Schönen. Dies bewerkstelligte er durch die berühmte sokratische Methode. Diese hat vorzüglich die zwei Seiten an ihr: a. das Allgemeine aus dem concreten Fall zu entwickeln, und den Begriff, der an sich in jedem Bewußtsein ist, zu Tage zu fördern; b. das Allgemeine, die gemeinten, fest gewordenen, im Bewußtsein unmittelbar aufgenommenen Bestimmungen der Vorstellung oder des Gedankens aufzulösen, und durch sich und das Concrete zu verwirren. Dieß sind nun die allgemeinen Bestimmungen.

a. Näher ist das Eine Moment seiner Methode, von dem er gewöhnlich anfing, dieses, daß, indem ihm darum zu thun ist, in Menschen das Denken zu erwecken, er Mißtrauen in ihre Voraussetzungen erwecken will, nachdem der Glaube schon wankend geworden und die Menschen getrieben waren, das was ist, in sich selber zu suchen. Er läßt sich gewöhnliche Vorstellungen gefallen, fängt damit an; dieses thut er auch, wenn er die Manier der Sophisten zu Schanden machen will. Besonders bei Jünglingen ist ihm dieß angelegen; sie sollen Bedürfniß in sich selbst zu denken haben. Daß er gewöhnliche Vorstellungen annimmt, sie sich geben läßt, hat die Erscheinung, daß er sich unwissend stellt, die Andern zum Sprechen bringt, — er wisse dieß nicht; und nun fragte er mit dem Scheine der Unbefangenheit, es sich von den Leuten sagen zu lassen, sie sollen ihn belehren. Dieses ist dann die Seite der berühmten sokratischen Ironie. Sie hat bei ihm die subjective Gestalt der Dialektik, sie ist Benehmungsweise im Umgang; die Dialektik ist Gründe der Sache, die Ironie ist besondere Benehmungsweise von Person zu Person. Was er damit bewirken wollte, war, daß sich die Andern äußern, ihre Grundsätze vorbringen sollten. Und aus jedem bestimmten Satze oder aus der Entwickelung entwickelte er das Gegentheil dessen, was der Satz aussprach; d. h. er behauptet es nicht gegen jenen Satz oder Definition, sondern nimmt diese Bestimmung und zeigt an ihr selbst auf, wie das Gegentheil von ihr selbst darin liegt. Oder zuweilen entwickelt er auch das Gegentheil aus einem concreten Falle. Aus dem, was die Menschen für wahr halten, läßt er sie selbst Consequenzen ziehen, und dann erkennen, wie sie darin Anderen widersprechen, was ihnen eben so sehr fester Grundsatz ist. So lehrte also Sokrates die, mit denen er umging, wissen, daß sie nichts wissen; ja was noch mehr ist, er sagte selber, er wisse Nichts, docire also auch nicht. Wirklich kann man auch sagen, daß Sokrates nichts wußte, denn er kam nicht dazu, eine Philosophie zu haben und eine Wissenschaft auszubilden. Dessen war er sich bewußt; und es war auch gar nicht sein Zweck, eine Wissenschaft zu haben.

LXXXIII. Joh. Heinrich Daniel Zschokke.

(1771.)

Agnes Bernauer und Albrechts Liebe. *)

1435.

(Vierter Band. S. 183.)

Dieser hoffnungsvolle Fürst, dessen Jugend in ritterlichen oder gottesfürchtigen Uebungen, zum Theile am Hofe seiner Muhme, der böhmischen Königin Sophie, verflossen war, wohnte als Statthalter seines Vaters, gewöhnlich auf der Burg zu Straubing, seit dieser Strich Niederbaierns an München gekommen. Voll tiefer Gemüthlichkeit Alles inbrünstig erfassend, darum in guten und bösen Tagen sich selbst nicht gleich, war er meistens gütig und mild, und mehr dem friedlichen Stillleben, als dem Geräusch der Höfe oder Schlachtfelder zugethan. Jedem Bittenden stand sein Haus gern offen. Was gerecht und billig, ehrt' er auch am Niedrigsten. Als er einst, während ein armer Mann klagte, gleichgültig zum Fenster hinaus sah, dieser aber empfindlich sprach: „Gnädiger Herr, euer Auslugen ist mein großes Verderben, wenn ihr doch solltet merken meine Klage, die ich eurer Gnaden thue, daß mir geholfen werde!" wandt er sich lächelnd zu ihm zürnte des strafenden Wortes nicht; sah auch nie wieder zum Fenster hinaus, wenn arme Leute vor ihn kamen. Die Tonkunst verschönte seine einsamen Stunden; er selbst war Meister in ihr. Nicht minder ergötzt' ihn die Jagd. Oft trieb er im Muthwillen das Jagen tief in die Bezirke des Herzogs Heinrich von Landshut hinein, und pürschte demselben die allerschönsten Hindinnen und Hirsche hinweg, dem knausernden Herrn zum großen Aerger. Denn Heinrichs zunehmender Geiz, vielen lästig, war noch mehreren ein reicher Stoff der Belustigung.

Schon hatte Albrecht ein Alter von acht und zwanzig Jahren, ohne vermählt zu sein. Er liebte die Weiber; weniger die Ehe. Sein Vater verlobt ihn zwar mit Elisabeth von Würtemberg. Doch das junge Fräulein, heimlich dem Grafen Johann von Wardenberg hold, hätte auch den Kaiserthron verachtet, entwich mit ihrem Geliebten und ward dessen Gattin. Wenig um die Flucht der Braut bekümmert, belustigte sich Albrecht zu Augsburg, wo ihm zu Ehren die Adelgeschlechter Speerrennen, Gastmähler und Tänze gaben. Da erschienen die edeln Töchter der Stadt in aller Lieblichkeit ihres Reizes, gehoben durch Schmuck und Reichthum der Gewänder; ihre Haare mit Perlenschnüren oder Ketten umhängt, oder unter perlendurchflochtenen Netzen, oder goldenen Hauben,

*) „Der Baierischen Geschichte Erstes Buch. Von Heinrich Zschokke. Aarau. Sauerländer. 1828. Vier Bände." 8.

oder Hüten mit Federn, oder kleinen Bireten von Sammet; den Busen sittig verhüllt, eine große Halskrause mit kostbaren Spitzen unter dem Kinn zusammen geschlossen; über die reichen, seidenen Röcke ein schwarzes, faltiges Obergewand, ohne Aermel; Ringe, Gürtel von edeln Steinen blitzend.

Aber Albrecht hatte eine Jungfrau erblickt, von niedriger Herkunft und arm, doch in Schönheit und Tugend strahlender, denn Alle. Die frische Blüte ihrer Jugend, ihrer Glieder feines Ebenmaß und der Goldglanz ihrer langen Haare mochte die Bewunderung Vieler sein; noch edler als ihr Leib, war ihr Gemüth. Sie hieß Agnes, die Tochter des Baders Kaspar Bernauer. In der Stadt nannte man sie den Engel. Süße Leidenschaft bethörte den Fürsten, als er sie erblickte; und Agnes konnte, bei den Anbetungen des liebenswürdigen Herrn, ihre Gleichgültigkeit nicht bewahren. Zu fromm und stolz aber, Buhlerin zu sein, ließ sie Albrechts Liebe unerhört, bis er die strengen Gesetze seines Standes dem Besitze so vieler Holdseligkeit opferte. Er führte die ihm heimliche Anvermählte auf sein Schloß Vohburg, welches er aus dem Vermächtnisse seiner Mutter Elisabeth von Mailand besaß. Da wollt' er in verborgener Liebe glücklich sein, bis er sie einst, vielleicht nach seines Vaters Hinscheiden, offenbaren könnte.

Herzog Ernst, welchem des Sohnes Leidenschaft eine der vorübergehenden schien, deren er selbst nicht frei gewesen, entwarf nach einigen Jahren die Vermählung desselben mit Annen, Herzog Erichs von Braunschweig Tochter. Jetzt erst belehrt' ihn Albrechts beharrlicher Widerspruch, daß die Liebe desselben zur Augsburgerin stärker, als alle Ehrfurcht vor dem väterlichen Willen und dem Urtheil der Welt sei. Und erschreckt von dem Gedanken, eines unehrlichen Baders Tochter könne jemals den Thron der Schyren besteigen, trug er kein Bedenken, auch das schmerzlichste Mittel zur Heilung des verblendeten Sohnes zu wählen.

Also ward ein Speerbrechen zu Regensburg veranstaltet. Es kamen die Fürsten und Ritter aus Pfalz- und Baierland, auch Albrecht zum Feste. Ihm aber verschlossen sie die Schranken, als einem, der wider Turnierordnung mit einer Jungfrau in Unzucht lebe. Er schwor, Agnes sei seine Gemahlin. Er ward zurück gestoßen. Entrüstet kehrt' er um; ließ fortan Agnesen als Herzogin von Baiern öffentlich ehren, gab ihr Dienerschaft zu, und Frauenzimmer, gleich einer Fürstin; und die Burg von Straubing zum Wohnsitz. Sie, voll schwermüthiger Ahnung eines finstern Schicksals, stiftete sich hier im Kreuzgang bei den Brüdern von Carmel Betgewölb und Grabstätte. Doch so lange Albrechts Oheim, Herzog Wilhelm, noch am Leben war, geschah ihr kein Weh. Denn Wilhelm liebte Albrechten sehr.

Nach seines Bruders Tode aber zähmte Herzog Ernst den väterlichen Zorn nicht länger. In Albrechts Abwesenheit ward dessen Geliebte verhaftet. Die schöne Frau, mit Stolz vor den Richtern, wies deren Fragen ab: sie sei ihres Herrn fürstliches Weib. Ernst befahl schleunige

Hinrichtung. Dem Volke wurde gesagt, sie hab' dem Sohne des Landesherrn mit Liebestränken angethan, der sei darum der Tage nimmer froh; und Herzog Wilhelms Kindlein habe sie mit Gift aus dem Leben getrieben. Gebunden, von Henkersknechten zur Donaubrücke geschleppt, ward sie, vor allem Volk, hinab in den Strom geworfen. Die Fluten trugen sie schwimmend wieder ans Ufer. Man hörte ihr Geschrei. Der Henker einer rannte hin, erfaßte mit langer Stang' ihr goldenes Haar und drückte sie damit unter die Wellen nieder. So ward der grausame Mord vollbracht, welchen der Stolz fürstlichen Vorurtheils begehrte.

Albrecht, durch die Botschaft sinnlos zu Boden gestürzt, ermannte sich nur zum Schwur, sein Haupt nicht ruhig zu legen, bis er Agnesens theurem Schatten schreckliche Genugthuung geleistet habe. Er floh aus dem befleckten Straubing zum bärtigen Ludwig nach Ingolstadt, und macht' ihn zum Gesellen seiner Rache. Wiewohl der Graf von Mortain zu dieser Zeit blutige Fehde gegen Bischof und Rath von Passau führte, deren Gebiet er, von seinen Burgen zu Schärding und Königstein aus, mit Raub und Brand heimsuchte, war er doch schnell bereit, die Empörung des ergrimmten Sohnes gegen den Vater zu unterstützen. Von ihm geholfen, zog Albrecht würgend durch die Lande seines Vaters. Dessen Dörfer mußten zum Sühnopfer aufflammen; er raſete mit Feuer und Schwerd, als wollt' er im wahnsinnigen Schmerz sein eigenes Erbtheil vertilgen. Vergebens schonte Herzog Ernst und suchte den Sohn mit Bitten zu erweichen. Boten um Boten flogen aus München zu ihm, wie zu Kaiser Sigmund, daß dieser dem Wüthenden gebiete, zur Pflicht und zur Ehre zurück zu kehren.

Erst die alles heilenden Stunden, auch der weiche Zauber der Tonkunst, milderten Albrechts Schmerz. Des Vaters Kummer, des Kaisers Mahnungen, der Freunde Bitten besiegten ihn. Albrecht ging nach München zurück, wo ihn Ernst mit Rührung empfing. Sei es, die verlorne Liebe des Sohnes wieder zu finden, oder aus aufrichtiger Reue um den Mord der schuldlosen Agnes, Herzog Ernst selbst befahl über dem Grabe der Unglückseligen ein Bethkirchlein aufzubauen.

Nun weich und gehorsam gab Albrecht dem Wunsche seines Vaters, dem Gebote seines Herkommens nach. Er ließ sich mit Annen von Braunschweig vermählen; lieben konnt' er sie nicht. Nach zwölf Jahren nach Agnesens Ermordung erneuerte er an ihrem Namenstage feierlich die Stiftung ihres Jahrestages und ewigen Lichtes in der Altar-Zelle; ließ auch die Gebeine der „ehrsamen Frau" in die von ihr einst ersehene Ruhestätte tragen, und mit marmornem Grabstein decken. Lange sang das Volk von Albrechts und Agnesens unglücklicher Liebe.

LXXXIV.

Rahel Antonie Friedrike Varnhagen v. Ense,

geborne

Rahel Levin, nachher unter dem Familiennamen Robert bekannt.

(1771 — 1833.)

1. An Varnhagen, in Prag. *)

(Erster Theil. S. 465.)

Donnerstag, den 25. Februar 1810.

Welch' einen Katzenbrief hast du der Guten geschrieben! Ja, er ahmt die glatten, kleinen Bewegungen eines Katzenrückens bis in den kleinsten Theilen seiner anscheinend verwickelten Phrasen bis zum Verwechseln nach, und könnte der Mensch aus einem Brief eine Katze machen, wäre es ihm vergönnt, deiner finge Mäuse. Die kann aber eine Welt um sich her zur Katze machen. Dieser Hunde-Ader, daß du ihr gut bist; mußte sie nicht unter das Glanzfell? Muß ich nicht endlich nur sie loben? Hat man sie auch lieb, wie man es denen thut; zwingt sie einen nicht zu ewiger? bei mir ganz unerhörter Empörung durch ihre ungeheure Versteinerung — ach nein! das ist es nicht — mehr wie ein glattes festes Austerthier, in sich geschlossen, zu kleinen, blinden, trüben Funktionen — gegen Ueberzeugung. Ich behandle sie jetzt ganz wie du es ihr im Briefe machst: nur nicht mit so kleiner, regelmäßiger, ebenmaßvoller, geschlossner Schrift und Art: rhapsodischer, zerstreuter; größerer, unebenerer Handschrift! Gestern Nachmittag schickte sie mir deinen Glanzbrief, mit einer Oblate gesichert, und mit den Worten auf dem Umschlag: „Lesen Sie den Brief, Liebste! und lassen Sie mir sagen, ob Sie wohl einmal schreiben. Ich bin ganz beschämt!" Nun spreche ich es ihr noch zurechte! Kurz, es muß ihr wohl sein — in der Schale — und sie muß mich nicht quälen! Und nun von uns. Keiner von uns will mehr, daß mein ehrliches Leben auch geschaut werde von solchen, die es selbst sind; und genug findet man immer, unter Deutschlands Lesern, wenn man nur drucken läßt. Immerfort erzeugt die Erde auch wieder solche. Ich weiß, welche Freude, welches Behagen mir ein Fünkchen Wahrheit in einer Schrift aufbewahrt macht! Nur davon bekömmt die Vergangenheit Leben, die Gegenwart Festigkeit; und einen künstlerischen Standpunkt, betrachtet zu werden; nur Empfindungen, Betrachtungen durch eine Historie erregt, schaffen Muße, Götterzeit und Freiheit; wo sonst nur allein Stoßen und Dringen und Drängen, und schwindliches Sehen und Thun möglich ist; im wirklichen Leben des bedingten und beschränkten Tages, wie er vor uns steht!

Nicht weil es mein Leben ist, aber weil es ein wahres ist; weil

*) „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Drei Theile. Mit Rahels Bildniß. Berlin. Duncker und Humblot. 1834." 8.

ich auch vieles um mich her oft, mit kleinen unbeabsichtigten Zügen, für Forscher, wie z. E. ich einer bin, wahr, und sogar geschicht-ergänzend aussprach. Und endlich, weil ich ein Kraftstück der Natur bin, ein Eckmensch in ihrem Gebilde der Menschheit, weil sie mich hinwarf, nicht legte, zum grimmigen Kampfe mit dem, was das Schicksal nur konnte verabfolgen lassen; jeder Kampfgesell der Natur, der größern Geschichte, ist in einen Geschichtsmoment geworfen, wo er kämpfen muß, wie bei einem Thiergefecht in der Armee; glückliche Veteranen, wirken weiter, zu ihrem und der Menschen Bewußtsein; unglückliche, zerschellen; mich trugen Gedanken und Unschuld, als ich zerschellt schon war, empor, zwischen Himmel und Erde. Kurz, wie es mit mir ist, kann ich nicht sagen; ich will nichts mehr. Kein Plan, kein Bild; es schwankt und schwindet die Erde mit den Lebensgütern; der Lebensschatz ist alles! Sehen, lieben, verstehen, nichts wollen, unschuldig sich fügen. Das große Sein verehren, nicht Hämmerer erfinden und bessern wollen: und lustig sein, und immer güter! So wie ich war und werde, mögen meine Brüder mich sehen! Ich aber selbst will aus meinen Briefen alles suchen, und verwerfen; und nicht, in vierzig, fünfzig Jahren, wie du der Guten schreibst, sondern viel früher; ich will noch leben, wenn man's liest. Ich mache mir nichts aus der Welt. Ich habe keinen Plan; wer den nicht auszuführen hat, hat keine Rücksicht; und Schande kann ich nicht haben: Schande, die mir das Leben hemmte; andere achte ich, wie du weißt, nicht. Nur meine Billigung ist mir nöthig und wichtig. Adieu, Lieber! Diesen Sommer, und das früh, und wahrscheinlich sehr bald, komme ich nach Töplitz, und auch wohl vorher nach Prag. Lebe wohl! R. L.

2. Aphorismen.

Wissen um unser Wissen ist Philosophie. Ergebenheit und Voraussetzung, wo wir zu wissen aufhören, Religion. Dies begreift in sich, was alles nicht Religion ist, und des Wissens Gränze auf allen seinen Punkten, und erspart viel Reden.

Der Unterschied von Religion und positiver Religion besteht darin, daß die letztere ihr Prinzip in einer bestimmten Geschichte hat, und sich auf diese bezieht; und daß die erstere ihr Prinzip und ihre Beziehung aus aller Geschichte, und allem, was für Menschen von Geschehenem zur Erkenntniß kommt, findet. Die erste begränzt sich sogar in aller Zukunft.

Wer kann Gott nachrechnen! Menschen, und ihr Glück sind Bestandtheile des großen Alls, warum sollten sie zu einem glücklich-Organischen nach der größten Zerrüttung und Trennung sich nicht auch wieder zusammenfinden; zu neuen weiteren Beziehungen? Wie viel aber hier untergeht, zeigen die Begebenheiten aller Zeiten jedes Menschen!

Gewiß seyn, daß ein vielfältigerer höherer Geist aus heilbringenden guten Gründen Recht dazu hat, ist meine einzige Religion. Es ist mir auferlegt, muß ich denken; ist es doch viel, daß ich so viel weiß; und Klarheit und Verständniß in einem höheren Wesen zu hoffen vermag Anfang der Gnade! Vergeht uns oft dieser Strahl, so verzweifeln wir; aber ganz können wir nicht verzweifeln; so wenig, als durch unsere eigenen Gedanken aufhören zu sein. Müssen wir doch unser ganzes Dasein als ein Wunder annehmen; ergeben wir uns ohne Richter über den Lauf desselben; und richten wir nimmer von neuem uns selbst, unser Bestimmen. Aber alle Buße sei Reinigung, Stärkung, Feinerung, Besserung; Reue vor der That, und fleißige Unschuld nach jeder.

Nur durch Liebe und wahre Gottesfurcht können die Menschen in das Herzenselement zurückgeführt werden. Gottesfurcht besteht in der Einsicht, daß wir Alle von ihm herkommen und gleich sind, und gleich gut und schlecht behandelt werden sollen! Täglich bekomme ich mehr und mehr Belege dafür; ein empfindlich Herz ist eine Gottesgabe: das öffnet die Pforten dieser Einsicht; das brachte ich mit. Dies ist aber auch mein ganzes Talent; für alle andre, die ich nicht habe. O welch Surrogat!

So wie kein Dichter sich ausdenken kann, was besser, mannigfaltiger und sonderbarer wäre, als was sich wirklich in der Welt entwickelt und zuträgt, und nur der den besten Roman machen kann, welcher Kraft genug hat, das was geschieht zu sehen, und in seiner Seele auseinander zu halten: eben so sind unsere tief natürlichsten Wünsche roh, und gräuelhaft entwickelte sich ihre Erfüllung für uns; nur das, was Gott wirklich zuläßt, ist in allen Beziehungen heilsam für uns, weil wir uns ihm entgegenbilden können. Mir ist dieß schmerzhaft geschehen und klar geworden. Wem dieß glimpflich begegnet, der hat Glück.

(Aus einem Briefe.)

— — Vergiß es aber nicht! Alles kann sich ändern: und Wunder geschehen wirklich noch immer. In Hülfe; in neu angesponnenem Leben haben wir es ja Beide oft erfahren. Es kommen gewiß Augenblicke, wo du dem Gebete und dem göttlichen unmittelbaren Wunderschutz näher sein wirst: auf diese hoffe mit Zuversicht. Dies ist das einzig Erhabene, Reelle, und wie ein Licht lassen sie völlige Finsterniß in dem Schrecklichsten nicht zu. Trost giebt es nicht: sonst gäbe es kein Unglück: aber mit diesen Gedanken richt' ich mich selbst in schlimmen Fällen auf, und drücke sie fest an mein Herz.

Jede Wissenschaft ist ein abgerissener Strahl von der Sonne alles Wissens und Seins: ein Behelf, bis zu ihr zu gelangen, und unhin-

länglich, nach seinem Ende zur Sonne, und nach seinem Ende zur Welt, wo Wissenschaft sich mit Wissenschaft verwirrt, und gearbeitet wird: wie denn wissenschaftliches Arbeiten auf Ruhe abzielt, zu seiner Sonne, wohin wir auch nicht gelangen. Dies ist alles nicht zu läugnen. Alle Wissenschaften sind Eine, und durch jeder gründlichste Bearbeitung werden sie zu Einer werden. Das Wissen frommspekulativer Menschen ist, das alles in der Sonne, in Gott finden. Das Finden ist schon recht; aber das Erklären geht nur, ich möchte sagen, durch den Weg der Strahlen. Trost und Verlaß giebt die Sonne, wo wir an's Unerklärliche kommen.

Die Jahrhunderte sind eine bittre harte Schale, in der das süße Thautröpflein Einsicht in das Recht, welches allein der Rückweg zur Unschuld ist, reifet: zur sanften süßen Unschuld! nämlich zum Glück; zur Ruhe. Nicht weil die Unschuld verloren ist, ist das Glück verloren; sondern umgekehrt. Die Hindernisse setzen in den Fall von Recht und Unrecht: der ganze Fall ist die Erde; das Hier; und muß sich auf ganz unbekannte Dinge beziehen! Es fehlt durchaus ein Stück in allen Stücken. Daher Religion. Die Voraussetzung aus Noth, ohne Gedankenform: ein Wunsch! — im fertigen, — für uns Formlosen, nicht mit unserm Geiste zu behandelnden Herzen, welches den Geisteshorizont belebt; daher ohne Geist und Herz kein Gemüth, und nur mit Beiden zusammen eines.

Es giebt nur Verwunderung, aber keine Wunder. Alles, was endlich geschieht, muß geschehen können; also hört das Wunder auf mit dem Faktum selbst. —

Wer sich recht besinnt; still und ehrlich in sich; muß gewahr werden: Es sei mit dem Ursprung und dem Auftrag der Seele wie es immer will, ihr sind Gränzen zugemessen, in denen sie jetzt lebt. Es fehlen ihr mitten in Stücke heraus, aus ihren Fähigkeiten; wie herausgebrochen. Beschränkte Farben; beschränkte Töne; beschränktere Antworten auf schon beschränkte Fragen, die sie sich selbst vorlegt, — und doch ein schwaches Wissen eines klareren Seins, welches uns wie gleichsam wieder aus dem Gehirn entfällt, — daher Wunder; Wunderbares; Voraussetzung aller Art; und die Höchste: die eines absoluten Geistes, der Grund seines eigenen Daseins und Wirkens ist; welches wir selbst sind. —

Das ist keine Kleinigkeit, die wir erfahren werden! Probe davon ist: Bewußtseyn, unabläugbares Bewußtseyn haben; wie schon jetzt.

3. Kunst.

Der Kunst Bestreben ist, alle Bedingungen, unter welchen die Forderungen der menschlich-geistigen Natur befriedigt werden, zu erfüllen; vornämlich durch Vorstellungen eines bessern Zustandes, als der ist, in welchem wir uns befinden können, — wenn auch nur durch solche

Bilder gezeigt, die uns an dem Zustand, den wir ewig erstreben müssen, verhindern. Dies geschehe nun durch Bilder — jeder Art — oder durch die Rede — jeder Art, — durch Vorstellungen, die sich auf leibliches Dasein, oder auf das von unsern Gedanken hervorgebrachte beziehen. Kunst ist nichts als das Kinderspiel der Erwachsenen. Sie sind bemüht, sich ein Dasein vorzuspielen, welches sie nicht erreichen können, über welches sie keine Herrschaft haben. Dieser große Trieb, dies unabweisbare Bestreben, dieses Suchen nach einem Surrogat, dies Neubilden — ist auch schon in Kindern höchst ehrwürdig, gar nicht scherzhaft, sondern tiefer Ernst.

4. Börne.

(Aus einem Briefe.)

Den preise ich Ihnen dringend an! Er schreibt ein Journal, die Wage; das muß Ihr Freund halten, oder noch viel besser! machen Sie, daß es auf dem Casino gehalten wird. Mir empfahl es Gentz. Als das Geistreichste, Witzigste, was jetzt geschrieben würde; er empfahl es mit dem enthusiastischsten Lobe; seit Lessing, sagte er mir — nur ein Artikel darin — seien solche Theaterkritiken nicht erschienen! Ich glaubte natürlich Gentz. Aber weit übertraf das Werk sein Lob: an Witz, schöner Schreibart. Er ist scharf, tief, gründlich-wahr, muthvoll, nicht neumodisch, ganz neu, gelassen wie einer der guten Alten; empört, wie man soll. Und so gewiß ich lebe, ein sehr rechtschaffener Mann. Keck, aber besonnen. Kurz, mein großer Favorit. Wenn Sie seine Theaterkritik lesen, und nie die Stücke gesehen haben, die sie betrifft, so kennen Sie sie, als hätten Sie sie vor sich. Den Stücken zeigt er ihren Platz an: Mad. Weißenthurn den ihrigen. Machen Sie ja, daß es angeschafft wird, bei allen Ihren Freunden. Sie lachen sich gesund. Andres von ihm kenne ich nicht. Gentz tadelte seine politischen Meinungen, fand aber begreiflich, daß er sie hätte.

5. König Ludwigs von Bayern Gedichte.

Im Frühsommer, während meiner schweren Konvaleszenz erschienen des Königs von Bayern Gedichte. Mißtrauisch, wie aller Neueren Gedichte, nahm ich sie aus großen mir hingelegten Bücherpäcken von meinem Tisch. Und ein König erfrischte mir Sinn, und Herz: versetzte mich, wohin er wollte: vergewisserte mir einen denkenden Geist, ein menschenliebend Herz, und gute, liebe, hörende und sehende Sinne. Weit entfernt von aller neueren, faf'ligen Nachahmung, über Religion und Kunst, und Natur, und Italien, redet er diese Gegenstände alle selbst ergriffen an: und ergreift jeden gesund Gebliebenen mit! Voller Güte, und der bestmenschlichen Gesinnung. Im glücklichen Talent, dies alles auszudrücken! Keine Spur nur irgend einer Affektazion. Unterhaltend durch Vielfältigkeit. Freilich, freue ich mich doppelt, daß dies von einem Könige kommt. Von einem so viel vermögenden Sterblichen. Die dummen Leute denken, man wird dies läugnen, oder nicht mit in Rechnung bringen wollen. Welch ein Wogen von Lob, Streit, Diskussion,

hoher Anerkennung, und niedrer, war hier. Nehmen Sie die Kritik in den Jahrbüchern, als eine Art von Resultat davon an. Ich war mitten in der Bataille, und blieb leben, mit meiner weißen Fahne in der Hand. Ich möchte einen blauen Stern darin sticken! wie immer dem Schöpfer eines Kunstwerks persönlich danken: oft habe ich Kleine es schon gethan. Ich könnte zum König sagen: Bravo König; Sie sind ein lieber Mensch: in hundert Gedichten steht's. Bravo! daß Sie König sind.

6. Prinz Louis von Preußen.

(Gefallen bei Saalfeld 1806.)

(Aus einem Brief an Fouqué im November 1811.)

Sie sollen die Briefe und Billets haben, die ich von Louis konservirt habe, weil Sie sie am meisten lieben werden. Er war die feinste Seele: von beinah niemand gekannt, wenn auch viel geliebt, und viel verkannt. Es ist nicht Eitelkeit, daß ich mich so mit hinüber spielen möchte. Meine ehrenvollsten Briefe sind verbrannt, daß Feinde sie nicht lesen. Denn alles schrieb der Vielverworrene der vertrauten Freundin, oft auf einen Bogen, auf einer Blattseite. Mit wahrhaftem Vollgefühl sag' ich Ihnen aber: „Schade, daß meine Briefe an ihn nicht da sind!" Gerne ließ ich der Welt das Exempel, wie wahrhaft man mit einem Königlichen Prinzen, der schon vom Ruhm geführt, und hoch geliebt war, sein kann. Er hat alles was er schriftlich besaß — wie ich — vor dem letzten Ausmarsch in Schricke verbrannt, weiß ich vom Major Möllendorf. Auch hat sich nichts gefunden. Sonst hätte man das Geklatsche schon gehört. Man kann Fürsten die Wahrheit sagen, und verschweigt man sie bei einem Wüthrich, um Martern auszuweichen: so wird er dies schon merken. Mishandelt wurde Louis oft — zur Empörung — aber schmeichlen thaten sie ihm doch, und die Wahrheit hab' ich ihm nicht sagen hören, wenn nicht Persönlichkeit dazu trieb; und großartig dies, nur von Einer, von Paulinen. Mir aber machte er es möglich, sie ihm jedesmal wie ich sie einsah zu zeigen. Halb, gewiß, gebührt diesem menschlichsten Menschen dieser Ruhm!

Das Menschlichste im Menschen faßte er auf; zu diesem Punkte hin wußte sein Gemüth jede Handlung, jede Regung der Andern zurückzuführen. Der war sein Maßstab, sein Probierstein; in allen Augenblicken des ganzen Lebens. Das ist das Schönste, was ich von ihm weiß. Nie sprach er darüber mit mir, nie ich mit ihm. Ich sah es aber ein, lebenslang. Er erröthete, wenn Menschen von andern zum Narren gehalten wurden: das sah ich, als man dies Einmal ziemlich gelinde mit einem verrückten Juden Schapse in seiner Gegenwart vornahm: er schenkte ihm Wein ein, und behandelte ihn geschwind als Gast. Mein Verhältniß zu ihm war sonderbar, beinah ganz unpersönlich. Obgleich er seine letzte Lebenszeit mit und bei mir zubrachte (mehr als die letzten drei Jahre.) Von uns zu einander, war nicht die Rede. Doch mußt' er mir alles sagen: komponirte er, sollt' ich bei ihm sitzen; spielte er — am Ende gezwungen — Karten, auch. Mein Gräuel! Ich werde

Ihnen noch viel von seinem Innren sagen, wie ich's weiß, was Sie aufschreiben können. Wir hatten Einmal, er, und ich, und Pauline, eine Kontestation, wo denn häufig drin vorkam, was er mir gesagt hatte, und nicht hätte sagen sollen; und er machte ihr dieselben Vorwürfe. Mit einemmale, gelangweilt, sagte ich zu ihm: „Prägen Sie sich selbst ein, daß Sie mir alles wiedersagen, und daß mir Pauline auch alles wiedersagt; ich kann das nicht behalten, was ich sagen, oder was ich verschweigen soll, solchen Kopf habe ich nicht. Sie sagen es mir ja dann doch beide zusammen." Er lächelte ganz fein, und unvermerkt, und schwieg. Einmal schrieb ich ihm eine Antwort nach Schricke, sehr aus dem Herzen, worin ich ihm sagte, „wenn ich Ihnen die Wahrheit nicht sagen soll, so habe ich gleich gar nichts zu sagen; dies ist unser einzig Verhältniß." Ich schrieb ihm „Gnädiger Herr;" und „Königliche Hoheit;" und Sie. Im Gespräch eben so, nur in sehr guter Laune, im Scherz, und urgenten Fällen anders. Er nannte mich Kleine, Levi, oder Rahel, oder Mlle. Levi vor Leuten. Vor vielen Jahren, als wir noch nicht so sehr liirt waren, und er nur viel zu mir kam: attakirt' er mich über Göthe. Ich sprach nie von Göthe. Fing mich in einer Thüre; und docirte, wie schlecht Egmont sei, sehr lange, mir zur marterndsten Langenweile, weil ich nur der Schicklichkeit fünf Worte opferte, und gar nicht antwortete. Wie Göthe einen Helden habe so schildern können! in einer miserablen Liebschaft mit solchem Klärchen u. s. w. Ein Jahr vor seinem Tod schrieb er aber seiner Geliebten, er sei vom Herzog von Weimar mit Göthen zu Hause gegangen, habe sich in sein Bett gelegt; Göthe davor; und da wäre er denn bei Punsch aufgethaut, er habe über alles mit ihm gesprochen, und nun habe er gesehen, was er für ein Mann ist; mit noch vielem Lobe, welches er so beschließt: „Laß dies ja der Kleinen lesen; denn alsdann bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitausend Thaler mehr werth." Dies, Fouque, war mein größter Triumpf in der Welt.

Ein großer Prinz, mein Freund, der Vetter meines Königs, der Neffe Friedrichs des Zweiten, der noch von Friedrich selbst gekannt war, mußte mir das schreiben; ohne daß ich je von Göthe mit ihm gesprochen hatte. Es *mußte* der menschlichste Prinz seiner Zeit, in seinen eignen leibhaften Freunden dem größten Dichter huldigen. Dies schreib' ich Ihnen *aus Eitelkeit*. Nun aber setzt' ich mich hin, und schrieb Louis einen großen Brief, worin ich ihn bat sich zu erinnern, daß ich nie mit ihm von Göthe gesprochen hätte, nie ihm gesagt, er soll etwas von ihm lesen; jetzt aber möcht' er es thun, und nicht Einzelnes um Göthens Werke kennen zu lernen, sondern alles von ihm um Göthe kennen zu lernen, aus ihrem Zusammenhang. Jetzt sei ers werth, denn jetzt liebe er u. s. w. Er hatte mir erzählt: wie er sonst gar sich nicht hätte zu lieben unterstanden, wenn es nicht eine berühmte Elegante war; wie er war, wie französische Koterien und Familien sind. Eine Menge! Mündlich. — — —

LXXXV. Erzherzog Karl von Oestreich.

(5. Sept. 1771.)

Oestreichischer Heeresbefehl des Erzherzogs Karl am 6. April 1809.

Der Schutz des Vaterlandes ruft uns zu neuen Thaten! So lange es möglich war, den Frieden durch Aufopferungen zu erhalten, und so lange diese Aufopferungen verträglich waren mit der Ehre des Thrones, mit der Sicherheit des Staates und mit der Wohlfahrt der Völker; so lange schwieg jede schmerzliche Empfindung in dem Herzen unsers gütigen Monarchen.

Aber wenn alle Versuche fruchtlos sind, unsere glückliche Selbstständigkeit gegen den unersättlichen Ehrgeiz eines fremden Eroberers zu bewahren; wenn Nationen um uns fallen, und rechtmäßige Regenten von dem Herzen ihrer Unterthanen losgerissen werden; wenn endlich die Gefahr der allgemeinen Unterjochung auch Oestreichs gesegneten Staaten und ihren ruhigen, glücklichen Bewohnern droht; so fordert das Vaterland von uns seine Rettung, und wir stehen zu seinem Schutze bereit.

Auf Euch, meine theuern Waffengefährten, ruhen die Augen der Welt, und Aller, die noch Sinn für Nationalehre und Nationaleigenthum haben; Ihr sollt die Schmach nicht theilen, Werkzeuge der Unterjochung zu werden; Ihr sollt nicht unter entfernten Himmelsstrichen die endlosen Kriege eines zerstörenden Ehrgeizes führen; Ihr werdet nie für fremdes Interesse und fremde Habsucht bluten; Euch wird der Fluch nicht treffen, schuldlose Völker zu vernichten, und auf den Leichen erschlagener Vaterlandsvertheidiger den Weg zum geraubten Throne einem Fremdlinge zu bahnen. — Auf Euch wartet ein schöneres Loos. Die Freiheit Europa's hat sich unter Eure Fahnen geflüchtet, Eure Siege werden ihre Fesseln lösen, und Eure teutschen Brüder — jetzt noch in feindlichen Reihen, — harren auf ihre Erlösung. — Ihr geht in rechtlichen Kampf; sonst stände ich nicht an Eurer Spitze. Wir werden auf den Feldern von Ulm und Marengo an die uns der Feind so oft prahlend erinnert, die glorreichen Thaten von Würzburg und Ostrach, von Leptingen und Zürich, von Verona und Novi erneuern. Wir wollen unserm theuren Vaterlande einen dauerhaften Frieden erkämpfen; aber wir können das hohe Ziel nur durch große Tugenden erreichen. — Unbedingte Folgsamkeit, strenge Disciplin, ausharrender Muth und unerschütterliche Standhaftigkeit in der Gefahr, sind die Begleiter der wahren Tapferkeit; nur Einheit des Willens, Zusammenwirken des Ganzen führen zum Siege.

Bald werden fremde Truppen im innigen Vereine mit uns den gemeinschaftlichen Feind bekämpfen; dann, tapfere Waffengefährten, ehret und unterstützt sie als Eure Brüder. Nicht Ruhmredigkeit, sondern männliche Thaten ehren den Krieger. Durch Kühnheit vor dem Feinde müßt Ihr zeigen, daß Ihr die ersten Soldaten seyd.

So führe ich Euch dann einst, begleitet von der Achtung der Feinde und von dem Dankgefühle fremder Nationen, nach erkämpftem

rühmlichen Frieden in das Vaterland zurück, wo Euch die Zufriedenheit unsers Monarchen, der Beifall der Welt, die Belohnungen der Tapferkeit, die Segenswünsche Eurer Mitbürger und das Selbstgefühl verdienter Ruhe erwarten.

Erzherzog Karl, Generalissimus.

LXXXVI.

Feldmarschall Karl Fürst von Schwarzenberg.

(1771 — 1820.)

Armeebefehl,

gegeben am 17. August 1813 im Hauptquartier zu Melnick.

(Allgemeine Zeitung 1813. N. 239. S. 955.)

Ein großer Tag ist gekommen! Wackre Krieger! Das Vaterland rechnet auf Euch. Noch jedesmal, so oft sein Ruf an Euch erging, habt Ihr sein Vertrauen gerechtfertigt. Alle Bemühungen unsers Kaisers, den lange entbehrten Frieden in Europa wieder herzustellen, die Ruhe und Wohlfahrt der Monarchen, von der Ruhe und Wohlfahrt unsrer Nachbarn unzertrennlich, auf einer dauerhaften Grundlage zu befestigen, waren umsonst. Weder ausharrende Geduld, noch versöhnende Vorstellungen, noch die vertrauungsvolle Hingebung der übrigen kriegführenden Mächte in des Kaisers Rathschläge und Maaßregeln, nichts konnte den Sinn der französischen Regierung zur Mäßigkeit und Billigkeit neigen. An dem Tage, wo Oestreich sich laut für die Sache des Rechts und der Ordnung erklärte, übernahm es auch die Verbindlichkeit, für die größten aller Güter zu kämpfen. Wir unternahmen den Kampf nicht allein. Wir stehen in einer Reihe mit allem, was Europa dem mächtigen Widersacher seiner Freiheit und Ruhe Großes und Wirksames entgegen zu stellen hat. Oestreich, Rußland, Preußen, Schweden, England, Spanien — Alle richten Ihre vereinten Anstrengungen auf einen gemeinschaftlichen Zweck, auf einen wohlgegründeten, dauerhaften Friedensstand, eine billige Vertheilung der Kräfte unter den Staaten, die Unabhängigkeit jeder einzelnen Macht. Nicht gegen Frankreich, nur gegen französische Obergewalt außerhalb der Gränzen Frankreichs, erhebt sich dieser große Bund. Was Festigkeit und Ausdauer der Völker vermögen, haben Spanien und Rußland an den Tag gelegt, was die vereinte Kraft so vieler mächtigen Staaten auszurichten vermag, wird das Jahr 1813 beweisen. In einem so heiligen Kriege müssen wir mehr als jemals die Tugenden bewähren, durch welche unsere Armee in so manchen frühern Kriegen geglänzt hat. Unbedingte Bereitwilligkeit für Monarchen und Vaterland alles aufzuopfern, hoher Gleichmuth in guten und bösen Tagen, Entschlossenheit und Ausdauer auf dem Schlachtfelde, Mäßigung und Schonung gegen Wehrlose, diese müssen allenthalben einheimisch unter Uns seyn. Waffenbrüder! In Euren Reihen habe ich die Jahre verlebt, welche ich dem Dienste des Vaterlandes

weihte: ich erkenne, ich ehre in Euch die Tapfern, die in rühmlichen Schlachten kämpften, und die, die ihnen nachstreben: ich vertraue Euch! — Mich wählte aus Eurer Mitte der Monarch; Seine Huld stellte mich an Eure Spitze; Sein Vertrauen mit dem Eurigen vereint, sind meine Stärke. Wie jeder Einzelne dem Ganzen dienen soll, wird durch den ihm vorgeschriebenen Wirkungskreis bestimmt; aber in jeder Bestimmung, aus jedem Standpunkte, in jeder entscheidenden Stunde immer das Beste und Größte zu thun, — das ist der Entschluß, der Uns alle verbinden, Uns alle gleich machen, Uns alle zu demselben glorreichen Ziele erheben muß. Der Kaiser bleibt unter Uns; denn Uns hat Er das Höchste vertraut: Die Ehre der Nation, den Schutz des Vaterlandes, die Sicherheit und Wohlfahrt der Nachkommen. Denkt, Krieger, daß ihr vor Gott, der die gerechte Sache nicht verlassen wird, unter den Augen eines väterlich fühlenden Monarchen, unter den Augen Eurer dankbaren Mitbürger, im Angesichte von Europa, das große Thaten und großes Heil nach langen Leiden von Euch erwartet, in den Kampf geht! Denkt, daß Ihr siegen müsset, um diese Erwartungen zu rechtfertigen; kämpft, wie es Oestreichs Kriegern geziemt, und Ihr werdet siegen! — Karl Fürst von Schwarzenberg, Feldmarschall.

LXXXVII. Wilh. Heinr. Wackenroder.*)

(1772 — 1797.)

Wie und auf welche Weise man die Werke der großen Künstler der Erde eigentlich betrachten, und zum Wohl seiner Seele gebrauchen müsse.

(S. 157.)

Immerfort höre ich die kindische und leichtsinnige Welt klagen, daß Gott nur so wenige recht große Künstler auf die Erde gesetzt habe; ungeduldig starrt der gemeine Geist in die Zukunft, ob der Vater der Menschen nicht bald einmal ein neues Geschlecht von hervorglänzenden Meistern werde auferstehen lassen. Ich sage euch aber, es hat die Erde der vortrefflichen Meister nicht zu wenige getragen; ja es sind ihrer einige so beschaffen, daß ein sterbliches Wesen sein ganzes Leben hindurch an einem einzelnen zu schauen und zu begreifen hat; aber wahrlich! viel, viel zu wenige sind derer, welche die Werke dieser (aus edlerem Thone geformten) Wesen, innig zu verstehen, und, (was dasselbe ist,) innigliche zu verehren im Stande sind.

Bildersäle werden betrachtet als Jahrmärkte, wo man neue Waaren im Vorübergehen beurtheilt, lobt und verachtet; und es sollten Tempel seyn, wo man in stiller und schweigender Demuth, und in herzerhebender Einsamkeit, die großen Künstler, als die höchsten unter den Irdischen, bewundern, und mit der langen, unverwandten Betrachtung ihrer Werke, in dem Sonnenglanze der entzückendsten Gedanken und Empfindungen sich erwärmen möchte.

*) „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Berlin. J. Fr. Unger. 1797." 8.

Ich vergleiche den Genuß der edleren Kunstwerke dem Gebet. Der ist dem Himmel nicht wohlgefällig, welcher zu ihm redet, um nur der täglichen Pflicht entledigt zu werden, Worte ohne Gedanken herzählt, und seine Frömmigkeit prahlend nach den Kugeln seines Rosenkranzes abmißt. Der aber ist ein Liebling des Himmels, welcher mit demüthiger Sehnsucht auf die auserwählten Stunden harrt, da der milde himmlische Strahl freiwillig zu ihm herabfährt, die Hülle irdischer Unbedeutenheit, mit welcher gemeinlich der sterbliche Geist überzogen ist, spaltet, und sein edleres Innere auflößt und auseinander legt; dann knieet er nieder, wendet die offne Brust in stiller Entzückung gegen den Himmelsglanz, und sättiget sie mit dem ätherischen Licht; dann steht er auf, froher und wehmüthiger, volleren und leichteren Herzens, und legt seine Hand an ein großes gutes Werk. — Das ist die wahre Meinung, die ich vom Gebet hege. Eben so nun, meine ich, müsse man mit den Meisterstücken der Kunst umgehen, um sie würdiglich zum Heil seiner Seele zu nutzen. Es ist frevelhaft zu nennen, wenn jemand in einer irdischen Stunde, von dem schallenden Gelächter seiner Freunde hinwegtaumelt, um in einer nahen Kirche, aus Gewohnheit, einige Minuten mit Gott zu reden. Ein ähnlicher Frevel ist es, in einer solchen Stunde die Schwelle des Hauses zu betreten, wo die bewundernswürdigsten Schöpfungen, die von Menschenhänden hervorgebracht werden konnten, als eine stille Kundschaft von der Würde dieses Geschlechtes, für die Ewigkeit aufbewahrt werden. Harret, wie beim Gebet, auf die seligen Stunden, da die Gunst des Himmels euer Inneres mit höherer Offenbarung erleuchtet; nur dann wird eure Seele sich mit den Werken der Künstler zu einem Ganzen vereinigen.

Ihre Zaubergestalten sind stumm und verschlossen, wenn ihr sie kalt ansieht; euer Herz muß sich zuerst mächtiglich anreden, wenn sie sollen zu euch sprechen, und ihre ganze Gewalt an euch versuchen können.

Kunstwerke passen in ihrer Art so wenig, als der Gedanke an Gott in den gemeinen Fortfluß des Lebens; sie gehen über das Ordentliche und Gewöhnliche hinaus, und wir müssen uns mit vollem Herzen zu ihnen erheben, um sie in unsern, von den Nebeln der Atmosphäre allzuoft getrübten Augen, zu dem zu machen, was sie, ihrem hohen Wesen nach, sind.

Buchstaben lesen kann ein jeglicher lernen; von gelehrten Chroniken kann ein jeglicher sich die Historien vergangner Zeiten erzählen lassen, und sie wieder erzählen; auch kann ein jeglicher das Lehrgebäude einer Wissenschaft studiren, und Sätze und Wahrheiten fassen; — denn Buchstaben sind nur dazu da, daß das Auge ihre Form erkenne; und Lehrsätze und Begebenheiten sind nur so lange ein Gegenstand unsrer Beschäftigung, als das Auge des Geistes daran arbeitet, sie zu fassen und zu erkennen; sobald sie unser eigen sind, ist die Thätigkeit unsers Geistes zu Ende, und wir weiden uns dann nur, so oft es uns behagt, an einem trägen und unfruchtbaren Ueberblick unsrer Schätze. — Nicht also bei den Werken herrlicher Künstler. Sie sind nicht darum da, daß das Auge sie sehe; sondern darum, daß man mit entgegenkommendem Herzen

in sie hineingehe, und in ihnen lebe und athme. Ein köstliches Gemälde ist nicht ein Paragraph eines Lehrbuchs, den ich, wenn ich mit kurzer Mühe die Bedeutung der Wörte herausgenommen habe, als eine unnütze Hülfe liegen lasse: vielmehr währt bei vortrefflichen Kunstwerken der Genuß immer, ohne Aufhören, fort. Wir glauben immer tiefer in sie einzudringen, und dennoch regen sie unsere Sinne immer von neuem auf, und wir sehen keine Gränze ab, da unsre Seele sie erschöpft hätte. Es flammt in ihnen ein ewig brennendes Lebensöhl, welches nie vor unsern Augen verlischt.

Mit Ungeduld fliege ich über den ersten Anblick hinweg; denn die Ueberraschung des Neuen, welche manche nach immer abwechselnden Vergnügungen haschende Geister wohl zum Hauptverdienste der Kunst erklären wollen, hat mir von jeher ein nothwendiges Uebel des ersten Anschauens geschienen. Der ächte Genuß erfordert eine stille und ruhige Fassung des Gemüths, und äußert sich nicht durch Ausrufungen und Zusammenschlagen der Hände, sondern allein durch innere Bewegungen. Es ist mir ein heiliger Feiertag, an welchem ich mit Ernst und mit vorbereitetem Gemüth an die Betrachtung edler Kunstwerke gehe; ich kehre oft und unaufhörlich zu ihnen zurück, sie bleiben meinem Sinne fest eingeprägt, und ich trage sie, so lange ich auf Erden wandle, in meiner Einbildungskraft, zum Trost und zur Erweckung meiner Seele, gleichsam als geistige Amulette mit mir herum, und werde sie mit ins Grab nehmen.

Wessen feinere Nerven einmal beweglich, und für den geheimen Reiz, der in der Kunst verborgen liegt, empfänglich sind, dessen Seele wird oft da, wo ein anderer gleichgültig vorübergeht, innig gerührt; er wird der Glückes theilhaftig, in seinem Leben häufigere Anlüsse zu einer heilsamen Bewegung und Aufregung seines Inneren zu finden. Ich bin mir bewußt, daß öfters, wenn ich, (mit anderen Gedanken beschäftigt), durch irgend ein schönes und großes Säulenportal ging, die mächtigen, majestätischen Säulen, mit ihrer lieblichen Erhabenheit, unwillkührlich meine Blicke zu sich wendeten, und mein Inneres mit einer eignen Empfindung erfüllten, daß ich mich innerlich vor ihnen beugte, und mit aufgelöstem Herzen und mit reicherer Seele weiter ging.

Das Hauptsächlichste ist, daß man nicht mit verwegenem Muth über den Geist erhabener Künstler sich hinweg zu schwingen, und auf sie herabsehend, sie zu richten sich vermesse: ein thörichtes Unternehmen des eitlen Stolzes der Menschen: die Kunst ist über dem Menschen; wir können die herrlichen Werke ihrer Geweiheten nur bewundern und verehren, und, zur Auflösung und Reinigung aller unsrer Gefühle, unser ganzes Gemüth vor ihnen aufthun.

LXXXVIII. Friedrich von Schlegel. *)

(1772 — 1829.)

Aus den Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur, gehalten zu Wien im Jahr 1812.

1. Einfluß der Bibel auf die Literatur.

(Zweiter Theil. S. 10.)

Betrachten wir die Bibel nach dem großen Einfluß, welchen sie auf die gesammte Literatur und Poesie des Mittelalters und der neuern Zeit wirklich gehabt hat, oder auch nach den Wirkungen, welche sie als ein Buch, und in Rücksicht der äußern Form auf Sprache, Kunst und Geist der Darstellung haben mußte, und an sich haben könnte, so sind vorzüglich zwei Eigenschaften daran auffallend. Die erste ist die Einfalt des Ausdrucks, die Entfernung von aller Künstelei. Indem alle diese Schriften vorzüglich oder fast ausschließend von Gott und von dem innern Menschen handeln, ist der Ausdruck doch überall durchaus lebendig, es findet sich nirgends, was man eigentlich Metaphysik nennen könnte, jene Zergliederungen und Gegensätze, todten Begriffe und leeren Abstractionen, von denen die Philosophie aller Völker, von den Indiern und Griechen bis auf die neuern Europäer sich niemals frei erhalten konnte, so oft sie es unternahm, jene höchsten Gegenstände alles Nachdenkens, Gott und den Menschen, mit ihren eignen Kräften ergreifen und darstellen zu wollen. Sie konnte dem angeerbten Uebel unauflöslicher Verwirrung, und eines stets mit sich selbst streitenden Denkens und der Verstandeskünstelei auch dann nicht entgehen, wenn sie, um ihm zu entfliehen, jenen hohen Fragen und Gegenständen entsagend, sich ganz in die Sinnenwelt zurückwarf, oder in das Bekenntniß der Unwissenheit einhüllte. Dieselbe Einfalt und Entfernung von Künstelei zeichnet auch den poetischen Theil der heiligen Schrift aus, so reich die dichterischen Bücher desselben auch an schönen und besonders an erhabenen Zügen sind. In Rücksicht auf die kunstreiche Form und Entfaltung kann die Einfalt dieser heiligen Poesie der Hebräer auf keine Weise mit dem Reichthum der griechischen Darstellungen verglichen werden. Dagegen gränzt in diesen, an die vollkommenste Blüthe der Schönheit fast immer unmittelbar schon die Entartung, und der höchsten Vollendung der Kunst folgt nicht selten, ja meistentheils ein üppiger und ausschweifender Geschmack, der sich in überflüssigem Schmuck, in Ueberladungen und in Künsteleien gefällt. Es liegen viele Gründe in der Einbildungskraft des Menschen, in seiner ganzen Sinnesart, und in dem Gange seiner Neigungen und Gefühle, um diese allgemeine Erscheinung in der Kunstgeschichte herbeizuführen und zu erklären; viele Einflüsse, welche auf die

*) „Friedrich Schlegel's sämmtliche Werke. Wien. 1822. flg. 12 Bände." 8.

zarte Blume der Schönheit, wenn sie kaum entfaltet ist, verderblich einwirken und sie im Innersten vergiften, und welche den edlen Ausdruck, wo er auch schon wirklich erreicht war, sofort wieder verfälschen und in Künstelei verkehren. Daher sind auch die christlichen Dichter der neuern Zeit, welche die Poesie der heiligen Schrift für ihre Dichtung benutzt, oder zum Vorbilde genommen haben, Dante, Tasso, Milton und Klopstock, ihrem Vorbilde weit mehr durch einzelne Züge von Erhabenheit ähnlich, als daß sie ihm in Rücksicht jener edlen Einfalt und Entfernung von aller Künstelei durchaus gleich kämen. Eine zweite unterscheidende Eigenschaft der Schrift in Rücksicht auf die äußere Form und Darstellungsweise, welche den größten Einfluß auf unsere neuere Sprache und Poesie gehabt hat, ist die durchgehende Bildlichkeit und Sinnbildlichkeit, die nicht bloß in den dichterischen, sondern auch in den lehrenden und geschichtlichen Büchern und Abschriften herrscht. Bei den Hebräern kann man sie zum Theil als eine nationale Eigenschaft betrachten, welche mehreren orientalischen Völkern wie den nächsten Stammverwandten der Hebräer, den Arabern, mit ihnen gemein ist. Das Verbot einner sinnlichen Abbildung der Gottheit, konnte bei den Hebräern dazu beigetragen haben diesen Hang zu verstärken, weil die Einbildungskraft auf der einen Seite beschränkt, desto mehr auf der andern einen freien Ausweg sucht. Eben dieselbe Wirkung hat das Verbot bildlicher Darstellung bei den neuern Mahomedanern hervorgebracht. Wo aber auch jene orientalische Bildlichkeit und eigentliche Poesie viel weniger oder gar nicht Statt findet, wie in den christlichen Büchern der Schrift, da ist gleichwohl ein sinnbildlicher, symbolischer Geist herrschend. Dieser hat seinen Einfluß tief eingreifend und allgemein über die ganze Denkart und Geistesbildung aller christlichen Völker verbreitet. Durch diesen symbolischen Geist, und den daher erzeugten Hang zur Allegorie, ist die Bibel für die Poesie und bildende Kunst des Mittelalters, ja auch der neueren Zeit auf andere Weise dasselbe geworden, was Homer für das Alterthum: Quelle, Norm und Ziel aller bildlichen Ansichten und Dichtungen. Freilich, wo der tiefere Sinn jener sinnbildlichen Geheimnisse nicht vollkommen verstanden ward, oder wo der Zweck und Gedanke, welchem das Symbol diente, nicht mehr so ernst und heilig blieb, entartete dieser Hang sehr oft in eine bloß willkührliche, mit Begriffen spielende und inhaltsleere Allegorie; weil sinnreicher Schmuck leichter ist als edle Einfalt, und auch die glänzendste Kunst ungleich gewöhnlicher, als die Tiefe der Wahrheit.

In Rücksicht der beyden zuletzt genannten Eigenschaften, wenn sie nur allgemein gefühlt würden, hätte allerdings die Schrift für alle christliche Völker ein hohes Vorbild seyn können, noch allgemeiner als die Kunst und schöne Form der Griechen; und es würde, wenn nur der Geist des Christenthums überall lebendig, und alles durchdringend wirkte, schon dadurch selbst in der Sprache und Darstellung, in der Wissenschaft wie in der Kunst, jene edle Schönheit, welche Eins ist mit der Wahrheit, herrschend werden müssen, und auch dauerhaft bleibend. An und für sich aber ist das Christenthum selbst nicht eigentlich Gegen-

stand der Poesie; lyrische Gedichte, als unmittelbare Aeußerungen des Gefühls ausgenommen. Das Christenthum selbst kann wohl weder Philosophie noch Poesie seyn, es ist vielmehr das, was aller Philosophie zum Grunde liegt, ohne welche Voraussetzung diese sich selbst niemals versteht, sich in leere Zweifelsucht, oder einen eben so leeren nichtigen Unglauben, und in endlose Streitigkeiten verwickelt. Auf der andern Seite aber ist das Christenthum dasjenige, was über alle Poesie hinausgeht, dessen Geist allerdings wie überall so auch hier herrschen, aber nur unsichtbar herrschen soll, und nicht geradezu ergriffen und dargestellt werden kann. — —

2. Der Minnegesang.

(Erster Band. S. 283.)

Das allgemeine Erwachen eines neuen Lebens und jugendlichen Gefühls in dem Zeitalter der Kreuzzüge zeigte sich besonders in der plötzlichen Entfaltung jener Poesie, welche man bei den Provenzalen die fröhliche Wissenschaft nannte, und welche bei den geistvollsten Nationen des damaligen Europa einen so verschwenderischen Reichthum von Rittergedichten und Minneliedern hervorgebracht hat. Da der Geist des Minnegesangs aus allen diesen Ritterdichtungen athmet, und dieser Geist vorzüglich sie von andern bloß heroischen Heldengedichten unterscheidet, so mache ich mit dem ersten den Anfang. Der Minnegesang blühte zuerst auf bey den Provenzalen, und pflanzte sich von ihnen auf die Italiäner fort, die anfangs selbst wohl in provenzalischer Sprache dichteten. Jetzt ist diese Sprache wie ausgestorben, daher die noch vorhandenen Denkmale derselben unbenutzt in den Handschriften Sammlungen da liegen. Nebst Frankreich blühte die fröhliche Wissenschaft am frühsten in Deutschland, am meisten im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert. Erst im vierzehnten Jahrhundert erreichte der Minnegesang der Italiäner durch Petrarka seine kunstreiche Vollendung, und das fünfzehnte Jahrhundert war die eigentliche Zeit der spanischen Lieder. Ja der letzte berühmte Dichter, der in dieser alten Art von Liebesliedern in Spanien einen großen Ruhm erreichte, lebte noch tief in das sechszehnte Jahrhundert hinein. Es war Castillejo, der Ferdinand dem Ersten aus seinem Vaterland nach Oestreich folgte.

Der Minnegesang hat sich bey jeder der genannten Nationen durchaus eigenthümlich entwickelt, dem verschiedenen Nationalgeiste gemäß; und ich glaube, daß hierin mit Ausnahme der Italiäner keine Nation von der andern so gar viel entlehnt hat; während die Ritterdichtungen allerdings immer von einer Nation zur andern verpflanzt wurden und eine Art von Allgemeingut für alle waren. Selbst die Liederform hat sich bei jeder Nation ganz verschieden gestaltet. In allen herrscht der Reim, und zwar ein sehr musikalischer Gebrauch desselben, der ohne die Beziehung auf die Musik fast verschwenderisch und spielend scheinen könnte. Wahrscheinlich hat diese gemeinschaftliche Eigenschaft ihren Grund in der Beschaffenheit der damaligen Musik, da sie ursprünglich alle zum Gesange bestimmt waren.

Daß die deutschen Dichter ihre Minnelieder von den Provenzalen entlehnt hätten, wie man oft ohne allen Beweis behauptet, und ohne Grund vorausgesetzt hat, ist um so weniger wahrscheinlich, da die Deutschen in viel früherer Zeit Minnelieder gehabt haben; denn schon unter Kaiser Ludwig dem Frommen fand man es nöthig, den Klosterfrauen das häufige Singen der deutschen Liebesgesänge, oder Wynelieder, zu untersagen. In der Ritterzeit haben allerdings einige deutsche Fürsten, die in Italien mehr einheimisch waren, auch in provenzalischer Sprache gedichtet; aber dieß beweist für den deutschen Minnegesang selbst nichts. Wäre dieser entlehnt, so würden die Sänger doch bisweilen ihre Vorbilder erwähnen, wie Petrarka seine geliebten Provenzalen so oft mit Ruhm anführt, um so mehr, da die deutschen Verfasser der erzählenden Rittergedichte, ihre provenzalischen oder französischen Quellen fast jeder Zeit anführen.

Wie dem auch sey, in der Liederform, und auch im Charakter, in dem Gedankengange, und der Gefühlsweise, sind die deutschen Minnelieder von den provenzalischen und französischen ganz verschieden, und von allen noch vorhandenen und schon bekannten Sammlungen der Art ist die deutsche die reichste.

Was darin zuerst auffällt, ist der sanfte Geist, den sie athmen; besonders Wunder nimmt es uns, wenn man einige dieser Fürsten und Ritter, von denen sie herrühren, in der Geschichte als die kühnsten Helden auftreten sieht. Aber dieser Gegensatz findet sich oft in der Natur, und muß wohl dem menschlichen Herzen, wenn es edel ist, gemäß seyn; daß nämlich mitten in einem ganz kriegerischen Leben sanfte Neigungen erwachen, und aus der höchsten heroischen Kraft das feinste Zartgefühl, wie eine schöne Blume, emporsteigt. So ist auch jene alte Melodie, welche dem König Richard allgemein zugeschrieben wird, nur wie ein rührender Klagehauch, sanfter als man von dem löwenherzigen Helden irgend erwarten sollte.

Doch die Zartheit der Gefühle, und auch die Anmuth, und musikalische Weichheit in der Sprache hat man den deutschen Minneliedern noch nie abgesprochen, dagegen macht man ihnen den Vorwurf der Einförmigkeit und Tändeley. Der Vorwurf der Einförmigkeit ist eigentlich sonderbar; es ist, als ob man sich beklagen wollte, daß im Frühling oder in einem Garten der Blumen zu viel seyen. Freilich sollten Gedichte der Art nur wie einzelne Blumen den Weg des Lebens schmücken, und nicht mit einem Male ausgeschüttet werden, was Ueberdruß erregt. Der Laura selbst hätte es zu viel werden mögen, wenn sie alle Gedichte, welche Petrarka noch bey ihrer Lebenszeit an sie gesungen hat, mit einem Male hätte lesen sollen. Der Eindruck der Einförmigkeit liegt aber bloß darin, daß wir ganze Hunderte von solchen Liedern, weil sie jetzt eine Sammlung bilden, hinter einander lesen, oder durchlaufen; wozu sie ursprünglich gar nicht bestimmt waren. Denn sind sie auch nicht alle an eine wirkliche Geliebte gerichtet gewesen, sondern manche bloß ersonnen worden; so war es doch immer für den Gesang, und um gesungen, wo immer man Lust daran fand, das gesellige Leben zu

erheitern und zu verschönern. Außerdem ist es unvermeidlich, daß nicht bloß Liebesgesänge, sondern überhaupt alle lyrischen Gedichte, wenn sie ganz Natur sind, und nur aus der eignen Empfindung hervorgehen, sich in einem bestimmten Kreise von Gefühlen und Gedankengange bewegen.

Dieß ließe sich selbst in der ernsthaften lyrischen Gattung durch Beispiele von allen Nationen bewähren. Das Gefühl muß eine gewisse Hauptrichtung haben, wenn es sich eigenthümlich und poetisch aussprechen soll; und wo das Gefühl vorherrschen soll, da kann der Gedankenreichthum nur eine untergeordnete Stelle einnehmen. Die geforderte Mannigfaltigkeit der lyrischen Gedichte findet sich nur in den Zeitaltern der Nachbildung, wo man denn oft alle mögliche Gegenstände in allen möglichen Formen behandelt, und nicht selten den Ton und den Geschmack der verschiedensten Nationen und Zeitalter in einer Sammlung beysammen, und um so mehr Abwechslung zum hintereinander Durchlesen findet, je mehr das Lied und der Gesang zum Gelegenheitsgedicht herabgesunken ist, oder sich in sinnreiche Kleinigkeit und Epigramme zersplittert und aufgelöst hat.

Der zweyte Vorwurf, welchen man den Minneliedern macht, daß sie tändelnd seyen, ist nicht ungegründet; aber ich weiß nicht, ob es durchaus ein Tadel ist. Selbst die Alten, obwohl sie in ihren erotischen Gedichten mehr die Gluth der Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke darzustellen streben, haben doch erkannt, daß auch dieses Spielende in der Natur und in dem Gefühl der Liebe liege, indem sie in ihrer Mythologie den Amor als ein Kind darstellen, und an diesen Begriff so manche sinnreiche Dichtungen und Bilder geknüpft haben. Daß die Liebe als die heftigste Leidenschaft auch in der Ritterzeit oft tragische Ereignisse und Handlungen hervorgebracht hat, läßt sich schon aus dem lebendigen Charakter dieses Zeitalters vermuthen. Die Geschichte biethet eine Menge Beyspiele der Art dar. Aber diese ernsthafte und leidenschaftliche Seite der Liebe wird in den Minneliedern selten hervorgehoben. So ganz ohne Sinnlichkeit, wie die platonischen Sinngedichte und Gesänge des Petrarka, sind die deutschen Minnelieder nicht. Doch in den meisten wird auch diese Seite nur zart berührt. Vorzüglich und fast ausschließend ergriffen diese Dichter diejenige Seite des Gefühls, welche dem Spiele der Fantasie einen freyen Raum eröffnet. Es war also der Geist des Minnegesangs überhaupt, und des deutschen insbesondere etwa folgender. Aus der den Deutschen ursprünglich eignen Achtung vor den Frauen, entwickelte sich bey mildern und verfeinerten Sitten, und nachdem auch das Christenthum strengere und reinere Begriffe von Sittlichkeit allgemeiner verbreitet hatte, ein Zartgefühl, das nur da, wo es nicht mehr empfunden ward, und die bloße Form davon übrig geblieben war, in leere Galanterie entartete; was aber, so lange es wirklich gefühlt wird, doch etwas unläugbar Edles und Schönes, auch für die Poesie ist.

Die provenzalischen Liebeshöfe und Gerichte, die daselbst mit einer fast methaphysischen Spitzfindigkeit durchgeführten Streitigkeiten und

beantworteten Fragen über die Liebe, sind dem deutschen Minnegesang eigentlich durchaus fremd. Er ist kunstlos im Vergleich mit dem sinnreichen Gedankenspiel des Petrarka oder der spanischen Lieder; dagegen aber ist er gefühlvoller, und besingt neben der Liebe gern auch die Natur, und die Schönheit des Frühlings.

LXXXIX.

Friedrich von Hardenberg. [Novalis.] *)

(1772 — 1801.)

1. Aus Heinrich von Ofterdingen.

Der Bergbau.

(Erster Theil. S. 144. Erste Ausgabe.)

Herr, sagte der Alte, indem er sich zu Heinrichen wandte, und einige Thränen aus den Augen trocknete, der Bergbau muß von Gott gesegnet werden! denn es gibt keine Kunst, die ihre Theilhaber glücklicher und edler machte, die mehr den Glauben an eine himmlische Weisheit und Fügung erweckte, und die Unschuld und Kindlichkeit des Herzens reiner erhielte, als der Bergbau. Arm wird der Bergmann geboren, und arm gehet er wieder dahin. Er begnügt sich zu wissen, wo die metallischen Mächte gefunden werden, und sie zu Tage zu fördern; aber ihr blendender Glanz vermag nichts über sein lautres Herz. Unentzündet von gefährlichem Wahnsinn, freut er sich mehr über ihre wunderlichen Bildungen, und die Seltsamkeiten ihrer Herkunft und ihrer Wohnungen, als über ihren alles verheißenden Besitz. Sie haben für ihn keinen Reiz mehr, wenn sie Waaren geworden sind, und er sucht sie lieber unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten in den Vesten der Erde, als daß er ihrem Rufe in die Welt folgen, und auf der Oberfläche des Bodens durch täuschende, hinterlistige Künste nach ihnen trachten sollte. Jene Mühseligkeiten erhalten sein Herz frisch und seinen Sinn wacker; er genießt seinen kärglichen Lohn mit innigstem Danke, und steigt jeden Tag mit verjüngter Lebensfreude aus den dunklen Grüften seines Berufs. Nur Er kennt die Reize des Lichts und der Ruhe, die Wohlthätigkeit der freien Luft und Aussicht um sich her; nur ihm schmeckt Trank und Speise recht erquicklich und andächtig, wie der Leib des Herrn; und mit welchem liebevollen und empfänglichen Gemüth tritt er nicht unter seines Gleichen, oder herzt seine Frau und Kinder, und ergötzt sich dankbar an der schönen Gabe des traulichen Gesprächs!

Sein einsames Geschäft sondert ihn vom Tage und dem Umgange mit Menschen einen großen Theil seines Lebens ab. Er gewöhnt sich

*) „Novalis Schriften. Herausgegeben von Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck. Berlin. Zwei Theile. 1802. Vierte Auflage.“ 1820. 8.

nicht zu einer stumpfen Gleichgültigkeit gegen diese überirdischen tiefsinnigen Dinge und behält die kindliche Stimmung, in der ihm alles mit seinem eigenthümlichsten Geiste und in seiner ursprünglichen bunten Wunderbarkeit erscheint. Die Natur will nicht der ausschließliche Besitz eines Einzigen seyn. Als Eigenthum verwandelt sie sich in ein böses Gift, was die Ruhe verscheucht, und die verderbliche Lust, alles in diesen Kreis des Besitzers zu ziehn, mit einem Gefolge von unendlichen Sorgen und wilden Leidenschaften herbeylockt. So untergräbt sie heimlich den Grund des Eigenthümers, und begräbt ihn bald in den einbrechenden Abgrund, um aus Hand in Hand zu gehen, und so ihre Neigung, Allen anzugehören, allmählig zu befriedigen.

Wie ruhig arbeitet dagegen der arme genügsame Bergmann in seinen tiefen Einöden, entfernt von dem unruhigen Tumult des Tages, und einzig von Wißbegier und Liebe zur Eintracht beseelt. Er gedenkt in seiner Einsamkeit mit inniger Herzlichkeit seiner Genossen und seiner Familie, und fühlt immer erneuert die gegenseitige Unentbehrlichkeit und Blutsverwandtschaft der Menschen. Sein Beruf lehrt ihn unermüdliche Geduld, und läßt nicht zu, daß sich seine Aufmerksamkeit in unnütze Gedanken zerstreue. Er hat mit einer wunderlichen harten und unbiegsamen Macht zu thun, die nur durch hartnäckigen Fleiß und beständige Wachsamkeit zu überwinden ist. Aber welches köstliche Gewächs blüht ihm auch in diesen schauerlichen Tiefen, das wahrhafte Vertrauen zu seinem himmlischen Vater, dessen Hand und Vorsorge ihm alle Tage in unverkennbaren Zeichen sichtbar wird. Wie unzählige mal habe ich nicht vor Ort gesessen, und bey dem Schein meiner Lampe das schlichte Crucifix mit der innigsten Andacht betrachtet! da habe ich erst den heiligen Sinn dieses räthselhaften Bildnisses recht gefaßt, und den edelsten Gang meines Herzens erschürft, der mir eine ewige Ausbeute gewährt hat.

Der Alte fuhr nach einer Weile fort und sagte: Wahrhaftig, das muß ein göttlicher Mann gewesen seyn, der den Menschen zuerst die edle Kunst des Bergbaues gelehrt, und in dem Schooße der Felsen dieses ernste Sinnbild des menschlichen Lebens verborgen hat. Hier ist der Gang mächtig und gebräch, aber arm, dort drückt ihn der Felsen in eine armseelige, unbedeutende Kluft zusammen, und gerade hier brechen die edelsten Geschicke ein. Andre Gänge veruneblen ihn, bis sich ein verwandter Gang freundlich mit ihm schaart, und seinen Werth unendlich erhöht. Oft zerschlägt er sich vor dem Bergmann in tausend Trümmern: aber der Geduldige läßt sich nicht schrecken, er verfolgt ruhig seinen Weg, und sieht seinen Eifer belohnt, indem er ihn bald wieder in neuer Mächtigkeit und Höflichkeit ausrichtet. Oft lockt ihn ein betrügliches Trum aus der wahren Richtung; aber bald erkennt er den falschen Weg, und bricht mit Gewalt querfeld ein, bis er den wahren entführenden Gang wieder gefunden hat. Wie bekannt wird hier nicht der Bergmann mit allen Launen des Zufalls, wie sicher aber auch, daß Eifer und Beständigkeit die einzigen untrüglichen Mittel sind, sie zu bemeistern, und die von ihnen hartnäckig vertheidigten Schätze zu heben.

2. Hymne an die Nacht.

(Zweiter Theil. S. 79.)

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreuliche Licht mit seinen Farben, seinen Strahlen und Wegen, seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Fluth; athmet es der funkelnde, ewig ruhende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier; vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt, in eine tiefe Gruft versenkt: wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahndungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus deiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt: ein ernstes Antlitz seh' ich froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun! wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied! — Also nur darum, weil die Nacht dir abwendig macht die Dienenden, säetest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht, deine Wiederkehr, in den Zeiten deiner Entfernung? Himmlischer, als jene blitzenden Sterne, dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehen sie, als die bläffesten jener zahllosen Heere; unbedürftig des Lichts durchschauen sie die Tiefen eines liebenden Gemüthes, was einen höhern Raum mit unsäglicher Wollust füllt. Preis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seeliger Liebe! Sie sendet mir dich, zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht. Nun wach ich, dann bin ich Dein und Mein: du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum

Menschen gemacht. Zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich luftig mit dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währe.

XC. Heinrich Steffens.

(1773.)

Norwegische Natur.

Thaulow, Thorstein und ich hatten von jeher die Begierde, das Innere der hohen Gebirge unsres Landes kennen zu lernen. Es war vor drei bis vier Jahren, als wir diese Gegend verlassen sollten, um nach Kopenhagen zu reisen. Ingier hatte schon eine Reise nach Christiania über das Gebirge nach Rummedalen gemacht, und schloß sich an. Man muß unsere Gebirge als den schroffen Abfall eines mächtigen Hochlandes betrachten. Je tiefer man in das Land hineindringt, desto enger treten die wilden Gebirgsmassen zusammen; sie bilden zwischen sich Schluchten, die in ungeheure Tiefe reichen, enge Spalten, die sich in seltsamen Biegungen durch die zerrissenen Gebirgsmassen ziehen. Je mehr man sich dem Meer nähert, desto mehr erweitern sie sich, nehmen zuletzt das Meer auf und leiten es in tief einschneidenden Meerbusen dem hohen Gebirge zu. Wir standen nach einer langen Wanderung vor einer lothrechten Wand. Es schien uns unbegreiflich, wie wir sie ersteigen sollten. Da entdeckten wir, indem wir näher traten, Stufen in Zickzack gewunden, unbequem freilich, bald höher, bald niedriger — man zählt ihrer an 1500. Mit welcher Beschwerde wir diese Stufen bestiegen, ist begreiflich; als wir die Höhe erreicht hatten, waren wir ganz erschöpft, alle Gliedmassen wie zerbrochen — aber unter uns in bläulicher ungewisser Tiefe lag das Thal, aus welchem wir heraufgestiegen waren, und vor uns erhob sich das Gebirge. Alle hohe Bäume waren verschwunden. Die kleinen krüppelhaften Weiden und Birken mit ihren dunkeln Blättern standen dicht an einander gedrängt, und bedeckten die unübersehbare Anhöhe, einer Pygmäen-Waldung ähnlich. Nur wo ein Bach rieselte, keimte das stets frische, liebliche, grüne Gras und Alpenpflanzen mit ihren weißen Blüthen.

Je höher wir kamen, desto düsterer ward Alles — und hier, in dieser Höhe, trafen wir einen Bauer; sein Haus liegt der Schneegrenze sehr nahe, von allen Wohnungen entfernt; große Schneeflächen befinden sich in der Nähe, die nie verschwinden; das Korn gedeiht nicht, das Gras hat eine bräunliche, traurige Farbe, man sieht keine Blume. — Das Vieh allein, Rennthiere, Vogelwild, ernährt den rüstigen Mann mit seiner Familie. Wir stiegen in seiner Begleitung noch höher, wir drangen bis zu Haarteigen, bis jenseit der Schneelinie, die hier, in der öden kahlen Mitte des hohen Gebirgs, ein wilderes, furchtbares Ansehen hat; und als wir zurückgingen, bemerkten wir einen Fluß, der in schäumender Eile, einem fortdauernden Katarakt ähnlich, durch das Gebirge brauste. Wir mußten auf der kahlen Höhe die Stellen suchen, die am bequemsten waren, und so wurde der Fluß öfters durchschnitten

aber er hatte sich in das Gestein hineingewühlt, er floß in den finstern Grund einer Schlucht, die 20 bis 40 Fuß tief war. Brücken waren über die Schlucht gebaut, die nur der kühne Bergbewohner ohne Schaudern überschreitet. Leitern ragten von beiden Seiten von den schroffen Felsenwänden über die Tiefe, festgehalten durch schwere Steinmassen, die auf den ruhenden Enden lasteten. Zwey solche Leitern erreichten sich aber nicht; daher war eine dritte Last auf die hervorragenden Enden gelegt. Man denke sich das Wandern über eine solche Brücke, oft mit schweren Lasten. Wenn man auf die lose mittlere Leiter tritt, bewegt sich die ganze Brücke; mehr als die Last von zwey Menschen kann sie nicht tragen; eine größere würde die Steinmassen heben, daß man in die brausende Tiefe stürzte. Freischwebend, den gähnenden Abgrund zu unsern Füßen, schwankten wir, Seiltänzern ähnlich, über diese Brücken. Uns schauderte, aber der Wirth in Maurseth lachte, es war sein täglicher Gang. Oft verwandelte sich der Fluß in einen mächtigen Wassersturz, und als wir einem solchen, der einen aufsteigenden Dampf, wie der rauchende Sturz in Tellemarken, bei Gousta, zeigte, uns neugierig nähern wollten, trat der uns begleitende Bauer auf uns zu. „Was wollt ihr diesen kleinen Sturz betrachten?" sagte er. „Ist es doch kaum der Mühe werth." „Klein nennst du ihn?" fragten wir erstaunt. „Freilich klein; ich zeige euch einen andern, der eine halbe Viertelmeile hoch ist." Wir zweifelten. „Folgt mir nur," antwortete der Bauer, „es ist nicht weit."

Wir gingen jetzt in eine Wildniß hinein; Berge mußten wir erklimmen, wieder in Schluchten hineinsteigen, durch dichtes Gebüsch uns hindurchdrängen. Endlich vernahmen wir ein dumpfes Brausen, doch nicht so stark, wie man es von einem so unglaublich mächtigen Sturz erwarten sollte. Plötzlich traten wir aus einem Gebüsch heraus, und befanden uns am Rande einer lothrechten Kluft; jenseits erhob sich eine höhere, schroffe Felsenwand, so nahe, daß man glaubte, sie mit einem Steinwurf erreichen zu können. Die Felsenwände schließen ein enges, tiefes Thal ein, und hier stürzte sich eine ungeheure Wassermasse, aus der Vereinigung zweier Flüsse entsprungen, in der riesenhaften Höhe von achthundert und fünfzig bis neunhundert Fuß herunter. Die ganze Wassermasse tobt, braust, wüthet, von den engen Wänden zurückgepeitscht, in wilden Schaum zersplittert; der gähnende Felsen nimmt den riesenhaften Sturz mit trotziger Ruhe auf, verbirgt ihn in seinen tiefen Grund und jagt die zersplitterten Tropfen, in Staub verwandelt, bis zum Anfang des Sturzes zurück. Vergebens bemüht sich das Auge, in dieser Tiefe die Gegenstände zu unterscheiden. Alles verschwimmt in einer bläulichen Dämmerung, und selbst die Gewalt, mit welcher das Wasser in rasender Eile, mit furchtbarer Kraft den Felsen schlägt, tönt nur wie ein dumpfes, entferntes Brausen aus dem grauenhaften finstern Abgrund hervor. So löst sich das Wasser tropfenweise von dem blassen Schnee ab, und tröpfelt über die nassen, nackten Felsmassen, und durchrieselt die dürren, grauen Flechten, emsiger schon die grünen Rinnen, und wird mächtiger, nimmt aus tausend Armen die Bäche

freundlich auf, und sie stürmen immer rascher, immer rauschender fort. Da wird das Rieseln schon ein lautes Rauschen, leidenschaftlicher entzündet sich die Begierde; was sich freundlich zu vereinigen schien, drängt, treibt, peitscht sich wechselseitig vorwärts, immer heftiger, immer rauschender, bis die zusammengedrängte Masse, wie von einer Furie des Wahnsinns ergriffen, mit lautem, Alles übertäubendem Geschrei sich hinunterstürzt in den gähnenden Abgrund. Aber in erhabene Einsamkeit verbirgt die Natur diese riesenhaft sich immer von neuem erzeugende That. Die Thiere fliehen aus der Nähe; keine menschliche Wohnung nähert sich dieser geheimnißvollen Stätte; nur die stille Vegetation darf ein stummer Zeuge des Wunders sein. Die Geschichte verstummt, kein menschliches Ereigniß drängt sich in diese Einsamkeit, keine Klage, kein Jubel mischt sich mit dem Gebrüll des Sturzes, und nur dem einsamen, müßigen Wanderer ist es vergönnt, ihn in kurzen Augenblicken zu bewundern. Uns aber ist das Bild unvergeßlich, und wir schauen das Vaterland wie mit einer heiligen, religiösen Scheu an, seit wir seine verborgenen Wunder kennen. Oft tönt mir, wie aus weiter Ferne, der Sturz in das Ohr, und ich sehe die mächtigen Schaummassen, zwischen den Felsen eingepreßt, sich in den Abgrund hinunterstürzen.

Durch enge Fußpfade, zwischen wildem Gestrüppe, über rauhe Felsenwege gelangten wir in das enge Thal; an vielen Stellen füllt das Wasser, die ganze Schlucht aus, und braus't in dieser düstern Rinne an beiden Seitenwänden; dann traten wieder schmale, grüne Stellen hervor, das Thal erweiterte sich, indem es sich in mannichfaltigen Krümmungen wand; aber die Felsenwände standen in erschreckender Höhe und Nähe da, und nur ein schmaler Streifen des blauen Himmels warf ein dämmerndes Licht in die enge Tiefe, die uns einklemmte. Hier trafen wir eine Wohnung; ein Bauer mit seiner Familie hatte sich in diese einsame Schlucht hineingedrängt, und aus der Rauch- und Lichtöffnung entdeckte man beide Felsenwände zugleich. Es ist, als drohte sie hoch über dem Dache des kleinen Hauses sich zu schließen. Als wir nun in diesem seltsamen Thal den Biegungen folgten, den brausenden Fluß neben uns, von den drohenden Felsen enge umschlossen, ward es immer dunkler. Der Tag ist hier viel kürzer, selbst mitten im Sommer dringt die Sonne nur ein paar Stunden in die enge Kluft hinein; und bald tappten wir im Finstern. Riesenhafte Felsenblöcke hatten sich in dem engen Thale angehäuft, nicht, wie gewöhnlich, von oben heruntergestürzt. Die Wände waren unten im Grunde wie zersprengt; große Aushöhlungen hatten sich dadurch gebildet, und die feste Masse hing, wie freischwebend, auf beiden Seiten über uns. Dichtes Gebüsch wucherte verworren zwischen den Felsentrümmern, die in wilder Unordnung übereinander gestürzt waren; große, einzelne Bäume umfaßten mit ihren kahlen Wurzeln die rauhen Blöcke und schauten von der Höhe düster in das vorüberrauschende Wasser. Das Fortkommen ward immer beschwerlicher, ja, als die Finsterniß zunahm, sogar gefährlich. „Hier ist die Kirche und die Kanzel, sagte Ingier, und hier wollen wir bleiben.“ Unser Begleiter hatte uns verlassen, er war bei seinen Verwandten in der einsamen Rauchhütte geblieben, und Ingier hatte die Führung über sich

genommen. Es war uns, jung und rüstig, wie wir waren, keineswegs unangenehm, die Nacht auf eine solche Weise zuzubringen. Eine wilde Zusammenhäufung von Felsenmassen, die einen mannichfaltig sich windenden engen Raum einschließen, nennt man die Kirche, so wie einen hoch oben hervorspringenden großen Felsenblock die Kanzel, und durch einen sonderbaren Zufall haben die zusammengehäuften Massen eine Art Wendeltreppe gebildet, die von einer innern Höhle nach seinem Gipfel führt. Ein schmaler Eingang führt zu der Höhle, und wir beschlossen, Gras und Moos zu sammeln, um uns dort ein nächtliches Lager zu bereiten. Hier, da wir, begraben in den verborgensten Tiefen der Steinwelt, wie unterirdische Geister in nächtlicher Stille herumwühlten, während die Gebirgswasser neben uns brausten, erschien uns Alles wahrhaft gespensterhaft Wir hatten ein Licht angezündet, kein Luftzug drang zu uns. Trockne Zweige wurden zum Brennen gebracht, und schnell prasselte eine mächtige Flamme auf, die eine seltsame Beleuchtung auf die dunkeln Felsenwände und das brausende Wasser warf. Thorstein kroch, als wir nach langem Suchen den Eingang fanden, hinein. Es sah aus, als verschwände er, einem Kobold ähnlich, in den dichten Felsen. Kaum war er verschwunden, als seine Stimme wunderbar hohl aus dem Felsen heraustönte. Es ist darinnen gar nicht übel, rief er, die Höhle erweitert sich, und wir können an einer Stelle ein bequemes Lager bereiten. Unser Ränzel, gut mit Eßwaaren und Wein versorgt, ward jetzt ausgeleert und am nächtlichen Feuer unser Abendbrod genossen. Eine Menge trocknes Holz und Reißig ward herbeigeschleppt, das Feuer verstärkt, daß die Flamme hochaufloderte. Der Rauch wirbelte in die Höhe, die Flamme prasselte, die Schatten spielten auf den düstern hohen Felsenmassen, die uns so enge umschlossen, und der Bergfluß rauschte von dem Schein des Feuers beleuchtet.

In dieser abentheuerlichen Lage wurden mit Frohsinn die Gläser geleert; erst spät in der Nacht lagerten wir uns in der Höhle, schliefen bis zum Morgen, und erreichten noch an demselben Tage unsere Heimath. — — —

XCI. Ludwig Tieck.

(1773.)

1. Aus William Lovell.*)

Die Oberherrschaft des Verstandes.

(Sechster Band. S. 111)

Wenn man etwas mit sich selber vertraut ist, so muß man sehr oft über sich lächeln. Man nimmt sich manchmal sehr ernsthaft zusammen; mit aller Gravität setzt sich der Verstand in seinen Großvaterstuhl

*) „Ludwig Tieck's Schriften. Berlin 1827 flg. (Bis jetzt 15 Bände.)" 8.

und versammelt alle Leidenschaften und Launen um sich her und hält ihnen eine gesetzte und ernsthafte Rede, ohngefähr folgendermaßen: — „Hört, meine Kinder, ihr werdet es wahrscheinlich alle wissen, wie das Wesen, welches Mensch heißt, von uns in Gesellschaft bewohnt und abwechselnd regiert wird: ihr werdet es ebenfalls wissen, (oder wenn es nicht der Fall sein sollte, so bitt' ich euch inständig, diesen Umstand wohl in Ueberlegung zu ziehn,) wie mir, als dem gescheitesten unter euch allen, die Oberherrschaft unter euch anvertraut worden ist. Einige unter euch aber sind widerspenstig und ungehorsam, du zum Beispiele" (er wendet sich hier an einen von ihnen, an die Liebe, oder den Zorn, oder die Eifersucht, u. s. w.) „drohst mir beständig über den Kopf zu wachsen. Aber lieben Freunde, alles dies erzeugt nichts als innerliche Zerrüttung und Verderben; bedenkt, daß ihr den sogenannten Menschen dadurch ins Unglück stürzt, der euch am Ende selbst deswegen verwünschen wird, wie man denn davon mehrere Beispiele hat. Um das innere Glück und die Ruhe zu erhalten, müßt ihr also nothwendig meine Oberherrschaft anerkennen und euch willig unter meinen Scepter schmiegen, denn sonst scheine ich hier ganz entbehrlich zu sein. Wir wollen darum von nun an ein neues Regiment anfangen, und ich lebe der Zuversicht, daß ihr in Zukunft artiger und bescheidener sein werdet. — Nicht wahr?" — „Dann neigen sich alle, und sagen ein demüthiges „Ja," obgleich einige heimlich unter der Hand lachen, oder nur etwas in den Bart brummen, was eben so gut „Nein," als „Ja," heißen kann. Sie treten in aller Demuth ab, und der Verstand fängt an in seinem Großvaterstuhle zu überlegen, was er doch eigentlich für ein herrlicher Mann sei, der alles so hübsch unter dem Pantoffel halte; er macht Entwürfe, wie er künftig immer mehr seine Herrschaft ausbreiten wolle, daß auch am Ende nicht die kleinste Neigung, der leiseste Wunsch, ohne seine Einwilligung aus ihren Schlupfwinkeln hervortreten sollten. Seine großen Plane wiegen ihn nach und nach in einen süßen Mittagsschlummer, bis ihn ein taubes Gelärme, Getobe, Gekreische, gar unsanft wieder erwecken. „Was ist denn schon wieder vorgefallen?" fährt er auf. — „Ach! da hat die verdammte Liebe wieder tausend Streiche gemacht, — da hat sich die Eifersucht den Kopf blutig gestoßen und in drei andere Köpfe gar Löcher geschlagen, — da ist der Zorn mit einem durchgegangen, — ach, es läßt sich nicht erzählen, wie viele Unglücksfälle sich indessen ereignet haben." — Der Verstand schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und muß nun mühsam wieder alles ins Geleise bringen; oft aber legt er wie ein Regent, der kein Mittel sich zu helfen sieht, plötzlich die Regierung nieder, entwischt aus seinem eignen Lande — und dann ist alles verloren, in einer ewigen Anarchie zerrüttet sich der Staat selbst. — — —

2. Aus dem „gestiefelten Kater, Kindermärchen in drei Akten, mit Zwischenspielen, einem Prologe und Epiloge.“ *)

(1797.)

Das kritische deutsche Publikum.

(Fünfter Band. S. 168. Phantasus. Zweiter Theil.)

Leutner. Guten Abend, guten Abend! Nun, wie gehts?

Müller. Sagen Sie uns nur, wie es mit dem heutigen Stücke beschaffen ist.

(die Musik fängt an.)

Leutner. Schon so spät? Da komm' ich ja grade zur rechten Zeit. — Mit dem Stücke? Ich habe so eben den Dichter gesprochen, er ist auf dem Theater und hilft den Kater anziehen.

Viele Stimmen. Hilft? — der Dichter? — den Kater? — Also kommt doch ein Kater vor?

Leutner. Ja freilich, und er steht ja auch auf dem Zettel.

Fischer. Wer spielt ihn?

Leutner. Ja, der fremde Akteur, der große Mann.

Böttticher. Da werden wir einen Göttergenuß haben. Ei, wie doch dieser Genius, der alle Charaktere so innig fühlt und fein nuancirt, dieses Individuum eines Katers herausarbeiten wird! Ohne Zweifel Ideal, im Sinn der Alten, nicht unähnlich dem Pygmalion, nur Soccus hier, wie dort Cothurn. Doch sind Stiefeln freilich Cothurne, und keine Socken. Ich schwebe noch im Dilemma des Zweifels. — O, meine Herren, nur ein wenig Raum für meine Schreibtafel und Bemerkungen.

Müller. Aber wie kann man denn solches Zeug spielen?

Leutner. Der Dichter meint, zur Abwechselung. —

Fischer. Eine schöne Abwechselung! Warum nicht auch den Blaubart, und Rothkäppchen oder Däumchen? Ei! der vortrefflichen Sujets für's Drama!

Müller. Wie werden sie aber den Kater anziehn? — Und ob er denn wirkliche Stiefeln trägt?

Leutner. Ich bin eben so begierig wie Sie alle.

Fischer. Aber wollen wir uns denn wirklich solch Zeug vorspielen lassen? Wir sind zwar aus Neugier hergekommen, aber wir haben doch Geschmack.

Müller. Ich habe große Lust zu pochen.

Leutner. Es ist überdies etwas kalt. Ich mache den Anfang. (Er trommelt, die übrigen akkompagniren.)

Wiesener, (auf der anderen Seite.) Weswegen wird denn gepocht?

Leutner. Den guten Geschmack zu retten.

---

*) „Ludwig Tiecks Schriften. Berlin. Reimer. 1827 ff.“ 8. (bis jetzt 15 Bände.)

Wieſener. Nun, da will ich auch nicht der Letzte ſein.

(Er trommelt.)

Stimmen. Still! Man kann ja die Muſik nicht hören.

(Alles trommelt.)

Schloſſer. Aber man ſollte doch das Stück auf jeden Fall erſt zu Ende ſpielen laſſen, denn man hat ſein Geld ausgegeben, und in der Komödie wollen wir doch einmal ſein; aber hernach wollen wir pochen, daß man es vor der Thüre hört.

Alle. Nein, jetzt, jetzt, — der Geſchmack, — die Regeln, — die Kunſt, — alles geht ſonſt zu Grunde.

(Ein Lampenputzer erſcheint auf dem Theater.)

Lampenputzer. Meine Herren, ſoll man die Wache herein ſchicken?

Leutner. Wir haben bezahlt, wir machen das Publikum aus, und darum wollen wir auch unſern eignen guten Geſchmack haben und keine Poſſen.

Lampenputzer. Aber das Pochen iſt ungezogen und beweist, daß ſie keinen Geſchmack haben. Hier bei uns wird nur geklatſcht und bewundert; denn ſolch honettes Theater, wie das unſre hier, wächſt nicht auf den Bäumen, müſſen Sie wiſſen.

(Der Dichter hinter dem Theater.)

Dichter. Das Stück wird ſogleich ſeinen Anfang nehmen.

Müller. Kein Stück, — wir wollen kein Stück, — wir wollen guten Geſchmack, —

Alle. Geſchmack! Geſchmack!

Dichter. Ich bin in Verlegenheit; — was meinen Sie, wenn ich fragen darf!

Schloſſer. Geſchmack! — Sind Sie ein Dichter, und wiſſen nicht einmal, was Geſchmack iſt?

Dichter. Bedenken Sie, einen jungen Anfänger —

Schloſſer. Wir wollen nichts von Anfänger wiſſen, — wir wollen ein ordentliches Stück ſehn, — ein geſchmackvolles Stück!

Dichter. Von welcher Sorte? Von welcher Farbe?

Müller. Familiengeſchichten.

Leutner. Lebensrettungen.

Fiſcher. Sittlichkeit und deutſche Geſinnung.

Schloſſer. Religiös erhebende, wohlthuende geheime Geſellſchaften!

Wieſener. Huſſiten und Kinder!

Nachbar. Recht ſo, und Kirſchen dazu, und Viertelsmeiſter! (Der Dichter kommt hinter dem Vorhange hervor).

Dichter. Meine Herren —

Alle. Iſt der der Dichter?

Fiſcher. Er ſieht wenig wie ein Dichter aus.

Schloſſer. Naſeweis.

Dichter. Meine Herren, — verzeihen Sie meiner Keckheit —

Fiſcher. Wie können Sie ſolche Stücke ſchreiben? Warum haben Sie ſich nicht gebildet?

Dichter. Vergönnen Sie mir nur eine Minute Gehör, ehe Sie mich verdammen. Ich weiß, daß ein verehrungswürdiges Publikum den Dichter richten muß, daß vor Ihnen keine Appellation stattfindet; aber ich kenne auch die Gerechtigkeitsliebe eines verehrungswürdigen Publikums, daß es mich nicht von einer Bahn zurück schrecken wird, auf welcher ich seiner gütigen Leitung und seiner Einsichten so sehr bedarf.

Fischer. Er spricht nicht übel.

Müller. Er ist höflicher, als ich dachte.

Schlosser. Er hat doch Respekt vor dem Publikum.

Dichter. Ich schäme mich, die Eingebung meiner Muse so erleuchteten Richtern vorzuführen, und nur die Kunst unsrer Schauspieler tröstet mich noch einigermaßen, sonst würde ich ohne weitere Umstände in Verzweiflung versinken.

Fischer. Er dauert mich.

Müller. Ein guter Kerl!

Dichter. Als ich Dero gütiges Pochen vernahm, — noch nie hat mich etwas dermaßen erschreckt, ich bin noch bleich und zittre, und begreife selbst nicht, wie ich zu der Kühnheit komme, so vor Ihnen zu erscheinen.

Leutner. So klatscht doch! (Alle klatschen.)

Dichter. Ich wollte einen Versuch machen, durch Laune, wenn sie mir gelungen ist, durch Heiterkeit, ja, wenn ich es sagen darf, durch Possen zu belustigen, da uns unsre neusten Stücke so selten zum Lachen Gelegenheit geben.

Müller. Das ist auch wahr.

Leutner. Er hat Recht, — der Mann.

Schlosser. Bravo! bravo!

Alle. Bravo! bravo! (Sie klatschen.)

Dichter. Mögen Sie, Verehrungswürdige, jetzt entscheiden, ob mein Versuch nicht ganz zu verwerfen sei. Mit Zittern zieh ich mich zurück, und das Stück wird seinen Anfang nehmen.

(Er verbeugt sich sehr ehrerbietig und geht hinter den Vorhang.)

Alle. Bravo! Bravo!

Stimmen von der Gallerie. Da Capo! —

(Alles lacht. Die Musik fängt wieder an, indem geht der Vorhang auf.)

3. Aus dem „Aufruhr in den Cevennen.“*)

Novelle.

(1826.)

a. Der feine Beobachter.

(S. 58.)

Das Feuer wurde von neuem aufgeschürt; der Vater setzte sich in einen Sessel, indeß Edmund im Saale unruhig auf und nieder ging;

*) „Der Aufruhr in den Cevennen. Eine Novelle in vier Abschnitten von L. Tieck. Erster und zweiter Abschnitt. Berlin. Reimer. 1826.“ 8.

der Pfarrer rückte seinen Stuhl dem Parlamentsrath näher und sagte: der gnädige Herr leiden wohl zuweilen am Podagra im linken Fuße.

Woher schließen Sie das? fragte der Alte; mir scheint das Bein eben nicht geschwollen, obgleich Sie richtig gerathen haben.

Die Geschwulst, fuhr der Prediger fort, ist freilich fast unmerklich, aber dadurch, daß Sie oft mit diesem Fuße sanfter und leichter auftreten, wahrscheinlich ohne es zu wissen, immerdar, hat sich im Verhältniß zum rechten dieser Knöchel etwas mehr eingezogen, und hat also auch nothwendig die Kraft des andern nicht.

Das ist sehr fein beobachtet, sagte der Rath.

Mein gnädiger Herr, erwiederte der Pfarrer, es ist unglaublich, wie die Natur in allen ihren Hervorbringungen konsequent und verständig ist. Auch im geringsten Theil sie beobachten ist lehrreich, wenn es auch dem Ungeübten lächerlich erscheinen mag. Vor mehr als hundert Jahren hat der Neapolitaner della Porta ein gutes Buch über die Physiognomien geschrieben und die menschlichen mit den thierischen verglichen; man hat schon im frühen Alterthum versucht, aus dem Antlitz die Tugenden oder Laster und die Eigenschaften des Gemüthes zu lesen. Glauben Sie mir, wenn ich meine ganze Muße darauf wenden könnte, ich traute mir, es dahin zu bringen, aus einem Schuh oder Stiefel, der eine Zeitlang getragen ist, viele Fehler oder Besonderheiten des Eigenthümers zu entziffern.

In der That? rief Herr von Beauvais lachend.

Es verräth sich in dem Kleidungsstücke, wenn man es genauer betrachtet; der hastige oder stockende Gang; das Einknicken, das Schiefstreten bei Frauenzimmern ist gewiß sehr bedeutend; ein gewisses Ablatschen, ein hoffärtiges Niedertreten der Ferse, ein affektirtes und eitles Wegschleifen der Spitze, ein charakterloses Zittern und Zwinkeln des Fußes, wodurch der Schuh alle Form verliert, die Eigenschaften abgerechnet, die sich schon aus dem hohen oder niedern Spann, oder aus den Plattfüßen prognosticiren lassen. Aber nun gar die Beine! Hat man diese in Natura vor sich, da kann man kaum irren, um Stand und Gewerbe oder Lebensweise zu finden; so gibt es Schneider- und Bäckerbeine, die unverkennlich sind, Infanteristen- und Cavalleristenbeine, Weber- und Tischlerbeine, und dergleichen mehr.

Das sind höchst interessante Beobachtungen, sagte der Rath; doch wagten Sie es wohl zum Beispiel von der frühern Lebensweise meines Franz etwas aus seinen Beinen herauszudeuten?

Aus meinen Beinen? rief der alte Diener, der noch mit Abräumen beschäftigt war. Hier sind dieselben, Herr Pfarrer.

Bückt euch ein wenig, — nun geht dort hin, — kommt wieder, — stellt euch ganz aufrecht — Herr Parlamentsrath, ich möchte darauf schwören, daß Ihr Franz in der Jugend, und noch wohl tief ins Mannes-Alter hinein, ein Seemann gewesen ist.

Der Diener sah den Geistlichen verblüfft an, und der Herr von Beauvais sagte: Sie haben es getroffen, geistlicher Herr, aber woran erkennen Sie es?

Kein Seemann, sagte dieser, verliert jemals ganz den gespreizten und etwas gebückten Gang, den er sich auf dem Schiffe angewöhnt; er senkt im Gehn das Kreuz und behält zeitlebens ein gelindes Taumeln.

Als der zweite Diener sich näherte, rief der Geistliche sogleich: bemüht euch nicht weiter, man sieht auf einen Büchsenschuß weit sogleich, daß der gute Mann in seiner Jugend ein Schneider gewesen ist, ja daß er gewiß noch jetzt die Beschäftigung treibt, denn die zurückgeschlagenen Schienbeine geben es deutlich kund. Ihr seid also ein Waidmann (indem er sich zum stehenden Jäger wandte), es muß wohl so sein, obgleich ich euch eher für einen Soldaten, und dem Auge nach für einen Contrebandier genommen hätte. Indessen, — was ist denn das mit dem rechten Knie? Vom Messedienen habt ihr es gewiß nicht, woher kommt denn hier die kleine Erhöhung? Solltet ihr denn wohl gar die seltsame Gewohnheit angenommen haben, beim Schießen aufs rechte Knie zu fallen.

Herr Pfarrer, rief der Jäger aus, Sie mögen wohl selber ein Stück von einem Hexenmeister sein, so haben Sie's getroffen. Von Jugend auf hab' ich nie anders schießen können, als knieend; läuft mir ein Hase auch vor der Nase vorbei, im Stehen treffe ich gewiß nicht, ich muß mich erst niederwerfen. Hab ich doch von meinen Kameraden in allen Zeiten so viel deshalb leiden müssen. Uebrigens habt ihr, fuhr der Pfarrer fort, Bergbeine, und müßt aus den hohen Cevennen oder den Pyrenäen gebürtig sein; auch hat euer Auge den Charakter eines Bergbewohners, der an das Fernsehn gewöhnt ist.

Richtig, sagte der Jäger, ich bin da oben aus Lozere, aus dem wildesten Gebirge.

Nun, mein junger Freund, wandte sich der Beinforscher an den jungen Burschen, — ihr wollt ein Müller sein und habt keine Müllerbeine, wie geht denn das zu? Seht, von dem Tragen der Säcke senkt sich früh des Müllers Rücken und wird breit und rund, die Hauptlast aber drückt auf die stützenden Waden, diese und die Sehnen der Kniekehle werden unverhältnißmäßig stark, dieß sind aber bei euch grade die schwächsten Theile; ebenfalls sind die Knöchel nicht groß genug: hier fehlt Summa Summarum der Müllercharakter, denn meine Wissenschaft kann nicht trügen.

Da kann ich Ihnen nicht helfen mein Herr, sagte der Jüngling verdrüßlich, denn ich bin und bleibe doch nun einmal, was ich bin.

Meinethalb, eiferte der Kritiker, ich will eurer Müllerehre auch gar nicht zu nahe treten, ihr mögt wohl so ein weichliches verzognes Muttersöhnchen sein, dem sie nie viel haben aufsacken dürfen; auch habt ihr in Blick, Wange, Haar ganz den Mehlcharakter, die Stimme klingt auch nach der Mehlglocke und dem Aufschütter; aber wenn ich eure Knie betrachte, so sind es Bäckerknie, die werden so innen zusammengedrückt vom Ausholen und Einschieben des Brodes, wo der Mensch sich in der Arbeit und bei der Ofenhitze spreizt und auf die Knie stützt. Den sonderbarsten Widerspruch finde ich aber in euren Schenkeln, denn es sind die eines Reuters, der viel zu Pferde sitzt; und so hat auch

euer Auge den Soldatencharakter, es blitzt schnell hin und her, und steht nicht ruhig, wie es beim Müller muß, der sein Geschäft abwartet. Kurz, ihr seid mir in Beinen und im ganzen Wesen ein konfuser junger Mensch.

Der junge Müller wurde roth vor Verdruß, und der Parlamentsrath suchte mit Scherz und Lächeln die Sache völlig zu begütigen. —

b. Die Wahl des Berufs.

(S. 108.)

So lange der Mensch noch jung ist, sagte der Arzt, verzweifl' ich an nichts, und bei deinem Sohne am wenigsten, weil er sich nie den Ausschweifungen ergeben hat. Nur diese und die schlechte Gesellschaft höhlen den Menschen gänzlich aus, und die Erschöpfung trifft nicht nur den Körper, sondern macht auch den Geist leer, ernüchtert das Herz, so daß am Ende weder Verstand noch Begreifen, weder Gefühl für Religion und Sitte, noch für Ehre übrig bleibt. Diese sind die Unheilbaren. Du machst dir der weichlichen Erziehung wegen Vorwürfe, das ist es ja aber nicht allein, alter Freund, worin du es versehen hast; du klagst über Mangel an Thätigkeit, bei deinem Sohn, aber du selbst hast ihm ja alle Wege dazu versperrt. Als er nun erwachsen war, sollte er durchaus sich deinem Stande widmen; er haßte es aber ein Advokat zu werden, und schwur damals, sich lieber zum Mönche scheeren zu lassen. Ich kann ihm nicht Unrecht geben, verzeih, wenn ich zu aufrichtig bin. Er wollte zur See gehen, du warst unbeugsam dagegen; er wollte dann im Militair sein Glück machen, wir konnten dazu deine Einwilligung eben so wenig dir abdringen. Der Junge dauert mich; es ist schrecklich, wenn ein Wildfang durchaus nur ruhig hinter dem Tisch Acten und Processe durchstöbern soll. Warst du früher zu weichlich gegen ihn, so bist du späterhin nur gar zu strenge gewesen.

Du thust mir Unrecht, eigensinniger Mann, rief der Rath im Eifer aus; es war nicht zu viel gefordert, daß er den Stand ergreifen sollte, in welchem ich selber nützlich gewesen war, er ist ehrenvoll und wohlthätig für die Menschheit, und verträgt sich mit aller Freiheit und Adel der Gesinnung; ihm blieb noch Zeit genug, umherzuschweifen, zu schwärmen, zu lesen und zu dichten, und seiner Leidenschaft für die Jagd genug zu thun. Ich war aber damals überzeugt, daß Verdienst und Soldatenstand nur von ihm gewählt wurden, um meinem väterlichen Auge auf immer zu entfliehen; ich konnte mich nicht überzeugen, daß er sie als Beruf, mit Einsicht und vernünftigem Willen wähle, es schmerzte mich, ihn gänzlich zu verlieren; und nur zu oft suchen ungerathene Jünglinge diesen Ausweg, um in einem geschäftigem Müßiggange unterzugehen; denn was ist der Soldat im Frieden? Damals hatten wir keinen Krieg. Ich gebe dir Recht in dem, was du über das ausschweifende Leben unserer jungen Leute sagst: aber du lächelst vielleicht, wenn ich dir gestehe, daß diese Jagdleidenschaft mir eben so unerträglich ist. Als ich diese in ihm entstehen sah, gab ich ihn fast verloren, denn alle junge Leute, die ich noch sich dieser Beschäftigung

widmen gesehen, sind Müßiggänger, die sich keiner Arbeit wieder fügen können; dies scheinbare Geschäft mit seinen Anstrengungen und Aufopferungen lehrt sie die Zeit geringe schätzen, sie verträumen ihr Leben, bis die Stunde sie wieder gegen den Hasen oder die Schnepfen aufruft.

Und bei ihm nun noch der Hang, im Gebirge herumzustreichen, oft in drei oder vier Tagen nicht wieder zu kommen; dann im Hause ohne Ruhe und Rast herumzufahren, zehn Bücher aufzuschlagen, einen Brief oder ein Gedichtchen anzufangen, mit den Bedienten zu zanken, um dann wieder fortzustürzen; und so einen Tag wie den andern, eine Woche wie die andere.

Der Arzt sah ihn lächelnd an, dann sagte er nach einer Pause: laß ihn, er wird schon zahm werden, darum ist mir nicht bange. — —

4. Aus der Novelle: „Das Dichterleben." *)

(1826)

a. Was geht den wahren Dichter sein sogenanntes Vaterland an?

(S. 23—28.)

Diese geistlosen Schauspieler, fuhr Marlow fort, werden bald darauf verfallen, selber alles zu schreiben, was ihre Bühnen bedürfen. Uns kann es gleichgültig sein: denn unser Leben und Ruhm hängt nicht von diesem augenblicklichen und wechselnden Beifall ab. Einige Sachen aus unserer englischen Historie haben schon Glück gemacht, weil man eben alte Erinnerungen, das Wohlwollen für gewisse Männer und die sogenannte Vaterlandsliebe in Thätigkeit setzte, und durch alle diese Würzen die blöde und unwissende Menge bestach. Was geht aber den wahren Dichter sein sogenanntes Vaterland an? Der Boden, auf welchem er zufällig geboren ist? Das ganze Reich der Phantasie, Süden und Norden, die Welt der Geister dazu steht ihm offen und ist seiner Herrschaft unterworfen. Wer sich, wenn er für Glück und Unglück, Großmuth Bosheit und furchtbare Begebenheiten sich begeistern will, noch für jenen kleinen Flecken interessiren kann, auf welchem er das Licht erblickte, und nicht ablassen mag, jene Erinnerungen aus der Kindheit willkürlich in die großen Gemälde zu verflechten, der ist gewiß das vollkommene Gegentheil eines Poeten. Darum habe ich meinen Tamerlan mit mehr Schmuck und Herrlichkeit ausgestattet, als jene nur jemals ihrem Talbot, Gloster, oder dem schwachen sechsten Heinrich geben können, oder gar den alten vergessenen Märchenfiguren, die eine kränkliche Erschlaffung uns wieder vorzuführen strebt. Darum ist mir meine letzte Tragödie, die Fabel vom deutschen Zauberer Faust, so werth, weil hier das Entsetzen, Grauen und alle Furchtbarkeit im Wechsel mit fratzenhaften komischen Begebenheiten so ganz selbstständig auftritt, sich in seinem eigenen Elemente bewegt und keine Sitten unserer Zeit oder Stadt bedarf. Auch

*) „Das Dichterleben" (die Jugendgeschichte Shakespeare's) findet sich zuerst abgedruckt in dem Taschenbuche Urania. 1826. Leipzig. Brockhaus.

in meinem Eduard habe ich es vermieden, das sogenannte Vaterland, oder Bedrückung, Volk und dergleichen mitspielen zu lassen: der Kampf der Parteien und das unsägliche Unglück des schwachen Königs genügt, und erregt jeden Zuschauer zu Mitgefühl und Entsetzen, eben weil er nur ein Mensch ist.

Der Unbekannte stand jetzt auf. Schon wieder böse? fragte Marlow mit rauher Stimme. Ich bin es noch niemals gewesen, sagte jener mit dem freundlichsten Tone, und fühle mich im Gegentheil hochgeehrt, daß ich am Gespräch so trefflicher Männer habe Theil nehmen dürfen. Meine Zeit aber ruft mich ab, da ich nicht so unabhängig bin, wie ihr so eben von Euch gerühmt habt.

Wenn es Euch, sagte Marlow, Euer Sachwalter, oder sonstige Beschäftigung irgend erlaubt, so sagt noch jetzt, was Ihr irgend einzuwenden habt.

Euer Verlangen, antwortete jener, soll mir als Befehl gelten, und als dramatischer Dichter müßt Ihr ja auch die Meinung, die von der Eurigen ganz verschieden ist, besser brauchen können, als die gewöhnlichen Menschen. Erst wolltet ihr jenen Grundtrieb unserer Natur, den Sinnenreiz, unbedingt als die höchste Aufgabe der Poesie gelten lassen, ihn, den alle Menschen miteinander, ja sogar mit den Thieren theilen. In dieser Befangenheit glaubtet Ihr die höchste Freiheit zu finden; dagegen verwerft Ihr, als ein fesselndes, das Gefühl des Patriotismus und wollt als Dichter kein Vaterland und keine Zeit anerkennen. Und dennoch könnt Ihr den Elementen, die Euch ernährt, den Umgebungen, die Euch erzogen haben, nicht entfliehen. Wenn der Mensch kein Mannesalter finden wird, der keine Kindheit gehabt hat: worauf soll denn die Welt, die der Dichter uns giebt, feststehen, wenn er selbst den nothwendigsten Stützpunkt, der ihn tragen muß, wegwirft? Die Vaterlandsliebe ist ja ein gebildetes, erzogenes Naturgefühl, ein zum edelsten Bewußtsein ausgearbeiteter Instinct. Wie sie nur da möglich wird, wo ein wahrer Staat ist, ein edler Fürst regiert, und jene Freiheit gedeihen kann, die dem Menschen unentbehrlich ist: so bemächtigt sie sich auch in diesen ächten Staaten der edelsten Gemüther und giebt ihnen die höchste Begeisterung, diese unsterbliche Liebe zum Boden, zur überlieferten Verfassung, zu alten Sitten, frohen Festen und wunderlichen Legenden. Wenn sie sich nun mit der innigsten Verehrung zum Herrscher verbindet, so wie es uns Engländer vergönnt ist unserer erhabenen Königin zu huldigen, so erwächst aus diesen mannigfaltigen Kräften und Gefühlen ein solcher Wunderbaum von Leben und Herrlichkeit, daß ich mir kein Interesse, keine erfundene Dichtung, keine Liebe und Leidenschaft denken kann, die mit dieser höchsten Begeisterung in den Kampf treten dürften. Auch findet hier der Dichter schon die Poesie, die seinem Gemüthe, wenn er sie nur erkennen will, im glänzendsten Schmucke entgegenschreitet. Wem schlägt denn wohl das Herz nicht höher, wenn er Cressy und Azincourt nennen hört? Welche Gebilde, dieser dritte Eduard, der fünfte Heinrich, die Bürgerkriege der Rosen, der redliche Gloster, der hohe Warwick, der furchtbare Richard! oder die Riesen-

gestalt des Gaunt, neben dem zu leichtsinnigen und unglücklichen Richard von Bordeaux! der schwarze Prinz, den der Feind mit Ehrfurcht nannte, jener Löwenherz, oder dessen größerer Vater, der glücklichste und unglückseligste der mächtigen Monarchen! Und welch Wunder haben wir denn selbst nur vor wenig Jahren erlebt, als die fremde Tyrannei mit jener ungeheuren Flotte schon zu unsern Schwellen herüberschwamm. Welch Gefühl wehte und rauschte damals durch das Land, in den Ebenen, Wäldern und Bergen! Welche Wünsche und Gebete! Jung und Alt drängte sich wohlgemuth und mit Herzklopfen in die tapfern Reihen, um zu fallen, oder zu siegen. O damals, damals fühlten wir es wohl, ohne der Worte zu bedürfen, welch ein edles Gut, welch ein Kleinod, höher als alle irdische Schätzung, unser Vaterland sei. Und wie nun unsere hohe Königin im Glanz ihrer Majestät mit Liebe und Huld, selbst gewappnet, sich zu Roß den jauchzenden Schaaren der Landesvertheidiger darstellte, und ihr Mund von der gemeinsamen Noth sprach, von dem furchtbaren Feinde, den nur der Himmel und die Eintracht begeisterter Söhne des Vaterlandes schlagen könnten, — wer, der diese höchsten Augenblicke des Daseins erlebt hat, kann sie jemals vergessen? Und dennoch schienen wir verloren, so hoch uns das unsterbliche Gefühl auch erhob, wenn nicht das Glück, die Rettung unmittelbar vom Himmel gefallen wäre. Aber Elisabeth, Howard, Drake, Raleigh, und alle jene Namen, die an den verhängnißvollen Tagen herrschten und schlugen, müssen mit Dankbarkeit genannt werden, so lange noch ein englischer Laut auf dieser glückseligen Insel erklingt! — Verzeiht meiner Bewegung: — doch dieß, mein Verehrter, wäre keine Welt für den Dichter? Muß ich doch beinah fürchten, theurer Marlow, daß in jenem Bestreben, nur seiner selbst, ohne Land und Zeit, zu bedürfen, der Mensch sich, wie Ihr Euch kurz vorher ausdrücktet, in Nichts zerstreut und verflüchtiget. — Aber habt Nachsicht mit dem Laien, der sich dennoch, so sehr er es vermeiden wollte, Euch mit langer Rede und Widerspruch aufgedrängt hat. — Noch einmal allen für ihre Gunst dankend verließ der Fremde den Saal.

b. Ueber die Huldigung der Schönheit.

(S. 82 — 87.)

Habt Ihr den jungen Grafen schon gesehn? sagte Marlow.

Welchen?

Nun den, der kürzlich zur Stadt gekommen ist, den jungen, noch unmündigen Southampton! Er wird von vielen für ein Muster der Schönheit gepriesen: ich kann nur Weichlichkeit und weibisches Wesen in ihm erblicken. — Kennt Ihr ihn, Schreiber?

Ich habe ihn einigemal an öffentlichen Orten gesehn, sagte dieser.

Nun, fuhr Marlow zu fragen fort, findet Ihr denn eine wahre, männliche Schönheit in ihm?

Ich weiß vielleicht nicht, antwortete der Unbekannte, was man so nennen soll. Der junge Graf Essex ist zum Beispiel das Muster einer jugendlich heroischen Schönheit, keck im Ausdruck eines schwärmenden

Muthes, ja der Verwegenheit: Euer Gönner Raleigh ist besonnener und sanfter. So mancher ältere Mann trägt in seiner Heldenphysiognomie den veredelten Ausdruck des Löwen; mancher sieht schlau wie ein Ulysses drein: und so stuft sich die Schönheit in unendlich vielen Veränderungen mit mehr oder weniger Bedeutsamkeit ab, und bleibt doch, so wie sie diesen oder jenen Charakter aufnimmt, immer noch Schönheit.

Von allem diesen paßt aber nichts auf diesen Southampton.

Verzeiht, fuhr der Redner fort, er ist unentwickelt, er steht ja noch auf jener geheimnißvollen Stelle, auf welcher der Jüngling noch so nahe auf sein kürzlich verlassenes Kindesalter hinblicken kann; eine Zeit, die den Jüngling mit Reiz und wunderbarer Rührung zugleich schmückt. Im Grafen, scheint es mir, ist so recht vorzüglich der Mensch an sich, die menschliche Bildung in der Schönheit verherrlicht. Eine solche kann niemals so strahlend in die Augen fallen, wie diejenige, die mit hohem Charakter- und bestimmtem, majestätischem Ausdruck sich darstellt. Als ich den Jüngling sah, in dessen glänzenden Augen und auf dessen blumigen Wangen, im Lächeln der reinen Lippen gleichsam tausend süße Empfindungen schlummern und das Erwachen träumend erwarten, war mir, als wenn die alten Märchen von Narcissus oder Adonis in ihm zur Wahrheit herausschimmern wollten.

Mir etwas unverständlich, antwortete Marlow, aber poetisch genug, und wenn Ihr nur ein Dichter wärt, solltet Ihr dem jungen Manne Euren Hof machen; denn ich höre, er bildet sich ein, die Dichtkunst zu lieben. Der pedantische Sprachmeister, der das Italienische lehrt, jener feierliche Florio schmeichelt ihm auch hinreichend, und fast noch mehr der stille, süßliche Daniel. Und so ein vornehmer, reicher Mensch, dem die ganze Laufbahn der Ehre und des Glücks weit offen steht, nimmt dergleichen, sei es auch noch so übertrieben, alles für richtige, blanke Wahrheit an, meint wirklich, er sei als ein Gott vom Olymp herabgestiegen, und belohnt mit Lächeln und freundlichen Blicken jene im Staube liegenden Parasiten, die nur Geld und Geldeswerth von ihm erhaschen wollen, und denselben Götzen, wenn es ihr Vortheil so erheischte, gern den Flammen überliefern würden. Nein, der Dichter, der wahre, wie ich mich einer fühle, sei zu stolz, dem äußern Menschen, dessen Ansehn, der Macht, dem Reichthum, dienstbar fröhnend zu huldigen. Das Talent steht mit dem Mächtigen durch das von den Göttern verliehene Gut auf derselben Höhe, und soll einer von beiden sich erniedrigen, so sei es der Vornehme. So hat sich Raleigh um meine Liebe bewerben müssen, ich habe ihn niemals aufgesucht und jenes hündische Anschmiegen an den Großen, das wir leider in allen Zeitaltern sehen, ist nur knechtisch und niederträchtig. Wissenschaft und Kunst sollen doch wenigstens die Gleichheit wieder herstellen, die mit dem goldenen Zeitalter dem Menschengeschlechte verloren ging.

Vergebt, sagte der Fremde, wenn ich Euch auch hierüber mein Gefühl, das ein anderes als das Eure ist, im Vertrauen auf Eure Nachsicht mittheile. Daß es ein heuchelndes Lügen und niedriges Schmeicheln gebe, welches verächtlich sei, darüber sind wir alle einig;

daß wir, wenn wir Wissenschaft und Kunst den Fuß des albernen Reichthums küssen sehen, an diesen Götterkindern selber irre werden und uns mit Geringschätzung von ihnen abwenden, ist eine edle Empfindung, die wir niemals aufopfern dürfen. Wenn wir aber Schönheit, Liebreiz und feines Gefühl mit Macht und Adel in derselben Erscheinung vereinigt finden, so ist nichts so natürlich, als diesem Wesen eine anständige Huldigung darzubringen, durch welche der Mächtige sowohl wie der Geringere Ehre erhält; jener, indem er auf edle Weise annimmt, was ihm gebührt, und dieser, weil ihm ein Sinn beiwohnt, die ausgezeichnete Natur zu fassen und ihr seine Ehrfurcht und Liebe so zu beweisen, daß er sich selber nicht erniedrigt. Und der Dichter vor allen! Er, der gesandt wurde, den verschlossenen Sinnen alle die Erscheinungen der Natur und der Geschichte auszudeuten, — soll er denn nicht durch sein höheres Wesen den Sklavensinn zur wahren Verehrung und Liebe, so wie die stolze, sich auflehnende Verachtung, die sich doch selber nicht genügt, zur zarten Milde leiten? Denn mir scheint, der bloße nackte Mensch könne als Mensch keine Verehrung oder Bewunderung von uns verlangen; That, Schönheit, Arbeit, Reichthum müsse erst hinzukommen, weshalb wir ihn anstaunen; und so gehört auch ohne Zweifel Adel und hohe Abkunft zu jener Verherrlichung der Menschheit, vor der wir uns alle gerne neigen. Ich könnte mir kaum ein poetischeres Verhältniß denken, als das eines Dichters, der in seinem jüngeren, schönen Freunde, den die Natur und das Geschick mit allem ausgestattet haben, was den Neid des Menschen erregt, alle die Gefühle und Eigenschaften sieht, die er an sich selbst und andern verehrt, und nun in diesem Liebling des Himmels und seiner Seele jeden äußern wie innern Reichthum durch allen Aufwand seiner Kunst verklären und vergöttern möchte. Ist der Reiche und Mächtige erst glücklich, wenn er im reinen Spiegel der Dichtkunst seine Vorzüge erblickt, die ohne diesen Wiederschein ihm in trüber Einsamkeit wohl selbst arm dünken mögen: so wird auch das einsame Gemüth des Dichters erst wahrhaft mit dem Ueberirdischen vermählt, wenn er den Abglanz desselben im Irdischen mit liebender Hingebung erkennen mag.

Ein artiger Aberglaube, Freund, sagte Marlow, aber doch nur Gespensterglaube, dem viele Menschen freilich mit recht ausgebildeter Vorliebe anhangen: Ein Dichter, wie Ihr ihn Euch träumt, müßte nach alle dem, was Ihr neulich und soeben gesprochen habt, eine höchst sonderbare Erscheinung sein. Befreundet mit allem, was mir zuwider ist, alles das als Adel der Welt erblickend, was mein Auge als das Gemeine und Geringe sieht, alle Vorurtheile stempelnd und rechtfertigend, die man am Haufen entschuldigt, und dabei doch höher, als die ganze Menschheit, stehend. Es muß wunderbar in Eurem Kopfe aussehen, daß Ihr Euch solche Ungeheuer formiren und dergleichen Widersprüche vereinigen könnt. Uebrigens aber zwingt Ihr mich, Achtung vor Eurem Geiste zu haben, und ich denke, wir werden uns näher kommen.

5. Aus der Novelle: „Des Dichters Tod.“ *)

(1834.)

Camoens und sein Neger.

(S. 59.)

Es war eine stille Nacht herabgesunken und hatte sich auf der kühlen Erde gelagert. Die Luft war abgekühlt, ein linder Thau hatte die Bäume und Gesträuche erfrischt. Kein Wind regte sich, das Meer lag still, und leise flüsterte die Woge, anmuthig am Ufer spielend. Die Sterne glühten vom dunklen Himmel und das erste Viertel des Mondes stand über dem grauen Gebirge Cintea.

Einsam wandelte Luis am Ufer hin und her: er sah nach der Stadt hin, in welcher von Palläſten und den großen Häusern die Lichter herüber glänzten und im Widerschein des Meeres spiegelten. Feuerwürmer flogen in lichten Wolken auf, und die tausend leuchtenden Tropfen regneten spielend in die grünen Gebüsche hinein. Ein Fisch sprang von Zeit zu Zeit im Wasser empor und unterbrach die feierliche Stille. Auch kam wohl von fern ein Klang langsam vertönend vom Meere herüber. Luis sah heiter umher, und der Duft vom Meer, die erfrischte Luft, die Lichter, die zitternden, der Glanz der festen Sterne, das Echo des Windes, das sich lispelnd in den Baumblättern meldete, erhob seinen Geist und führte ihm die verlebten Jahre seinem Gedächtnisse wieder vor. Gern wandelte er so wie jetzt in den Sommernächten umher, das Lager und enge Zimmer ängstigte ihn: das Gespräch seines Geistes mit der Natur tröstete und erhob ihn über die Drangsale des Lebens.

Ein dunkler Schatten bewegte sich schnell auf ihn zu, und als er näher gekommen, sagte Luis: bist du schon da, Antonio? Ich hatte dich nicht so früh erwartet.

O Glückstag! Glückstag heute! rief der Neger erfreut: mehr heut bekommen, als sonst in Monaten: schaut, Herr, lieber Herr, vier große, schwere Goldmünzen und hier noch Silber und kupferne Münzen.

Treuer Mann, sagte Luis, das Glück hat dir wirklich beigestanden. — Er wägte das Geld, welches der Mohr in seine Hand hatte fallen lassen, und sagte dann ruhig: so kann ich mir endlich ein anständigeres Gewand und einen Mantel anschaffen, und ich darf mich nicht mehr von so vielen Augen als einen Verdächtigen mustern lassen. — Hast du dir genommen, Freund, was du brauchst?

Weißt ja, sagte der Neger, lieber, verehrter, großer Herr, daß Antonio nichts braucht, daß ihm, dem Schwarzen nichts abgeht. Dir Freude machen, dir alles geben, was ihm Menschen schenken, das sein Glück, seine Luſt. — Hier guter Wein, großer, lieber Herr, hier eingekauft gute Speisen und Brod.

---

*) Im „Novellenkranz. Almanach auf das Jahr 1834. Von Ludwig Tieck. Dritter Jahrgang. Berlin. Reimer.“ 8.

Das ist also, antwortete jener, eine unerwartete Festnacht, in welcher sich mir alle Güter der Erde entgegen drängen. So wollen wir uns denn nach jenem Gebüsche begeben und unsre späte Mahlzeit halten. — Welchen Tag haben wir heute?

Donnerstag und den vierten Julius. —

Der Sklave legte ein Tuch auf den Rasensitz und stellte auf dieses zwei Becher und die Weinflasche, welche er aus seinem Korbe nahm. Dann legte er auf kleinen Tellern die Fische, das Geflügel und Gebackne aus, das weiße Brod und einige Früchte. Er sah bedenklich nach seinem Herrn aus, der indessen nachsinnend auf und nieder wandelte, und sich schwermüthig vom Mahl entfernte. Kommen denn, sagte Luis zu sich selbst, immer wieder Thränen an diesem Tage? Wohin seid ihr entflohen, ihr schönen Stunden, als ich so glücklich war, an ihrer Seite, beim Glanz der Lichter, ihres lächelnden süßen Mundes, diesen Tag zu feiern? Wie viele Jahre liegen zwischen jetzt und ihrem letzten, leuchtenden, thränenvollen Blick! Also heut war sie geboren, heut vor fünfzig Jahren! Wo ruht nun ihr Staub im fernen Gebirge? und ist meine Form auch zerbrochen, so ist auch das Andenken ihrer Schöne und Hoheit unter den Menschen erloschen. Ich aber fühle sie und ihre Herrlichkeit im Hauch der Nacht, im Glanz der Gestirne, die Erinnerung an sie durchdringt alle meine Lebenskräfte, und so ist es, als wäre es gestern, wie ich sie sprach und liebte. Und welche Kluft dazwischen! Und in dieser wieviel Leiden und Thränen und Kampf! Nur diese Erinnerung an sie ist die Wahrheit meines Lebens, alles andere nur wie Märchen und Lüge. Traum des Lebens, o du herzdurchdringende Wehmuth: wird denn eine Zeit kommen, wo auch das Vergangene wieder Gegenwart wird?

Wir streifen nur, wie in einem flüchtigen Tanze, allen Gegenständen vorüber und berühren sie kaum mit den Händen; was wir anfassen, schwindet und welkt, wie die Blume des Feldes: indem wir dem theuern Wesen Auge in Auge sehn, wandelt es wie die helle Wolke, die über dem Meer dahin zieht, — und so sind wir plötzlich einsam und fragen uns in träumerischer Angst: war es denn da, was ich lieben und halten wollte? Doch ruhig, du ungeduldiges Herz, mein Freund dort wartet und betrübt sich um mich. Wir wollen ihr Angedenken im Genuß des Irdischen feiern.

Er ging schnell zurück und setzte sich neben den Sklaven: dieser schenkte Wein in einen Becher und reichte ihm diesen, indem er sagte: der gute Wirth dort unten hat mir den Wein gegeben. — Er ist gut, erwiederte Luis, indem er langsam trank, er stärkt und löset die ängstlichen Fesseln der Gedanken. — Er blickte in den Himmel und die weite Landschaft hinaus.

Ach! was ich glücklich bin! fing der Sklave wieder an, daß ich dir, großer lieber Herr, einmal Freude habe machen können. Wo ist in ganzer Welt der Knecht, der Schwarze, der so neben seinem Herrn sitzen darf und mit ihm essen und trinken? so mit ihm schwatzen? Und

doch nennen dumme Leute dich stolz und hochmüthig, weil nicht ihr Narr sein willst.

Ja, Antonio, sagte Luis, indem er ihm die Hand reichte, du bist mein Freund, mein Ernährer, mein Beschützer, der einzige auf Erden, vor dem ich mich nicht scheue, der mir ein Bruder ist, und dessen Wohlthaten mich nicht quälen.

Sprich nicht so, großer, göttlicher Mensch, rief der Sklave: sonst schnürt so an meinen Hals, daß ich nichts schlucken kann. Hast du mir nicht damals in Ormuz von Tod und Folter loskauft? Und mit deinem ganzen Vermögen? Hast nicht damals mit dem großen Stadthalter gezankt, daß er dir auch wollte ins Kerker schmeißen? Sagten nicht Capitäns, du wärest Rebell, verdientest todt gemacht zu werden? Ja, großer Mann, hast mir beigestanden, wie Christ und Bruder, wie Heiland, — und was bin ich Wurm, dir? Leidest mich um dich, liebst den Schwarzen, — und du, so klug, gelehrt, — und ich dumm, schwarz, nur Vieh gegen dir.

Nein, mein Antonio, sagte der edle Portugiese, wir wollen uns nicht erweichen, wir wollen heiter diese schöne Nacht, dieses ungehoffte Mahl, und ich das schönste Andenken aus meinem Leben genießen. Deine Treu macht dich der Freundschaft der Edelsten werth, du hast mich, ich habe dich erkohren.

Könnt ich dir Reichthum, rief der Neger, Haus und Pallast schaffen. Dir zum großen Admiral machen! König müßtest sein! Pabst!

Luis lachte herzlich. Du begreifst nicht, sprach er dann, wie wohl mir ist in dieser Armuth, seit sie eine freigewählte, nicht mehr eine aufgedrungene ist. O Freund, seit ich mich und die Menschen erkannt habe, ist diese Armuth mein Trost und meine Beruhigung. Abgeschieden von aller Welt erwarte und hoffe ich nichts mehr, ruhig sehe ich Vornehme und Geringe mir vorübergehn, in der Nacht empfängt mich meine einsame Zelle, das Wenige, welches mein hinfälliger Körper bedarf, verschaffst du mir. Du selbst hast es erfahren, wie wenig der Mensch bedarf, um sein Leben zu fristen. So wohne ich in der Vergangenheit und Erinnerung, es gibt für mich keine Zukunft mehr, als jene unsichtbare, unfaßliche, von welcher Glaube und Offenbarung zu uns reden. — — —

6. Aus den: „Dramaturgischen Blättern." *)

a. Ueber das englische Theater:

John Kemble in seiner Abschiedsrolle als Coriolan, im gleichnamigen Trauerspiele von Shakspeare.

(Zweiter Band. S. 163.)

Den 23. Junius trat endlich J. Kemble zum letzten Male auf das Theater und nahm in seiner berühmtesten Rolle, im Coriolan des

*) „Dramaturgische Blätter. Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1817. Von Ludwig Tieck. Breslau. J. Max. 1826." 8. Zwei Bändchen.

Shakspeare auf immer Abschied von dem Publikum, welches ihn verehrte. Das Haus war voller, als je, denn kein Freund des Künstlers wollte diesen Abend versäumen. Ich mußte wieder beklagen, daß man das Stück so unbarmherzig verstümmelt, und die größten Schönheiten weggestrichen hatte; was um so kindischer war, weil man einen überflüssigen Triumphzug des Helden hinzugefügt hatte, der langsam aus der Tiefe mit Trophäen und Adlern vorschreitend und über die ganze Bühne wandelnd, sehr viele Zeit wegnahm. Wenn ich auch nicht so unbedingt diese Darstellung für das größte Meisterwerk des Künstlers halten kann, wie seine hiesigen Bewundrer es behaupteten, da ich den Wolsey für eben so gelungen halte, so ist es doch gewiß, daß sich Kemble wieder in vielen Scenen als großer Schauspieler zeigte. Der Stolz Coriolans kann nicht edler und bestimmter ausgedrückt werden, und Wuchs, Miene und Stimme kamen hier dem Künstler zu Statten. Der heroische Zorn erschien freilich zu schwach, und die Wuth versagte gänzlich, weil das Organ zu diesen höchsten Anstrengungen zu schwach war, und der Darsteller es für einige der wichtigsten Momente schonen mußte. Am größten und erschütterndsten war der Schluß; man kann ihn ohne Uebertreibung erhaben nennen. Wenn Coriolan ausruft:

Hear'st thou, Mars?

und Aufidius sagt:

Name not the god, thou boy of tears. —

so war der Schrei: Ha! den Coriolan in höchster Wuth ausstößt, furchtbar; unbeschreiblich die Kraft und der Ton der folgenden Rede, so wie das Geberdenspiel:

Measureless liar, thou hast made my heart
Too great for what it contains. Boy! O slave — — —
Cut me to pieces, Volces! men and lads,
Stain all your edges on me! — Boy! False hound!
If you have writ your annals true, 'tis there,
That, like an eagle in a dove-cote, I
Flutter'd your Valces in Corioli:
Alone I did it. — Boy!

Dies ist das Große der Bühnenkunst, daß sie etwas ausrichten kann, eine so ungeheure Wirkung erregen, daß uns im Moment die Erinnerung an jeden andern Kunstgenuß schwach und wie ein Schatten erscheint. Freilich geht ihr Erzeugniß auch selbst wieder spurlos, wie ein Schatten, vorüber, und ein ungenügendes Andenken an die großen Momente des Genusses und der Entzückung erfüllt uns mit Wehmuth; denn kein Denkmal kann der Bewunderer diesen entflohenen Erscheinungen setzen, weil keine Worte genügen, und keine Bezeichnungen, das kenntlich und deutlich charakterisiren können, was der hingerissene Zuschauer gesehn und gehört hat. Darum ist es billig, daß der lauteste Beifall wenigstens unmittelbar den Künstler, wenn auch nur schwach, belohne, weil er nichts aus seiner Hervorbringung in den nächsten Augenblick hinüber retten kann.

Dieser Beifall, dieses Zujauchzen, Jubel des Entzückens und Thränen der Rührung wurden auch dem edlen Veteranen, dem verehrten Liebling, den das Publikum, an diesem Ort versammelt, nun niemals wiedersehn sollte. Der lauteste Lärmen des Beifalls, den ich je, selbst in Italien, gehört hatte, war nur ein schwaches Getöse gegen dieses unbeschreibliche Toben, das sich, nachdem der Vorhang gefallen war, von allen Seiten, oben und unten, schreiend, klatschend, pochend und mit Händen und Füßen arbeitend, erhob. Tausende waren versammelt und dicht aneinander gedrängt, und der große, weit ausgedehnte und hocherhabene Saal war wie in eine einzige, ungeheure Maschine verwandelt, die ein übernatürliches Toben und Jubeln hervorbrachte, indem Männer und Frauen riefen, klatschten, mit Fächern und Stöcken gegen die Wände der Logen aus Leibeskräften schlugen, und Alles außerdem noch mit den Füßen arbeitete. Nachdem dieses nie gehörte Lärmen eine lange Weile gedauert hatte, trat Kemble, tief gerührt und in Thränen aufgelöst, wieder hervor. Was völlig unmöglich schien, ereignete sich dennoch, der Lärmen wurde noch größer, so daß dies Getobe das Gefühl von etwas Furchtbarem und Erhabenem erregte. Kemble verbeugte sich, und setzte einigemal an, um seine wenigen Abschiedsworte zu sagen; er errang endlich die Fassung, wurde aber oft durch Thränen unterbrochen. Kein Laut im Hause, als aus vielen Gegenden ein verhaltenes, leises Schluchzen. So wie er aber geendigt hatte, brach das Ungewitter von Neuem mit allen seinen Kräften wieder aus. Man hatte als Nachspiel ein schwaches Lustspiel: „Das Portrait des Cervantes" angesagt; aber alle Stimmen vereinigten sich, daß der Vorhang niedergelassen werden solle; denn es sei unwürdig, nach Kembles Coriolan und seinen Abschiedsworten an diesem Abend noch etwas zu vernehmen. Das Theater fiel zu, und nachdem lange applaudirt war, gewann das Toben wieder neue Kraft, und es wurde noch lauter gefordert, daß allerdings gespielt werden solle. Dies war nun die Gegenseite zu dem, was bis jetzt löblich und eine wahre Verherrlichung des Künstlers war. Doch wäre es unbillig, diesen neuen Lärmen, der bis zum widerwärtigsten Unfug stieg, den bessern Zuschauern zur Last zu legen. Die Logen hatten meist ihre Gesellschaften wirklich entlassen, von den wohlfeilern Plätzen und Gallerien drangen junge Leute und Unruhstifter von allen Seiten herein, vor allen aber diejenigen, die eben erst (wie es in London die Sitte ist) für den halben Preis gekommen waren, um den Schluß des ersten Stücks, und dann das zweite zu sehn. Die Ordnung war ganz aufgelöst, und dieser ausgelassene, selbst ungezogene Schwarm, forderte nun das Lustspiel. Die Schauspieler traten auf und begannen ihre Rollen; viele aber von den frühern Zuschauern zischten, pfiffen und trommelten, um sie nicht zu Worte kommen zu lassen und so die Farce zu verhindern. Die Spielenden gingen ab; lautes Brüllen und Toben; die Schauspieler erschienen wieder: sie sprachen, und ebenfalls ein furchtbarer Lärm; denn diejenigen, die erst das Stück gefordert hatten, merkten nun, daß sie auf diese Weise einen Spaß andrer Art haben und selber mit-

spielen konnten; sie pochten und trommelten also eben so stark und noch lauter, als die ersten.

So mußte das Lustspiel unter fortwährendem betäubenden Lärmen der Zuschauer, als Pantomime gegeben werden; denn kein Schauspieler durfte sprechen, aber dennoch mußten alle Scenen vorübergehend durch ein höchst verlegenes stummes Spiel angedeutet werden. Wie lange dieses Unwesen noch gedauert haben mag, kann ich nicht sagen; denn ich verließ das Haus, sobald das Gedränge es mir erlaubte, froh, der Ungezogenheit zu entrinnen; indem nur zu sichtlich war, daß nur irgend eine Kleinigkeit noch störend hinzu kommen durfte, um diese völlig losgelassene Menge zu Gewaltthätigkeit und Zerstörung zu erhitzen. Wie es denn auch schon öfter geschehen ist, daß aus geringen Veranlassungen die Theater und Dekorationen vernichtet wurden. So geschah es einmal unter Garrick, als er den Preis des Parterre erhöht hatte, und öfter noch in den Provinzen, um unbedeutender Kleinigkeiten willen.

Wie die Masse sich zum Beifall, zum Edlen, und zur Verehrung mit hinreißen läßt, oft ohne zu wissen, weßhalb, so noch öfter und leichter zum Verderblichen. Gewiß ist das Volk in England, wenn es einmal aufgeregt ist, lebhafter und ungestümer, als irgend eine Nation in Europa. Bei jedem öffentlichen Schauspiele wird der Fremde, der verschiedene Völker kennt, diese Behauptung bestätigt finden. — — —

b. Die Aufführung der Emilia Galotti auf dem Burgtheater zu Wien.

(Zweiter Theil. S. 241.)

Den 17. Mai, auf dem Burgtheater: Emilia Galotti.

Es gab eine Zeit in Deutschland, wo es nothwendig war, darauf aufmerksam zu machen, daß Lessing, nach dem wahren Sinne des Wortes, kein Dichter genannt werden könne, weil eine einseitige Bewunderung des großen Mannes fast nur den großen Dichter in ihm sehn, und in dieser Tragödie, trotz einiger Mängel, das vollendetste Trauerspiel unserer Nation erkennen wollte. Diese Tage sind vorüber, und es kann wieder von Nutzen sein, unsre leer phantasirende Jugend auf Lessing auch als Dichter aufmerksam zu machen, auf den Scharfsinn und die Tiefe seiner Kompositionen, auf die Gründlichkeit seiner Motive, auf den Adel der Charaktere und den philosophischen Witz seiner Sprache. Wer das Theater studiren will, muß durchaus den Bemühungen Lessings, auch seinen Schauspielen, eine wiederholte Aufmerksamkeit widmen.

Der Nathan ist jetzt in manchen Städten aus höhern Rücksichten wieder vom Theater verschwunden. Für das Theater kein großer Verlust, so ehrwürdig, groß und eigenthümlich sich auch in diesem Werke der edle Geist Lessing's offenbart. Jede Bühne aber, die sich achtet, sollte immer wieder zu Zeiten Emilie und Minna mit ihren angestrengtesten Kräften darstellen. Es wird dem Theater selbst vom größten Nutzen sein, sich in dieser edlen, fein abgewogenen Sprache zu üben; es bleibt dadurch immer noch eine Möglichkeit übrig, sich wieder zum Bessern, zur Wahrheit und zum Adel hinauf zu winden. Das Theater muß von Zeit zu Zeit auch etwas für sich selbst thun, um zu lernen

und sich zu erheben, selbst wenn das Publikum diese Bemühungen nur lau aufnehmen sollte; aber glücklicher Weise ist dies nicht der Fall, sondern dieser wahre deutsche Genius wird auch immer noch vom Volke erkannt. Darum wäre es vielleicht zweckmäßig, gerade jetzt auch einige andre seiner dramatischen Arbeiten der Bühne wieder zurückzugeben, von denen selbst die schwächsten den größten Theil der besseren unserer Tage so weit überragen.

Die Darstellung dieser Tragödie war denn freilich auch eine ganz andere, als die der Scharffensteiner. Man fühlte deutlich, wie lebendiger und wahrer jedes Wort gesprochen wurde, weil der Vers den Rezitirenden nicht die Pflicht (wie sie sich meist einbilden) auflegte, hohl und leer zu deklamiren. Jede Monotonie, die das Trauerspiel auf unsern Theatern so langweilig macht, war glücklich vermieden. Am Zusammenspiel, an jener wahren geistigen Einheit fehlte es freilich wieder: und wie konnte es anders sein, wenn die Rolle des Prinzen so ganz aus dem Gemälde heraus fiel, so durchaus allen Absichten des Dichters widersprach? Bei so schwierigen Aufgaben zeigt sich recht der Mangel der neuen deutschen Schauspielerschule (wenn man das Schule nennen kann, wo eben Alles fehlt), daß sie das Rechte niemals finden werden, weil sie selbst nicht wissen, in welcher Gegend sie es suchen sollen. Der Anstand muß schon sicher sein, die Sprache völlig ausgebildet, um die Grazie durch Studium zu erringen, die zu dieser Rolle erfodert wird, die ganz und alles mit dem Zauber der Liebenswürdigkeit bezahlen und so ihre Bösartigkeit vergessen machen soll. Sonst wird aus diesem Prinzen nur ein roher, begehrlicher Jüngling, der mehr wie einmal an das Gemeine streift. Alle Leidenschaften und Schmerzen, Bosheit wie Tugend müssen sich in den Kreisen der Feinheit und des Anstandes bewegen. So hat es wenigstens der Dichter verlangt; ob auf diesem Wege die wahre Tragödie zu erreichen ist, ist eine andere Frage, deren Erörterung nicht hierher gehört.

Odoardo war zu loben, hatte nur zu viel Spiel, war aber besser, als ich diese Rolle seit Jahren gesehn hatte. Uebrigens hat mich noch kein Schauspieler in diesem Charakter befriedigt. Eckhofs Größe soll sich in früheren Zeiten hier am trefflichsten gezeigt haben. Fleck verfehlte den Charakter fast ganz.

Mlle. Müller*) war als Emilia vorzüglich, jedes Wort Kraft und Leben. Diese Rolle habe ich noch nie mit diesem Feuer, mit dieser ergreifenden Wahrheit auf irgend einem Theater gesehn. Gleich ihr Auftritt, wie meisterhaft! eine Scene, die sonst immer verfehlt wird, und fast ohne alle Wirkung ist. Mit diesem Organ, diesem regen Leben, dieser Phantasie müssen sich große Wirkungen hervorbringen lassen. Warum ist die Schauspielerin in Kleinigkeiten unachtsam? Sie sagt, sie wolle als Braut sogleich wieder erscheinen, kaum mit merklicher Veränderung der Kleidung. Sie hat aber erst ein schwarzes Kleid an, und nachher ein weißes. Das heißt der Zerstreuung des Appiani zu viel zumuthen.

*) Die berühmte Sophie Müller.

Mad. Schröder entwickelte als Orsina ein großes, herrliches, möcht ich doch fast sagen, ein klassisches Spiel. Auch diesen schwierigen Charakter habe ich niemals so trefflich darstellen sehn. Aber warum zeigt sie ihn selbst in so verschiedenem, fast entgegengesetztem Styl? Ich erinnere mich vor einigen Jahren eines so übertriebenen und manierirten Spieles, daß ich Lessing, auch überhaupt das Wahre und Schöne nicht wieder erkannte. Dieses große Talent, diese Kraft und Einsicht hätte unsre Bühne zu einem hohen Standpunkte führen können, wenn Manier und augenblicklicher rauschender Beifall nicht etwas so sehr Verlockendes hätten. Nur einigemal (z. B. in der Scene, als der Prinz ihr rasch vorübergeht) nahm die treffliche Frau einen Ansatz, in diese tadelnswerthe Manier zu verfallen, aber sie warf sich augenblicks wieder in das Edle und Schöne. Nur ihr Anzug war zu tadeln. Sie sah zu wenig einer Dame gleich. — — —

c. Mademoiselle George.

(Zweiter Theil. S. 284.)

Den 5. Junius waren wir in Straßburg. — Es traf sich glücklich, da wir schon einige Theater geschlossen gefunden hatten, daß hier die ganze theatralische Welt in Bewegung war; denn die berühmte Mlle. George von Paris gab hier Gastrollen, und heute war ihr Benefiz.

In Frankreich hatte ich das schlimmere Glück, daß diese Schauspielerin und ihr Begleiter, der noch berühmtere Talma, immer eben abgereiset waren, wohin ich kam. In London hatte ich sie eingeholt und beide gaben im Opernhause ihre Vorstellungen, nur einzelne Scenen, zwar im Kostüm, aber für den wahren Theaterfreund immer höchst ungenügend, weil alle Motive, Uebergänge, die eigentliche Größe und Wahrheit des Spieles fehlen müssen. Auch verliert, so ohne Rahmen des Gedichtes und Theaters, die Vorstellung das Element, in dem sie sich verständig bewegen soll, und kann höchstens eine Virtuosität, nicht aber jene Weisheit des Künstlers beurkunden, der wir doch eigentlich nur unsre wahre Bewunderung zollen. Dies ist auch der Grund, warum ich niemals unsern Deklamatoren (die sich zum Glück jetzt vermindert haben), selbst wenn sie besser gewesen wären, Geschmack hätte abgewinnen können. — Der Eingang für Talma's fragmentarische Darstellungen wurde mit Einem Pfunde und fünf Schillingen, fast auf mehr als englische Weise, bezahlt; indessen sollte ich dennoch mit meiner Neugier noch im Hafen Schiffbruch leiden; denn da ich den ganzen Tag auf dem Museum gearbeitet hatte, so war mir keine Zeit geblieben, mich umzukleiden, und selbst bei diesem hohen Preise war es nicht erlaubt, anders, als in Schuhen den Saal des Opernhauses zu betreten. Um so erwünschter mußte es mir sein, die gepriesene George wenigstens hier in Straßburg kennen zu lernen; aber beinahe wäre auch hier meine Hoffnung zu Grunde gegangen; denn kaum war für meinen Reisegefährten und mich noch ein Platz zu finden, und nur nach Kämpfen und Bitten erhielten wir in der Loge über dem Prosceniun Raum, das

Orchester wurde wegen des Andrangs weggeräumt, und das ziemlich große Haus war von Bewunderern und Neugierigen überfüllt.

Aber ein merkwürdiger und seltner Fall war es auch gewiß; denn es wurden zwei große Tragödien gegeben, beide von fünf Acten und in beiden spielte die George die Hauptrolle. Zuerst die Makkabäer, in welchem Stück sie als Mutter der Märtyrer, und dann Macbeth nach Shakspeare, worin sie als Lady Macbeth auftrat. Die Bearbeitung war zwar die schwächliche des Ducis, indessen war es eigen auf dem Anschlagzettel bemerkt, daß die Scene, in welcher sie als Nachtwandlerin auftritt, vorzüglich merkwürdig sei und die größte Aufmerksamkeit verdiene.

Um halb sechs Uhr fing das Schauspiel an und endigte erst um halb eilf, und es ist gewiß, daß dieser merkwürdige Abend mir große Eindrücke für mein ganzes Leben zurückgelassen, daß ich etwas der Art noch niemals gesehn hatte, und daß die wunderbarsten Empfindungen und seltsamsten Ueberraschungen in meiner Seele abwechselten. Wie oft gehen Kunstwerke an uns vorüber, die einen gefälligen Eindruck, einen lieblichen Nachklang in uns zurücklassen; andre erschüttern uns theilweise, machen an einigen Stellen einen tieferen Eindruck, indessen wird das Ganze durch Zerstreutheit und Zurückkehren zum Gewöhnlichen fast wieder vergessen. Aber vielleicht noch nie war es mir begegnet, daß ich ein Ganzes so auf die seltsamste Art erlebte, und dennoch nichts weniger als beruhigt oder befriedigt war, sondern diese große Erscheinung im Gegentheil in meinen Gefühlen nur schmerzhaft hin und wieder riß, und Erstaunen und Ueberraschung der wahren Begeisterung geradezu widerstritten und sie unmöglich machten.

Die George ist groß und jetzt übermäßig stark, aber man sieht noch, daß sie schön war. Ihr Antlitz ist sprechend, vorzüglich ihr Auge; ihr großer Blick ist vom höchsten Ausdruck, im Zorn, im Abscheu furchtbar, und die Verachtung, die sie in ihn legen kann, vernichtend. Ihre Geberde ist erhaben, mächtig, stark, aber alles schnell, ungestüm, selten vorbereitet, nur hie und da ein Uebergang von einem Aeußersten zum andern. Ihre Stimme ist im tiefsten Alt, der niemals unangenehm oder knirschend klingt, so gewaltig, daß, im buchstäblichsten Sinn, beim Ausruf des Schmerzes oder Zorns, ja beim Ach! das ganze Haus wiedertönt, und der Seufzer des Schmerzes, das Aechzen des Grames noch laut und kräftig erschallt. So wie diese Riesin auftrat, erschienen alle Mitspielenden als Zwerge, und selbst manche volle Männerstimme verschwand als ein unbedeutendes Schwirren. Denn es ist nicht bloß der gewaltige Ton selbst, sondern die Art, wie sie ihn gebraucht, anhält, ausstößt, die Rede unvermuthet zu noch größerer Kraft erhöht, und zuletzt noch mit einer Macht endigt, die man nach diesen Anstrengungen für unmöglich gehalten hätte, was diese erstaunlichen Wirkungen hervorbringt.

Auf dieselbe Art gebraucht sie Geberden und Mienenspiel. Indem sie, die Augen plötzlich rollend, ihren Mitspieler anblickend, schnell vorschreitet, erregt sie Entsetzen; in keiner Stellung verweilt sie, keine Geberde bereitet die zweite vor, alles überrascht, verwundert, und so wie

die Stimme plötzlich aus dem gehaltenen Ton erschreckend in einen raschen Sturm und Wirbelwind donnernder Worte übergeht, so schnell sich überstürzend, daß das Ohr kaum folgen kann, so endigt diese Fülle dann eben so plötzlich in einen gewaltsamen Aufschrei, in einen herzzerreißenden Seufzer, oder verliert sich in ein stummes Hinstarren und eine fürchterliche Pause.

Niemals habe ich einen so lauten, immer den angestrengten, vollen und mächtigen Ton auf irgend einer Bühne vernommen Denn wenn auch Fleck in einzelnen Scenen das Uebermenschliche erreichte, so war seine Rede doch immer im natürlichen Zeitmaß, die Stimme, so voll und kräftig sie war, war doch seine natürliche, und der Statur gemäß brauchte er die Pausen, die Scenen geringerer Leidenschaft zum Ausruhn, und seine höchste Anstrengung, wenn sie auch erschrecken und verwundern konnte, erstrebte keinen Ton, der über seinen Bereich hinaus lag, der anders gewesen wäre, als wir ihn im Leben vernehmen, nur hier voll und rund, auf das schönste ausgebildet, und in der größten Heftigkeit niemals diese Gränzen des Natürlichen verlassend. Bei dieser Künstlerin aber war der erste Grundton, auf welchem alles ruhte, schon ein erhabener, ich möchte sagen, übermenschlicher, und diese so stark angestrichene Saite konnte noch so viel stärker, höher, reißender und bis zu einer riesenhaften Anstrengung zum Klang gereizt werden, ohne daß man Mattigkeit oder Erschlaffung spürte, oder daß der Ton sich überschrie und in sich selbst zerbrach.

In den Scenen der höchsten Leidenschaft, als die Mutter alle ihre Kinder vom Tyrannen schlachten sieht, als sie klagt und diesem zürnt und flucht, wieder für das Letzte bittet, und es doch zum Sterben mit heroischer Lebensverachtung ermuthigt, war alles in ihrer Geberde Todeskampf, Geheul, die ungeheuerste Darstellung, die die Phantasie nur erschwingen kann. Und dann wieder zurückgerissen in Mattigkeit, Ohnmacht und Vernichtung, nur um dann so plötzlicher die vorige entsetzende Anstrengung aller Kräfte und furchtbaren Töne noch zu überbieten.

Es wäre nicht unmöglich, daß Krankheit oder selbst Tod einem solchen ununterbrochenen Krampf von einigen Stunden folgte. Dieselbe Frau aber, die nun schon das Höchste und Wunderbarste ihres Talentes ausgespielt zu haben schien, hatte Muth und Kraft genug, nach kurzer Zeit (denn im ersten Act dieses französischen Macbeth trat sie nicht auf, in neuer Gestalt, in frischem, ungeschwächtem Leben herzuschreiten und beinah in dieser ungeheuren Rolle die vorige als die schwächere erscheinen zu lassen. Ihre Stimme war fast noch klarer und klingender geworden, und in den Scenen, in welchen sie den Gatten beredet, von einschmeichelnder Lieblichkeit, die aber bald dem Hohn und Zorn, dem furchtbarsten Ausdruck wieder Raum geben mußte. Mit großer Virtuosität wurde hier der Ehrgeiz einer großartigen Frau, der sich bis zum Wahnsinn und zur Verzweiflung steigerte, sehr richtig völlig vom Charakter jener Matrone des vorigen Trauerspiels unterschieden; kein Ton, keine Geberde erinnerte an jene; Zorn, Verachtung und Hohn

waren jetzt von ganz anderer Art, und das Ungeheure der Leidenschaft, die Furie der Bosheit steigerte sich so, daß die Gestalt der früheren Tragödie für den Augenblick beinah in der Imagination erlosch.

Als Nachtwandlerin und in der letzten Scene erschien sie ohne Schminke und selbst weiß gefärbt, starr, ohne Blick, gespenstisch oder wie ein fratzenhaftes, bewegliches Bild des Entsetzens aus Stein geformt. Der Anblick war im Grausenhaften fast unerträglich.

Mit einem Worte, ich habe an diesem Abend das Größte, Vollendetste und Unbegreiflichste gesehn, was auf diesem Wege der menschlichen Kraft zu erreichen steht. Welche lange Bahn mußte ein Theater durchlaufen, wie viele und große Talente mußten auf der schon gebneten Bahn vorangehn, welch unermüdliches Studium mußte sich mit feuriger, schaffender Phantasie, mit allen günstigen Naturanlagen und mit der gesundesten Körperkraft antreffen und verbinden, um das Ungeheure dieser Kunstvollendung erschaffen zu können! Nichts Aehnliches habe ich auf dem Pariser Theater gesehn, nichts anderswo, was ich nur von fern mit dieser Virtuosität in Vergleichung stellen möchte. —

Wenn ich diese Darstellung die größte und vollendetste nannte, so war sie aber auch eben so gewiß die thörichste und widernatürlichste, die nur irgend möglich ist. Denn völlig war auch Natur und Wahrheit vernichtet, und alles Entsetzen und die furchtbaren Aeußerungen der höchsten Leidenschaften nur willkührlich und zum erschreckenden Spiel eingesetzt und mit andern ergreifenden Zeichen vertauscht, daß man ein solches Schauspiel ein Schwelgen am Grausen und Fürchterlichen, Widernatürlichen und Verzerrten nennen kann. Das Erstaunen endigte nicht, und die Seele des Zuschauers fand keine Rede oder Empfindung, auf welcher sie wieder ausruhen, oder sich dem Strome des Gedichts überlassen konnte. Es war wie Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag und Erdbeben.

Und dennoch, wie sich denn die Aeußersten immer berühren, ist mir auf der Bühne noch niemals die Anschauung so deutlich geworden, wie der Sophokles gespielt und gesprochen werden müßte. Diese Art und Weise ist es, nur künstlerisch gemäßigt, in der alsdann durch poetische Weisheit und Milderung jene Grazie des Furchtbaren hervorgezaubert werden könnte. Diese Bewunderung einerseits und begeisternde Ahnung, so wie von der andern Seite der bestimmteste Widerwille gegen diese höchste Unnatur, war auch die Ursache, wodurch mein Gefühl zerrissen wurde und mir in keinem Augenblick jene ächte Täuschung ward, die selbst in der Erschütterung mit dem poetisch-behaglichen, ja seligen Empfinden eins und dasselbe ist. —

Frage ich mich nun, ob dieses Spiel die wahre ächtfranzösische Tragödie ist, ob Racine oder Corneille, oder irgend ein Dichter seine Verse dichten konnte, um sie auf diese Weise deklamiren zu lassen, so muß ich mir das bestimmteste Nein antworten. Absicht und Sinn der französischen Tragödie, ihre Bedeutung und ihr Wesen müssen auf diesem Wege völlig zu Grunde gehn, und sollte diese wunderbare Virtuosität allgemein beliebt werden, so müßte man ohne Zweifel ganz neue Gedichte

für diese Schule erfinden. Das Gehaltene, Würdevolle der französischen Manier, die Ruhe, selbst Kälte in der Leidenschaft, ein Strom schöner Worte, wo die Prosa oft bedeutender wäre, das Konventionelle der Gesinnungen, der moderne Anstand, die Galanterie und Süßlichkeit, alles ist im völligsten Gegensatze gegen diese Art, das Gedicht darzustellen. Diese Virtuosität, die man allerdings eine vollendete nennen muß, nähert sich wieder jenem unglücklichen pantomimischen Spiel in den widerwärtigen Melodramen, entfernt sich eben so weit von der konventionellen Grazie und Majestät des französischen Theaters, als von der Wahrheit der Natur, und giebt uns deßungeachtet, indem sie unbedingt in die Verkehrtheit stürzt, eine Ahnung und Anschauung von jener Herrlichkeit der griechischen Tragödie, die freilich weder wie Göthe, Schiller, Shakspeare, noch wie Racine und Corneille gespielt und gesprochen werden darf. — — —

XCII. Johann Heinrich Bernhard Dräseke.*)

(1774.)

Vom Weltgericht.

Predigt im Jahre 1809 gehalten über Matth. 25, 31—46.

(Vierte Sammlung. S. 203.)

Vor einem großen Gegenstande, meine Brüder, vor einem Gegenstande, für den die Sprache kein Wort hat, um ihn würdig zu bezeichnen, sollen wir uns heute sammeln zu gemeinsamer Lehre. Eine Handlung, eine Anstalt, eine Begebenheit, oder wie nenne ich's? eine Feier soll ich euch schildern, die uns Alle betrifft, der wir uns entziehen nicht können, die den Ausspruch über unser Heil thut, die schon mit unserer Geburt anhebt, die durch unser ganzes Dasein fortdauert, die den verschwundenen und den kommenden Geschlechtern zugehört, die nimmer enden wird. Eine Stiftung, — womit darf ich sie vergleichen? Was wir Hohes, Herrliches, Glänzendes unter uns haben von verwandter Art, unsere Gerichtstage, Landtage, Reichstage, Fürstentage, — was sind sie gegen eine Verfügung, der die Völker und die Welten und die Jahrtausende alle, der „Himmel und Erde mit allem ihrem Heer" unterworfen sind?

Vom Weltgericht soll ich mit euch reden.

O daß wir mit Würde das Würdige betrachten möchten! Daß ihr aufnehmen wolltet in eure tiefste Seele, was ich euch mitzutheilen habe! Daß „nicht mit Menschen-, daß ich mit Engel-Zungen" jetzt zu euch reden könnte, um über meine Worte ein Licht, eine Wärme, eine Gewalt zu verbreiten, die sie nicht haben werden.

*) „Predigten für denkende Verehrer Jesu. Vier Sammlungen. Vierte Auflage. Lüneburg. 1826." 8.

Doch, auf dich traue ich, Herrſcher der Welt! Deiner Gläubigen Freund und Vater! Zu dir fleh' ich: Hilf, o hilf uns! Nicht erliegen laß deine Kinder in ihrer Schwachheit unter dem Gewicht unausſprechlicher Gedanken. Lehre ſie die Wahrheit erkennen, ermuntre ſie, die Tugend zu lieben, und führe ſie den Weg zu dir! Amen.

Text, Matth. 25, 31—46.

„Wenn aber der Menſchenſohn kommen wird in ſeiner Herrlichkeit, und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er ſitzen auf ſeiner Herrlichkeit Stuhle. Vor ihm werden alle Völker ſich verſammeln; und er wird ſie von einander ſcheiden, wie ein Hirt die Schafe von den Böcken ſcheidet. Die Schafe wird er zu ſeiner Rechten, die Böcke zu ſeiner Linken ſtellen.

Dann wird der König an die zu ſeiner Rechten ſich wenden: Kommt, ihr Geſegneten meines Vaters! Ererbet das Reich, das euch bereitet war von Anbeginn der Welt. Ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich geſpeiſet. Ich bin durſtig geweſen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Fremdling geweſen, und ihr habt mich beherbergt. Ich bin nackt geweſen, und ihr habt mich bekleidet. Ich bin krank geweſen, und ihr habt mich gepflegt. Ich bin gefangen geweſen, und ihr ſeid zu mir gekommen.

Dann werden die Rechtſchaffenen ihm antworten: Herr! wann ſahen wir jemals dich hungrig, und ſpeiſeten dich? wann durſtig, und tränkten dich? wann einen Fremdling, und nahmen gaſtlich dich auf? wann nackt, und kleideten dich? wann krank, oder gefangen, und kamen zu dir?

Der König aber wird darauf erwiedern: Wahrlich, ich ſage euch: was ihr gethan habt an einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern, das habt ihr mir ſelbſt gethan.

Dann wird er auch die zur Linken anreden: Weichet hinweg von mir, ihr Verdammten, in das ewige Feuer, das dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt. Mich hungerte, und ihr habt mich nicht geſpeiſet. Mich durſtete und ihr habt mich nicht getränket. Ich war ein Fremdling, und ihr habt mich nicht aufgenommen. Ich war nackt, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich war krank und im Gefängniß, und ihr ſeid nie gekommen, mich zu pflegen.

Jetzt werden auch dieſe ſagen wollen: Herr, wann hätten wir dich hungrig, oder durſtig, oder einen Fremdling, oder nackt, oder krank, oder gefangen geſehen, und hätten dir nicht gedient?

Er wird ihnen aber den Ausſpruch thun: Wahrlich ich ſage euch: was ihr nicht gethan an einem unter dieſen Geringſten, das habt ihr auch an mir nicht gethan.

Und ſo werden ſie in die ewige Pein gehen, die Gerechten aber in das ewige Leben."

Ein Bild vom Weltgericht stehet hiermit vor unsern Augen, groß und wahr. Wie es sein werde, „wenn nun der Menschensohn kommen wird in seiner Herrlichkeit, und alle Engel Gottes mit ihm": hier spricht eine Reihe kräftiger Züge es vor uns aus.

Es beschränkt sich jedoch dieses Gemälde nur auf diejenigen Entscheidungen über unser Heil, welche die Ewigkeit sich vorbehält. Lasset uns heute diesen Gesichtskreis noch erweitern. Lasset tiefer uns in den Begriff eines Weltgerichts eindringen, weil ja der Göttliche, dessen Namen wir nennen, uns dazu in den Stand gesetzt. Es wird dann ein dreifaches Weltgericht vor uns erscheinen.

Ein Weltgericht im Herzen,
Ein Weltgericht in der Geschichte,
Ein Weltgericht in der Ewigkeit.

Möge der Anblick uns ergreifen, geliebte Brüder! Möge er uns gewinnen für den Herrn und sein himmlisches Reich!

Es ist etwas Allbekanntes, daß der Mensch in seinem Herzen eine Stimme hat, die über sein Thun und Lassen zu ihm redet; die ihm Gesetze für dasselbe vorschreibt; die nach diesen Gesetzen über ihn urtheilt; die ihren Urtheilsspruch geltend macht, und je nachdem sie „entschuldigen," oder „verklagen" muß, Freude oder Leid bereitet. Ein inneres Gericht.

Nicht „Fleisch und Blut" haben es verordnet; denn mit den sinnlichen Neigungen geht es nicht zu Rathe. Seine Bescheide sind von diesen unabhängig, und widersprechen denselben oft geradezu. Es verbietet, was die Lust wünscht. Es fordert, wogegen diese sich sträubt. Darum auch folgt uns bei so mancher Gelegenheit, wo wir unsre Triebe verläugnet haben, sein Beifall, und wo wir ihnen Raum gegeben haben, sein Vorwurf.

Eben so ist dieses innere Gericht kein Nachhall von fremder Meinung, und läßt durch das Urtheil Anderer sich nicht bestechen. Es giebt nicht selten, wo die Menge uns lobt, seinen ernsten Tadel zu erkennen; und bezeugt uns nicht minder oft, wo die Welt uns verdammt, seine höchste Zufriedenheit.

Die Stimme des Unsichtbaren also, „der Himmel und Erde, und Alles was darinnen ist, gemacht, und den Menschen nach seinem Bilde geschaffen hat," — sie, sie läßt in unserem Herzen sich hören. Wie er an der Pflanze seinen Rathschluß durch ihre eigenthümliche Einrichtung dargelegt, und in den Thieren seinen Willen durch ihren natürlichen Instinkt ausgesprochen hat: so hat er seinen vernünftigen Geschöpfen, den Menschenkindern, durch ihr Gewissen sein Gesetz offenbart. Gott, der unendliche Weltenmeister, erhebt seine Stimme, so oft es im Heiligthum unsers Wesens laut wird.

Daher denn auch die Kraft, mit welcher das Gewissen seine Urtheile vollziehet. Sein Lob ist kaum ausgesprochen: so strömt hohes Vergnügen durch unser Innerstes, und heiterer schauet der Blick in die Umgebung. Sein Tadel ist kaum vernommen: so sinkt in Scham, in

Reue, in Traurigkeit, in ein Meer von bittern Thränen der Verlassene, und düster, wie sein Gemüth, wird ihm die ganze Welt.

Selbst die äußeren Schicksale fügen sich unter dieses inneren Richters Ausspruch. Er vermag nicht, sie zu leiten; er giebt ihnen aber, wenn sie da sind, ihre eigenthümliche Gestalt. Die Frage, „wofür geschieht mir das?" kann kein Mensch abweisen. Gehört zwar schon ein härterer Sinn dazu, wenn sie bei glücklichen Ereignissen sich uns aufdrängen soll; in der Trübsal werden die rohesten Gemüther auf sie geführt. Hast du nun Gutes gethan, so prägt sich dir eine jegliche Lebensfreude, wäre sie auch nicht eben eine Frucht deines Verhaltens, zu süßem Lohn aus. Hast du dagegen verwerflich gehandelt: so findest du zwischen der Sünde, die du begingst, und den Unfällen, die dich treffen, einen Zusammenhang, auch wenn du ihn nicht begreifst. In allen deinen Nöthen stehest du eine strafende Macht über dir walten. Dir ist es deutlich, was wohl Niemand außer dir ahnet, „womit du deine Leiden verschuldet." Oft gar in später Zeit erst erscheinen längst verübte, vielleicht schon wieder vergessene, Missethaten; und rufen, indem sie die verzögerte Rache nehmen: „das ist dafür!" Nun wird es mir wieder eingebracht, was ich Heilloses begangen, — seufzt dann in des Nachdenkens finstrer Stunde, wer seine Seele belastete. „Nun erfahren wir es," — sprachen Jakob's Söhne unter einander, als sie, in Egypten, beim Korneinkauf, so hart sich bedrängt sahen; — „das haben wir an unserem Bruder verschuldet, da wir uns nicht erbarmten der Angst seiner Seele, und nicht achteten auf sein Flehen, und wollten ihn nicht erhören; darum kommt nun diese Trübsal über uns. Ja, seufzte Ruben, sagte ich's nicht, da ich sprach: versündiget euch nicht an dem Knaben? Nun wird sein Blut gefordert."

Mag der Leichtsinnige denn, bei einzelnen Thaten, auf das innere Gericht nicht merken; seinen Spruch giebt es ab. Mag er, unnatürlich genug, gegen diesen Spruch sich betäuben; sich selbst zerstören kann er nicht. Mag er Jahrelang in solchem Taumel beharren, und durch der Lüste furchtbares Getümmel kein göttlicher Ruf dringen können; diesen Gerichtshof löset kein Wechsel der Dinge auf. Er bleibt. Er stehet da ohne Wanken. Er ist unsterblich wie die Menschheit.

Und er ist alt, wie sie. Nicht jetzt erst fangen wir an, unter seinen Gesetzen zu stehen. Unsere Väter haben sich vor ihnen gebeugt mit gleicher Achtung. Selbst die Stammeltern unsers Geschlechts erkannten schon ihre Verbindlichkeit. Sie wußten von einem Gebote des Herrn, dem sie gehorchen müßten; und als sie dennoch es übertraten, und nun die unsichtbare Gottheit ihnen zurief: „wo bist du?" Da verbargen sie sich vor Scham.

Es hat sich auch im Wesen nicht verändert, dieses innere Gericht; es ist noch daſſelbe; unverwischt enthält noch das Menschenherz die Schrift des Welturhebers. Zwar haben nicht alle Völker und alle Zeitalter sie gleich richtig gelesen und gleich würdig gedeutet. In verschiedenen Gegenden der Erde und auf verschiedenen Stufen der Bildung hat dann manche Abweichung vorfallen müssen. Immer aber

war das doch klar: es gebe ein Recht und ein Unrecht, eine Tug
und ein Laster, einen Himmelsweg und einen „Irrweg"; und das
zu suchen, das Andere zu fliehen, sei jedes Menschen, welcher der G
heit gefallen wolle, unerläßliche Pflicht.

Ausgedehnt endlich über die ganze Menschheit finden wir
Gewalt dieses Gerichtshofs. Da ist Keiner, bei dem nicht Spuren
zeigten, daß er diese Gewalt fühle. Wo wir dem Mitbruder, wäre
der Allerroheste, zum ersten, schwachen Bewußtsein seines Mensch
wesens verhelfen, da entwickelt sich in ihm ein Sinn für das Ge
in seinem Innern. Zarte Kinder überraschen uns oft, lange ehe
es vermuthen, mit Beweisen, daß auch zu ihnen die Gottheit schon r
Zufolge gleicher Erfahrungen schrieb Paulus an die Römer: „die
den, die das geschriebene Gesetz nicht haben, und doch von Natur t
des Gesetzes Werke, sind sich selbst ein Gesetz; indem nämlich ihr
halten beweiset, ihrem Gemüthe müsse ein Gesetz eingeprägt sein." U
so ist es, meine Brüder! Wo, über die ganze, weite Erde hin, Me
schenherzen schlagen, da stehet auch ein Richterstu
Gottes in der Menschenbrust.

Und nun überlasset euch einmal dem Gesammteindrucke dieser Gedan
ken. Nun stehe ein jeglicher still bei der Betrachtung: So ist denn
eine Welt vernünftiger Wesen da, von denen jedes einzelne im
innersten Herzen die Stimme der richtenden Gottheit hört, und nir
gend, nirgend, wohin es fliehe, weil es überall es selbst bleibt,
dieser Stimme entrinnen kann. Nun spreche zugleich zu sich selbst
unsere Seele also: Auch ich höre dich, Weltrichter! Auch in mir hast
du fest und ewig gegründet deinen heiligen Stuhl. Wo ich mich prüfe;
da trete ich zu dir hin. Wo ich überdenke mit frommem Ernste, wie
ich gelebt; da stehe ich vor deinem allsehenden Auge. Wo Gefühl
der Freudigkeit über mein Thun mich anhaucht, wie Himmelsodem; da
ertönt mir dein sanfter Spruch. Und wo das Bewußtsein meiner Ver-
schuldungen in mir auflebt, und mit Selbstanklagen, auf die ich nicht
zu antworten vermag, in mich eindringt, — auch da erschallt mir der
Ruf deiner strafenden Gerechtigkeit. Ueberall auf der Erde, wo
Menschen über sich selbst zu Gericht sitzen, es sei Tag, oder Nacht;
überall auf der Erde, wo Rechtschaffene die seligste aller zeitlichen Belohn-
nungen, den innern Dank, empfangen, es sei Einer von uns, oder ein
Anderer; überall auf der Erde, wo Scham die Augen nieder schlägt,
wo Reue die Herzen nagt, wo bange Geständnisse über die Lippen sich
kämpfen, und ein schüchternes: „Gott sei mir Sünder gnädig!" in
offenen Tempeln oder im verschlossenen Kämmerlein, zum Herrn der
Welt aufflehet; und ihrer mögen ungezählte Schaaren sein in jedem
Augenblick: — da! da, und also an allen Orten, und zu allen
Zeiten, und in allen lauten Sprüchen des Gewissens,
und in allen leisen Bebungen des sittlichen Sinnes, da
ist Gott und sein Gericht.

O Gott, o Richter der Menschen, o Vergelter auch über uns!

Soll uns deine Nähe nicht heiligen? Sollen wir dich nicht „vor Augen haben unser Lebelang?“ —

Gehen wir nun weiter, meine Brüder, und wenden, wie bisher nach Innen, so nach Außen den Blick; da wird es uns klar: Weltgericht ist, wie im Herzen, so in der Geschichte.

Es bieten sich nämlich die Thaten der Menschen mit ihren Folgen unserem Nachdenken dar. Wohl ist der Zusammenhang zwischen beiden oft zu zart für das irdische Auge. Unmerklich verfließen die Uebergänge in einander; und man kann nicht mehr angeben, welchen Antheil der Menschen Handlung, und welchen der Umstände Fügung an dem haben möge, was morgen aus dem Heute hervorgeht. Das aber zeigt sich dem Beobachter doch als waltende Regel: Wo Thaten sind, da sind Folgen; wie die Thaten sind, so sind auch die Folgen.

Diese Regel steht fest. Räumen wir ein, daß jede Ursache ihre Wirkung habe: so geben wir auch zu, daß kein Streben des Menschen ohne Folgen bleibe. Mögen diese Folgen immerhin nicht in jedem Fall sich nachweisen, oder berechnen lassen! Sie sind da. Und wo sich das, was sie erzeugte, in gleicher Gestalt und Art, wiederholt; da wiederholen auch sie sich. Auf Uebung der Kräfte folgt Stärke, nirgend folgt sie auf schlaffe Ruhe. Auf Fleiß folgt Geschicklichkeit, nirgend folgt sie auf träge Versäumniß. Auf Verdienste folgt Ehre; nirgend folgt sie auf einleuchtenden Unwerth. Und so entstehen, gewiß und unausbleiblich, verschiedene Folgen aus Weisheit und Thorheit; aus Berufserfüllung und aus Pflichtverletzung. Ganz anders geht es einem gebildeten und friedliebenden, ganz anders einem rohen und kriegerischen Volke. Freude winkt der Stab eines liebenden Hirten; auf Blut deutet die Geißel eines herzlosen Tyrannen.

Und von jeher galt diese Ordnung. Wie weit wir hinaufsteigen in der Geschichte einzelner Menschen und ganzer Nationen, wir sehen immer ein Fortschreiten von Wahrheit, Tugend und Kraft zu höheren und mannigfaltigeren Gedeihen, von Schwäche, Wahn und Laster zu Fall und Untergang.

Ueberdies finden sich nicht blos in einzelnen Strichen der Erde die Belege hierzu; sie begegnen dem Forscher, wo Menschen wohnen. Er erhält sie von Morgen und von Abend aus fernen Reichen und aus der geliebten Heimath, aus den Palästen der Großen und aus des Landmanns stiller Hütte.

Darum kann auch nur der gedankenlose Mensch dieses Steigen und Fallen des Glücks in der Welt für ein Spiel des Ungefährs halten. Er beweiset damit, daß er den Ursachen nie nachsinne, welche Wohlstand und Heil, oder Drangsal und Verderben bereiten. — Nicht minder flach und trostlos erscheint derer Urtheil, die in dem, was sich mit Menschen und Staaten ereignet, allein die Natur, wie sie es nennen, wirken sehen; und in deren Augen folglich Alles, auch ihr Schicksal, mechanisch und blindlings, wie ein aufgezogenes Uhrwerk, seinen unhintertreiblichen Gang geht. — Dem denkenden und gläubigen Geiste ist die

Aller Gegenwart, und dennoch erdulden wir unsere Strafe oh
Zeugen.

Aus allem Bisherigen endlich geht hervor, daß meistens die Me
schen *selbst* zu ihren Begegnissen den Grund legen. *Sie schaffe*
ihren Ruhm und ihre Schmach; *sie weihen* sich dem Leben und de
Tode. Zuweilen aber, — und das ist das Letzte, dessen wir hier gede
ken müssen, — leuchtet es eben so hell ein, daß ihre Thaten, für sic
zur Erklärung ihres Schicksals nicht hinreichen; ich meine: daß d
Ursach, warum es eben also mit ihnen kommen mußte, in dem, wc
durch sie selbst geschah, entweder gar nicht, oder doch nicht befriedigen
nachgewiesen werden kann. Oft treibt es, wie Adlerfittig, sie hinau
und ihr Verdienst hat wohl kaum *mitgewirkt*. Oft rächet sich ei
Thorheit, ein Versehen, ein Schritt der Uebereilung fürchterlich; un
tausend, nun gerade eintretende, *Umstände* müssen als eben so vie
Gewichte sich daran hängen, um den Thäter in den Abgrund zu ziehe
Wenn irgendwo, so enthüllt sich's in solchen Fällen, daß *mehr* al
blinde Naturnothwendigkeit, daß *ein Wille* in den Ereignissen au
Erden sich ausspricht, und eine unsichtbare Hand, zum Gericht, übe
dem Leben der Menschen aufgehoben ist.

Vertiefen wollen wir uns, geliebte Brüder, in diese Ansicht de
Weltbegebenheiten. Nicht als ein eitles Spiel wird uns dann vorkom
men, was auf Erden geschieht. Wir werden den heil'gen Ernst, de
darin liegt, mit frommem Schauder bemerken. Wir werden den Fuß
tritt Gottes in dem Gange der Dinge ahnen. Wir werden, wenn gleic
unser Urtheil beschränkt ist, die Gerechtigkeit nicht zu verkennen wagen
die, oft so auffallend, in den Schicksalen der Menschen und Völker sic
offenbart. Vor Allem werden wir bei *uns selbst*, als mit denen
wir's ja auch hauptsächlich zu thun haben, in sorgfältigster Ueberlegung
still stehen. Wir werden uns ergreifen lassen von der Wahrheit: daß
auch über uns ein Vergelter waltet; daß auch unser Loos, nach
Gesetzen, die er gegeben hat, sich entscheidet; daß auch an uns, wie
wir *verdienen*, geschehen wird; und daß folglich eine *jede* unserer
Thaten zum Gerichte über uns den Herrn der Welt einladet.

Heiliger, Herzenerforscher, Allgewaltiger! Wenn in deiner Hand
unsere Seligkeit steht, was säumen wir denn, *dir* uns zu unterwerfen?
Wenn mit *gerechter* Wage du wägst, was klagen, was murren wir
denn in den Tagen der Trübsal?

Ja! mit *gerechter* Wage *wägt* Gott, meine Brüder. Welt-
gericht, ohne *diese* Ueberzeugung, ist ein leeres Wort, ist ein Wider-
spruch in sich selbst. Wir würden auch unzählig oft die Gerechtigkeit
in seinen Gerichten noch deutlicher wahrnehmen, wenn unser Gesichts-
kreis nicht so klein, oder nicht von Vorurtheilen und Leidenschaften so
oft wie in Nebel gehüllt wäre. Dessen ungeachtet sehen wir, selbst mit
diesem Blicke, so viel, daß eine *vollendete* Gerechtigkeit auf der
Erde noch nicht gehandhabt wird.

Nehmet die Sache, von welcher Seite ihr wollet, Christen!
Im Herzen ist Weltgericht! wer zweifelt daran? Aber nicht in

en Herzen, und nicht in jedem Augenblick richtet es, wie es sollte. lbst die am zartesten fühlen, dürften leicht ein- und anderes über- en. Manche wissen durch Ausflüchte gegen wohlgegründete Vorwürfe zu schützen. Manche schreien im wilden Toben böser Lüste den en Ruf des unsichtbaren Erinnerers völlig nieder. So sind oft die bsten Frevler die ruhigsten, während der bessere Mensch wegen gerin- Versehen sich quält. Angesehen auf strenge Gerechtigkeit ist es diesem Richterstuhle des Herzens; das liegt am Tage, aber wirk- vorhanden ist sie noch nicht.

In der Geschichte ist Weltgericht; wer möchte das läugnen? was von Menschen gesäet ward, geht irgend einmal für Menschen Aber oft liegt lange die Saat in der Erde. Die Rache wartet. Schwert, gleichsam an einem Haare hängend, drohet von Augen- zu Augenblick dem verbrecherischen Haupte. Gleichwohl entrinnet Laster. Ueber den Ausbruch des Unglücks, das sie eingeleitet haben, den die Geschlechter weg; und für spätere Zeitalter, „die das Maaß ur erfüllen," fließt es über. Die „Sünden der Väter werden heim- esucht an den Kindern" oft noch über „das dritte und vierte Glied" inaus. Ist endlich in einer Gegend das Feuer aufgelodert, da wälzt es sich fort über die rauchende Erde und verheert selbst friedliche Gefilde.

Gott hält Gericht; wer nähme es nicht wahr? Doch nicht nach abgemessenem Verdienste empfängt jede einzelne Zeit, und jeder einzelne Mensch. Während hier ein Mehr geschieht, geschieht dort ein Weniger; und eben so frevelhaft, als ungerecht würde es sein, von den Schicksalen der Brüder unbedingt auf ihren Werth zu schließen.

So gewiß wir es also empfinden, „wie unbegreiflich, o Gott, seine Gerichte sind": so gewiß stehet uns eine Zukunft bevor, welche as Dunkel erhellen wird. So gewiß wir nicht anders können, als as, was jetzt geschieht, nur für den Anfang eines herrlichen Ganzen u halten: so gewiß wird dies Ganze sich einst darstellen in Ehrfurcht ebietender Majestät. So gewiß unter den Vorbereitungen zu einem Weltgericht, die im Menschenherzen und in der Menschengeschichte egen, das Bedürfniß eines vollendeten Weltgerichts sich ns aufdringt, und die Ueberzeugung uns von diesem Schauplatze geleitet: „es ist noch nicht zu Ende"; — so gewiß ist es: „der Men- hensohn wird einst kommen in seiner Herrlichkeit"; — es wird enseit des Grabes noch Weltgericht sein!

Wer es halten werde? fragt ihr. Der es immer gehalten on Anbeginn, der „zu den Vätern schon geredet", und die Ereignisse er Völker „wie Wasserbäche" geleitet hat, — kein Ander- Kein on Wahn irre geleitetes, kein durch Leidenschaft verblendetes Wesen! er Herr, „vor dem die Nacht, wie der Tag ist und Alles wie as Licht", — „Gott wird geben einem jeden nach einen Werken." [illegible] Er wird alles

„Offenbar" werden dann diese Werke werden

vergessen. Selbst „die Rathschläge der Herzen" sind Thaten vor ihm und die verschwiegendsten Geheimnisse erforscht der allwissende Geist. So drängen sich mit den lauten die stillen und „die verborgenen Fehle" hervor, als des Lebens Zeugen.

Dabei tritt Alles, was durch uns geschah, nur in sein rechtes Licht. Hier ward es bald zur Ungebühr gepriesen, bald nicht nach Würden geschätzt; dort gilt einzig der wahre Werth. Hier glaubte der Dünkel etwas Großes gethan zu haben, und stimmt nun die Sprache an: „Herr, wann hätten wir dich hungrig, oder durstig, oder einen Fremdling, oder nackt, oder krank, oder gefangen gesehen, und hätten dir nicht gedient?" Oder es stellt auch wohl ein bescheidenes Verdienst sich selbst in Schatten und fragt beschämt: „Herr, wann sahen wir jemals dich hungrig und speiseten dich? wann durstig und tränkten dich? oder einen Fremdling, und nahmen gastfrei dich auf? oder nackt, und kleideten dich? Oder krank, oder im Gefängniß, und kamen zu dir?" Die Einen aber, wie die Andern, erwachen dort, nur jeder verschieden! aus ihrer Täuschung.

Strenge wird demnach das Gericht sein. Es findet jene Schonung, die bald übersehen, bald zu Gute halten, bald Strafen abwenden, bald wenigstens mildern will, da nicht statt. Die Zeit der langmuthsvollen Gnade ist vorüber; und wer nun so sicher, oder so frech war, daß er sündigte, „damit die Gnade desto mächtiger würde", bemerkt endlich den entsetzlichen Irrthum.

Wenn indessen auch strenge, so ist doch der Herr nur „gerecht, und hat Gerechtigkeit lieb". „Das Wort, das er geredet hat, wird uns richten am großen Tage." Was diesem zufolge „einem Jeden gebührt, soll ihm werden." Vorzüglich wird das Gebot der Liebe entscheiden, weil die Seele alles Gutseins, aller Gottesfurcht, aller echten Menschengröße, weil „das Band aller Vollkommenheit, und besser als alles Wissen — Liebe ist," Liebe nämlich zu Gott dem Vater, und zu Jesus dem Heiland, und zu den Menschen, als Brüdern. Daher wird es heißen: „Wahrlich! was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen Geringsten, das habt ihr mir selbst gethan." Und der „Menschensohn" wird diese Prüfung unsers Werthes anstellen. Der auf Erden einst wandelte, und „Fleisch und Blut hatte," und auch „allenthalben, wiewohl ohne Sünde, versucht ward, gleichwie wir," er wird den Ausspruch über uns thun. Kann das Recht eine freundlichere Gestalt annehmen, als diese? Vor Zeugen, vor allen Engeln des Himmels wird er unser Loos bestimmen; kann da ein Zweifel auch nur in unserer Seele walten, ob wirklich „ein Jeder empfangen werde, je nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben?"

Und wehe doch dem, der da wähnte „diesem Urtheil zu entrinnen!" [illegible] dir kein Ausweg offen. Wo du sein magst, Erdenpilger, o[illegible]in Reich im, oder „am äußersten Meer;" du bist allenthalben in Gottes [illegible]. Das Gericht sterblicher Regenten, die trotz aller ihrer Macht schwach sind, wie du, kannst du vielleicht hintergehen; Gott [illegible]et dich. Dem Tadel gedrückter Unterthanen darfst du vielleicht auf

ewig Schweigen gebieten, und, wo er doch laut wird, furchtbare Rache nehmen, o du, den die Vorsehung als Führer, als Vater, an ihre Spitze gestellt hat; Gott aber wehrst du nicht. Sein Gericht ist eben so allgemein, als unpartheiisch. Es reicht vom Anfang bis zum Untergang. Es umfaßt die verschwundenen und die kommenden Jahrtausende. Es unterwirft sich „den Kreis des Erdbodens." Es geht nicht nur die Kleinen an und die Schwachen, es umfaßt die „Thronen und Herrschaften, die Fürstenthümer und Obrigkeiten;" „und gilt kein Ansehen der Person."

Zugleich hat es, nach dem Zeugniß unsers Evangeliums, eine hohe, eine Alles übertreffende Feierlichkeit. Denn, hören wir da, wenn der Menschensohn kommen wird, und alle heil'gen Engel mit ihm: dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, und nun wird er versammeln die Völker alle." Diese Vereinigung eben, diese Gegeneinanderstellung Aller, die vormals im Leben sich trafen, und in kurzer, oder langer Gemeinschaft standen, welch ein heiliges Gewicht liegt in ihr! Ach! schon der Gedanke an Menschen, zu deren Fall und Elend wir beitrugen, ist Verdammniß! Ach! schon die Erinnerung an Glückliche, an Edle, an Gerettete für den Himmel, die es durch uns wurden, ist Seligkeit. Was wird es sein, wenn wir dort nun, Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Lehrer und Zögling, Freund und Feind, Dränger und Bedrängte, Mensch und Mensch, gesammelt stehen vor dem, der uns berufen hat, und Jeder nun, während das Leben mit seinen Thaten, wie in einem Spiegel an ihm vorüber geht, des Richters Urtheil empfängt! Großer, ernster, unaussprechlicher Tag!

Wendet die kleinen Maaße des sinnlichen Lebens auf dieses Fest der Ewigkeiten nicht an, meine Brüder! Fraget nicht, wo der Platz sei für eine solche Versammlung, die der Gedanke kaum denke in ihrem Umfang. Oertlichkeiten und Erdenräume kennet der Geist nicht. Die Welt Gottes ist groß! Und überall in der Welt ist Gott und seines Gerichtes Stuhl.

Was der Herr dann über uns geurtheilt, das Wort wird bleiben, und wenn „Himmel und Erde veralten könnten, wie ein Kleid." Folgen wird dem Spruch die Erfüllung; und weil diese Erfüllung sich nimmer ändern, vielmehr alle Ewigkeiten hindurch sich nur entwickeln kann, mehr und mehr: so wird dieser Gerichtstag der letzte, „der jüngste" sein. Er wird „scheiden," was nicht zusammen gehört, „wie der Hirte die Schafe von den Böcken sondert," und dadurch entscheiden. Treffen wird Alle, die hier gelebt haben, ihre Reihe; „und die Ungerechten werden in die ewige Pein gehen, die Gerechten aber in das ewige Leben."

Möchte eure Wißbegierde nun auch erfahren, wann dieser Gerichtstag kommen werde: so bescheidet euch, meine Brüder: „unser Wissen ist Stückwerk, und all' unser Weissagen Stückwerk; und nur erst, wenn das Vollkommene kommt, hört das Stückwerk auf." Nicht einmal im Erdenleben, wo doch so dicht die kurzen Zeiträume zusammen fallen, wissen wir voraus, wann Gott es gut finden möge,

war das doch klar: es gebe ein Recht und ein Unrecht, eine Tugend und ein Laster, einen Himmelsweg und einen „Irrweg"; und das Eine zu suchen, das Andere zu fliehen, sei jedes Menschen, welcher der Gottheit gefallen wolle, unerläßliche Pflicht.

Ausgedehnt endlich über die ganze Menschheit finden wir die Gewalt dieses Gerichtshofs. Da ist Keiner, bei dem nicht Spuren sich zeigten, daß er diese Gewalt fühle. Wo wir dem Mitbruder, wäre er der Allerroheste, zum ersten, schwachen Bewußtsein seines Menschenwesens verhelfen, da entwickelt sich in ihm ein Sinn für das Gericht in seinem Innern. Zarte Kinder überraschen uns oft, lange ehe wir es vermuthen, mit Beweisen, daß auch zu ihnen die Gottheit schon rede. Zufolge gleicher Erfahrungen schrieb Paulus an die Römer: „die Heiden, die das geschriebene Gesetz nicht haben, und doch von Natur thun des Gesetzes Werke, sind sich selbst ein Gesetz; indem nämlich ihr Verhalten beweiset, ihrem Gemüthe müsse ein Gesetz eingeprägt sein." Und so ist es, meine Brüder! Wo, über die ganze, weite Erde hin, Menschenherzen schlagen, da stehet auch ein Richterstuhl Gottes in der Menschenbrust.

Und nun überlasset euch einmal dem Gesammteindrucke dieser Gedanken. Nun stehe ein jeglicher still bei der Betrachtung: So ist denn eine Welt vernünftiger Wesen da, von denen jedes einzelne im innersten Herzen die Stimme der richtenden Gottheit hört, und nirgend, nirgend, wohin es fliehe, weil es überall es selbst bleibt, dieser Stimme entrinnen kann. Nun spreche zugleich zu sich selbst unsere Seele also: Auch ich höre dich, Weltrichter! Auch in mir hast du fest und ewig gegründet deinen heiligen Stuhl. Wo ich mich prüfe; da trete ich zu dir hin. Wo ich überdenke mit frommem Ernste, wie ich gelebt; da stehe ich vor deinem allsehenden Auge. Wo Gefühl der Freudigkeit über mein Thun mich anhaucht, wie Himmelsodem; da ertönt mir dein sanfter Spruch. Und wo das Bewußtsein meiner Verschuldungen in mir auflebt, und mit Selbstanklagen, auf die ich nicht zu antworten vermag, in mich eindringt, — auch da erschallt mir der Ruf deiner strafenden Gerechtigkeit. Ueberall auf der Erde, wo Menschen über sich selbst zu Gericht sitzen, es sei Tag, oder Nacht; überall auf der Erde, wo Rechtschaffene die seligste aller zeitlichen Belohnungen, den innern Dank, empfangen, es sei Einer von uns, oder ein Anderer; überall auf der Erde, wo Scham die Augen nieder schlägt, wo Reue die Herzen nagt, wo bange Geständnisse über die Lippen sich kämpfen, und ein schüchternes: „Gott sei mir Sünder gnädig!" in offenen Tempeln oder im verschlossenen Kämmerlein, zum Herrn der Welt aufflehet; und ihrer mögen ungezählte Schaaren sein in jedem Augenblick: — da! da, und also an allen Orten, und zu allen Zeiten, und in allen lauten Sprüchen des Gewissens, und in allen leisen Bebungen des sittlichen Sinnes, da ist Gott und sein Gericht.

O Gott, o Richter der Menschen, o Vergelter auch über uns!

Soll uns deine Nähe nicht heiligen? Sollen wir dich nicht „vor Augen haben unſer Lebelang?“ —

Gehen wir nun weiter, meine Brüder, und wenden, wie bisher nach Innen, ſo nach Außen den Blick; da wird es uns klar: Weltgericht iſt, wie im Herzen, ſo in der Geſchichte.

Es bieten ſich nämlich die Thaten der Menſchen mit ihren Folgen unſerem Nachdenken dar. Wohl iſt der Zuſammenhang zwiſchen beiden oft zu zart für das irdiſche Auge. Unmerklich verfließen die Uebergänge in einander; und man kann nicht mehr angeben, welchen Antheil der Menſchen Handlung, und welchen der Umſtände Fügung an dem haben möge, was morgen aus dem Heute hervorgeht. Das aber zeigt ſich dem Beobachter doch als waltende Regel: Wo Thaten ſind, da ſind Folgen; wie die Thaten ſind, ſo ſind auch die Folgen.

Dieſe Regel ſteht feſt. Räumen wir ein, daß jede Urſache ihre Wirkung habe: ſo geben wir auch zu, daß kein Streben des Menſchen ohne Folgen bleibe. Mögen dieſe Folgen immerhin nicht in jedem Fall ſich nachweiſen, oder berechnen laſſen! Sie ſind da. Und wo ſich das, was ſie erzeugte, in gleicher Geſtalt und Art, wiederholt; da wiederholen auch ſie ſich. Auf Uebung der Kräfte folgt Stärke, nirgend folgt ſie auf ſchlaffe Ruhe. Auf Fleiß folgt Geſchicklichkeit, nirgend folgt ſie auf träge Verſäumniß. Auf Verdienſte folgt Ehre; nirgend folgt ſie auf einleuchtenden Unwerth. Und ſo entſtehen, gewiß und unausbleiblich, verſchiedene Folgen aus Weisheit und Thorheit; aus Berufserfüllung und aus Pflichtverletzung. Ganz anders geht es einem gebildeten und friedliebenden, ganz anders einem rohen und kriegeriſchen Volke. Freude winkt der Stab eines liebenden Hirten; auf Blut deutet die Geißel eines herzloſen Tyrannen.

Und von jeher galt dieſe Ordnung. Wie weit wir hinaufſteigen in der Geſchichte einzelner Menſchen und ganzer Nationen, wir ſehen immer ein Fortſchreiten von Wahrheit, Tugend und Kraft zu höheren und mannigfaltigeren Gedeihen, von Schwäche, Wahn und Laſter zu Fall und Untergang.

Ueberdies finden ſich nicht blos in einzelnen Strichen der Erde die Belege hierzu; ſie begegnen dem Forſcher, wo Menſchen wohnen. Er erhält ſie von Morgen und von Abend aus fernen Reichen und aus der geliebten Heimath, aus den Paläſten der Großen und aus des Landmanns ſtiller Hütte.

Darum kann auch nur der gedankenloſe Menſch dieſes Steigen und Fallen des Glücks in der Welt für ein Spiel des Ungefährs halten. Er beweiſet damit, daß er den Urſachen nie nachſinne, welche Wohlſtand und Heil, oder Drangſal und Verderben bereiten. — Nicht minder flach und troſtlos erſcheint derer Urtheil, die in dem, was ſich mit Menſchen und Staaten ereignet, allein die Natur, wie ſie es nennen, wirken ſehen; und in deren Augen folglich Alles, auch ihr Schickſal, mechaniſch und blindlings, wie ein aufgezogenes Uhrwerk, ſeinen unhintertreiblichen Gang geht. — Dem denkenden und gläubigen Geiſte iſt die

die Stimme plötzlich aus dem gehülltenen Ton erschreckend in einen raschen Sturm und Wirbelwind donnernder Worte übergeht, so schnell sich überstürzend, daß das Ohr kaum folgen kann, so endigt diese Fülle dann eben so plötzlich in einen gewaltsamen Aufschrei, in einen herzzerreißenden Seufzer, oder verliert sich in ein stummes Hinstarren und eine fürchterliche Pause.

Niemals habe ich einen so lauten, immer den angestrengten, vollen und mächtigen Ton auf irgend einer Bühne vernommen Denn wenn auch Fleck in einzelnen Scenen das Uebermenschliche erreichte, so war seine Rede doch immer im natürlichen Zeitmaß, die Stimme, so voll und kräftig sie war, war doch seine natürliche, und der Statur gemäß brauchte er die Pausen, die Scenen geringerer Leidenschaft zum Ausruhn, und seine höchste Anstrengung, wenn sie auch erschrecken und verwundern konnte, erstrebte keinen Ton, der über seinen Bereich hinaus lag, der anders gewesen wäre, als wir ihn im Leben vernehmen, nur hier voll und rund, auf das schönste ausgebildet, und in der größten Heftigkeit niemals diese Gränzen des Natürlichen verlassend. Bei dieser Künstlerin aber war der erste Grundton, auf welchem alles ruhte, schon ein erhabener, ich möchte sagen, übermenschlicher, und diese so stark angestrichene Saite konnte noch so viel stärker, höher, reißender und bis zu einer riesenhaften Anstrengung zum Klang gereizt werden, ohne daß man Mattigkeit oder Erschlaffung spürte, oder daß der Ton sich überschrie und in sich selbst zerbrach.

In den Scenen der höchsten Leidenschaft, als die Mutter alle ihre Kinder vom Tyrannen schlachten sieht, als sie klagt und diesem zürnt und flucht, wieder für das Letzte bittet, und es doch zum Sterben mit heroischer Lebensverachtung ermuthigt, war alles in ihrer Geberde Todeskampf, Geheul, die ungeheuerste Darstellung, die die Phantasie nur erschwingen kann. Und dann wieder zurückgerissen in Mattigkeit, Ohnmacht und Vernichtung, nur um dann so plötzlicher die vorige entsetzende Anstrengung aller Kräfte und furchtbaren Töne noch zu überbieten.

Es wäre nicht unmöglich, daß Krankheit oder selbst Tod einem solchen ununterbrochenen Krampf von einigen Stunden folgte. Dieselbe Frau aber, die nun schon das Höchste und Wunderbarste ihres Talentes ausgespielt zu haben schien, hatte Muth und Kraft genug, nach kurzer Zeit (denn im ersten Act dieses französischen Macbeth trat sie nicht auf, in neuer Gestalt, in frischem, ungeschwächtem Leben herzuschreiten und beinah in dieser ungeheuren Rolle die vorige als die schwächere erscheinen zu lassen. Ihre Stimme war fast noch klarer und klingender geworden, und in den Scenen, in welchen sie den Gatten beredet, von einschmeichelnder Lieblichkeit, die aber bald dem Hohn und Zorn, dem furchtbarsten Ausdruck wieder Raum geben mußte. Mit großer Virtuosität wurde hier der Ehrgeiz einer großartigen Frau, der sich bis zum Wahnsinn und zur Verzweiflung steigerte, sehr richtig völlig vom Charakter jener Matrone des vorigen Trauerspiels unterschieden; kein Ton, keine Geberde erinnerte an jene; Zorn, Verachtung und Hohn

waren jetzt von ganz anderer Art, und das Ungeheure der Leidenschaft, die Furie der Bosheit steigerte sich so, daß die Gestalt der frühern Tragödie für den Augenblick beinah in der Imagination erlosch.

Als Nachtwandlerin und in der letzten Scene erschien sie ohne Schminke und selbst weiß gefärbt, starr, ohne Blick, gespenstisch oder wie ein fratzenhaftes, bewegliches Bild des Entsetzens aus Stein geformt. Der Anblick war im Grausenhaften fast unerträglich.

Mit einem Worte, ich habe an diesem Abend das Größte, Vollendetste und Unbegreiflichste gesehn, was auf diesem Wege der menschlichen Kraft zu erreichen steht. Welche lange Bahn mußte ein Theater durchlaufen, wie viele und große Talente mußten auf der schon gebneten Bahn vorangehn, welch unermüdliches Studium mußte sich mit feuriger, schaffender Phantasie, mit allen günstigen Naturanlagen und mit der gesundesten Körperkraft antreffen und verbinden, um das Ungeheure dieser Kunstvollendung erschaffen zu können! Nichts Aehnliches habe ich auf dem Pariser Theater gesehn, nichts anderswo, was ich nur von fern mit dieser Virtuosität in Vergleichung stellen möchte. —

Wenn ich diese Darstellung die größte und vollendetste nannte, so war sie aber auch eben so gewiß die thörichste und widernatürlichste, die nur irgend möglich ist. Denn völlig war auch Natur und Wahrheit vernichtet, und alles Entsetzen und die furchtbaren Aeußerungen der höchsten Leidenschaften nur willkührlich und zum erschreckenden Spiel eingesetzt und mit andern ergreifenden Zeichen vertauscht, daß man ein solches Schauspiel ein Schwelgen am Grausen und Fürchterlichen, Widernatürlichen und Verzerrten nennen kann. Das Erstaunen endigte nicht, und die Seele des Zuschauers fand keine Rede oder Empfindung, auf welcher sie wieder ausruhen, oder sich dem Strome des Gedichts überlassen konnte. Es war wie Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag und Erdbeben.

Und dennoch, wie sich denn die Aeußersten immer berühren, ist mir auf der Bühne noch niemals die Anschauung so deutlich geworden, wie der Sophokles gespielt und gesprochen werden müßte. Diese Art und Weise ist es, nur künstlerisch gemäßigt, in der alsdann durch poetische Weisheit und Milderung jene Grazie des Furchtbaren hervorgezaubert werden könnte. Diese Bewunderung einerseits und begeisternde Ahnung, so wie von der andern Seite der bestimmteste Widerwille gegen diese höchste Unnatur, war auch die Ursache, wodurch mein Gefühl zerrissen wurde und mir in keinem Augenblick jene ächte Täuschung ward, die selbst in der Erschütterung mit dem poetisch-behaglichen, ja seligen Empfinden eins und dasselbe ist. —

Frage ich mich nun, ob dieses Spiel die wahre ächtfranzösische Tragödie ist, ob Racine oder Corneille, oder irgend ein Dichter seine Verse dichten konnte, um sie auf diese Weise deklamiren zu lassen, so muß ich mir das bestimmteste Nein antworten. Absicht und Sinn der französischen Tragödie, ihre Bedeutung und ihr Wesen müssen auf diesem Wege völlig zu Grunde gehn, und sollte diese wunderbare Virtuosität allgemein beliebt werden, so müßte man ohne Zweifel ganz neue Gedichte

Aller Gegenwart, und dennoch erdulden wir unsere Strafe ohne Zeugen.

Aus allem Bisherigen endlich geht hervor, daß meistens die Menschen *selbst* zu ihren Begegnissen den Grund legen. *Sie schaffen* ihren Ruhm und ihre Schmach; *sie weihen* sich dem Leben und dem Tode. Zuweilen aber, — und das ist das Letzte, dessen wir hier gedenken müssen, — leuchtet es eben so hell ein, daß ihre Thaten, für sich, zur Erklärung ihres Schicksals nicht hinreichen; ich meine: daß die Ursach, warum es eben also mit ihnen kommen mußte, in dem, was durch sie selbst geschah, entweder gar nicht, oder doch nicht befriedigend, nachgewiesen werden kann. Oft treibt es, wie Adlerfittig, sie hinauf; und ihr Verdienst hat wohl kaum *mitgewirkt*. Oft rächet sich eine Thorheit, ein Versehen, ein Schritt der Uebereilung fürchterlich; und tausend, nun gerade eintretende, *Umstände* müssen als eben so viele Gewichte sich daran hängen, um den Thäter in den Abgrund zu ziehen. Wenn irgendwo, so enthüllt sich's in solchen Fällen, daß *mehr* als blinde Naturnothwendigkeit, daß *ein Wille* in den Ereignissen auf Erden sich ausspricht, und eine unsichtbare Hand, zum Gericht, über dem Leben der Menschen aufgehoben ist.

Vertiefen wollen wir uns, geliebte Brüder, in diese Ansicht der Weltbegebenheiten. Nicht als ein eitles Spiel wird uns dann vorkommen, was auf Erden geschieht. Wir werden den heil'gen Ernst, der darin liegt, mit frommem Schauder bemerken. Wir werden den Fußtritt Gottes in dem Gange der Dinge ahnen. Wir werden, wenn gleich unser Urtheil beschränkt ist, die Gerechtigkeit nicht zu verkennen wagen, die, oft so auffallend, in den Schicksalen der Menschen und Völker sich offenbart. Vor Allem werden wir bei *uns selbst*, als mit denen wir's ja auch hauptsächlich zu thun haben, in sorgfältigster Ueberlegung still stehen. Wir werden uns ergreifen lassen von der Wahrheit: daß auch über uns ein Vergelter waltet; daß auch unser Loos, nach *Gesetzen*, die er gegeben hat, sich entscheidet; daß auch an uns, wie wir *verdienen*, geschehen wird; und daß folglich eine *jede* unserer Thaten zum Gerichte über uns den Herrn der Welt einladet.

Heiliger, Herzenerforscher, Allgewaltiger! Wenn in deiner Hand unsere Seligkeit steht, was säumen wir denn, *dir* uns zu unterwerfen? Wenn mit *gerechter* Wage du wägst, was klagen, was murren wir denn in den Tagen der Trübsal?

Ja! mit *gerechter* Wage *wägt* Gott, meine Brüder. *Weltgericht*, ohne *diese* Ueberzeugung, ist ein leeres Wort, ist ein Widerspruch in sich selbst. Wir würden auch unzählig oft die Gerechtigkeit in seinen Gerichten noch deutlicher wahrnehmen, wenn unser Gesichtskreis nicht so klein, oder nicht von Vorurtheilen und Leidenschaften so oft wie in Nebel gehüllt wäre. Dessen ungeachtet sehen wir, selbst mit *diesem* Blicke, so viel, daß eine *vollendete* Gerechtigkeit auf der Erde noch nicht gehandhabt wird.

Nehmet die Sache, von welcher Seite ihr wollet, Christen!

Im Herzen ist Weltgericht! wer zweifelt daran? Aber nicht in

allen Herzen, und nicht in jedem Augenblick richtet es, wie es sollte. Selbst die am zartesten fühlen, dürften leicht ein- und anderes übersehen. Manche wissen durch Ausflüchte gegen wohlgegründete Vorwürfe sich zu schützen. Manche schreien im wilden Toben böser Lüste den leisen Ruf des unsichtbaren Erinnerers völlig nieder. So sind oft die gröbsten Frevler die ruhigsten, während der bessere Mensch wegen geringer Versehen sich quält. Angesehen auf strenge Gerechtigkeit ist es mit diesem Richterstuhle des Herzens; das liegt am Tage, aber wirklich vorhanden ist sie noch nicht.

In der Geschichte ist Weltgericht; wer möchte das läugnen? Und was von Menschen gesäet ward, geht irgend einmal für Menschen auf. Aber oft liegt lange die Saat in der Erde. Die Rache wartet. Das Schwert, gleichsam an einem Haare hängend, drohet von Augenblick zu Augenblick dem verbrecherischen Haupte. Gleichwohl entrinnet das Laster. Ueber den Ausbruch des Unglücks, das sie eingeleitet haben, sterben die Geschlechter weg; und für spätere Zeitalter, „die das Maaß nur erfüllen," fließt es über. Die „Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern" oft noch über „das dritte und vierte Glied" hinaus. Ist endlich in einer Gegend das Feuer aufgelodert, da wälzt es sich fort über die rauchende Erde und verheert selbst friedliche Gefilde.

Gott hält Gericht; wer nähme es nicht wahr? Doch nicht nach abgemessenem Verdienste empfängt jede einzelne Zeit, und jeder einzelne Mensch. Während hier ein Mehr geschieht, geschieht dort ein Weniger; und eben so frevelhaft, als ungezimend würde es sein, von den Schicksalen der Brüder unbedingt auf ihren Werth zu schließen.

So gewiß wir es also empfinden, „wie unbegreiflich, o Gott, deine Gerichte sind": so gewiß stehet uns eine Zukunft bevor, welche das Dunkel erhellen wird. So gewiß wir nicht anders können, als das, was jetzt geschieht, nur für den Anfang eines herrlichen Ganzen zu halten: so gewiß wird dies Ganze sich einst darstellen in Ehrfurcht gebietender Majestät. So gewiß unter den Vorbereitungen zu einem Weltgericht, die im Menschenherzen und in der Menschengeschichte liegen, das Bedürfniß eines vollendeten Weltgerichts sich uns aufdringt, und die Ueberzeugung uns von diesem Schauplatze begleitet: „es sei noch nicht zu Ende"; — so gewiß ist es: „der Menschensohn wird einst kommen in seiner Herrlichkeit"; — es wird jenseit des Grabes noch Weltgericht sein!

Wer es halten werde? fragt ihr. Der es immer gehalten von Anbeginn, der „zu den Vätern schon geredet", und die Ereignisse der Völker „wie Wasserbäche" geleitet hat, — kein Anderer. Kein von Wahn irre geleitetes, kein durch Leidenschaft verblendetes Wesen! Der Herr, „vor dem die Nacht, wie der Tag ist und Finsterniß, wie das Licht", — „Gott wird geben einem Jeglichen nach seinen Werken."

„Offenbar" werden dann diese Werke werden. Er wird keines

vergessen. Selbst „die Rathschläge der Herzen" sind Thaten vor ihm; und die verschwiegendsten Geheimnisse erforscht der allwissende Geist. So drängen sich mit den lauten die stillen und „die verborgenen Fehle" hervor, als des Lebens Zeugen.

Dabei tritt Alles, was durch uns geschah, nur in sein rechtes Licht. Hier ward es bald zur Ungebühr gepriesen, bald nicht nach Würden geschätzt; dort gilt einzig der wahre Werth. Hier glaubte der Dünkel etwas Großes gethan zu haben, und stimmt nun die Sprache an: „Herr, wann hätten wir dich hungrig, oder durstig, oder einen Fremdling, oder nackt, oder krank, oder gefangen gesehen, und hätten dir nicht gedient?" Oder es stellt auch wohl ein bescheidenes Verdienst sich selbst in Schatten und fragt beschämt: „Herr, wann sahen wir jemals dich hungrig und speiseten dich? wann durstig und tränkten dich? oder einen Fremdling, und nahmen gastfrei dich auf? oder nackt, und kleideten dich? Oder krank, oder im Gefängniß, und kamen zu dir?" Die Einen aber, wie die Andern, erwachen dort, nur jeder verschieden! aus ihrer Täuschung.

Strenge wird demnach das Gericht sein. Es findet jene Schonung, die bald übersehen, bald zu Gute halten, bald Strafen abwenden, bald wenigstens mildern will, da nicht statt. Die Zeit der langmuthsvollen Gnade ist vorüber; und wer nun so sicher, oder so frech war, daß er sündigte, „damit die Gnade desto mächtiger würde", bemerkt endlich den entsetzlichen Irrthum.

Wenn indessen auch strenge, so ist doch der Herr nur „gerecht, und hat Gerechtigkeit lieb". „Das Wort, das er geredet hat, wird uns richten am großen Tage." Was diesem zufolge „einem Jeden gebührt, soll ihm werden." Vorzüglich wird das Gebot der Liebe entscheiden, weil die Seele alles Gutseins, aller Gottesfurcht, aller echten Menschengröße, weil „das Band aller Vollkommenheit, und besser als alles Wissen — Liebe ist," Liebe nämlich zu Gott dem Vater, und zu Jesus dem Heiland, und zu den Menschen, als Brüdern. Daher wird es heißen: „Wahrlich! was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen Geringsten, das habt ihr mir selbst gethan." Und der „Menschensohn" wird diese Prüfung unsers Werthes anstellen. Der auf Erden einst wandelte, und „Fleisch und Blut hatte," und auch „allenthalben, wiewohl ohne Sünde, versucht ward, gleichwie wir," er wird den Ausspruch über uns thun. Kann das Recht eine freundlichere Gestalt annehmen, als diese? Vor Zeugen, vor allen Engeln des Himmels wird er unser Loos bestimmen; kann da ein Zweifel auch nur in unserer Seele walten, ob wirklich „ein Jeder empfangen werde, je nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben?"

Und wehe doch dem, der da wähnte „diesem Urtheil zu entrinnen!" Hier bleibt dir kein Ausweg offen. Wo du sein magst, Erdenpilger, ob daheim, oder „am äußersten Meer;" du bist allenthalben in Gottes Welt. Das Gericht sterblicher Regenten, die trotz aller ihrer Macht schwach sind, wie du, kannst du vielleicht hintergehen; Gott findet dich. Dem Tadel gedrückter Unterthanen darfst du vielleicht auf

wig Schweigen gebieten, und, wo er doch laut wird, furchtbare Rache nehmen, o du, den die Vorsehung als Führer, als Vater, an ihre Spitze gestellt hat; Gott aber wehrst du nicht. Sein Gericht ist eben so allgemein, als unpartheiisch. Es reicht vom Anfang bis zum Untergang. Es umfaßt die verschwundenen und die kommenden Jahrtausende. Es unterwirft sich „den Kreis des Erdbodens." Es geht nicht nur die Kleinen an und die Schwachen, es umfaßt die Thronen und Herrschaften, die Fürstenthümer und Obrigkeiten;" „und gilt kein Ansehen der Person."

Zugleich hat es, nach dem Zeugniß unsers Evangeliums, eine hohe, eine Alles übertreffende Feierlichkeit. Denn, hören wir da, wenn der Menschensohn kommen wird, und alle heil'gen Engel mit ihm: dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, und nun wird er versammeln die Völker alle." Diese Vereinigung eben, diese Gegeneinanderstellung Aller, die vormals im Leben sich trafen, und in kurzer, oder langer Gemeinschaft standen, welch ein heiliges Gewicht liegt in ihr! Ach! schon der Gedanke an Menschen, zu deren Fall und Elend wir beitrugen, ist Verdammniß! Ach! schon die Erinnerung an Glückliche, an Edle, an Gerettete für den Himmel, die es durch uns wurden, ist Seligkeit. Was wird es sein, wenn wir dort nun, Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Lehrer und Zögling, Freund und Feind, Dränger und Bedrängte, Mensch und Mensch, gesammelt stehen vor dem, der uns berufen hat, und Jeder nun, während das Leben mit seinen Thaten, wie in einem Spiegel an ihm vorüber geht, des Richters Urtheil empfängt! Großer, ernster, unaussprechlicher Tag!

Wendet die kleinen Maaße des sinnlichen Lebens auf dieses Fest der Ewigkeiten nicht an, meine Brüder! Fraget nicht, wo der Platz sei für eine solche Versammlung, die der Gedanke kaum denke in ihrem Umfang. Oertlichkeiten und Erdenräume kennet der Geist nicht. Die Welt Gottes ist groß! Und überall in der Welt ist Gott und seines Gerichtes Stuhl.

Was der Herr dann über uns geurtheilt, das Wort wird bleiben, und wenn „Himmel und Erde veralten könnten, wie ein Kleid." Folgen wird dem Spruch die Erfüllung; und weil diese Erfüllung sich nimmer ändern, vielmehr alle Ewigkeiten hindurch sich nur entwickeln kann, mehr und mehr: so wird dieser Gerichtstag der letzte, „der jüngste" sein. Er wird „scheiden," was nicht zusammen gehört, „wie der Hirte die Schafe von den Böcken sondert," und dadurch entscheiden. Treffen wird Alle, die hier gelebt haben, ihre Reihe; „und die Ungerechten werden in die ewige Pein gehen, die Gerechten aber in das ewige Leben."

Möchte eure Wißbegierde nun auch erfahren, wann dieser Gerichtstag kommen werde: so bescheidet euch, meine Brüder: „unser Wissen ist Stückwerk, und all' unser Weissagen Stückwerk; und nur erst, wenn das Vollkommene kommt, hört das Stückwerk auf." Nicht einmal im Erdenleben, wo doch so dicht die kurzen Zeiträume zusammen fallen, wissen wir voraus, wann Gott es gut finden möge.

war das doch klar: es gebe ein Recht und ein Unrecht, eine Tugend und ein Laster, einen Himmelsweg und einen „Irrweg"; und das Eine zu suchen, das Andere zu fliehen, sei jedes Menschen, welcher der Gottheit gefallen wolle, unerläßliche Pflicht.

Ausgedehnt endlich über die ganze Menschheit finden wir die Gewalt dieses Gerichtshofs. Da ist Keiner, bei dem nicht Spuren sich zeigten, daß er diese Gewalt fühle. Wo wir dem Mitbruder, wäre er der Allerroheste, zum ersten, schwachen Bewußtsein seines Menschenwesens verhelfen, da entwickelt sich in ihm ein Sinn für das Gericht in seinem Innern. Zarte Kinder überraschen uns oft, lange ehe wir es vermuthen, mit Beweisen, daß auch zu ihnen die Gottheit schon rede. Zufolge gleicher Erfahrungen schrieb Paulus an die Römer: „die Heiden, die das geschriebene Gesetz nicht haben, und doch von Natur thun des Gesetzes Werke, sind sich selbst ein Gesetz; indem nämlich ihr Verhalten beweiset, ihrem Gemüthe müsse ein Gesetz eingeprägt sein." Und so ist es, meine Brüder! Wo, über die ganze, weite Erde hin, Menschenherzen schlagen, da stehet auch ein Richterstuhl Gottes in der Menschenbrust.

Und nun überlasset euch einmal dem Gesammteindrucke dieser Gedanken. Nun stehe ein jeglicher still bei der Betrachtung: So ist denn eine Welt vernünftiger Wesen da, von denen jedes einzelne im innersten Herzen die Stimme der richtenden Gottheit hört, und nirgend, nirgend, wohin es fliehe, weil es überall es selbst bleibt, dieser Stimme entrinnen kann. Nun spreche zugleich zu sich selbst unsere Seele also: Auch ich höre dich, Weltrichter! Auch in mir hast du fest und ewig gegründet deinen heiligen Stuhl. Wo ich mich prüfe; da trete ich zu dir hin. Wo ich überdenke mit frommem Ernste, wie ich gelebt; da stehe ich vor deinem allsehenden Auge. Wo Gefühl der Freudigkeit über mein Thun mich anhaucht, wie Himmelsodem; da ertönt mir dein sanfter Spruch. Und wo das Bewußtsein meiner Verschuldungen in mir auflebt, und mit Selbstanklagen, auf die ich nicht zu antworten vermag, in mich eindringt, — auch da erschallt mir der Ruf deiner strafenden Gerechtigkeit. Ueberall auf der Erde, wo Menschen über sich selbst zu Gericht sitzen, es sei Tag, oder Nacht; überall auf der Erde, wo Rechtschaffene die seligste aller zeitlichen Belohnungen, den innern Dank, empfangen, es sei Einer von uns, oder ein Anderer; überall auf der Erde, wo Scham die Augen nieder schlägt, wo Reue die Herzen nagt, wo bange Geständnisse über die Lippen sich kämpfen, und ein schüchternes: „Gott sei mir Sünder gnädig!" in offenen Tempeln oder im verschlossenen Kämmerlein, zum Herrn der Welt aufflehet; und ihrer mögen ungezählte Schaaren sein in jedem Augenblick: — da! da, und also an allen Orten, und zu allen Zeiten, und in allen lauten Sprüchen des Gewissens, und in allen leisen Bebungen des sittlichen Sinnes, da ist Gott und sein Gericht.

O Gott, o Richter der Menschen, o Vergelter auch über uns!

Soll uns deine Nähe nicht heiligen? Sollen wir dich nicht „vor Augen haben unſer Lebelang?“ —

Gehen wir nun weiter, meine Brüder, und wenden, wie bisher nach Innen, ſo nach Außen den Blick; da wird es uns klar: Weltgericht iſt, wie im Herzen, ſo in der Geſchichte.

Es bieten ſich nämlich die Thaten der Menſchen mit ihren Folgen unſerem Nachdenken dar. Wohl iſt der Zuſammenhang zwiſchen beiden oft zu zart für das irdiſche Auge. Unmerklich verfließen die Uebergänge in einander; und man kann nicht mehr angeben, welchen Antheil der Menſchen Handlung, und welchen der Umſtände Fügung an dem haben möge, was morgen aus dem Heute hervorgeht. Das aber zeigt ſich dem Beobachter doch als waltende Regel: Wo Thaten ſind, da ſind Folgen; wie die Thaten ſind, ſo ſind auch die Folgen.

Dieſe Regel ſteht feſt. Räumen wir ein, daß jede Urſache ihre Wirkung habe: ſo geben wir auch zu, daß kein Streben des Menſchen ohne Folgen bleibe. Mögen dieſe Folgen immerhin nicht in jedem Fall ſich nachweiſen, oder berechnen laſſen! Sie ſind da. Und wo ſich das, was ſie erzeugte, in gleicher Geſtalt und Art, wiederholt; da wiederholen auch ſie ſich. Auf Uebung der Kräfte folgt Stärke, nirgend folgt ſie auf ſchlaffe Ruhe. Auf Fleiß folgt Geſchicklichkeit, nirgend folgt ſie auf träge Verſäumniß. Auf Verdienſte folgt Ehre; nirgend folgt ſie auf einleuchtenden Unwerth. Und ſo entſtehen, gewiß und unausbleiblich, verſchiedene Folgen aus Weisheit und Thorheit; aus Berufserfüllung und aus Pflichtverletzung. Ganz anders geht es einem gebildeten und friedliebenden, ganz anders einem rohen und kriegeriſchen Volke. Freude winkt der Stab eines liebenden Hirten; auf Blut deutet die Geißel eines herzloſen Tyrannen.

Und von jeher galt dieſe Ordnung. Wie weit wir hinaufſteigen in der Geſchichte einzelner Menſchen und ganzer Nationen, wir ſehen immer ein Fortſchreiten von Wahrheit, Tugend und Kraft zu höheren und mannigfaltigeren Gedeihen, von Schwäche, Wahn und Laſter zu Fall und Untergang.

Ueberdies finden ſich nicht blos in einzelnen Strichen der Erde die Belege hierzu; ſie begegnen dem Forſcher, wo Menſchen wohnen. Er erhält ſie von Morgen und von Abend aus fernen Reichen und aus der geliebten Heimath, aus den Paläſten der Großen und aus des Landmanns ſtiller Hütte.

Darum kann auch nur der gedankenloſe Menſch dieſes Steigen und Fallen des Glücks in der Welt für ein Spiel des Ungefährs halten. Er beweiſet damit, daß er den Urſachen nie nachſinne, welche Wohlſtand und Heil, oder Drangſal und Verderben bereiten. — Nicht minder flach und troſtlos erſcheint derer Urtheil, die in dem, was ſich mit Menſchen und Staaten ereignet, allein die Natur, wie ſie es nennen, wirken ſehen; und in deren Augen folglich Alles, auch ihr Schickſal, mechaniſch und blindlings, wie ein aufgezogenes Uhrwerk, ſeinen unhintertreiblichen Gang geht. — Dem denkenden und gläubigen Geiſte iſt die

Geschichte weder ein buntes Gemisch eitler Zufälle, noch ein zweckloses Gewebe nothwendiger Erscheinungen; sie ist eine Reihe ernster Begebenheiten, die sich, vergeltend, aus einander entwickeln unter der Leitung eines höchsten Weltrichters. Gott hält Gericht auf seiner Erde, — das ist die große Wahrheit, welche auf allen Seiten die Geschichte bezeugt.

Die That gehört dem Menschen. Was auflaufen wird, wenn sie hingestreuet ist in den Acker des Lebens, das entscheidet nicht er. Die Folgen unserer Thaten sind Gottes Ordnung. Gott ruft sie hervor. Gott läßt sie sich entfalten. Gott bestimmt, wo sie mit den vorhandenen Umständen sich verflechten, wo sie stärker sich zeigen, wo sie dem Auge sich wieder entziehen sollen.

Nicht also blos in einem natürlichen Zusammenhang stehet das, was durch uns geschiehet, mit dem, was an uns geschieht. Die Verbindung ist absichtsvoll; und sie soll als eine solche von uns gedacht werden. Was aus weisen und edlen Bestrebungen Nützliches, Heiteres, Schönes und Großes erwächst, sollen wir als Lohn dafür betrachten. Was die Thorheit, die Sünde, die Sittenverderbniß Nachtheiliges, Finsteres, Schreckliches, Zerstörendes erzeugen, soll sich als Strafe dafür uns darstellen. Wahrhafte „Gottesurtheile" sind die Folgen unsers Thuns. Denn nicht der Aberglaube braucht hier zu erfinden, was als Entscheidung des Himmels gelten solle; und nicht des Wahnes willkührlicher Deutelei bedarf es hier: Alles spricht sich selbst aus vor dem schlichten, gesunden Menschensinne. In dem Segen, der das Gute begleitet, zeigt der Richter der Welt, wie hoch er es achte; und diese Sprache leuchtet ein, ohne Dollmetscher. In dem Unheil, das aus der Sünde entsteht, giebt er kund, wie sehr sie verworfen sei vor seinen Augen; und diese Erklärung verstehen die Völker aller Zungen und Zeiten.

Noch mehr: wie die ganze Natur einem Gläubigen zu leben scheint, so belebt sich ihm auch das Schicksal. Was sich zuträgt, sind ihm nicht bloße, sogenannte Vorfälle. Es sind Fügungen, voll Sinn und Absicht; es sind Stimmen aus einer andern Welt; es sind Herolde, die der Herr zu ihm sendet, um an das Ewige ihn zu mahnen; es sind die Vorboten seines letzten, entscheidenden Urtheils; es sind „Engel des Weltgerichts." Der treffliche Jüngling, dem seine Tugend zu allen Dingen nütze wird, und der „verlorne Sohn", der, ein Raub seiner Lüste, sich darbend herumtreibt; die fromme Familie, deren Gliedern es wohlgeht, und das freudenlose Haus, von dessen Schwelle mit der Gottesfurcht auch die Ruhe floh; das glückselige Land, wo Fürst und Unterthan in der Achtung für die Gesetze wetteifern, und der zerrüttete Staat, wo Habgier, Eigennutz, Herrschsucht allen Sinn für das Gemeinbeste verschlungen haben: sie stehen da, als redende Denkmäler, zum Zeichen für alle, die vorüber gehen, daß ein Vergelter wohne über den Sternen.

Und nicht nur im Allgemeinen ist auf diese Art die Geschichte der Menschen ein zusammenhängend-fortlaufendes und nimmer endendes

Weltgericht: es giebt einzelne Zeitpunkte, wo dieses Gericht selbst eine höhere, zuweilen sogar eine erschütternde, Feierlichkeit annimmt. Ein Mensch siehet auf einmal Früchte seiner Redlichkeit und seines Fleißes, die seine kühnsten Erwartungen überfliegen; oder findet sich eben so plötzlich durch Leichtsinn und Vergehungen in eine Enge gebracht, die ihn furchtbar überrascht. Da ist ein solcher Zeitpunkt. Eine Familie blühet herrlich mit jedem Tage zu höherem Flor auf, und erhält in dankbaren Kindern immer festere Stützen ihrer Kraft; oder sie fällt jählings unter dem verderbenden Einfluß eines lieblosen, schlechten, entarteten Sinnes, der von den Alten auf die Jungen forterbt, in Elend und Schande. Da ist ein solcher Zeitpunkt. Ein begeistertes Volk hebt sich eilend zu ungewohnter Macht und neuem Glanze; es wird hinaufgeschnellt in schwindelnde Höhen, um welche rings ein tiefer Abgrund gähnt. Ein anderes eilt im Sturmschritt seinem Falle zu. Es tödtet seine Kraft in Tand und Schwelgerei. Es sucht sein Heil in Hülfen, die es täuschen. Es mißkennt seine Pflicht und seinen Zustand. Es giebt sich ungeprüftem Rathe hin. Es ist uneinig mit sich selbst. Verloren in fremde Sitte, und ohne Gefühl für seinen eignen Werth, geht es unter durch eine Werthlosigkeit und Schlaffheit. Da ist ein solcher Zeitpunkt.

Ueberhaupt mag man Perioden allgemeiner Drangsal, man mag Landplagen und Seuchen, Mißwachs und Mangel, verheerende Staatsumwälzungen und endlose Kriege, und was Selbstsucht, Tyrannei, Sittenverderbniß, Irreligiosität dann mitbringen, — dies Alles mag man hieher rechnen: der Glaube findet darin nachdrückliche Erklärungen seines Gottes. Siehe! Es giebt auf Erden keine Treue und keine Liebe mehr, keine fromme Scheu und keinen heiligen Blick nach oben. „Das Volk setzet sich, zu essen und zu trinken, und stehet auf, um zu spielen"; und die „Thoren sprechen in ihrem Herzen: es ist kein Gott!" Da macht eine Zeit der Schrecken es kund: Er lebe, und Er richte noch! Geister der Rache gehen aus, und rufen in die schlafende Welt ihr lautes, ihr furchtbares: Erwache! Erwache, Mensch, zum Weltgericht!

Bemerket hierbei jedoch zweierlei. Zuerst: Es leiden in solchen Zeitpunkten der Gesammtnoth zwar Alle, ohne Ausnahme, Böse und Gute; nicht Alle aber leiden ein Gleiches. Es büßt ferner der Rechtschaffene nicht für den Lasterhaften mit, wie man gewöhnlich glaubt; sondern „ein Jeglicher trägt seine eigene Last." Jeder nämlich beziehet die Drangsal auf seine Verschuldungen, und so fühlt er sich gestraft durch dieselbe nur in sofern, als er sich bewußt ist, Strafe zu verdienen. — Sodann bietet sich uns hier ein Unterschied dar zwischen den Gerichten Gottes und den Gerichten der Menschen, der höchst merkwürdig ist. Wenn diese strafen, so weiß alle Welt die Sünde namhaft zu machen, der es gilt. Leiden wir dagegen, was Gott über uns verhängt, so kennen den wahren Zusammenhang zwischen der Trübsal und unserem Verhalten nur wir allein. Wir werden gezüchtigt, und dennoch geschont. Wir büßen eine jede Uebertretung, und dennoch kann die Verdammungssucht uns hier nicht nachrechnen. Wir tragen unsere Bürde in

Aller Gegenwart, und dennoch erdulden wir unsere Strafe ohne Zeugen.

Aus allem Bisherigen endlich geht hervor, daß meistens die Menschen *selbst* zu ihren Begegnissen den Grund legen. *Sie schaffen* ihren Ruhm und ihre Schmach; *sie weihen* sich dem Leben und dem Tode. Zuweilen aber, — und das ist das Letzte, dessen wir hier gedenken müssen, — leuchtet es eben so hell ein, daß ihre Thaten, für sich, zur Erklärung ihres Schicksals nicht hinreichen; ich meine: daß die Ursach, warum es eben also mit ihnen kommen mußte, in dem, was durch sie selbst geschah, entweder gar nicht, oder doch nicht befriedigend, nachgewiesen werden kann. Oft treibt es, wie Adlerfittig, sie hinauf; und ihr Verdienst hat wohl kaum *mitgewirkt*. Oft rächet sich eine Thorheit, ein Versehen, ein Schritt der Uebereilung fürchterlich; und tausend, nun gerade eintretende, *Umstände* müssen als eben so viele Gewichte sich daran hängen, um den Thäter in den Abgrund zu ziehen. Wenn irgendwo, so enthüllt sich's in solchen Fällen, daß *mehr* als blinde Naturnothwendigkeit, daß *ein Wille* in den Ereignissen auf Erden sich ausspricht, und eine unsichtbare Hand, zum Gericht, über dem Leben der Menschen aufgehoben ist.

Vertiefen wollen wir uns, geliebte Brüder, in diese Ansicht der Weltbegebenheiten. Nicht als ein eitles Spiel wird uns dann vorkommen, was auf Erden geschieht. Wir werden den heil'gen Ernst, der darin liegt, mit frommem Schauder bemerken. Wir werden den Fußtritt Gottes in dem Gange der Dinge ahnen. Wir werden, wenn gleich unser Urtheil beschränkt ist, die Gerechtigkeit nicht zu verkennen wagen, die, oft so auffallend, in den Schicksalen der Menschen und Völker sich offenbart. Vor Allem werden wir bei *uns selbst*, als mit denen wir's ja auch hauptsächlich zu thun haben, in sorgfältigster Ueberlegung still stehen. Wir werden uns ergreifen lassen von der Wahrheit: daß auch über uns ein Vergelter waltet; daß auch unser Loos, nach *Gesetzen*, die er gegeben hat, sich entscheidet; daß auch an uns, wie wir *verdienen*, geschehen wird; und daß folglich eine *jede* unserer Thaten zum Gewichte über uns den Herrn der Welt einladet.

Heiliger, Herzenerforscher, Allgewaltiger! Wenn in deiner Hand unsere Seligkeit steht, was säumen wir denn, *dir* uns zu unterwerfen? Wenn mit *gerechter* Wage du wägst, was klagen, was murren wir denn in den Tagen der Trübsal?

Ja! mit *gerechter* Wage *wägt* Gott, meine Brüder. *Weltgericht*, ohne *diese* Ueberzeugung, ist ein leeres Wort, ist ein Widerspruch in sich selbst. Wir würden auch unzählig oft die Gerechtigkeit in seinen Gerichten noch deutlicher wahrnehmen, wenn unser Gesichtskreis nicht so klein, oder nicht von Vorurtheilen und Leidenschaften so oft wie in Nebel gehüllt wäre. Dessen ungeachtet sehen wir, selbst mit diesem Blicke, so viel, daß eine *vollendete* Gerechtigkeit auf der Erde noch nicht gehandhabt wird.

Nehmet die Sache, von welcher Seite ihr wollet, Christen!

Im Herzen ist Weltgericht! wer zweifelt daran? Aber nicht in

allen Herzen, und nicht in jedem Augenblick richtet es, wie es sollte. Selbst die am zartesten fühlen, dürften leicht ein- und anderes übersehen. Manche wissen durch Ausflüchte gegen wohlgegründete Vorwürfe sich zu schützen. Manche schreien im wilden Toben böser Lüste den leisen Ruf des unsichtbaren Erinnerers völlig nieder. So sind oft die gröbsten Frevler die ruhigsten, während der bessere Mensch wegen geringer Versehen sich quält. Angesehen auf strenge Gerechtigkeit ist es mit diesem Richterstuhle des Herzens; das liegt am Tage, aber wirklich vorhanden ist sie noch nicht.

In der Geschichte ist Weltgericht; wer möchte das läugnen? Und was von Menschen gesäet ward, geht irgend einmal für Menschen auf. Aber oft liegt lange die Saat in der Erde. Die Rache wartet. Das Schwert, gleichsam an einem Haare hängend, drohet von Augenblick zu Augenblick dem verbrecherischen Haupte. Gleichwohl entrinnet das Laster. Ueber den Ausbruch des Unglücks, das sie eingeleitet haben, sterben die Geschlechter weg; und für spätere Zeitalter, „die das Maaß nur erfüllen," fließt es über. Die „Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern" oft noch über „das dritte und vierte Glied" hinaus. Ist endlich in einer Gegend das Feuer aufgelodert, da wälzt es sich fort über die rauchende Erde und verheert selbst friedliche Gefilde.

Gott hält Gericht; wer nähme es nicht wahr? Doch nicht nach abgemessenem Verdienste empfängt jede einzelne Zeit, und jeder einzelne Mensch. Während hier ein Mehr geschieht, geschieht dort ein Weniger; und eben so frevelhaft, als ungerecht würde es sein, von den Schicksalen der Brüder unbedingt auf ihren Werth zu schließen.

So gewiß wir es also empfinden, „wie unbegreiflich, o Gott, deine Gerichte sind": so gewiß stehet uns eine Zukunft bevor, welche das Dunkel erhellen wird. So gewiß wir nicht anders können, als das, was jetzt geschieht, nur für den Anfang eines herrlichen Ganzen zu halten: so gewiß wird dies Ganze sich einst darstellen in Ehrfurcht gebietender Majestät. So gewiß unter den Vorbereitungen zu einem Weltgericht, die im Menschenherzen und in der Menschengeschichte liegen, das Bedürfniß eines vollendeten Weltgerichts sich uns aufdringt, und die Ueberzeugung uns von diesem Schauplatze begleitet: „es sei noch nicht zu Ende"; — so gewiß ist es: „der Menschensohn wird einst kommen in seiner Herrlichkeit"; — es wird jenseit des Grabes noch Weltgericht sein!

Wer es halten werde? fragt ihr. Der es immer gehalten von Anbeginn, der „zu den Vätern schon geredet", und die Ereignisse der Völker „wie Wasserbäche" geleitet hat, — kein Anderer. Kein von Wahn irre geleitetes, kein durch Leidenschaft verblendetes Wesen! Der Herr, „vor dem die Nacht, wie der Tag ist und Finsterniß, wie das Licht", — „Gott wird geben einem Jeglichen nach seinen Werken."

„Offenbar" werden dann diese Werke werden. Er wird keines

harte Form geistig gleichsam schmelzen, daß die lautere Kraft der Dinge mit der Kraft unseres Geistes zusammenfließt, und aus beiden nur Ein Guß wird? Wir müssen über die Form hinausgehen, um sie selbst verständlich, lebendig und als wahrhaft empfundene wieder zu gewinnen. Betrachtet die schönsten Formen, was bleibt übrig, wenn ihr das wirkende Princip aus ihnen hinweggedacht habt? Nichts als lauter unwesentliche Eigenschaften, dergleichen Ausdehnung und räumliches Verhältniß sind. Daß ein Theil der Materie neben und außer dem andern ist, trägt dieß irgend etwas zu seiner innern Wesenheit bei, oder trägt es vielmehr gar nichts bei? Offenbar das letzte. Nicht das Nebeneinandersetzen macht die Form, sondern die Art desselben: diese aber kann nur durch eine positive, dem Außereinander vielmehr entgegenwirkende, Kraft bestimmt seyn, welche die Mannigfaltigkeit der Theile der Einheit eines Begriffs unterwirft, von der Kraft an, die im Krystall wirkt, bis zu der, welche wie ein sanfter magnetischer Strom in menschlichen Bildungen den Theilen der Materie eine solche Stellung und Lage untereinander gibt, durch welche der Begriff, die wesentliche Einheit und Schönheit sichtbar werden kann.

Aber nicht blos als thätiges Princip überhaupt, als Geist und werkthätige Wissenschaft muß uns das Wesen in der Form erscheinen, damit wir es lebendig fassen. Kann doch alle Einheit nur geistiger Art und Abkunft seyn, und wohin trachtet alle Erforschung der Natur, wenn nicht dahin, selbst Wissenschaft in ihr zu finden? denn das, worin kein Verstand wäre, könnte auch nicht Vorwurf des Verstandes seyn, das Erkenntnißlose selbst nicht erkannt werden. Die Wissenschaft, durch welche die Natur wirkt, ist freilich keine der menschlichen gleiche, die mit der Reflexion ihrer selbst verknüpft wäre; in ihr ist der Begriff nicht von der That, noch der Entwurf von der Ausführung verschieden. Darum trachtet die rohe Materie gleichsam blind nach regelmäßiger Gestalt und nimmt unwissend rein stereometrische Formen an, die doch wohl dem Reich der Begriffe angehören und etwas Geistiges sind im Materiellen. Den Gestirnen ist die erhabenste Zahl und Meßkunst lebendig eingeboren, die sie, ohne einen Begriff derselben, in ihren Bewegungen ausüben. Deutlicher, obwohl ihnen selbst unfaßlich, erscheint die lebendige Erkenntniß in den Thieren, welche wir darum, sind sie gleich besinnungslos, unzählige Wirkungen vollbringen sehen, die viel herrlicher sind als sie selbst: den Vogel, der von Musik berauscht in seelenvollen Tönen sich selbst übertrifft, das kleine Kunst begabte Geschöpf, das ohne Uebung und Unterricht leichte Werke der Architektur vollbringt, alle aber geleitet von einem übermächtigen Geist; der schon in einzelnen Blitzen von Erkenntniß leuchtet, aber noch nirgends als die volle Sonne, wie im Menschen, hervortritt.

Diese werkthätige Wissenschaft ist in Natur und Kunst das Band zwischen Begriff und Form, zwischen Leib und Seele. Jedem Ding stehet ein ewiger Begriff vor, der in dem unendlichen Verstande entworfen ist: aber wodurch gehet dieser Begriff in die Wirklichkeit und die Verkörperung über? Allein durch die schaffende Wissenschaft, welche

mit dem unendlichen Verstande eben so nothwendig verbunden ist, wie in dem Künstler das Wesen, welches die Idee unsinnlicher Schönheit faßt, mit dem, welches sie versinnlicht darstellt. Ist derjenige Künstler glücklich zu nennen und vor allen lobenswerth, dem die Götter diesen schaffenden Geist verliehen haben, so wird das Kunstwerk in dem Maße trefflich erscheinen, in welchem es uns diese unverfälschte Kraft der Schöpfung und Wirksamkeit der Natur wie in einem Umrisse zeigt.

Schon längst ist eingesehen worden, daß in der Kunst nicht alles mit dem Bewußtseyn ausgerichtet wird, daß mit der bewußten Thätigkeit eine bewußtlose Kraft sich verbinden muß, und daß die vollkommene Einigkeit und gegenseitige Durchdringung dieser beiden das Höchste der Kunst erzeugt. Werke, denen dieß Siegel bewußtloser Wissenschaft fehlt, werden durch den fühlbaren Mangel an selbstständigem von dem Hervorbringenden unabhängigen Leben erkannt, da im Gegentheil, wo diese wirkt, die Kunst ihrem Werk mit der höchsten Klarheit des Verstandes zugleich jene unergründliche Realität ertheilt, durch die es einem Naturwerk ähnlich erscheint.

Die Lage des Künstlers gegen die Natur sollte oft durch den Ausspruch klar gemacht werden, daß die Kunst, um dieses zu seyn, sich erst von der Natur entfernen müsse, und nur in der letzten Vollendung zu ihr zurückkehre. Der wahre Sinn desselben scheint uns kein anderer seyn zu können, als folgender. In allen Naturwesen zeigt sich der lebendige Begriff nur blind wirksam; wäre er es auf dieselbe Weise im Künstler, so würde er sich von der Natur überhaupt nicht unterscheiden. Wollte er sich aber mit Bewußtseyn der Natur ganz unterordnen und das Vorhandene mit knechtischer Treue wiedergeben: so würde er wohl Larven hervorbringen aber keine Kunstwerke. Er muß sich also vom Produkt oder vom Geschöpf entfernen, aber nur um sich zu der schaffenden Kraft zu erheben und diese geistig zu ergreifen. Hierdurch schwingt er sich in das Reich reiner Begriffe; er verläßt das Geschöpf, um es mit tausendfältigem Wucher wiederzugewinnen, und in diesem Sinn allerdings zur Natur zurückzukehren. Jenem im Innern der Dinge wirksamen durch Form und Gestalt nur wie durch Sinnbilder redenden Naturgeist soll der Künstler allerdings nacheifern, und nur insofern er diesen lebendig nachahmend ergreift, hat er selbst etwas Wahrhaftes erschaffen. Denn Werke, die aus einer Zusammensetzung auch übrigens schöner Formen entstünden, wären doch ohne alle Schönheit, indem das, wodurch nun eigentlich das Werk oder das Ganze schön ist, nicht mehr Form seyn kann. Es ist über die Form, ist Wesen, Allgemeines, ist Blick und Ausdruck des inwohnenden Naturgeistes.

Kaum zweifelhaft kann es nun seyn, was von dem so durchgängig geforderten und sogenannten Idealisiren der Natur in der Kunst zu halten sey. Diese Forderung scheinet aus einer Denkart zu entspringen, nach welcher nicht die Wahrheit, Schönheit, Güte, sondern das Gegentheil von dem allen das Wirkliche ist. Wäre das Wirkliche der Wahrheit und Schönheit in der That entgegengesetzt: so müßte es der Künstler nicht erheben oder idealisiren, er müßte es aufheben und vernichten, um

etwas Wahres und Schönes zu erschaffen. Wie sollte aber irgend etwas außer dem Wahren wirklich seyn können, und was ist Schönheit, wenn sie nicht das volle mangellose Seyn ist? Welche höhere Absicht könnte demnach auch die Kunst haben, als das in der Natur in der That Seyende darzustellen? oder wie sich vornehmen, die sogenannte wirkliche Natur zu übertreffen, da sie doch stets unter dieser zurückbleiben müßte? Denn gibt sie etwa ihren Werken das sinnlich-wirkliche Leben? Diese Bildsäule athmet nicht, wird von keinem Pulsschlag bewegt, von keinem Blute erwärmt. Beides aber, jenes angebliche Uebertreffen und dieses scheinbare Zurückbleiben, zeigt sich als Folge Eines und desselben Princips, sobald wir nur die Absicht der Kunst in die Darstellung des wahrhaft Seyenden setzen. Nur auf der Oberfläche sind ihre Werke scheinbar belebt: in der Natur scheint das Leben tiefer zu dringen und sich ganz mit dem Stoff zu vermählen. Belehrt uns aber nicht von der Unwesentlichkeit dieser Verbindung und daß sie keine innige Verschmelzung sey, der beständige Wechsel der Materie und das allgemeine Loos endlicher Auflösung? Die Kunst stellt also in der bloß oberflächlichen Belebung ihrer Werke in der That nur das Nichtseyende, als Nichtseyend dar. Wie kommt es, daß jedem einigermaßen gebildeten Sinn die bis zur Täuschung getriebenen Nachahmungen des sogenannt Wirklichen als im höchsten Grade unwahr erscheinen, ja den Eindruck von Gespenstern machen, indeß ein Werk, indem der Begriff herrschend ist, ihn mit der vollen Kraft der Wahrheit ergreift, ja ihn erst in die ächt wirkliche Welt versetzt? woher kommt es, wenn nicht aus dem mehr oder weniger dunkeln Gefühl, welches ihm sagt, daß der Begriff das allein Lebendige in den Dingen ist, alles andere aber wesenlos und eitler Schatten? Aus demselben Grundsatz erklären sich alle entgegengesetzte Fälle, welche als Beispiele der Uebertreffung der Natur durch die Kunst angeführt werden. Wenn sie den schnellen Lauf menschlicher Jahre anhält, wenn sie die Kraft entwickelter Männlichkeit mit dem sanften Reiz früher Jugend verbindet, oder eine Mutter erwachsener Söhne und Töchter in dem vollen Bestand kräftiger Schönheit zeigt: was thut sie anders, als daß sie aufhebt, was unwesentlich ist, die Zeit? Hat nach der Bemerkung des trefflichen Kenners ein jedes Gewächs der Natur nur einen Augenblick der wahren vollendeten Schönheit: so dürfen wir sagen, daß es nur einen Augenblick des vollen Daseyns habe. In diesem Augenblicke ist es, was es in der ganzen Ewigkeit ist: außer diesem kommt ihm nur ein Werden und ein Vergehen zu. Die Kunst, indem sie das Wesen in jenem Augenblick darstellt, hebt es aus der Zeit heraus; sie läßt es in seinem reinen Seyn, in der Ewigkeit seines Lebens erscheinen.

XCV. Karl von Rotteck.

(1775.)

Aus der „Geschichte des badischen Landtages von 1831."

Rede in der zweiten Kammer des badischen Landtages von 1831. *)

(S. 41.)

Meine Herren!

Was ist die Verfassung? — Sie ist in der Idee die durch den Gesammtwillen des ganzen Volkes bestimmte Form des staatsgesellschaftlichen Lebens, die durch den Gesammtwillen des ganzen Volkes ausgesprochene Gewährleistung der allerkostbarsten Rechte des in den Staatsverband getretenen Menschen und Bürgers. Sie ist — mag ihr historischer oder rein factischer Ursprung seyn, welcher er wolle — in der Idee vorausgehend dem Fürsten und dem Unterthan und die alleinige rechtliche Entstehungs-Art von Regierung und Unterthanschaft. Sie wird sodann, zur unzweideutigen Kundmachung und festern Sicherstellung ihres rechtskräftigen Bestandes, durch einen zwischen Fürst und Volk, zwischen Regierung und Regierten oder zu Regierenden feierlich geschlossenen Vertrag bestätiget und in's wirkliche Leben gerufen. — Ihre Natur ist Grundgesetz und Vertrag zugleich.

Was ist die Ständeversammlung und allernächst was ist die zweite Kammer oder die Kammer der Volksdeputirten, oder überhaupt die Summe der gewählten Deputirten? — Sie ist die Versammlung ächter Volksrepräsentanten, d. h. das Volk oder die regierte Gesammtheit in Natur und Wahrheit vorstellender Männer, deren durch Stimmenmehrheit ausgesprochene Meinungen, Wünsche, Forderungen und Gewährungen als möglichst lauterer und zuverlässiger Ausdruck der Volksgesinnung und des Volkswillens erscheinen und sich geltend machen sollen. Sie ist oder soll seyn ein möglichst treues Abbild der Volksgesammtheit, ein reines Organ des derselben zustehenden — sey es gesetzgebenden, sey es vertragschließenden — Willens. Sie steht der Regierung gegenüber als Darstellerin einer von den zwei Persönlichkeiten, in welche die ideale Gesammtpersönlichkeit der Staatsgesellschaft durch Errichtung einer Regierung zerfällt, und deren Zusammenwirken und Wechselwirken eben durch die Verfassung ihre bestimmte Regel empfängt. Kein gemeines Gesetz, vielweniger ein die Verfassung abänderndes Gesetz kann nach dem Begriff der Verfassung mehr rechtlich zu Stande kommen ohne Uebereinstimmung der beiden Persönlichkeiten, und ebenso läßt keine Vertragsabänderung als rechtsgültig

*) „Geschichte des badischen Landtages von 1831, als Lese- und Lehrbuch für's deutsche Volk, von Karl v. Rotteck. Hildburghausen und New-York; bibliographisches Institut. 1833." 8.

sich denken, ohne die unzweideutig erscheinende Einwilligung beider Vertragschließenden. Es besteht also das Wesen der Ständeversammlung darin, daß sie nach ihrer Zusammensetzung und Bildungsweise in Wahrheit als von der Regierung verschiedene Persönlichkeit, als neben ihr oder ihr gegenüberstehende, zum selbstständigen Mitwirken oder Wechselwirken mit ihr berufene und geeignete Persönlichkeit sich darstelle.

Aus diesen wenigen unwidersprechlichen Grundsätzen eines vernünftigen Staatsrechts geht hervor, daß die Bildung der Ständeversammlung (insbesondere der ganz vorzugsweise das Volk vorstellenden zweiten Kammer, und so auch des durch Wahl gebildeten Theiles der ersten Kammer) durchaus frei bleiben müsse von allem Einfluß der Regierung, wenn die Verfassung etwas anderes seyn soll, als ein bloßer Schall oder ein das Volk verhöhnendes Gaukelspiel.

Die Wahl der Abgeordneten ist ausschließlich des Volkes Sache, und bloß das Gesetz hat die Formen der Wahl und die Bedingungen des Wahlrechts wie der Wählbarkeit zu bestimmen, damit — was allerdings nach den verschiedenen Culturstufen und andern Verhältnissen auch verschiedene Bestimmungen fodert, — eine möglichst getreue Repräsentation des Volkes, oder des politisch mündigen Theiles desselben als Ergebniß der Wahlen hervortrete. Sowie die Regierung sich — es sey denn bloß als Handhaberin der Gesetze — in die Wahlen mischt, so erhebt sie den bösesten Krieg wider das Volk, erklärt ihr Vorhaben, dasselbe mundtodt und also rechtlos zu machen, und gesellt der Ertödtung aller Volkspersönlichkeit noch empörenden Spott bei. Sie begeht eine heillose Fälschung, indem sie ihren eigenen Agenten den lügnerischen Stempel der Volkswortführer aufdrückt und als Volkswillen geltend macht, was Volkswille nicht ist. Sie verzichtet dergestalt auf den Rechtsboden, welchen die Verfassung ihr selbst verlieh, und setzt ein Prinzip der Ueberlistung oder Ueberwältigung an die Stelle jenes des harmonischen Zusammenwirkens und der Rechtsachtung.

Von dieser ersten und Grundwahrheit des constitutionellen Systems müssen wir zuvörderst innig durchdrungen seyn, um den Geist und die rechtliche Begründung der vorliegenden Motion zu erkennen, einer Motion nämlich, welche, ausgehend von dem Prinzip der ohne die schwerste Rechtsverletzung nimmer anzutastenden Wahlfreiheit, zuvörderst die Rechtsungültigkeit der im J. 1825 beschlossenen Verfassungsabänderung behauptet und nur als secundäre Begründung oder Rechtfertigung der erhobenen Protestation auch die Nachtheile, die aus jener Abänderung fließen, aufstellt.

Meine Herren! Viele treffliche und kostbare Anträge sind schon aus der Mitte dieser freigewählten Kammer von 1831 hervorgegangen. Keiner aber — selbst jener auf Preßfreiheit nicht — ist für uns so unendlich bedeutungsvoll, als derjenige, welchen im Namen und nach dem einmüthigen Sinn Ihrer Commission zu begutachten, ich heute die Ehre habe. Es handelt sich nämlich nicht bloß um die beiden ange-

führten — wiewohl höchst wichtigen Artikel der Constitution, sondern um das Prinzip der Wahlfreiheit, mit dessen Stehen oder Fallen auch die ganze Bedeutung und Fortdauer der gesammten Constitution, so wie die Heiligkeit und Gewährleistung aller Gesetze und Rechte — also auch etwa des die Preßfreiheit aussprechenden Gesetzes — steht und fällt. Wenn es der Regierung erlaubt ist, eine von ihrem Willen abhängige Kammer durch Wahlbeherrschung zu Stande zu bringen und die Zustimmung solcher unfreien Kammer zur Einführung beliebiger Constitutionsabänderungen und neuer Gesetze genügt; was ist alsdann noch fest oder rechtsbeständig für uns, und was haben wir voraus vor dem Unterthan der absolutesten Könige, als die betrügerische Form einer Verfassung, den prekären Bestand gutwillig verliehener Gesetze und Anstalten, und die durch den täuschenden Schein einer Volksgenehmigung noch mehr ermuthigte und sicher gestellte Willkühr des Autokraten?? —

Nein, meine Herren! Ein Volk, welches werth ist, eine Verfassung zu haben, erträgt die Schmach und Unbild der Wahlbeherrschung nicht? Uns, den frei gewählten Repräsentanten des edlen Badischen Volks liegt ob, diese heilige Wahrheit laut und kräftig auszusprechen.

Der König kann sein Volk nicht erschaffen, er muß es annehmen, so wie es ist, so wie Gott es ihm gegeben oder anvertraut hat; also kann oder soll er auch den Volksausschuß, die Stellvertretung und das Abbild seines Volks, nicht erschaffen. Er muß es annehmen, so wie es aus dem Volke selbst durch freie Wahl sich gestaltet. So wie die Regierung in seinem Namen oder unter dem mißbrauchten Schirm seiner Autorität sich herausnimmt, die Kammer zu bilden, oder bilden zu helfen, so verschwindet die das Wesen der Verfassung ausmachende Zweiheit der Personen, es ist hinfort nur eine Person mehr vorhanden, die der Regierung, welche jetzo mit ungebundener Macht und Willkür schaltet, und alle Landtagsverhandlung wird zur gleich ekelhaften als heillosen Komödie.

Von diesem Standpunkte aus lassen Sie uns den Antrag des hochverehrten, patriotischen Abgeordneten von Itzstein betrachten: Derselbe geht zwar nicht auf förmliche Ungültigkeits-Erklärung alles dessen, was die unfreie Kammer beschloß, weil freilich — da es kein Gericht gibt, welches über die Unrechtmäßigkeit einer ganzen Kammer entschiede — die äußerliche Rechtsgültigkeit trotz aller innern Gebrechen vorhanden ist, und weil der Buchstabe der Verfassung (Art. 64) den Kammern das Recht gibt, durch eine beistimmende Mehrheit von zwei Drittel ihrer Glieder jede Verfassungsänderung rechtskräftig zu machen. Aber er verlangt die Wiederherstellung der Verfassung, als eine dem äußern oder formellen Recht unnachtheilige, weil auf gleichem Wege wie die Abänderung geschehende Heilung der im J. 1825 dem innern Recht geschlagenen Wunde. Im Interesse dieses eigentlichen und wahren Rechtes empfiehlt Ihre Commission einstimmig den Antrag der beifälligen Schlußfassung einer hohen Kammer. Denn wahrlich! die

Kammer von 1825, nach der durch laute Klagen auf einer und durch theils ausdrückliches, theils stillschweigendes Anerkenntniß auf der andern Seite ins hellste Licht gestellten Art ihrer Bildung, war nicht gewählt vom Volk, sondern von der Regierung, oder von den hier und dort aus Servilität ihre Instructionen noch überschreitenden Regierungsagenten; sie war also nicht die von der Constitution geforderte oder festgesetzte Kammer, sie hatte durchaus keine Gewalt zu irgend einem Gesetz, und am allerwenigsten zu einem die Verfassung abändernden Gesetz und eben so wenig zu einem die Vollmacht ihrer eignen Glieder ohne Zustimmung ihrer Wähler und Committenten verlängernden Gesetz. Die unzweideutigste Anerkennung, die kostbarste Bestätigung dieser vom Volke tief gefühlten Wahrheit liegt in dem unterm 26. Nov. des vorigen Jahres an die Kreisdirectorien ergangenen hohen Ministerial-Rescript, worin — unter der zwiefach bedeutungsvollen Unterschrift eines der vorigen Minister aus der ausdrücklich angeführten Ursache, „daß Se. Königl. Hoheit, der jetzt regierende Großherzog, feierlich versprachen, die Verfassung des Landes heilig halten, und nach ihrem Inhalt und Zweck wahrhaft und treu erfüllen zu wollen, versichert ward, es könne die Großherzogliche Regierung auch nicht einmal den Gedanken hegen, die Staatsbürger des Großherzogthums in einem der wichtigsten Verfassungsrechte zu beschränken, oder auf die Wahlen zu Gunsten oder zur Ungunst irgend einer Person, durch welche Mittel es auch sey, einzuwirken." — Dieses vortreffliche, den Geist einer volksthümlichen, von der edlen Gesinnung eines verfassungstreuen Fürsten durchwehten Regierung bezeichnende, des innigsten Dankes aller vaterlandstreuen Bürger würdige Ministerial-Rescript bricht den Stab über die Wahlen von 1825, und stürzt demnach die Rechtsgültigkeit der Verfassungsabänderung um, welche durch eine „auf verfassungswidrige Art gewählte" Kammer vollbracht ward.

Die hiernach wieder herzustellenden Artikel sind die §§. 38 und 46, dann aber auch §. 29, in so fern derselbe die Dauer der grundherrlichen und Universitätswahlen bestimmt. Der Antragsteller hat zwar von letzterm geschwiegen, aber sein nothwendiger Zusammenhang mit §. 38, in der Wiederherstellung wie in der Abänderung, versteht sich von selbst.

Die beiden Hauptartikel lauten also: „Die Abgeordneten der Städte und Aemter werden auf 8 Jahre ernannt, und so, daß die Kammer alle zwei Jahre zu einem Viertel erneuert wird," und: „Alle zwei Jahre muß eine Ständeversammlung Statt finden."

Nach der im J. 1825 beschlossenen, d. h. durch die unfreie Kammer genehmigten Abänderung soll alle sechs Jahre eine Integral-Erneuerung der zweiten Kammer (und so auch eine neue Wahl der grundherrlichen und Universitäts-Abgeordneten) Statt finden, und nur alle drei Jahre ein Landtag, daher auch die Budgets-Periode in der Regel eine dreijährige seyn. Die neue Zeitbestimmung der Vollmacht ward dabei auch auf die eben damals eingetretenen Mitglieder beider neu gebildeten Kammern ausgedehnt.

Es sey mir nun erlaubt, auch auf den Inhalt dieser — wiewohl schon wegen der Form, d. h. wegen Mangels der Vollmacht rechtsungültig beschlossenen — Abänderungen einen prüfenden Blick zu werfen.

Von ihnen ist allernächst die letzte, welche statt zweijähriger Landtagsperioden dreijährige setzt, eine offenbare Benachtheiligung des Volks, ein an seinen constitutionellen Rechten begangener schwerer Raub. Sey es, daß in kleinen Staaten minder wichtige — für die allgemeine europäische Politik minder wichtige — Geschäfte als in großen vorkommen: für die eigenen, innern Angelegenheiten, für Recht und Wohl des Volkes und der Einzelnen sind die Verhandlungen der Kammern in Baden so bedeutsam und folgenreich als in Frankreich und England.

Es ist von großer Wichtigkeit, ob man die Regel des Staatshaushaltes gleich für drei oder nur für zwei Jahre feststelle, ob man dem Volke gleich für drei Jahre oder nur für zwei eine Last auflege, ob man die Hoffnung der Erleichterung um ein Jahr mehr oder weniger hinausschiebe. Es ist höchst wichtig, ob man dringend nöthige Gesetze oder Gesetzverbesserungen ein Jahr früher oder später erhalte, ob ein Jahr früher oder später die Wünsche, die Bedürfnisse des Volks oder einzelner Klassen und Stände durch ein zuverlässiges, Beachtung ansprechendes Organ dem Staatsoberhaupt kund gethan, ob der Seufzer oder der Klageruf über erlittene Bedrückung oder Ungebühr ein Jahr länger in der Brust zurückgehalten, ob die Beamtenwillkühr, die Eigenmacht, der ministerielle Absolutismus durch einen dargebotenen Spielraum von drei statt von zwei Jahren ermuntert, genährt, bekräftiget werden sollen.

Die Wichtigkeit von allem dem ist natürlich ganz besonders groß und einleuchtend für ein Land, welches noch in der Jugend des constitutionellen Lebens sich befindet, worin eine tiefgehende Reform in allen Zweigen der Gesetzgebung und Administration dringend Noth thut, und wo der öffentliche Geist, die Seele des Repräsentativ-Systems, zum Theil erst geweckt oder angeregt, zum Theil gestärkt, geläutert, zu einer bestimmten, klar erkannten Richtung gebracht und auch den bisher an öffentlichen Angelegenheiten theilnahmlosen Volksklassen eingehaucht werden soll.

Darum ist auch die Verminderung der Wahlacte — oder vielmehr der Wahlzeiten — eine schmerzliche Benachtheiligung für's Volk. Allerdings nämlich hat die neue Bestimmung, vermöge welcher die Vollmacht jedes Gewählten nur 6, statt wie früher 8 Jahre dauern soll, häufigere Wahlen in den einzelnen Bezirken zur Folge; aber nur einmal in sechs Jahren (einzelne Fälle des Austritts oder des Todes abgerechnet) geht die Aufforderung zu neuen Wahlen durch das Land. Nach der ursprünglichen Festsetzung sollte alle zwei Jahre solcher Ruf ergehen, zwar nur für ein Viertheil der Bezirke, jedoch, da ihre Reihenfolge durch's Loos sich bestimmte, jedesmal durch alle Theile des Landes.

Alle zwei Jahre demnach erfuhr das constitutionelle Leben, oder sollte erfahren, eine wohlthätige Anregung; alle zwei Jahre ward eine Art Gericht gehalten über Treue und Verdienst der Deputirten; alle zwei Jahre ward die Gelegenheit dargeboten zur Verbesserung, Läuterung, Bekräftigung der Volksrepräsentation.

Sechs Jahre sind ein langer Zeitraum für die Ungeduld oder Geduld eines Volkes, welches kein weiteres politisches Recht hat, als das Recht, zu wählen, und leicht mag es einschlummern binnen dieser Frist oder seiner politischen Regsamkeit eine bedenkliche Richtung geben, je nachdem sein Charakter oder die Umstände es mit sich bringen.

Was endlich die Umwandlung der Partial-Erneuerung in die integrale an und für sich betrifft: so ist nicht zu läugnen, daß über den Vorzug der einen oder der andern Art mit beiderseits aufrichtiger Gesinnung mag gestritten werden.

Aber so viel ist sicher, daß aus dem Grunde, welcher am scheinbarsten für die Integral-Erneuerung spricht, aus dem Grunde nämlich, daß dieselbe dem demokratischen Prinzip mehr als die partielle zusage, jene nicht vorgeschlagen oder dictirt ward, so wenig in Baden, als in Frankreich, dessen damals den Absolutismus erstrebende Regierung kurz zuvor durch Einführung der Septennalität mit Integral-Erneuerung die Guten betrübt hatte; sondern entweder gerade aus dem entgegengesetzten Grund, oder aber aus jenem der, allerdings wünschenswerthen, Stätigkeit in Grundsätzen und Richtungen, welche man durch allzuhäufig wiederkehrende — wenn auch nur partielle — Wahlen gefährdet glaubte, oder darzustellen suchte. Man setzte sich jedoch durch solche Begründung mit sich selbst in Widerspruch, indem man, um eine Stätigkeit von sechs Jahren zu erhalten, die Gefahr einer nach deren Verlauf plötzlich eintretenden völligen Abänderung des Geistes und Charakters der Wahlkammer auf sich nahm, und man vergaß, daß bei der partiellen Erneuerung (versteht sich unter Voraussetzung jeder Zeit freier Wahlen) alle natürliche Wahrscheinlichkeit für die längste Fortdauer des guten Geistes, so wie für die erwünschte baldige Verbesserung eines schlimmen — wenn je ein solcher sich der Kammer bemächtigte — ist.

Die sicherere, die unbedenklichere Erneuerungsart also ist jedenfalls die partielle, wogegen die Integral-Erneuerung (zumal die in kurzen Fristen wiederkehrende) — wiewohl sie der Idee einer die jedesmalige Gesammtrichtung des Volkes treu ausdrückenden Kammer scheinbar mehr entspricht — doch nach Umständen durch schnellen Wechsel der Grundsätze die Verwaltung in Verlegenheit und Verwirrung setzen, oder — wenn sie nämlich nur in langen Fristen Statt findet — einen fast trostlosen Zustand für Regierung oder Volk hervorbringen kann.

Dem sey übrigens, wie ihm wolle. Wir hatten einmal eine partielle Erneuerung, und liebten sie als Theil der von uns freudig angenommenen, als Palladium unserer Rechte verehrten Verfassung; und sie ist verwandelt worden in eine integrale, ohne Verlangen oder

Einwilligung des Volkes durch die beklagenswerthe Zustimmung einer unfreien Kammer. Darum begehrt das Volk die Wiederherstellung in den vorigen Stand, wegen der Gewaltüberschreitung seiner angeblich Bevollmächtigten, die solches jedoch der That und Wahrheit nach nimmer gewesen sind.

Eine solche Wiederherstellung kann jeder Verbesserung, welche etwa künftig als heilsam erschiene, durchaus nicht hinderlich seyn. Würde einmal die Erfahrung einige Nachtheile der Partial-Erneuerung zeigen (bis zum Jahr 1825 hatten sich durchaus noch keine gezeigt), je nun, so kennen wir den verfassungsmäßigen Weg, worauf mit Zustimmung der frei gewählten Kammern die nöthige Aenderung oder Verbesserung kann eingeführt werden. Eile jedoch thut sicherlich nicht Noth; das höchste Interesse vielmehr fordert den unangetasteten Fortbestand der Verfassung, wenigstens für ein Menschenalter, nach dessen Umlauf etwa eine vorsichtig einzuleitende Revision Statt finden mag.

Ihre Commission, meine Herren, pflichtet aus den vorgetragenen Gründen einmüthig dem Antrage des Deputirten v. Itzstein bei, dem Antrage nämlich, daß die Hohe Kammer eine an Se. Königl. Hoheit zu richtende Adresse beschließen möge, worin um Vorlage eines die Zernichtung der im Jahr 1825 geschehenen Verfassungs-Abänderung, und somit die Wiederherstellung der Art. 29, 38 und 46 der ursprünglichen Verfassungsurkunde aussprechenden und sofort schon auf die gegenwärtigen Kammern anwendbaren Gesetzesvorschlags gebeten werde.

Aber wird wohl die hohe Regierung geneigt seyn, diesem Antrag zu willfahren? Und allernächst wird die andere Kammer ihm ihre Zustimmung ertheilen? Da die Festhaltung der Verfassung, die Hintanhaltung oder Heilung der aus dem Prinzip der Machtvollkommenheit fließenden Abänderungen der hohen ersten Kammer oder den durch sie vorzugsweise repräsentirten Ständen nicht minder wichtig als uns selbst und unsern unmittelbaren Committenten ist, und da die ächt königlichen Worte der Thronrede nicht minder als der ganze Charakter der gegenwärtigen Zeitverhältnisse, dringender als je beide Kammern zur Eintracht auffordern: so wäre es fast kleinmüthig, sich hier einer Besorgniß des Widerstrebens zu überlassen.

Jedenfalls soll jede Kammer nach ihrer Ueberzeugung wie nach ihrer Stellung handeln und für ihr Handeln des Urtheils der öffentlichen Meinung gewärtig seyn. Uebrigens würde der in Antrag gebrachte Beschluß der zweiten Kammer, sollte er außerhalb dieses Saales an unerwarteten Hindernissen scheitern, wenigstens die Kraft einer imponirenden Rechtsverwahrung haben und früher oder später dennoch sein Ziel erreichen.

Was aber die hohe Regierung betrifft, so ist schon die Erscheinung, daß jetzt eine zweite Kammer vorhanden ist, welche den freisinnigen Antrag des Deputirten v. Itzstein einmüthig der Berathung in den Abtheilungen zuwies, und wohl auf den einmüthigen Vorschlag Ihrer Commission denselben zum eigenen Beschlusse erheben wird, ein Beweis von der Verfassungstreue und der volksfreundlichen Gesinnung

des Fürsten, welchem, der innigsten wie der gerechtesten Huldigung voll, alle Herzen der Badischen Bürger entgegen wallen. Unter den herrlichen Auspicien, unter welchen ein neues, festes Band um Fürst und Volk sich schlang, kann das letzte getrost der Erfüllung seiner gerechten Wünsche entgegen sehen. Es wird auch die hohe Regierung in der Erfüllung des vorliegenden Wunsches zugleich eine ihren eigenen edlen Interessen nicht minder, als jenen des Volkes frommende Maaßregel erkennen. Denn allerdings wurden durch die Ereignisse, welche der vorgeschlagenen Bitte zur Begründung dienen, dem Ansehen der Regierung nicht weniger als dem Rechte des Volkes tiefe, der Heilung dringend bedürftige Wunden geschlagen.

Es wurde durch die Wahlbeherrschung, woraus die leicht durchgesetzte Verfassungsabänderung floß, eine unsägliche Bitterkeit in die Herzen gegossen, eine traurige Gleichgültigkeit gegen die Verfassung erzeugt, oder, je nach der Gemüthseigenschaft, ein heftiger Haß gegen ihre Feinde und Verächter. Das Volk wurde irre gemacht an den ihm bisher heiligsten Gefühlen. Es fand sich von Denselben, welche natürlich berufen sind, es zum Guten zu lenken, aufgefodert zu Verletzung von Eid und Pflicht, abgeschreckt von der Bahn des Rechts und der Ehre, in einen heillosen Zwiespalt mit sich selbst versetzt, durch den Widerstreit seiner edelsten Neigungen und Wünsche mit den Dictaten der Gewalt. Also löste sich vollends das Band des Vertrauens und der Liebe zu den Organen dieser Gewalt, die man allerwärts so eifrig sah, die Verfälschung der Repräsentation zu bewirken, und die, um so bösen Zweck zu erreichen, nicht selten zu den unwürdigsten und verächtlichsten Mitteln ihre Zuflucht nahmen. Hierin, in der Verletzung der Moralität des Volkes, liegt der größte Schaden, und welcher am schwersten wieder gut zu machen ist, nicht minder in der künstlich bewirkten Verschlechterung der Beamten, welche man theils schlau, theils ungestüm, durch Furcht und Hoffnung auf die Bahn der Volksfeindlichkeit, auf die Bahn des Kriegs gegen Recht und Verfassung trieb, und welchen, bei der dadurch erzeugten Entfremdung der Gemüther, selbst die Rückkehr zum Guten höchst schwer geworden.

Kein Heilmittel für so große Uebel könnte wirksamer seyn, als die Wiederherstellung der Verfassung. Durch eine solche würde auch der Glaube an dieselbe und die Liebe für sie hergestellt und bekräftigt. Das Vertrauen zur Regierung kehrte völlig wieder und schlüge die tiefsten Wurzeln; das Prinzip der Wahlfreiheit, das Pfand der Eintracht zwischen Regierung und Volk, würde für immer befestigt, den jesuitischen Maximen, womit man ihre Anfeindung beschönigte, den Kunstgriffen, womit man sie ertödtete, wäre der Stab gebrochen, die beleidigte Moralität wäre versöhnt; auch die Entzweiungen, die Parteiungen im Volke hörten auf oder milderten sich beim Anblick des neu grünenden, alle treuen Staatsbürger in seinen Schatten einladenden Baumes der Verfassung. Vor ganz Deutschland würde ein großes, ruhmvolles, alle Wohlgesinnten ermuthigendes, alle Bösen einschüchterndes Beispiel der triumphirenden Rechts-

achtung gegeben, und dem edlen, volksfreundlichen Fürsten, welcher dem mit Innigkeit ihm zugerufenen Namen: „„Vater des Vaterlandes““ noch den gleich schönen: „„Wiederhersteller der Verfassung““ beifügte, ein neues, unvergängliches Denkmal in den Herzen seiner dankbaren Bürger errichtet. —

XCVI. Ernst Theodor Wilhelm (E. T. Amadeus) Hoffmann. *)

(1776 — 1822.)

Abentheuer des Katers Murr.

Ein Katzenjammer und ein Duell.

(Zweiter Theil. S. 97.)

— — (M. f. f.) — einschlafen. Hin und her wälzte ich mich auf meinem Lager; ich versuchte alle nur mögliche Stellungen. Bald streckte ich mich lang aus, bald wickelte ich mich rund zusammen, ließ den Kopf auf den weichen Pfoten ruhen und ringelte den Schweif zierlich um mich herum, so daß er die Augen bedeckte, bald warf ich mich auf die Seite, ließ die Pfoten wegstarren vom Leibe, den Schweif in lebloser Gleichgültigkeit hinabhängen vom Lager. Alles — alles vergebens! — Wirrer und wirrer wurden Vorstellungen, Gedanken, bis ich endlich in jenes Delirium fiel, das kein Schlaf, sondern ein Kampf zwischen Schlafen und Wachen zu nennen, wie Moritz, Davidson, Rudow, Tiedemann, Wienholt, Reil, Schubert, Kluge und andere physiologische Schriftsteller, die über Schlaf und Traum geschrieben und die ich nicht gelesen, mit Recht behaupten.

Die helle Sonne schien in des Meisters Zimmer hinein, als ich aus diesem Delirium, aus diesem Kampf zwischen Schlafen und Wachen, wirklich zum klaren Bewußtsein erwachte. Aber welch ein Bewußtsein, welch ein Erwachen. — O Katerjüngling, der du dieses lieset, spitze die Ohren und lies aufmerksam, daß dir die Moral nicht entwische! — Nimm dir zu Herzen, was ich über einen Zustand sage, dessen unnennbare Trostlosigkeit ich dir nur mit schwachen Farben schildern kann. — Nimm dir diesen Zustand, wiederhole ich, zu Herzen und dich selbst möglichst in Acht, wenn du zum ersten Mal in einer Katzburschen-Gesellschaft, Katzpunsch genießest. Nippe mäßig und berufe dich, will man das nicht leiden, auf mich und meine Erfahrung, der Kater Murr sei deine Autorität, die jeder, hoff' ich, anerkennen und gelten lassen wird.

*) „Lebens-Ansichten des Katers Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Johannes Kreisler in zufälligen Makulaturblättern herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Zwei Bände. Berlin. Dümmler. 1822.“ 8.

Nun also! — Was zuvörderst mein physisches Befinden betrifft, so fühlte ich mich nicht allein matt und elend, sondern was mir ganz besondere Qualen schuf, war ein gewisser kecker, abnormer Anspruch des Magens, der eben seiner Abnormität halber nicht durchzusetzen war und nur einen unnützen Rumor im Innern verursachte, an dem sogar die affizirten Ganglien Theil nahmen, die in ewigem physischem Wollen und nicht Vermögen krankhaft zitterten und bebten. — Es war ein heilloser Zustand! —

Aber beinahe noch empfindlicher war die psychische Affection. Mit der bittern Reue und Zerknirschung eines Gestern halber, das ich doch eigentlich gar nicht für tadelnswerth achten konnte, kam eine trostlose Gleichgültigkeit in meine Seele gegen alles irdische Wohl! — Ich verachtete alle Güter der Erde, alle Gaben der Natur, Weisheit, Verstand, Witz u. s. w. Die größten Philosophen, die geistreichsten Dichter galten mir nicht höher als Lumpenpuppen, sogenannte Hansemänner und was das ärgste war, auf mich selbst dehnte sich jene Verachtung aus und ich glaubte zu erkennen, daß ich nichts sei, als ein ganz gewöhnlicher miserabler Mausekatz! — Niederschlagenderes giebt es nicht! Der Gedanke, daß ich in dem größten Jammer befangen, daß die ganze irdische Erde überhaupt ein Jammerthal sei, vernichtete mich in namenlosen Schmerz. — Ich kniff die Augen zu und weinte sehr! —

„Du hast geschwärmt, Murr, und nun ist dir miserabel zu Muthe? — Ja ja, so gehts! — Nun schlaf' nur aus alter Junge, dann wirds besser werden! — So rief der Meister mir zu, als ich das Frühstück stehen ließ und einige Schmerzenstöne von mir gab. Der Meister! — o Gott er wußte nicht, er kannte nicht meine Leiden! — er ahnte nicht, wie Burschenthum und Katzpunsch wirkt auf ein zartfühlendes Gemüth! —

Es mochte Mittag seyn, noch hatte ich mich nicht vom Lager gerührt, als plötzlich, der Himmel weiß wie er sich hinein zu schleichen gewußt, Bruder Muzius vor mir stand. — Ich klagte ihm meinen unseeligen Zustand, statt aber, wie ich gehofft mich zu bedauern, mich zu trösten, schlug er eine unmäßige Lache auf und rief: „Hoho, Bruder Murr, es ist weiter nichts als die Krisis, der Uebergang von unwürdiger philisträger Knabenschaft zum würdigen Burschenthum, die dich glauben läßt, daß du krank bist und elend. Du bist das edle Commerschiren noch nicht gewohnt!

Aber thu' mir den Gefallen und halte das Maul und klage nicht etwa dem Meister dein Leiden. Unser Geschlecht ist überdem schon verrufen genug, dieser Scheinkrankheit halber und der schmachsüchtige Mensch hat ihr einen Namen gegeben, der sich auf uns bezieht und den ich nicht wiederholen mag. Aber raffe dich auf nimm dich zusammen, komm mit mir, die frische Luft wird dir wohl thun und dann mußt' du vor allen Dingen Haare auflegen. Komm nur, du wirst schon praktisch erfahren, was das heißt."

Bruder Muzius übte seit der Zeit, als er mich dem Philisterthum entrissen, eine unbedingte Herrschaft über mich aus; ich mußte thun

was er wollte. Mühsam stand ich daher auf von meinem Lager, dehnte mich, so gut es bei den erschlafften Gliedern gehen wollte und folgte dem treuen Bruder aufs Dach. Wir spazierten einigemal auf und nieder und in der That, mir wurde etwas wohler, frischer zu Muthe. Dann führte mich Bruder Muzius hinter den Schornstein und hier mußte ich, wollte ich mich auch dagegen sträuben, zwei, drei Schnäpschen reine Heringslacke nehmen. Dies waren die Haare, die ich nach Muzius Ausdruck, auflegen sollte. — O wunderbarer als wunderbar war die drastische Wirkung dieses Mittels! Was soll ich sagen? — Des Magens abnorme Ansprüche schwiegen, der Rumor war gestillt, das Ganglien-system beruhigt, das Leben wieder schön, ich schätzte das irdische Wohl, die Wissenschaft, die Weisheit, den Verstand, den Witz u. s. w. ich war mir selbst wieder gegeben, ich war wieder der herrliche höchst exzellente Kater Murr! — O Natur, Natur! Kann es denn geschehen, daß ein paar Tropfen, die der leichtsinnige Kater genießt in unzähmbarer freier Willkühr, Rebellion zu erwecken vermögen gegen dich, gegen das wohlthätige Princip, das du mit mütterlicher Liebe in seine Brust gepflanzt hast und nach dem er überzeugt sein muß, daß die Welt mit ihren Freuden, als da sind Bratfische, Hühnerknochen, Milchbrei ꝛc. die beste sei und er das allerbeste in dieser Welt, da ihre Freuden nur für ihn und seinethalber geschaffen sind? — Aber — ein philosophischer Kater erkennt das, es ist tiefe Weisheit darinn — jener trostlose ungeheure Jammer ist nur das Gegengewicht, das die zum Forttreiben in der Bedingung des Seins nöthige Reaktion bewirkt und so ist derselbe (der Jammer nehmlich) in dem Gedanken des ewigen Weltalls begründet! — Legt Haare auf, Katerjünglinge! und tröstet euch dann mit diesem philosophischen Erfahrungssatz eures gelehrten, scharfsinnigen Standes-genossen.

Es genügt zu sagen, daß ich nun manche Zeit hindurch ein frisches frohes Burschenleben führte auf den Dächern rings umher, in Compagnie mit Muzius und andern kreuzbraven, bideren, fidelen Jungen, weißen, gelben und bunten. Ich komme zu einer wichtigern Begebenheit meines Lebens, die nicht ohne Folgen blieb.

Als ich nehmlich einmal bei dem Anbruch der Nacht, im Schimmer des hellen Mondscheins, mit dem Bruder Muzius zu einer Kneiperei, die die Burschen angeordnet, gehen wollte, begegnete mir jener schwarz, grau, gelbe Verräther, der mir meine Miesmies geraubt. Wohl konnt es sein, daß ich bei dem Anblick des verhaßten Nebenbuhlers, dem ich noch dazu schändlicher Weise unterliegen müssen, etwas stutzte. Er ging indessen hart an mir vorbei, ohne mich zu grüßen, und es wollte mich bedünken als lächle er mich verhöhnend an; im Gefühl der Uebermacht, die er über mich gewonnen. Ich dachte an die verlorne Miesmis, an die erhaltenen Prügel, das Blut kochte mir in den Adern! Muzius bemerkte meine Aufwallung und da ich ihm mittheilte, was ich bemerkt zu haben glaubte, so sprach er: „Du hast Recht, Bruder Murr. Der Kerl schnitt solch ein schiefes Gesicht und trat dabei so keck auf; am Ende wollte er dich wirklich tuschiren. — Nun das wollen wir bald

erfahren. Irre ich nicht, so hat der bunte Philister hier in der Nähe eine neue Liebschaft angesponnen, er schleicht alle Abende hier auf diesem Dache umher. Warten wir ein wenig, vielleicht kommt der Monsieur bald zurück und da kann sich ja wohl das Uebrige bald finden."

In der That dauerte es nicht lange, so kam der Bunte wieder trotzig zurück und maß schon von weitem mich mit verächtlichen Blicken. Ich trat ihm herzhaft und keck entgegen, wir gingen so hart an einander vorüber, daß unsere Schweife sich unsanft berührten: Sogleich blieb ich stehen; drehte mich um und sprach mit fester Stimme: Mau! — Er blieb ebenfalls stehen, drehte sich um und erwiederte trotzig: Mau! — Dann ging ein jeder seinen Weg.

„Das war Tusch, rief Muzius ganz zornig aus, ich werde den bunten trotzigen Kerl morgen coramiren."

Muzius begab sich den andern Morgen zu ihm hin und fragte ihn in meinem Namen: ob er meinen Schweif berührt? Er ließ mir erwiedern: er hätte meinen Schweif berührt. Darauf ich: habe er meinen Schweif berührt, so müsse ich das für Tusch nehmen. Darauf er: ich könne es nehmen wie ich wollte. Darauf ich: ich nehme es für Tusch. Darauf er: ich sei gar nicht im Stande zu beurtheilen was Tusch sei. Darauf ich: ich wisse das sehr gut und besser als er. Darauf er: ich sei nicht der Mann dazu, daß er mich tuschiren solle. Darauf ich nochmals: ich nehme es aber für Tusch. Darauf er: ich sei ein dummer Junge. Darauf ich um mich in Avantage zu setzen: wenn ich ein dummer Junge sei, so sei er ein niederträchtiger Spitz! — Dann kam die Ausforderung.

(Randglosse des Herausgebers. O Murr! mein Kater. Entweder hat sich der Ehrenpunkt seit Shakespeare's Zeit nicht geändert, oder ich ertappe dich auf einer schriftstellerischen Lüge. Das heißt, auf einer Lüge, die dazu dienen soll, der Begebenheit, die du erzählst, mehr Glanz und Feuer zu geben! — Ist die Art, wie es zum Duell mit dem bunten Pensionair kam, nicht die rein ausgesprochene Parodie von Probsteins siebenmal zurückgeschobener Lüge in: Wie es euch gefällt? Finde ich nicht in deinem angeblichen Duell-Prozeß die ganze Stufenleiter von dem höflichen Bescheid, dem feinen Stich, der groben Erwiederung, der beherzten Abfertigung, bis zum trotzigen Widerspruch und kann es dich wohl einigermaßen retten, daß du anstatt mit der bedingten und offenbaren Lüge, mit ein paar Schimpfreden schließest? — Murr! mein Kater! die Rezensenten werden über dich herfallen, aber bewiesen hast du doch wenigstens, daß du den Shakespear mit Verstand und Nutzen gelesen und das entschuldigt vieles.)

Aufrichtig gestanden fuhr es mir doch etwas in die Glieder, als ich die Ausforderung erhielt, die auf den Kratz lautete. Ich dachte daran wie übel mich der bunte Verräther zugerichtet hatte, als von Eifersucht und Rache getrieben, ich ihn angriff und wünschte wenigstens die Avantage, zu der mir Freund Muzius verholfen, hinweg. Muzius mochte gewahren, daß ich beim Lesen des blutfordernden Handbillets erblaßte und überhaupt meine Seelenstimmung bemerken. „Bruder

Murr, sprach er, mir scheint, als ob dir das erste Duell, das du bestehn sollst, etwas in die Glieder führe?" — Keinen Anstand nahm ich dem Freunde mein ganzes Herz zu öffnen, ihm zu sagen, was meinen Muth erschütterte.

„O mein Bruder, sprach Muzius, o mein geliebter Bruder Murr! Du vergissest, daß damals, als der übermüthige Frevler dich ausprügelte auf schnöde Weise, du noch ein blutjunger Neuling und kein wackrer, tüchtiger Bursche warst, wie jetzt. Auch war dein Kampf mit dem Bunten kein ordentliches Duell nach Regel und Recht, ja nicht einmal ein Rencontre zu nennen, sondern nichts weiter als eine philistermäßige Balgerei, die unanständig ist für jeden Katzbursch. Merk' dir's, Bruder Murr, daß der auf unsre besondere Gaben neidische Mensch, uns die Neigung vorwirft, uns auf ehrwidrige beschimpfende Weise zu prügeln und fällt unter seinem Geschlecht dergleichen vor, dies mit dem Schimpf- und Spottnamen: Katzbalgerei, bezeichnet. Schon darum wird und muß ein ordentlicher Kater, der Ehre im Leibe hat und auf gute Sitten hält, jedes böse Rencontre der Art vermeiden; er beschämt den Menschen, der unter gewissen Umständen sehr geneigt ist, zu prügeln und geprügelt zu werden. — Also, geliebter Bruder, laß alle Furcht und Scheu fahren, bewahre dein tapfres Herz und sei überzeugt, daß du im ordentlichen Duell genugsame Rache für alle erfahrne Unbill nehmen und den bunten Gecken dermaßen zerkratzen kannst, daß er das dumme Liebeln und alberne Daherstolziren wohl auf einige Zeit lassen wird. — Doch halt! — Eben will mich bedünken, daß nach dem, was zwischen euch vorgefallen, der Zweikampf auf den Kratz keinen genügenden Ausschlag geben kann, daß ihr euch vielmehr auf entscheidendere Weise, nehmlich auf den Biß, schlagen müßt. — Wir wollen die Meinung der Burschen hören! —

Muzius trug in einer sehr wohlgesetzten Rede, den Fall, der sich mit mir und dem Bunten ereignet, der Burschenversammlung vor. Alle stimmten dem Redner bei und ich ließ daher dem Bunten durch Muzius sagen: ich nehme die Ausforderung zwar an, könnte und würde bei der Schwere der erlittenen Beschimpfung mich aber nicht anders schlagen, als auf den Biß. Der Bunte wollte zwar Einwendungen machen, vorschützen, er habe stumpfe Zähne u. s. w.; da aber Muzius ihm nach seiner ernsten und festen Weise erklärte, daß hier nur durchaus von dem entscheidenderen Duell auf den Biß die Rede sein könne, und daß, wenn er dieß nicht eingehen wolle, er den niederträchtigen Spitz auf sich sitzen lassen müßte, entschloß er sich zu diesem Duell auf den Biß. — Die Nacht, in der der Zweikampf vor sich gehen sollte, kam heran. Ich stellte mich auf dem Dache des Hauses, das an der Gränze des Reviers lag, mit Muzius, um die bestimmte Stunde ein. Auch mein Gegner kam bald mit einem stattlichen Kater, der beinahe bunter gefleckt war und noch viel trotzigere, keckere Züge im Antlitz trug als er selbst. Er war, wie wir vermuthen konnten, sein Sekundant; beide hatten verschiedene Feldzüge als Cameraden zusammen gemacht und befanden sich auch beide bei der Eroberung des Speichers, die dem Bunten den

Orden des gebrannten Specks erwarb. Außerdem hatte sich, wie ich nachher erfuhr, auf des um- und vorsichtigen Muzius Anlaß, eine kleine lichtgraue Katze eingefunden, die sich ganz außerordentlich auf Chirurgie verstehen und die schlimmsten gefährlichsten Wunden zweckmäßig behandeln und in kurzer Zeit heilen sollte. — Es wurde noch verabredet, daß der Zweikampf in drei Sprüngen stattfinden, und falls bei dem dritten Sprunge noch nichts entscheidendes geschehen, weiter beschlossen werden sollte, ob das Duell in neuen Sprüngen fortzusetzen, oder die Sache als abgemacht anzusehen. Die Sekundanten maßen die Schritte aus und wir setzten uns gegenüber in Positur. Der Sitte gemäß erhoben die Sekundanten ein Zetergeschrei, und wir sprangen auf einander los.

Im Augenblick hatte mein Gegner, indem ich ihn fassen wollte, mein rechtes Ohr gepackt, das er dermaßen zerbiß, daß ich wider Willen laut aufschrie. „Auseinander!" rief Muzius. Der Bunte ließ ab, wir gingen in die Position zurück.

Neuer Zeter der Sekundanten, zweiter Sprung. Nun glaubte ich meinen Gegner besser zu fassen, aber der Verräther duckte sich und biß mir in die linke Pfote, daß das Blut in dicken Tropfen hervorquoll. — Auseinander! rief Muzius zum zweitenmal. „Eigentlich, sprach der Sekundant meines Gegners sich zu mir wendend, eigentlich ist nun die die Sache ausgemacht, da Sie, mein Bester, durch die bedeutende Wunde an der Pfote hors de combat gesetzt sind." Doch Zorn, tiefer Ingrimm ließen mich keinen Schmerz fühlen, und ich entgegnete, daß es sich bei dem dritten Sprunge finden würde, in wiefern es mir an Kraft gebräche und die Sache als abgemacht anzusehen. „Nun, sprach der Sekundant mit höhnischem Lachen, nun, wenn sie denn durchaus von der Pfote ihres ihnen überlegenen Gegners fallen wollen, so geschehe ihr Wille! — Doch Muzius klopfte mir auf die Schulter und rief: Brav, brav, mein Bruder Murr, ein ächter Bursche achtet solch einen Ritz nicht! — Halt dich tapfer!

Zum dritten Mal Zeter der Sekundanten, dritter Sprung! — Meiner Wuth ungeachtet, hatte ich die List meines Gegners gemerkt, der immer etwas seitwärts sprang, weßhalb ich ihn fehlte, während er mich mit Sicherheit packte. — Dießmal nahm ich mich in Acht, sprang auch seitwärts, und als er mich zu fassen glaubte, hatte ich ihm schon dermaßen in den Hals gebissen, daß er nicht schreien, nur stöhnen konnte. „Auseinander!" rief jetzt der Sekundant meines Gegners. Ich sprang sogleich zurück, der Bunte sank aber ohnmächtig nieder, indem das Blut reichlich aus der tiefen Wunde hervorquoll. Die hellgraue Katze eilte sogleich auf ihn zu, und bediente sich, um vor dem Verbande das Blut einigermaßen zu stillen, eines Hausmittels, das, wie Muzius versicherte, ihr stets zu Gebote stand, da sie es immer bei sich führte. Sie goß nämlich sofort eine Flüssigkeit in die Wunde und besprengte überhaupt den Ohnmächtigen ganz und gar damit, die ich ihres scharfen beizenden Geruchs halber für stark und drastisch wirkend halten mußte. Thedensche Arquebusade war es nicht, auch nicht Eau de Cologne. — Muzius

drückte mich feurig an seine Brust und sprach: „Bruder Murr, du hast deine Ehrensache ausgefochten, wie ein Kater, dem das Herz auf dem rechten Flecke sitzt. — Murr, du wirst dich erheben zur Krone des Burschenthums, du wirst keinen Makel dulden, und stets bei der Hand seyn, wenn es darauf ankommt, unsere Ehre zu erhalten.“ — Der Sekundant meines Gegners, der so lange dem hellgrauen Chirurgus beigestanden, trat nun trotzig auf und behauptete, daß ich im dritten Gange gegen den Comment gefochten. Da setzte sich aber Bruder Muzius in Positur, und erklärte mit funkelnden Augen und hervorgestreckten Krallen, daß der, der solches behaupte, es mit ihm zu thun habe, und daß die Sache gleich auf der Stelle ausgemacht werden könne. Der Sekundant hielt es für gerathen, nichts weiter darauf zu erwiedern, sondern packte stillschweigend den wunden Freund, der was weniges zu sich selbst gekommen, auf den Rücken und marschirte mit ihm ab durch die Dachlucke. — Der aschgraue Chirurgus fragte an, ob er meiner Wunden halber mich auch etwa mit seinem Hausmittel bedienen solle. Ich lehnte das aber ab, so sehr mich auch Ohr und Pfote schmerzten, sondern machte mich im Hochgefühl des errungenen Sieges, der gestillten Rache für Miesmies Entführung und erhaltene Prügel, auf den Weg nach Hause.

Für dich, o Katerjüngling! habe ich mit gutem Bedacht die Geschichte meines ersten Zweikampfs so umständlich aufgeschrieben. Außerdem daß dich diese merkwürdige Geschichte über den Ehrenpunkt belehrt ganz und gar, so kannst du auch noch manche für das Leben höchst nöthige und nützliche Moral daraus schöpfen. Wie z. B., daß Muth und Tapferkeit gar nichts ausrichten gegen Finten, und daß daher das genaue Studium der Finten unerläßlich ist, um nicht zu Boden getreten zu werden, sondern sich aufrecht zu erhalten. „Chi no se ajuta, se nega,“ sagt Brighella in Gozzis glücklichem Bettler, und der Mann hat Recht, vollkommen Recht. — Sieh das ein, Katerjüngling, und verachte keineswegs Finten, denn in ihnen liegt, wie im reichen Schacht, die wahre Lebensweisheit verborgen. —

Als ich herab kam, fand ich des Meisters Thür verschlossen, und mußte daher mit der Strohmatte, die davor lag, als Nachtlager vorlieb nehmen. Die Wunden hatten mir einen starken Blutverlust verursacht, und mir wurde in der That etwas ohnmächtig zu Muthe. Ich fühlte mich sanft fortgetragen. Es war mein guter Meister, der (ich mochte wohl, ohne es zu wissen, etwas gewinselt haben) mich vor der Thür gehört, aufgemacht und meine Wunden bemerkt hatte. „Armer Murr,“ rief er, „was haben sie mit dir gemacht? das hat tüchtige Bisse gegeben — nun ich hoffe, du wirst deinen Gegnern nichts geschenkt haben!“ Meister, dacht ich, wenn du wüßtest! und auf's neue fühlte ich mich von dem Gedanken des vollständig erfochtenen Sieges, der Ehre, die ich mir gewonnen, gar mächtig erhoben. — Der gute Meister legte mich auf mein Lager, holte aus dem Schrank eine kleine Büchse, in der Salbe befindlich, hervor, bereitete zwei Pflaster und legte sie mir auf Ohr und Pfote. Ruhig und geduldig ließ ich Alles geschehen und stieß nur ein kleines leises Mrrr! aus, als der erste Verband mich etwas schmerzen

wollte! — „Du bist, sprach der Meister, ein kluger Kater, Murr! Du verkennst nicht, wie andere knurrige Wildfänge deines Geschlechts, die gute Absicht deines Herrn. Halt dich nur ruhig, und wenn es Zeit ist, daß du die Wunde an der Pfote heil leckst, so wirst du schon selbst den Verband lösen. Was aber das wunde Ohr betrifft, so kannst du nichts dafür thun, armer Geselle, und mußt das Pflaster leiden."

Ich versprach das dem Meister, und reichte zum Zeichen meiner Zufriedenheit und Dankbarkeit für seine Hülfe, ihm meine gesunde Pfote hin, die er wie gewöhnlich nahm und leise schüttelte, ohne sie im mindesten zu drücken. — Der Meister verstand mit gebildeten Katern umzugehen.

Bald spürte ich die wohlthätige Wirkung der Pflaster und war froh, daß ich des kleinen aschgrauen Chirurgus fatales Hausmittel nicht angenommen. Muzius, der mich besuchte, fand mich heiter und kräftig. Bald war ich im Stande, ihm zu folgen zur Burschenkneiperei. Man kann denken, mit welchem unbeschreiblichen Jubel ich empfangen wurde. Allen war ich doppelt lieb geworden.

Von nun an führte ich ein köstliches Burschenleben, und übersah es gern, daß ich dabei die besten Haare aus dem Pelze verlor. — Doch giebt es hienieden ein Glück, das von Dauer sein sollte? Lauert bei jeder Freude, die man genießt, nicht schon der — — — —

XCVII. Joseph Görres.

(1776.)

Die deutschen Volksbücher. *)

(S. 1.)

Die Schriften, von welchen hier die Rede ist, begreifen weniger nicht als die ganze eigentliche Masse des Volkes in ihrem Wirkungskreis. Nach keiner Seite hin hat die Literatur einen größeren Umfang und eine allgemeinere Verbreitung gewonnen, als indem sie übertretend aus dem geschlossenen Kreise der höheren Stände, durchbrach zu den untern Classen, unter ihnen wohnte, mit dem Volke selbst zum Volke, Fleisch von seinem Fleisch, und Leben von seinem Leben wurde. Wie Halm an Halm auf dem Felde in die Höhe steigt, wie Gräser sich an Gräser drängen, wie unter der Erde Wurzel mit Wurzel sich verflicht, und die Natur einsilbig aber unermüdet immer dasselbe dort, aber immer ein Anderes sagt, so thut auch der Geist in diesen Werken. Wie sehen wir nicht jedes Jahr in der höheren Literatur die Geburten des Augenblicks, wie Saturn seine Kinder verschlingen, aber diese Bücher leben ein unsterblich unverwüstlich Leben; viele Jahrhunderte hindurch haben sie Hunderttausende, ein ungemessenes Publikum, beschäftigt; nie veraltend sind sie, tausend und tausendmal wiederkehrend, stets willkommen;

*) „Die deutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneibüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. Von J. Görres. Heidelberg. Mohr. 1807." 8.

unermüdlich durch alle Stände durchpulsirend und von unzählbaren Geistern aufgenommen und angeeignet, sind sie immer gleich belustigend, gleich erquicklich, gleich belehrend geblieben, für so viele viele Sinne, die unbefangen ihrem inwohnenden Geiste sich geöffnet. So bilden sie gewissermaßen den stammhaftesten Theil der ganzen Literatur, den Kern ihres eigenthümlichen Lebens, das innerste Fundament ihres ganzen körperlichen Bestandes, während ihr höheres Leben bei den höheren Ständen wohnt. Ob man wohlgethan, diesen Körper des Volksgeistes als das Werkzeug der Sünde so geradehin herabzuwürdigen; ob man wohlgethan, jene Schriften als des Pöbelwitzes dumpfe Ausgeburten zu verschmähen, und darum das Volk mit willkührlichen Beschränkungen und Gewaltthätigkeiten zu irren, das ist wohl die Frage nicht! Denn wir tadeln ja auch die Biene nicht, daß sie im Sechseck baue, und die Seidenraupe nicht, daß sie nur Seide und nicht Tressen und Purpurkleider webe, und beginnen allmählig jetzt die Welt zu achten, wie ohne Menschenweisheit sie die Natur zu ihrem Beistand geordnet, und zur schönen humanen Duldung wohl gelangt, lassen wir leben was athmen mag, weil es sich nicht geziemt, des Herrn Werke zu vernichten. Von dieser toleranten Gesinnung der Gebildeten gegen die Ungebildeten wäre es, dünkt uns, gut und gelegen in der Untersuchung auszugehen; jene aber, die das Postulat nicht zuzugeben gesonnen sind, werden es zugleich mit begründet finden, wenn bewiesen worden, was bewiesen werden sollte. Das nämlich ist die Frage, ob diese Schriften bei ihrer äußeren Verbreitung wohl auch eine gewisse angemessene innere Bedeutsamkeit besitzen; ob nicht zu spärlich für den höheren Sinn der Funken der bildenden Kraft in ihnen glimme; ob nicht, das Alles zugegeben, das Höhere, sobald es aus der Oberwelt in die pflanzenhafte, gefesselte Natur des Volks herabgestiegen, dort seine ganze innere Lebendigkeit verliere, und in ein unnützes Geränke verwildert, nur noch als schädlich Unkraut üppig wuchre? Wahr ist's, schmackloses Wasser führen die Ströme und die Brunnen nur die aus schlechter Erde quellen, während der Feuerwein nur auf wenigen sonnigten, hoch aufstrebenden Gebirgen reift; man hat recht gut und recht scharfsinnig bemerkt, daß die Feldblumen wenig Reize für den gebildeten Dilettanten besitzen, und es ist ein kläglich Ding um Alles, was die Natur weggeworfen, es ist kaum des Aufhebens für den bemittelten Menschen werth, was aber kostbar ist, das versteckt sie recht tief und geizig in die vielen Falten ihres weiten Mantels, und nur wer die Wünschelruthe hat, der mag zu dem Verborgenen gelangen. Wahr scheint's ferner auch, das Volk lebt ein sprossend, träumend, schläfrig Pflanzenleben; sein Geist bildet selten nur und wenig, und kann nur in dem Strahlenkreise der höheren Weltkräfte sich sonnen, seine Blüthe aber blüht Alles unter die Erde in die Wurzel hinab, um dort wie die Kartoffel eßbare Knollen anzusetzen, die die Sonne nimmer sehen. Nicht ganz so ungegründet zeigt sich daher wohl die Besorgniß, es sey da unten nichts zu suchen, als werthloses Gerölle, Kieselsteine, die die Ströme in den langen Zeitläuften rund und glatt gewälzt, schmutzige Scheidemünzen, die vielfältiges

Betasten abgegriffen. Aber Manches mögte doch dieser Ansicht wieder entgegenreden. Für's erste könnte es scheinen, als ob die künstliche Differenz der Stände, weil keineswegs die Natur unmittelbar sie gegründet, und in scharfen Umrissen abgegrenzt, auch auf keine Weise von so gar mächtigem Einfluß wäre. In jedem Menschen sind, dünkt uns eigentlich alle Stände; diese Zeit hat uns gelehrt, wie sie in einzelnen Individuen alle der Reihe nach erwachten, bis endlich oben gar Kronen aus dem Unscheinbaren erblühten. In den obern Ständen sehen wir daher den Bauer und den Bürger hinter der äußeren Eleganz versteckt, im Bauer aber in der Regel den guten Ton so zu sagen in's Fleisch geschlagen, und dort zum Tonus des Muskels werden. Man sollte denken, daß der eingesperrte Bauer dort wohl auch einmal, wenn er sich durchgeschlagen, auf bäuerisch sich erquicken mögte und wieder, daß wohl auch in den unteren Ständen, besonders an Sonn- und Festtagen, wenn der Wochenschmutz abgerieben, und der Körper im Staate auch zu Staatsactionen aufgelegt sich fühlt, der kniende Herr im Menschen sich aufrichten, und um sich blicken, und auch nach den goldenen Aepfeln lüstern mögte, die oben in dem dunkeln Laube hängen. Wir wollen indessen keineswegs auf diesem fußen: jene würden schamhaft darum sich verbergen, daß sie in einem schwachen Momente sich überrascht; diese würde man als eitle Parvenus verlachen und in Spott entlassen. Aber eines wollen wir vorzüglich in's Auge nehmen, daß wir die Pöbelhaftigkeit, als Solche rein schlecht und verwerflich unterscheiden von Volksgeist und Volkessinn, die in ihrer Ausartung und Verderbniß nur in jenen übergehen. Wir werden dann der alten Bemerkung uns erinnern, wie diese Pöbelhaftigkeit durch alle Stände greifend keineswegs allein auf die Unteren sich beschränkt. Wenn wir das lärmende Marktvolk in unserer feinen Literatur die Kunstwerke umsummen und stier und dumm begaffen sehen, und dann in dem bösen Pfuhle, der sich um die hohen Bilder sammelt, die schönen Formen in mißfälligen Verzerrungen wiederscheinen, dann wittern wir Pöbelluft; die Schlechtigkeit im Volke hat ihre Repräsentanten zum großen Convente abgesendet, und die sitzen nun im Rathe zu Gericht über Leben, Kunst und Wissenschaft, und legen ihren Comittenden periodisch Rechenschaft von ihrem Thun und Lassen ab, und es ist ein Geist und ein Wille und eine Gesinnung; die unter den verbundenen Brüdern und Freunden herrschen. So hat das Böse, das Schlechte, das Gemeine seine Kirche, seinen sichtbaren Statthalter auf Erden, betraute Räthe, Priester, Ritter, Laien, alles Janhagel, feiner, gröber, bestialisch, geschliffen, pfiffig, dumm, alles Janhagel. Von dieses Volkes Büchern reden wir nicht, es würde zu weitläuftig sein, und wir würden uns zu hoch versteigen müssen. Aber es giebt ein anders Volk in diesem Volke, alle Genien in Tugend, Kunst und Wissenschaft, und in jedem Thun sind dieses Volkes Blüthe; jeder, der reinen Herzens und lauterer Gesinnung ist, gehört zu ihm; durch alle Stände zieht es, alles Niedere adelnd, sich hindurch, und jeglichen Standes innerster Kern, und eigenster Charakter ist in ihm gegeben. Jedem Stande kann nämlich ein Idealcharakter inwohnend

gedacht werden, höher hinauf gestimmt in den höheren Ständen; tiefer verleiblicht, aber immer noch vollkommen im Volke. Körperliche Gesundheit ist so vollendet in sich und achtbar, wie innere Geistesharmonie, und Eine jedesmal durch das Andere bedingt. Von diesem heiligen Geiste, der im Volke wohnt, und nichts zu schaffen hat mit unheiligem Pöbel, reden wir jetzt, ob er darum weil er derber, sinnlicher im Niedersteigen geworden ist, verwerflich sey. So ist der Geist, der z. B. am französischen Volke übrig bleibt, nachdem man Alles, was die Verruchtheit von Jahrhunderten ihm eingebrannt, mit jenem Pöbel von ihm abgeschieden, ein harmloser, gutmüthiger, leichter, heiterer Lebensgeist; gewandt und rasch in allen Aeußerungen, für das Gute leicht empfänglich und berührsam. Das ist der herrliche Geist, der in den englischen Matrosen wohnt, nachdem man alle Bestialität in die Schlacken hineingetrieben, diese kräftige, energische, unermüdliche, brave Natur, die wie Damascenerstahl im Sturmesbraus gehärtet, gegen den Ankampf aller Elemente federt, und stolz und wild und siegreich mit dem Meere ringt. Das der Spanier stolzer, hoher Barbareskensinn, der tönendes Erz im Busen trägt, und weil er Würdiges nicht vollbringen kann, lieber auf seinem inneren Reichthum ruht, und jede ungeziemende Thätigkeit verschmäht. So erkennen wir endlich auch den ächten innern Geist des deutschen Volkes, wie die älteren Mahler seiner besseren Zeit ihn uns gebildet, einfach, ruhig, still, in sich geschlossen, ehrbar, von sinnlicher Tiefe, weniger in sich tragend aber dafür um so mehr für die höhern Motive aufgeschlossen. Gerade die Demüthigung die diesem Charakter durch das Ungeschick der Führer bereitet worden ist, muß die innere Scheidung in dem Wesen der Nation vollenden; sich lossagend von dem, was die Verworrenheit der nächst vergangenen Zeit ihr aufgedrungen, muß sie zurückkehren in sich selbst, zu dem was ihr Eigenstes und Würdigstes ist, wegstoßend und preisgebend das Verkehrte; damit sie nicht gänzlich zerbreche in dem feindseligen Andrang der Zeit. Nachdem wir das Alles auf diese Weise erwogen, wird der Gedanken einer Volksliteratur uns keineswegs mehr so nichtig und in sich selbst verwerflich scheinen, als es so geradehin auf den ersten Blick den Anschein gewann. Nachdem wir einen inwendigen Geist, in allen Ständen wohnend, und gleich einem schlackenlosen Metallkönig durch alle Verunreinigung von Zeit und Gelegenheit durchblickend anerkannt, wird auch die Idee näher uns befreundet, daß im allgemeinen Gedankenkreise die untersten Regionen auch etwas gelten und bedeuten möchten, und daß der große Literaturstaat sein Haus der Gemeinen habe, indem die Nation sich selbst unmittelbar repräsentire. Gibt es aber nun wirklich einen Kreis von Schriften, die der Genius jener Völker, die wir aufgezählt, gleichmäßig anerkannt, die viele einander folgenden Generationen immer wieder von neuem sanctionirt, die den Beßten immer wohlgefallen, die die Menge niemals sinken lassen, und nach denen Alle nimmer zu verlangen aufgehört, dann thun wir klug, nicht mehr so ganz wegwerfend abzuurtheilen; die Verachteten möchten uns unter die Augen treten, und uns entgegen fragen, was wir denn selber

bedeuteten, und worauf unser Dünkel denn wohl sich gründen möchte? So aber ist's wirklich mit den Büchern, die wir im Auge haben, beschaffen: so weit deutsche Zungen reden, sind sie überall vom Volke geehrt und geliebt; von der Jugend werden sie verschlungen, vom Alter noch mit Freude der Rückerinnerung belächelt, kein Stand ist von ihrer Einwirkung ausgeschlossen, während sie bei den Untern die einzige Geistesnahrung auf Lebenszeit ausmachen, greifen sie in die Höheren, wenigstens durch die Jugend ein, in der überhaupt aller Standesunterschied sich mehr ausgleicht, und die in ihnen oft für ihre ganze künftige Existenz den äußern Anstoß findet, und den Enthusiasmus ihres Lebens saugt. Aber keineswegs auf diesen großen nationellen Kreis haben sie ihre Wirksamkeit beschränkt; wie bei den Teutschen, so finden wir sie auf gleiche Weise bei den Franzosen im allgemeinen Umlauf; wie dort Cöln und vorzüglich Nürnberg sie zu tausenden nach allen Richtungen hin vertreiben, so ist hier Troyes der allgemeine Stapelplatz, von wo aus sie, in gleicher Menge, nur in der Form häufig sorgfältiger und correcter wie bei den Teutschen, sich über die Nation verbreiten, und einen unzuberechnenden Einfluß auf ihren Geist und Character üben. Und auch damit noch ist der Wirkungskreis dieser Bücher nicht begränzt; während die Holländer und die Engelländer die Meisten in ihrer Sprache besitzen, haben nicht minder die Spanier und die Italiäner sie theils in die Ihrige übersetzt, theils Manche selbst für sich producirt, so daß vielleicht sechszig und mehr Millionen Menschen um ihre Existenz wissen, und mehr oder weniger an ihnen sich erfreuen. Nimmt man nun noch hinzu, daß während im Jahrhunderte dreimal die Generationen wechseln, diese Bücher drei, vier und mehrere Jahrhunderte überlebten; Manche, wie wir sehen werden, bis in die graueste Zeiten des Alterthums hinaufreichen, dann gewinnen sie ein wahrhaft ungemessenes Publicum, und sie stehen keineswegs mehr als Gegenstände unserer Toleranz uns gegenüber, sondern vielmehr als Objecte unserer höchsten Verehrung und unserer wahrhaftigen Hochachtung; als ehrwürdige Alterthümer, die durch das läuternde Feuer so vieler Zeiten und Geister unversehrt durchgegangen sind. Man glaube nur nicht, daß ein Schlechtes für sich diese Prüfung der Menge und der Zeit bestehen könne; es kann mitunterlaufen, von dem Guten durchgeschleppt, aber nimmer sich für sich selbst allein behaupten. Die Nation ist nicht einem todten Felsen ähnlich, dem der Meisel willkührlich jedes Bild eingraben kann, es muß etwas ihm Zusagendes in dem sein, was man von ihr aufgenommen wissen will; ein dunkler Instinkt für das Gute ist keiner Creatur versagt, und damit fühlt sich leicht, was gut und gedeihlich, was schädlich und giftig ist, heraus, und kräftig und ohne sich zu besinnen, stößt die Menge Alles ab, vor dem dieser dunkle Trieb sie warnt. Und wenn auch einzelne Irrungen unterlaufen, wenn das Schlechte, das Kraftlose augenblicklichen Eingang findet, bald erwacht der innere Eckel und Ueberdruß, und die Zeit spült in ihrem Strome Alles wieder weg, und gleicht alle Fehler wieder aus. Was aber diese Probe besteht, was Allen zusagt, Individuen und Geschlechtern, was Allen eine widerhaltende, kräftige Nahrung giebt, wie Brod, das muß

nothwendig Brodeskraft in sich besitzen und lebensstärkend sein. Wenn daher auch der Zufall bei der Wahl dieser Schriften gewaltet zu haben scheint, indem man dem Volke sie geboten, bei der Aufnahme hat er keineswegs vorgeherrscht; ein großes fortdauerndes Bedürfniß muß im Volk bestehen, dem jede Einzelne für sich zusagt, und das daher fortdauernd sie erhält; nur gerade das Schlechte mag durch den Zufall oben schwimmend eine Weile erhalten werden, muß aber nothwendig auch über lang oder kurz von ihm zerrieben werden. Und dies Bedürfniß ist gerade das unvertilgbar der menschlichen Natur eingepflanzte Streben, zu sättigen den Geist mit Gedanken, und mit Empfindungen das Gemüth; ein Streben, das gerade am überraschendsten auf dieser Stufe siegreich sich offenbart, wo es scheinen sollte, als ob der dunkle sinnliche Trieb und die Lust, die mit seiner glücklichen Befriedigung verbunden ist, alle die Kräfte fesseln müßte, deren Spielraum in Regionen fällt, wo das körperliche Bedürfniß nichts zu suchen hat. Aber durchbrechend durch die feste Corallenrinde, in der das Leben gegen die unfreundliche Natur sich wahren muß, drängt der innere verschlossene Geist die Fühlhörner hinaus in die weite freie Umgebung, und es ist rührend zu sehen, wie er um sich tastend und Alles umher begreifend, und nach allen Richtungen sich windend, nach Weltanschauung ringt und auch sich ergötzen mögte in dem freundlichen Strahl, der die Seele aller Creaturen ist. Es ist daher ein anderer Hunger und ein anderer Durst, als jener bloß sinnliche, der hier sich im Volke regt; nicht nach körperlicher Speise sehnt er sich, damit er in Leibliches sie wandle, sondern nach dem höheren Geiste lüstert ihn, den der Genius ausgegossen aus seiner Schale in die rohe Materie, und der als ihre Seele sie sich nun zugestaltet hat. In die Tiefe zieht das Thier im Menschen die Leibesnahrung zu sich nieder, und wiederkäuend und assimilirend die Lebenslymphe erstarkt es, und gewinnt Breite und Raum auf Erden; aber der Gott im Menschen mag nur den feinsten Wohlgeruch der Dinge, den zarten Duft, der aus ihnen unbegreiflich und unsichtbar athmet, er nährt sich nur mit den Lebensgeistern, die im Innersten der Wesen verborgen wohnen, die er dann einsaugt mit allen Nerven, und sich aneignet als eines höheren Himmels Speise, und in der Aneignung selbst verklärt. Dieser Geist muß sich vom Thiere losgerungen haben, zum Centauren muß das rein Thierische sich hinaufgesteigert haben, indem das Menschliche siegreich das Animalische überragt und bändigt, wenn irgend der Drang nach jener feineren Nahrung in ihm lebendig werden soll. Daß aber im Volke jener Drang und die Mittel zu seiner Befriedigung sich finden, beweist eben, daß in ihm längst schon jene Umwandlung vorgegangen ist; daß es längst schon die Region der dumpfen Stupidität verlassen hat, in die seine Verhältnisse es unlösbar gefesselt zu haben scheinen; daß nun in den untersten Classen der Gesellschaft das Bessere siegreich sich offenbart, und daß oben auf dem durch und durch sinnlichen Körper ein menschlich Antlitz entsprossen ist, das über die wagrechte Thierlinie sich erhebend hinaufstrebt zum Himmel, und Anderes, denn das Irdische schon sucht und kennt.

Auf zweifach verschiedene Weise aber hat jene innere im Volke wach gewordene Poesie sich im Volke selbst geäußert. Einmal im Volkslied, indem die jugendliche Menschenstimme zuerst thierischem Gebelle entblüht, wie der Schmetterling der Chrysalide in ungekünstelten Intonationen die Tonleiter auf- und niedersteigend freudig sich versuchte, und indem die ersten Naturaccente klangen, in die das verlangende, freudige, sehnende, in innerem Lebensmuth begeisterte Gemüth sich ergossen. Eintretend in die Welt, wie der Mensch selbst in sie tritt, ohne Vorsatz, ohne Ueberlegung und willkührliche Wahl, das Daseyn ein Geschenk höherer Mächte, sind sie keineswegs Kunstwerke, sondern Naturwerke wie die Pflanzen, oft aus dem Volke hinaus, oft auch in dasselbe hineingesungen, bekunden sie in jedem Falle eine ihm einwohnende Genialität, dort productiv sich äußernd, und durch die Naivität, die sie in der Regel characterisirt, die Unschuld und die durchgängige Verschlungenheit aller Kräfte in der Masse, aus der sie aufgeblüht, verkündigend; hier aber durch ihre innere Trefflichkeit den feinen Tact und den geraden Sinn bewährend, der schon so tief unten wohnt, und nur von dem Besseren gerührt nur allein das Bessere sich aneignet und bewahrt. Wie aber in diesen Liedern der im Volke verborgne lyrische Geist in fröhlichem Lauten zuerst erwacht und in wenig kunstlosen Formen die innere Begeisterung sich offenbart, und bald gegen das Ueberirdische hingerichtet, vom Heiligen spricht und singt, so gut die schwere wenig gelenke Zunge dem inneren Enthusiasmus Worte geben kann; dann aber wieder der Umgebung zugewendet, von dem Leben und seinen mannichfaltigen Beziehungen dichtet, jubelt oder klagt und scherzt: so muß auf gleiche Weise auch der epische Naturgeist sich bald ebenfalls dichtend und bildend zu erkennen geben, und auch mit seinen Gestaltungen den ihm in dieser Region gezogenen Kreis anfüllen. Jenen religiösen und profanen Gesängen, in denen des Volkes Gemüth sein Inneres ausspricht, werden daher auch bald andere Gedichte im Charakter jenes ruhigen Naturgeistes sich gegenüber stellen, in denen das Gemüth, was es durch seine Anschauung in der Welt gesehen, mahlt und verkündigt, und gleichfalls bald als heilige Geschichte das Ueberirdische bedeutsam bezeichnet; bald als Romantische dem unmittelbar Menschlichen näher gerückt, durch Schönheit, Lebendigkeit, Größe, Kraft, Zauber oder treffenden Witz ergötzt. Diese Dichtungen sind die Volkssagen, die die Tradition von Geschlecht zu Geschlechte fortgepflanzt, indem sie zugleich mit jenen Liedern, durch die Gesangweise, die sich dem Organe eingeprägt, einmal gebildet, vor dem Untergange sich bewahrten. In den früheſten Zeiten entstanden die meisten dieser Sagen, da wo die Nationen, klare frische Brunnen der quellenreichen, jungen Erde eben erst entsprudelt waren; da wo der Mensch gleich jugendlich wie die Natur mit Enthusiasmus und liebender Begeisterung sie anschaute, und von ihr wieder die gleiche Liebe und die gleiche Begeisterung erfuhr; wo Beide noch nicht alltäglich sich geworden, Großes übten und Großes anerkannten: in dieser Periode, wo der Geist noch keine Ansprüche auf die Umgebung machte, sondern allein die Empfindung; wo es daher nur

eine Naturpoesie und keine Naturgeschichte gab, mußten nothwendig in diesem lebendigen Naturgefühle die vielfältig verschiedenen Traditionen der mancherlei Nationen hervorgehen, die kein Lebloses anerkannten, und überall ein Heldenleben, große gigantische Kraft in allen Wesen sahen, überall nur großes, heroisches Thun in allen Erscheinungen erblickten, und die ganze Geschichte zur großen Legende machten. Lebendig wandelten diese Gesänge mit den Liedern, vom Ton beseelt, im Leben um; da aber, als die Erfindung der Schreibkunst und später der Buchdruckerei dem Ton das Bild unterschob, da wurde freilich das Leben in ihnen matter, aber dafür in demselben Maaße zäher, und was sie an innerer Intensität verloren, gewannen sie wenigstens an äußerer Extension wieder. So wurden die Lieder in jenen fliegenden Blättern fixirt, die sie wie auf Windes-Fittig durch alle Länder trugen; und was im Munde des Volkes allmählig mehr und mehr verstummte, das bewahrte das Blatt wenigstens für die Erinnerung auf. Jene andern Gesänge aber, ihrer Natur nach mehr ruhend, bestimmt, mehr an das Bild als an den Ton gebunden, und daher Zauberspiegeln gleich, in denen das Volk sich und seine Vergangenheit, und seine Zukunft, und die andere Welt, und sein innerstes geheimstes Gemüth, und Alles was es sich selbst nicht nennen kann, deutlich und klar ausgesprochen vor sich stehen sieht; diese Gebilde mußten vorzüglich in jenem äußern Fixirenden ein glückliches Organ für ihre freie Entwicklung finden, weil sie ihrer Natur nach mehr im Extensiven sind, und nun, indem die Schranken, die die enge Capacität des Gedächtnisses ihnen zog, gefallen waren, sich frei nach allen Richtungen verbreiten konnten. So sind daher aus jenen Sagen die meisten Volksbücher ausgegangen, indem man sie, aufgenommen aus dem mündlichen Verkehr in den Schriftlichen, in sich selbst erweiterte und vollendete: nur Eines haben sie bei dieser Metamorphose eingebüßt; die äußere poetische Form, die man als bloßes Hülfsmittel des Gedächtnisses jetzt unnütz geworden wähnte, und daher mit der gemeinen Prosaischen verwechselte. So gut nämlich wie der alten griechischen Sage von der Einnahme Trojas ist es wenigen Späteren geworden, daß sie nämlich ein Homer gefunden hätte, der aus dem Munde der Nation sie übernehmend, während er extensive zum großen Epos sie erweiterte, sie zugleich auch in ihrer inneren Form verklärte, und das große Werk nun in Tafeln von Erz gegraben im großen Tempel der Nation aufgestellt. Die Tradition selbst aber, nachdem sie auf diese Weise ein bleibendes Organ gefunden, verlor nun als Solche sich allmählig; während Andere Jahrhunderte hindurch umsonst auf die gleiche Erlösung wartend, von der fortschreitenden Kultur erreicht, in sich vergangen sind, und noch Andere in den entlegneren Gegenden, wo die Zeit das alte Dunkel noch nicht aufgeklärt, in der Dämmerung stillen Lichtern gleich, schweben, und auf eine bessere Zukunft verzweifelnd harren, weil die Mißgunst der Umstände nicht wollte, daß die Vergangenheit ihnen Körper und Bestand gegeben hätte. Von vielen dieser Volksbücher sagt ihre Geschichte ausdrücklich, daß sie auf solche Weise entstanden sind; Andere tragen unverkennbar den Charakter dieser

Abkunft in ihrem ganzen Wesen, und wenn man bei noch Andern auf besondere historische Quellen sich beruft, dann findet man, wenn man die Natur dieser Quellen genauer prüft, immer wieder, wie sie zuletzt auf jene Sagen sich beziehen, und aus ihnen sich gesammelt haben.

Was aber die Didactischen, Lehrenden unter den Volksbüchern betrifft, so sind sie eben ihres innern reflectirenden Charakters wegen durchaus modern, und in demselben Grade mehr modern, wie das Verständige in ihnen mehr vorherrscht. Und in den Aeltesten herrscht es noch am meisten vor; jene wunderbare Ansicht von seltsamen Eigenschaften der Naturproducte, z. B. in den Kräuterbüchern dieser Zeit, die die Physik bei ihrem Fortschreiten völlig vernichtet hat, ist in dem Grade poetisch, wie sie unwissenschaftlich ist; und grade weil sie so alt sind, ist so viel von Poesie in ihnen, so wenig hingegen von Wahrheit. Denn in dem Maaße, wie die Naturkraft im einzelnen Menschen und im ganzen Volke in jugendlicher Fülle, und in raschem Lebensmuth vorherrscht, in dem Maaße wird er auch von dem Lebensrausch besessen, und er taucht mit seinem ganzen Wesen unter in dem frischen warmen Quellen, und ist lauter Phantasie, und Empfindung und Poesie. Wenn aber, nachdem das Ganze in kräftiger Fülle sich gegründet hat, die Natur im Menschen zur Vollendung reift: dann sammelt er sich in sich selber wieder, und reißt sich von sich selber los, und tritt nun in seiner Freiheit dieser Natur und seiner ganzen Vergangenheit, eben so als einem Gegenständlichen gegenüber, wie vorher das Object selbst der ganzen äußern Natur sich entgegensetzte, und mit diesem Gegensatz erwacht zuerst die Reflection und das Nachdenken, und mit ihnen die freie klare Erkenntniß, und des Gedankens weites, schrankenloses Reich ist dann geöffnet. Alle diese Schriften sind daher nicht von früherer mündlicher Ueberlieferung ausgegangen, mithin auch nicht wie die rein Poetischen aus dem Volke selbst hervorgewachsen, und auch keineswegs so tief mit seiner innersten Natur verwachsen, wie es Diese sind. Sie ordnen sich am nächsten jenen spätern Versuchen der Neuern bei, diese Literatur zu erweitern durch andere der grossen Masse fremde Combinationen, mit denen vorher nie das Volk vertraut gewesen, die daher auch in ihrer Wirkung so wenig gedeihlich und so oft unnütz gewesen sind. Das Volk hat sie nicht mit der Liebe umfassen können, wie jene Früheren, mit denen es gleichsam aufgewachsen, und in welchen es erstaunt auf einmal sein eigenstes Eigenthum erkannte, und klar und deutlich im Worte ausgesprochen fand, was es wohl oft mit schwer, dicker Zunge undeutlich nur articuliren konnte.

Fragen wir aber nun noch nach dem allgemeinen Charakter, alle diese Schriften gemeinschaftlich bezeichnet, dann müssen wir uns Allem überzeugen, daß, sollten diese Gebilde Wurzel greifen in Menge, und eine eigne selbstständige Existenz in ihr gewinnen, ei innere Sympathie zwischen ihnen und der Nation selbst, bestehen muß es muß ein Moment für diese Wahlverwandtschaft in ihnen seyn, u ein gleiches Entsprechendes im Volke, und ein Zug und Gegenz te dann Alles in Liebe sich verbinden, und eins werden in

allgemeinen Luft und Vertraulichkeit. Wir ſahen eben wie das Element, welches das Volk zur Bildung hergegeben, jene uralte Sagenpoeſie war, die wie ein leiſes Murmeln fortlief durch alle Geſchlechter, bis der Letzten Eines ſie zur vollen Sprache bildete; das parallel gegenüber eingreifende Moment in den Büchern aber iſt der durchaus ſtammhafte, ſinnlich kräftige, derbe, markirte Charakter, in dem ſie gedacht und gedichtet ſind, mit Holzſtöcken und ſtarken Lichtern und ſchwarzen Schatten abgedruckt, mit wenigen feſten, groben, kecken Strichen viel und gut bezeichnend. So nur kann die Poeſie dem Volke etwas ſeyn, nur für den ſtarken, derbanſchlagenden Ton, hat dieſer grobgefaſerte Boden, Reſonanz, und die ſtarke Fiber kann dem tief Einſchneidenden nur ertönen. Nur dadurch wird die Poeſie zur Volkspoeſie, daß ſie ſeinen Formen ſich eingeſtaltet; hat die Natur in dieſen Formen ihre bildende Kraft offenbaren wollen, dann darf die Kunſt auf keine Weiſe ſich ſcheuen ihr zu folgen in dieſer Metamorphoſe, und im Worte wieder auszuprägen, was jene ſtumm und ſtill geſtaltete. Aber doch iſt nicht ſo ganz gleichmäßig in allen dieſen Bildungen ohne Unterſchied derſelbe Geiſt herrſchend; durch die ganze fortlaufende Entwicklung der Zeit iſt die Kunſt von fernher der Nation gefolgt, und die vorzüglichſten Epochen dieſer allmähligen Entwicklung ſind durch eben ſoviel vorſtechende Werke bezeichnet. Als die etruſciſchen Satyren, und die osciſchen Atellanen zuerſt eingeführt wurden in Rom, da nahm das Volk ſie freudig und willig auf: überraſcht fand es ſeine ganze Natur, in dieſen rohen, wilden, barbariſchen Geſtaltungen wiederſcheinend; die Kunſt rang mit ſeiner Kraft und ſeiner innern Energie, und es rang wieder mit dem Geiſte, der ſo derb anzufaſſen wußte, und es gewann Geſchmack dem Schimpfſpiel ab zwiſchen ſeinen Kräften und den Kräften des fremden wunderbaren Zaubers, und alle Poeſie war noch ganz Volkspoeſie im eigentlichen Sinn, und in Allem war große, feſte, kernhafte Alpennatur. Nicht auf dieſer Stufe von Gediegenheit hat in neuern Zeiten ſich das Volk erhalten; ſchon dadurch, daß eben ein höherer Anflug aus der Maſſe ſich heraus verflüchtigte, und gerade das Geiſtigſte ihm entführte, mußte der Rückſtand im Gegenſatz mit dieſem Flüchtigen gewiſſermaßen einen mehr phlegmatiſchen und minder elaſtiſchen Charakter annehmen, und manche der älteſten Volksbücher, die dem früheren, antiken Volksgeiſt rein zuſagten, ſind dem Gegenwärtigen fremd geworden; und manche Neuere, indem ſie jenem veränderten Genius ſich anſchmiegten, traten zugleich in einer Form hervor, die nicht ganz mit jener Normalen zuſammenſtimmen will. Es ziehen keine mehr durch unſere Wälder, keine Elennthiere und keine Auer-; mit Ihnen iſt daher auch das Bärenhafte, was die älteſten und Bildungen bezeichnet, gewichen, und wie die Sonnenſtrahlen die gelichteten Wälder Bahn ſich brachen, hat auch in der entenden Kunſtentwicklung ein mildrer Geiſt Platz gegriffen, der mal rein für ſich in einzlen Bildungen daſteht, manchmal mit Früheren ſich verſchmelzend, einen gewiſſen mittelſchlägigen Charbildet. Nicht mehr des Urſen und des Bären unbändige Wild-

heit spricht daher aus diesen Büchern, wohl aber ein rascher, gesunder, frischer Geist, wie er das Reh durchs Dickicht treibt, und in den andern Thieren des Waldes lebt; es ist nichts Zahmes, Häusliches, Gepflegtes in Ihnen, Alles wie draußen im wilden Forst geworden, geboren im Eichenschatten, erzogen in Bergesklüften, frei und frank über die Höhen schweifend, und zutraulich von Zeit zu Zeit zu den Wohnungen des Volkes niederkommend, und von dem freien Leben draußen ihm Kunde bringend. Das ist der eigentliche Geist jener Schriften, fern von Jenem, den man in den neuesten Zeiten in den Noth- und Hülfsbüchern als eine feuchtwarme, lindernde Bähung seinen Preßhaftigkeiten aufgelegt, und die, obgleich vielleicht den augenblicklichen Bedürfnissen entsprechend, doch eben dadurch Zeugniß geben von dem chronisch-krankhaften Geist der Zeit.

Wenn man, was wir in diesen wenigen Blättern über den Charakter und das Wesen dieser Bücher beigebracht, erwägt; wenn man, so oft die Hoffart auf unsere feinere Poesie uns übernehmen will, bedenkt, wie es das Volk doch immer ist, was uns im Frühlinge die ersten, die wohlriechendsten und erquickendsten Blumen aus seinen Wäldern und Hegen bringt, wenn auch später freilich der Luxus unserer Blumengärten sich geltend macht, deren schönste Zierden aber immer irgendwo wild gefunden werden; wenn man sich besinnt, wie überhaupt alle Poesie ursprünglich doch immer von ihm ausgegangen ist, weil alle Institution und alle Verfassung, und das ganze Gerüste der höheren Stände, immer sich zuletzt auf diesen Boden gründet, und in den ersten die gleiche poetische, wie politische und moralische Naivität herrschend war, dann können wir wohl endlich voraussetzen, daß jedes Vorurtheil gegen dies große Organ im allgemeinen Kunstkörper verschwunden sey, und wir haben uns Bahn gemacht zur gehörigen Würdigung dieser Schriften im Einzelnen.

XCVIII. Louise, Königin von Preußen.

(10. März 1776 — 1810.)

Die Königin Louise von Preußen an ihren Vater, den Herzog von Meklenburg-Strelitz.

Memel, den 17. Juni 1807.

Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinem Leiden und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein.

Es ist wieder aufs Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen.

Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben; der erste ist der Gedanke: wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns; der zweite: wir gehen mit Ehre unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache. —

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga: Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kommt, und mein fester Glaube ist: er schickt nicht Mehr, als wir tragen können! Noch ein Mal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und wir werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deßwegen sein Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursache zur Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Troste, daß nie Etwas von unsrer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und was mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeit. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innigliebende Tochter, und Gott Lob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt —

Ihre Freundin

Louise.

XCIX. Johann Friedrich Herbart.

(1776.)

Aus der „Psychologie als Wissenschaft.“ *)

Weßhalb sind wir so geneigt, uns in der Psychologie mit Abstractionen zu behelfen?

(Erster Theil. S. 19 u. ff.)

In andern Wissenschaften ist die Abstraction ein absichtliches Verfahren; wobei man weiß, was man zurücklegt, und warum man anderes hervorhebt. Die Reflexion hält gerade diejenigen Begriffe vest, unter welchen gewisse merkwürdige Relationen statt finden; und nachdem dieselben untersucht sind, steht es der Determination frei, die gesetzmäßige Anwendung davon auf den Umfang der Begriffe zu machen. — In der Psychologie sind dagegen unsre Aussagen von dem innerlich Wahrgenommenen schon unwillkührlich Abstractionen, ehe wir es wissen, und sie werden es noch immer mehr, je bestimmter wir uns darüber erklären wollen.

Sie sind schon Abstractionen, ehe wir es wissen. Denn die genaue Bestimmung des Fließenden unserer Zustände (durch Ordinaten, zu denen die Zeit als Abscissenlinie gehören würde,) fehlt schon, indem wir dieselben zum Object unsers Vorstellens machen. Sie verliert sich immer mehr, je länger wir die Erinnerung an ein innerlich Wahrgenommenes aufbehalten wollen.. Sie verfälscht sich, je mehr wir uns anstrengen, sie vest zu halten; denn eben dadurch mischt sie sich mit dem übrigen Vorrathe unserer verwandten Vorstellungen.

Aber auch je bestimmter wir uns darüber erklären wollen, desto weiter kommen wir ab von der Wahrheit dessen, was eigentlich wahrgenommen wurde, und desto tiefer gerathen wir in die Abstractionen hinein. Aus einem zweifachen Grunde.

Erstlich, je mehr wir uns bemühen, recht getreulich nur Das zu berichten, was wir erfahren haben: desto lieber verschweigen wir Alles was wir nicht genau bemerkten, was wir nicht gewiß verbürgen können; wir heben demnach nur das Gewisseste heraus. Daher lassen wir in der Erinnerung an die inneren Wahrnehmungen absichtlich los von dem, dessen Schwankung wir fühlen, dessen bestimmte Angabe wir nicht zu erreichen hoffen. Was wir übrig behalten, ist ein Abstractum. — Dies Verfahren herrscht sichtbar in allen Psychologien. Die Verfasser derselben sprechen z. B. recht gern vom Gedächtniß; denn daß es überhaupt ein solches gebe, daran zu zweifeln fällt ihnen nicht ein; jeder Mensch muß ja unzählige Thatsachen dafür anführen können! Aber schon von den nächsten Arten, welche der Gattung: Gedächtniß,

*) „Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik. Von Johann Friedrich Herbart, Professor der Philosophie zu Königsberg. 2 Theile. Königsberg 1824 und 1825.“

untergeordnet sind, als von dem Ortgedächtniß, dem Namengedächtniß, dem Zahlengedächtniß, dem Gedächtniß für Begriffe und Lehrsätze, für Urtheile und Schlüsse, für die Empfindungen während des Denkens, Ueberlegens und Beschließens, für das Wünschen und Wollen, für das was man gethan oder gelitten hat: hievon getrauen sich die Psychologen nicht, uns viel zu sagen. — Warum denn nicht? Doch wohl nicht darum, weil das Gedächtniß schon beim niedern Vorstellungsvermögen abgehandelt wird, und es an diesem Orte in den Büchern ein *υστερον πρωτερον* seyn würde, schon auf Begriffe, Urtheile, Schlüsse, auf Fühlen und Wollen, Rücksicht zu nehmen? Denn hieraus würde bloß folgen, daß die Stellung der Lehre vom Gedächtniß eine Veränderung erleiden müsse. Aber daran liegt der Fehler, daß beim genauern Eingehn auf das Specielle, und auf die einzelnen Thatsachen, sich das Gedächtniß nicht so bequem würde losreißen und abgesondert als eine eigene Seelenkraft hinstellen lassen; indem in jedem einzelnen Falle sich eine Menge von schwer zu bemerkenden, und noch schwerer zu beschreibenden, — daher gern mit Stillschweigen übergangenen — Nebenumständen geltend machen, die theils auf das erste Auffassen, theils auf das Merken, theils auf das Verknüpfen mit andern Vorstellungen, theils auf den Vorsatz des Behaltens und das Interesse des Gegenstandes, theils auf die Zeit, während welcher das Gemerkte noch vor dem ersten Verschwinden im Bewußtseyn gegenwärtig blieb, theils auf die Gemüthszustände in der Zwischenzeit bis zur Reproduction, theils auf die Reproduction selbst, ihre Geschwindigkeit, Lebhaftigkeit und Treue, — Einfluß gehabt haben, und die bei jenen Arten des Gedächtnisses sehr verschieden zu seyn und zu wirken pflegen. Der Erste, der dies Alles gehörig in Erwägung zieht, und dabei mit der Genauigkeit eines tüchtigen Physikers zu Werke geht, wird finden, daß die vermeinten Nebenumstände die Hauptsache sind, und daß von dem sogenannten Gedächtniß nichts als der leere Name übrig bleibt.

Jede andere Seelenkraft würde auf gleiche Weise zum Beispiel dienen können. Ueberall werden die obersten Gattungsbegriffe mit der größten Dreistigkeit hingestellt; allein überall fehlt die Achtsamkeit auf das Specielle, und die genaue Beschreibung des Einzelnen; und doch ist es eben dies, worauf in einer empirischen Wissenschaft Alles ankommt! Oder hat schon Jemand vollständig nachgewiesen, wie sich die Einbildungskraft verschiedentlich in Dichtern, in Gelehrten, in Denkern, in Staatsmännern, in Feldherren, äußere? Was den Verstand der Frauen, der Künstler nnd der Logiker unterscheide? Welche Abstufungen die Vernunft in ihrer Entwickelung zeige, bei Kindern und Erwachsenen, bei Wilden, Barbaren, Gebildeten, bei Bauern, Handwerkern, und bei den höhern Ständen? Doch die Erwähnung des Verstandes und der Vernunft, zweier Namen, die neuerlich so verschiedene Auslegungen erhalten haben, daß kaum noch etwas Gemeinsames übrig bleibt, — erinnert mich, fortzugehen zu dem zweiten Grunde, der uns in den psychologischen Abstractionen vesthält, und uns immer mehr darin vertieft.

Nachdem einmal die Seelenvermögen da sind, sollen sie auch gebraucht werden zur Erklärung dessen was in uns vorgeht. Aber je weniger von den nähern Bestimmungen der Thatsachen in den Begriffen jener Vermögen enthalten ist: desto schlechter gelingt die Erklärung. Es fehlen die Mittelglieder zur Verknüpfung. Es entstehen unbeantwortliche Fragen über das Causalverhältniß der Seelenvermögen unter einander, wodurch sie beim Zusammenwirken eins in das andere eingreifen, und sich gegenseitig zur Wirksamkeit auffordern, oder veranlassen, oder nöthigen. Jede solche Frage, indem sie mit einem Geständniß der Unwissenheit endigt, bringt den Schein hervor, als liege eine dunkle, unübersteigliche Kluft zwischen den Seelenvermögen, die nun gleich Inseln aus einem unergründlichen und unfahrbaren Meere herausragen. Was Wunder, wenn man es endlich müde wird, um das Zusammenwirken der Seelenvermögen sich zu bekümmern; wenn man vielmehr sich darin gefällt, die weite Trennung derselben durch recht große Unterschiede des einen Vermögens vom andern, deutlich zu beschreiben? Und hierin hat man es in der That weit gebracht. Die Seelenvermögen scheinen in einem wahren bellum omnium contra omnes begriffen zu seyn.

Die Einbildungskraft, sich selbst überlassen, erschafft Phantome; aber die Sinne verscheuchen sie; doch manchmal auch lassen sie sich von jener bethören, so daß wohl gar Gespenster mit Augen gesehen werden. Starkes Gedächtniß findet sich bei schwachem Verstande, und umgekehrt; die Ausbildung des einen läßt Nachtheil besorgen für das andere. Noch weniger Friede hält der Verstand mit den Sinnen; er entdeckt ihren Trug, er zeigt, daß die Sonne still steht, und das Ruder auch im Wasser gerade ist; er erblickt einfache Gesetze, wo die Sinne lauter Unordnung sahen. Nicht besser vertragen sich Verstand und Einbildungskraft; er findet sie thöricht und flatterhaft, sie ihn unbehülflich und trocken. Besser als beide dünkt sich die Urtheilskraft; der Verstand wußte nur die Regel, sie erst erkennt das Rechte und Wahre mit Bestimmtheit im Einzelnen. Aber die Vernunft erscheint; sie schwingt sich auf zum Uebersinnlichen, Unendlichen, zur eigentlichen Wahrheit, während alle jene auf dem Boden der Erscheinungswelt kriechen. Bei diesen Streitigkeiten bleiben Gefühl und Begehrungsvermögen nicht müßig. Die letzte Entscheidung über Wahrheit und Irrthum behauptet am Ende das Gefühl; insbesondere spricht es bald für, bald wider den Verstand; der doch seinerseits gegen die Einmischungen des Gefühls in seine Untersuchungen sich nachdrücklich verwahrt. Die Begierden bedienen sich des Verstandes, wo er ihnen nützlich seyn kann, aber sie verweisen ihm seine difficiles nugas, seine brodlosen Künste. Er will von ihnen nicht gestört, am wenigsten verblendet seyn; doch er muß weichen oder fröhnen, da sogar die Vernunft sich ihrer kaum erwehren, und das Vernünfteln der Leidenschaften nicht verhindern kann. Die ästhetische Urtheilskraft kämpft wider die Sinnenlust; und sie vertheidigt zuweilen die Einbildungskraft wider den Verstand. Aber die Vernunft pflegt ihr zu widersprechen, das Schöne mit dem Häßlichen in den Rang bloßer Erscheinungen

zurückzustellen. — Unser eigenes Ich ist der Kampfplatz für alle diese Streitigkeiten! Ja es ist selbst die Gesammtheit aller dieser streitenden Partheien!

Wird man dieses im Ernste glauben? — Und doch stützt sich alles zuvor Gesagte auf bekannte Thatsachen. Die Frage ist bloß, ob eine wirkliche Vielheit von Kräften, die mit einem beharrlichen Daseyn in uns bestehen und wirken, und einander bald helfen, bald anfeinden, aus den Thatsachen solle geschlossen werden? Ob man immer fortfahren wolle, dem augenscheinlich flüssigen Wesen aller Gemüthszustände Trotz zu bieten; und, je mehr dieselben jeder Auffassung in harten und starren Formen widerstreben, desto hartnäckiger und eifriger ihnen dergleichen aufzudringen? Unseres Wissens hat die bisherige, auch die neuere und neueste, Psychologie, durchaus nichts anderes geleistet, als immer neue, vergrößerte, schärfer gezeichnete Spaltungen und Gegensätze unter den vermeinten Seelenkräften. — Jedoch, unsere Philosophen fangen schon an sich zu entschuldigen, wenn sie aus Noth, wie sie meinen und weil man sich doch müsse ausdrücken können, von Seelenvermögen reden; sie wollen es schon nicht Wort haben, daß sie wirklich und im Ernste jene Trennungen vorgenommen hätten; sie verehren die unbekannte Einheit aller jener Vermögen. Damit haben sie nun zwar an wirklicher Kenntniß der Seele noch nichts gewonnen, und die eigentliche Physik des Geistes mag wohl so bald noch nicht neben der falschen Freiheitslehre der neuern Zeit aufkommen können; doch sind die Zeichen vorhanden, daß die alten Götter nicht mehr lange bestehen, und daß ihre Orakel bald verstummen werden. Denn in der That ist es beim Lichte besehen, nicht so sehr übler Wille, noch unbeugsames Vorurtheil, — sondern es ist Ungeschick, und Mangel an Kenntniß der Möglichkeit einer bessern Auffassung der Thatsachen, was der bessern Psychologie im Wege steht. Unsere Philosophen sind nicht Mathematiker; darum kennen sie nicht die Geschmeidigkeit, womit die mathematischen Begriffe sich dem Fließenden anpassen; vielmehr pflegen sie sich bei den mathematischen Formeln etwas recht Steifes, Starres und Todtes zu denken; — in diesem Puncte aber kann man ihre Unwissenheit lediglich bedauern.

C. Heinrich von Kleist. *)

(1776 — 1811.)

Aus der Erzählung: Michael Kohlhas.

Ein Verhör.

(S. 19.)

Was hast du in der Tronkenburg gemacht? fragte Kohlhas, da Lisbeth mit ihm in das Zimmer trat. Ich bin nicht eben wohl mit

*) „Erzählungen von Heinrich von Kleist. Berlin 1810.“ 8.

dir zufrieden. — Der Knecht, auf dessen blassem Gesicht sich, bei diesen Worten, eine Röthe fleckig zeigte, schwieg eine Weile; und: da habt ihr Recht, Herr! antwortete er; denn einen Schwefelfaden, den ich durch Gottes Fügung bei mir trug, um das Raubnest, aus dem ich verjagt worden war, in Brand zu stecken, warf ich, als ich ein Kind darin jammern hörte, in das Elbwasser, und dachte: mag es Gottes Blitz einäschern; ich will's nicht! — Kohlhas sagte betroffen: wodurch aber hast du dir die Verjagung aus der Tronkenburg zugezogen? Drauf Herse: durch einen schlechten Streich, Herr; und trocknete sich den Schweiß von der Stirn: Geschehenes aber ist nicht zu ändern. Ich wollte die Pferde nicht auf der Feldarbeit zu Grunde richten lassen, und sagte, daß sie noch jung wären und nicht gezogen hätten. — Kohlhas erwiederte, indem er seine Verwirrung zu verbergen suchte, daß er hierin nicht ganz die Wahrheit gesagt, indem die Pferde schon zu Anfange des verflossenen Frühjahrs ein wenig im Geschirr gewesen wären. Du hättest dich auf der Burg, fuhr er fort, wo du doch eine Art von Gast wareſt, ein oder etliche Mal, wenn gerade, wegen schleuniger Einführung der Erndte Noth war, gefällig zeigen können. — Das habe ich auch gethan, Herr, sprach Herse. Ich dachte, da sie mir grämliche Gesichter machten, es wird doch die Rappen just nicht kosten. Am dritten Vormittag spannt ich sie vor, und drei Fuhren Getreide fuhr ich ein. Kohlhas, dem das Herz emporquoll, schlug die Augen zu Boden: und versetzte: davon hat man mir nichts gesagt, Herse! — Herse versicherte ihn, daß es so sey. Meine Ungefälligkeit, sprach er, bestand darin, daß ich die Pferde, als sie zu Mittag kaum ausgefressen hatten, nicht wieder ins Joch spannen wollte; und daß ich dem Schloßvoigt und dem Verwalter als sie mir vorschlugen frei Futter dafür anzunehmen, und das Geld, daß ihr mir für Futterkosten zurückgelassen hattet, in den Sack zu stecken, antwortete — ich würde ihnen sonst was thun; mich umkehrte und wegging. — Um dieser Ungefälligkeit aber, sagte Kohlhas, bist du von der Tronkenburg nicht weggejagt worden. — Behüte Gott, rief der Knecht, um eine gottvergessene Missethat! Denn auf den Abend wurden die Pferde zweier Ritter, welche auf die Tronkenburg kamen, in den Stall geführt, und meine an die Stallthüre angebunden. Und da ich dem Schloßvoigt, der sie daselbst einquartirte, die Rappen aus der Hand nahm, und fragte, wo die Thiere jetzo bleiben sollten, so zeigte er mir einen Schweinenkoben an, der von Latten und Brettern an der Schloßmauer auferbaut war. — Du meinst, unterbrach ihn Kohlhas, es war ein so schlechtes Behältniß für 6 Pferde, daß es einem Schweinekoben ähnlicher war, als einem Stall. — Es war ein Schweinekoben, Herr, antwortete Herse; wirklich und wahrhaftig ein Schweinekoben, in welchem die Schweine aus- und einliefen, und ich nicht aufrecht stehen konnte. — Vielleicht war sonst kein Unterkommen für die Rappen aufzufinden, versetzte Kohlhas; die Pferde der Ritter gingen, auf eine gewisse Art, vor. — Der Platz, erwiederte der Knecht, indem er die Stimme fallen ließ, war eng. Es hauseten jetzt in Allem sieben Ritter auf der Burg. Wenn ihr es

gewesen wäret, ihr hättet die Pferde ein wenig zusammen rücken lassen. Ich sagte, ich wollte mir im Dorf einen Stall zu miethen suchen; doch der Schloßvoigt versetzte, daß er die Pferde unter seinen Augen behalten müsse, und daß ich mich nicht unterstehen solle, sie vom Hofe weg zu führen. — Hm! sagte Kohlhaas. Was gabst du darauf an? — Weil der Verwalter sprach, die beiden Gäste würden blos übernachten, und am andern Morgen weiter reiten, so führte ich die Pferde in den Schweinenkoben hinein. Aber der folgende Tag verfloß, ohne daß es geschah; und als der dritte anbrach, hieß es, die Herren würden noch einige Wochen auf der Burg verweilen. — Am Ende war's nicht so schlimm, Herse, im Schweinekoben, sagte Kohlhaas, als es dir, da du zuerst die Nase hineinstecktest, vorkam. — S'ist wahr, erwiederte jener. Da ich den Ort ein Bissel ausfegte, gings an. Ich gab der Magd einen Groschen, daß sie die Schweine wo anders einstecke. Und den Tag über bewerkstelligte ich auch, daß die Pferde aufrecht stehen konnten, indem ich die Bretter oben, wenn der Morgen dämmerte von den Latten abnahm, und Abends wieder auflegte. Sie guckten nun, wie Gänse aus dem Dach vor und sahen sich nach Kohlhaasenbrück, ohne sonst, wo es besser ist, um. — Nun denn, fragte Kohlhaas, warum also, in aller Welt, jagte man dich fort? — Herr, ich sag's euch, versetzte der Knecht, weil man meiner los seyn wollte. Weil sie die Pferde, so lange ich dabei war, nicht zu Grunde richten konnten. Ueberall schnitten sie mir, im Hofe und in der Gesindestube, widerwärtige Gesichter; und weil ich dachte, zieht ihr die Mäuler, daß sie verenken, so brachen sie die Gelegenheit vom Zaune, und warfen mich vom Hofe herunter. — Aber die Veranlassung! rief Kohlhaas. Sie werden doch irgend eine Veranlassung gehabt haben! O allerdings, antwortete Herse, und die aller gerechteste. Ich nahm am Abend des zweiten Tages, den ich im Schweinenkoben zugebracht, die Pferde, die sich darin doch zugesudelt hatten, und wollte sie zur Schwemme reiten. Und da ich eben unter dem Schloßthore hin, und mich wenden will, hör' ich den Voigt und den Verwalter, mit Knechten, Hunden und Prügeln aus der Gesindestube, hinter mir herstürzen, und: halt, den Spitzbuben! rufen: halt, den Galgenstrick! als ob sie besessen wären. Der Thorwächter tritt mir in den Weg; und da ich ihn und den rasenden Haufen, der auf mich anläuft, frage: was auch giebt's? was es gibt? antwortete der Schloßvoigt; und greift meinen beiden Rappen in die Zügel. Wo will er hin mit den Pferden? fragt er und packt mich an der Brust. Ich sage, wo ich hin will? Himmeldonner! Zur Schwemme will ich reiten. Denkt er, daß ich —? Zur Schwemme? ruft der Schloßvoigt. Ich will dich, Gauner, auf der Heerstraße, nach Kohlhaasenbrück schwimmen lehren! und schmeißt mich, mit einem hämischen Mordzeug, er und der Verwalter, der mir das Bein gefaßt hat, vom Pferd' herunter, daß ich mich, lang wie ich bin, in den Koth messe. Mord! Hagel! ruf' ich, Sielzeug und Decken liegen, und ein Bündel Wäsche von mir, im Stall; doch er und die Knechte, indessen der Verwalter die Pferde wegführt, mit Füßen und Peitschen und Prügeln über mich

her, daß ich halb todt hinter dem Schloßthor niedersinke. Und da ich sage: die Raubhunde! Wo führen sie mir die Pferde hin? und mich erhebe: heraus aus dem Schloßhofe! schreit der Voigt, und: hetz Spitz! und eine Koppel von mehr denn zwölf Hunden fällt über mich her. Drauf brech' ich, war es eine Latte, ich weiß nicht was, vom Zaune, und drei Hunde todt streck ich neben mir nieder; doch da ich, von jämmerlichen Zerfleischungen gequält, weichen muß: Flüt! gelt eine Pfeife; die Hunde in den Hof, die Thorflügel zusammen, der Riegel vor: und auf der Straße ohnmächtig sink ich nieder. — Kohlhaas sagte, bleich im Gesicht, mit erzwungener Schelmerey: hast du auch nicht entweichen wollen, Herse? Und da dieser mit dunkler Röthe, vor sich niedersah: gesteh' mir's sagte er; es gefiel dir im Schweinenkoben nicht; du dachtest, im Stall zu Kohlhaasenbrück ist's doch besser. — Himmelschlag! rief Herse: Sielzeug und Decken ließ ich ja, und einen Bündel Wasche, im Schweinenkoben zurück. Würd' ich drey Reichsgulden nicht zu mir gesteckt haben, die ich, im rothseidnen Halstuch, hinter der Krippe versteckt hatte? Blitz, Höll und Teufel! Wenn ihr so sprecht, so mögt ich nur gleich den Schwefelfaden, den ich wegwarf, wieder anzünden! Nun, nun! sagte der Roßhändler; es war eben nicht böse gemeint! Was du gesagt hast, schau Wort für Wort, ich glaub es dir; und das Abendmahl, wenn es zur Sprache kommt, will ich selbst nun darauf nehmen. Es thut mir leid, daß es dir in meinen Diensten nicht besser ergangen ist; geh, Herse, geh zu Bett, laß dir eine Flasche Wein geben, und tröste dich: dir soll Gerechtigkeit widerfahren! Und damit stand er auf, fertigte ein Verzeichniß der Sache an, die der Großknecht im Schweinekoben zurückgelassen; specificirte den Werth derselben, fragte ihn auch, wie hoch er die Kurkosten anschlage und ließ ihn, nachdem er ihm noch einmal die Hand gereicht, abtreten.

CI. Friedrich Christoph Schlosser.

(1776.)

Aus der Abhandlung „über die Entstehung der den Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts vorgeworfenen Widersetzung gegen die in Beziehung auf Staatswesen und Kirche in Europa geltenden Grundsätze." *)

Die Jansenisten: Arnauld d'Andilly und Pascal.

(S. 17.)

Die Jesuiten und, von ihnen verleitet, auch der römische Hof, hatten aus dem Buche eines 1638 verstorbenen frommen Bischofs von

*) „In dem 2. Bande des von Fr. Chr. Schlosser und G. Aug. Bercht herausgegebenen Archives für Geschichte und Literatur. (Frankfurt am Main bei S. Schmerber.)"

Ypern, Janſenius, der die Lehre des Kirchenvaters Auguſtinus über Vorherbeſtimmung und Gnade den Worten deſſelben gemäß und mit Anführung der Stellen anders vorgetragen hatte, als ſie bisher in den katholiſchen Schulen vorgetragen war, fünf Sätze gezogen, als ketzeriſch verdammt, und dadurch alle Freunde des verſtorbenen Biſchofs, alle Vertheidiger der in dem Buche, das er Auguſtinus betitelt hatte, enthaltenen ſtrengen chriſtlichen Philoſophie aufs höchſte erbittert. Nicole, Pascal, Arnauld d'Andilly, der Dichter Boileau und viele Andere, durch ihre Frömmigkeit und durch die Achtung gegen die beſtehende Ordnung, Einige, wie z. B. Boileau, ſogar durch ſclaviſche Fügſamkeit gegen den Willen des Monarchen ausgezeichnet, nahmen Partei, bildeten eine Oppoſition gegen die Monarchie der Kirche, wurden heftige Gegner der Jeſuiten, und begannen einen Kampf, in dem der ſchwächere und verfolgte Theil ſich endlich der einzigen Waffen bedienen mußte, welche auch den Unterdrückten nicht geraubt werden können. Spott, Satyre, ſcharfe Dialektik wurden in den zahlreichen Schriften der ſogenannten Janſeniſten erſt gegen die jeſuitiſche, dann gegen die ganze römiſche und päbſtliche Theologie angewendet, ſo daß es ſpäter ungemein leicht war, dieſelben Waffen gegen die vielen Blößen des ganzen herrſchenden Kirchen- und Schulſyſtems zu gebrauchen. Arnauld d'Andilly, der frömmſte, der edelſte, der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, half ſo den Weg bahnen, den die Spötter des folgenden Jahrhunderts wandelten; er und ſeine mit ihm verbundenen Freunde ſammelten und ordneten die Materialien, welche ſpäter zu ganz entgegengeſetztem Zweck benutzt wurden. Arnauld gehört zu den wenigen Franzoſen, die Ludwig dem XIV. zu widerſprechen und zu widerſtehen wagten. Es gelang ihm zu einer Zeit, als die Nation keine Stimme mehr hatte, als der Hof allein den Ton angab, die allgemeine Stimme für ſich zu gewinnen, und ſelbſt einen Boileau, der dem großen Könige ſogar den mühſam erworbenen Dichterruhm aufopferte und ſich durch die lächerliche Schmeichelei ſeiner Oden verächtlich machte, zu bewegen, ihn gegen ſeine Feinde in Schutz zu nehmen. Boileau hat bekanntlich nicht blos in einer eigenen Satyre (der 12ten gegen das Ende) das Syſtem der Jeſuiten ebenſo angegriffen, als dieſes in Pascal's ſpöttiſchen und gelehrten Briefen geſchehen iſt, ſondern auch dem Arnauld d'Andilly ein Denkmal geſetzt, das ſeinem Herzen und ſeiner Poeſie Ehre macht.

Arnaulds Beiſpiel, die Ehre, welche er und ſeine Freunde in der Verfolgung fanden, der Antheil, den die Parlamente an den janſeniſtiſchen Streitigkeiten nahmen, die Verbindung der politiſchen und der kirchlichen Oppoſition veranlaßten die Entſtehung einer ganz neuen Art von Schriftſtellerei in Frankreich, welche nach und nach zu der ſogenannten philoſophiſchen des achtzehnten Jahrhunderts herüber führte. Die Briefe, welche Pascal, von ſeinen Freunden mit Materialien unterſtützt, zur Verſpottung der Jeſuiten und ihrer Caſuiſtik ſchrieb, ſind das unübertroffene Muſter aller ſpäteren witzigen Angriffe auf die Heuchelei und den Aberglauben des herrſchenden Syſtems geworden. Arnauld nämlich läugnete in einem gedruckten Briefe, der an einen

Herzog und Pair gerichtet war, daß die fünf vom Pabst verdammten Sätze in Janſenius Buch enthalten ſeyen, und ward deßhalb nebſt einer bedeutenden Anzahl ſeiner Freunde von der Sorbonne verfolgt. Dies erbitterte alle ſeine Freunde vollends gegen die Jeſuiten, und Pascal wandte ſich von der Obrigkeit, welche dieſe Verfolgung begünſtigte, an das große Publicum. Er machte in den Briefen eines Provinzialen die Jeſuiten und ihre Meinungen lächerlich, und dieſe Briefe wurden zu einem Nationalwerk. Dies hatte auf die Richtung des Geiſtes in Frankreich den entſchiedenſten Einfluß. Jene Briefe erſchienen Anfangs einzeln als Flugſchriften; Pascal ſpottete darin unter dem angenommenen Namen Louis de Montalte der lächerlichen theologiſch-caſuiſtiſchen Gelehrſamkeit, und ſein Beiſpiel war nicht verloren; man ſpottete bald genug über Pascal's Janſeniſten, wie er über die Jeſuiten geſpottet hatte. Es wäre ſehr leicht, den Einfluß der gelehrten aber ſpöttiſchen Briefe Pascal's auf die Schriften der ſpäteren Zweifler und Spötter der Franzoſen im Einzelnen durch Beiſpiele nachzuweiſen, wir dürfen aber dabei nicht verweilen, da wir nur die eigentlichen Gegner des Beſtehenden, die im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts und im Anfange des achtzehnten geſchrieben haben, aufzählen wollen. Ausgemacht iſt, daß kaum irgend ein Roman oder Gedicht in Frankreich häufiger geleſen und neu aufgelegt worden, als dieſe Briefe, und daß ſie die Gemüther vorbereitet haben, Angriffe auf Vorurtheile und herrſchende Meinungen aller Art zu erwarten und zu ertragen. Dieſelbe Wirkung hatte Pascal's Hauptwerk, ſeitdem es unvollendet geblieben und unter dem Titel philoſophiſche Gedanken, als eine Sammlung von Aphorismen, erſchienen war. Pascal's Abſicht war eine Begründung des Offenbarungsglaubens durch einen vollſtändigen Beweis der Nichtigkeit des menſchlichen Wiſſens. Dieſe Abſicht wurde nicht erreicht, und konnte nicht erreicht werden, aber die abgeriſſene Form der Sätze, die Schärfe der Dialektik, die vortreffliche Sprache brachte das Buch in die Hände derer, die es zum Vortheil der Glaubenslehre weder gebrauchen konnten, noch wollten. Pascal war vortrefflicher Mathematiker; er und ſeine Freunde haben die Logik und Grammatik auf eine ſolche Weiſe bearbeitet, daß ihre Lehrbücher noch in unſern Tagen als muſterhaft gelten; der Angriff auf die gewöhnliche Beweisführung der Schulen und auf allgemein geltende Grundſätze war daher in eben dem Verhältniß von ſeiner Seite her gefährlicher, wie die von Montaigne auf gut Glück unternommenen Streifzüge, als Pascal tiefer dachte und folgerechter verfuhr. Der Plan von Pascal's Werk, von dem in ſeinen Gedanken (Pensées) nur ſchwache Spuren aufbewahrt ſind, war an und für ſich ſchon gefährlich; er wurde es doppelt, als er nur bis zu einem gewiſſen Punkte durchgeführt ward. Das Werk, welches die Franzoſen auf dieſe Weiſe erhielten, ward eine mit philoſophiſcher Schärfe und theologiſcher Gelehrſamkeit bereitete Rüſtkammer, wo man die Waffen fand, ohne deren Gebrauch der größte Theil der im achtzehnten Jahrhundert aufgetretenen Gegner der Religion und der herrſchenden Schulphiloſophie den Kampf nie würden beſtanden haben. Pascal's Werk, obgleich es nur abge-

rissene Stücke enthält, ist nichts destoweniger durch Bestimmtheit und Richtigkeit des Ausdrucks und durch Tiefe der Gedanken ausgezeichnet; es kann auf der einen Seite den kühnsten Zweifel, auf der andern die frömmsten Gesinnungen und die tiefste religiöse Betrachtung veranlassen. Es ist daher zu einem zweischneidigen Schwerdte geworden, besonders seitdem nach der Erscheinung des Werks von Mallebranche der von Cartesius begründete Idealismus vollendet aufgestellt war.

CII. Friedrich de la Motte Fouqué.

(1777.)

Aus dem Märchen: Undine. *)

Auf welche Weise Undine zu dem Fischer gekommen war.

(S. 19.)

Es sind nun wohl fünfzehn Jahre vergangen, da zog ich einmal durch den wüsten Wald mit meiner Waare nach der Stadt. Meine Frau war daheim geblieben, wie gewöhnlich; und solches zu der Zeit auch noch um einer gar hübschen Ursache willen, denn Gott hatte uns, in unserm damals schon ziemlich hohen Alter ein wunderschönes Kindlein beschert. Es war ein Mägdlein, und die Rede ging bereits unter uns, ob wir nicht, dem neuen Ankömmlinge zu Frommen, unsre schöne Landzunge verlassen wollten, um die liebe Himmelsgabe künftig an bewohnbaren Orten besser aufzuziehen. Es ist freilich bei armen Leuten nicht so damit, wie ihr es meinen mögt, Herr Ritter; aber, lieber Gott! Jedermann muß doch einmal thun, was er vermag. — Nun, mir ging unterwegs die Geschichte ziemlich im Kopfe herum. Diese Landzunge war mir so im Herzen lieb, und ich fuhr ordentlich zusammen; wenn ich unter dem Lärm und Gezänke in der Stadt bei mir selbsten denken mußte: in solcher Wirthschaft nimmst auch du nun mit nächstem deinen Wohnsitz, oder doch in einer nicht viel stillern! — Dabei aber hab' ich nicht gegen unsern lieben Herrgott gemurret, vielmehr ihm im Stillen für das Neugeborne gedankt; ich müßte auch lügen, wenn ich sagen wollte, mir wäre auf dem Hin- oder Rückwege durch den Wald irgend etwas bedenklicheres aufgestoßen, als sonst, wie ich denn nie etwas unheimliches dorten gesehen habe. Der Herr war immer mit mir in den verwunderlichen Schatten.

Da zog er sein Mützchen von dem kahlen Schädel, und blieb eine Zeitlang in betenden Gedanken sitzen. Dann bedeckte er sich wieder und sprach fort:

Diesseits des Waldes, ach diesseits, da zog mir das Elend entgegen. Meine Frau kam gegangen mit strömenden Augen wie zwei Bäche; sie hatte Trauerkleider angelegt. — O lieber Gott, ächzte ich, wo ist

*) „Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Wien. 1814." 8.

unser liebes Kind? Sag an! — Bei dem, den du rufest, lieber Mann, entgegnete sie, und wir gingen nun still weinend mit einander in die Hütte. Ich suchte nach der kleinen Leiche; da erfuhr ich erst, wie alles gekommen war. Am Seeufer hatte meine Frau mit dem Kinde gesessen, und wie sie so recht sorglos und selig mit ihm spielt, bückt sich die Kleine auf einmal vor, als sähe sie etwas ganz Wunderschönes im Wasser, meine Frau sieht sie noch lachen, den lieben Engel, und mit den Händchen greifen; aber im Augenblick schießt sie ihr durch die rasche Bewegung aus den Armen, und in den feuchten Spiegel hinunter. Ich habe viel gesucht nach der kleinen Todten, es war zu nichts; auch keine Spur von ihr war zu finden. —

Nun wir verwaisten Aeltern saßen denn noch selbigen Abend still beisammen in der Hütte, zu reden hatte keines Lust von uns, wenn man es auch gekonnt hätte vor Thränen. Wir sehen so in das Feuer des Herdes hinein. Da raschelt was draußen an der Thür; sie springt auf, und ein wunderschönes Mägdlein von etwa drei, vier Jahren, steht reich geputzt auf der Schwelle, und lächelt uns an. Wir blieben ganz stumm vor Erstaunen, und ich wußte erst nicht, war es ein ordentlicher, kleiner Mensch, oder war es bloß ein gaukelhaftiges Bildniß. Da sah ich aber das Wasser von den goldnen Haaren und den reichen Kleidern herabtröpfeln, und merkte nun wohl, das schöne Kindlein habe im Wasser gelegen, und Hülfe thue ihm Noth. — Frau, sagte ich, uns hat Niemand unser liebes Kind erretten können; wir wollen doch wenigstens an andern Leuten thun, was uns selig auf Erden machen würde, vermöchte es jemand an uns zu thun. — Wir zogen die Kleine aus, brachten sie zu Bett' und reichten ihr wärmende Getränke, wobei sie kein Wort sprach, und uns blos aus den beiden seeblauen Augenhimmeln immerfort lächelnd anstarrte.

Des andern Morgens ließ sich wohl abnehmen, daß sie keinen weiteren Schaden genommen hatte, und ich fragte nun nach ihren Eltern, und wie sie hierher gekommen sey. Das aber gab eine verworrene, wundersamliche Geschichte. Von weit her muß sie wohl gebürtig seyn, denn nicht nur, daß ich diese fünfzehn Jahre her nichts von ihrer Herkunft erforschen konnte, so sprach und spricht sie auch bisweilen so absonderliche Dinge, daß unser Eins nicht weiß, ob sie am Ende nicht gar vom Monde herunter gekommen seyn könnte. Da ist die Rede von Schlössern, von kristallnen Dächern, und Gott weiß, wovon noch mehr. Was sie am deutlichsten erzählte, war, sie sey mit ihrer Mutter auf dem großen See spazieren gefahren, aus der Barke ins Wasser gefallen, und habe ihre Sinne erst hier unter den Bäumen wieder gefunden, wo ihr an dem lustigen Ufer recht behaglich zu Muthe geworden sey.

Nun hatten wir noch eine große Bedenklichkeit und Sorge auf dem Herzen. Daß wir an der lieben Ertrunkenen Stelle die Gefundne behalten und auferziehn wollten, war freilich sehr bald ausgemacht; aber wer konnte nun wissen, ob das Kind getauft sey oder nicht? Sie selber wußte darüber keine Auskunft zu geben. Daß sie eine Creatur sey, zu Gottes Preis und Freude geschaffen, wisse sie wohl, antwortete sie uns

mehrentheils, und was zu Gottes Preis und Freude gereiche, seye sie auch bereit, mit sich vornehmen zu lassen. — Meine Frau und ich dachten so: ist sie nicht getauft, so gibt's da nichts zu zögern, ist sie es aber doch, so kann bei guten Dingen zu wenig eher schaden, als zu viel. Und demzufolge sannen wir auf einen guten Namen für das Kind, das wir ohnehin noch nicht ordentlich zu rufen wußten. Wir meinten endlich, Dorothea werde sich am besten für sie schicken, weil ich einmal gehört hatte, das heiße Gottesgabe, und sie uns doch von Gott als eine Gabe zugesandt war, als ein Trost in unserm Elend. Sie hingegen wollte nichts davon hören, und meinte: Undine sey sie von ihren Aeltern genannt worden, Undine wollte sie auch ferner heißen. Nun kam mir das wie ein heidnischer Name vor, der in keinem Kalender stehe, und ich holte mir deßhalben Rath bei einem Priester in der Stadt. Der wollte auch nichts von dem Undinen-Namen hören, und kam auf mein vieles Bitten mit mir durch den verwunderlichen Wald, zu Vollziehung der Taufhandlung, hier herein in meine Hütte. Die Kleine stand so hübsch geschmückt und holdselig vor uns, daß dem Priester alsbald sein ganzes Herz vor ihr aufging, und sie wußte ihm so artig zu schmeicheln, und mitunter so drollig zu trotzen, daß er sich endlich auf keinen der Gründe, die er gegen den Namen Undine vorräthig gehabt hatte, mehr besinnen konnte. Sie ward denn also Undine getauft, und betrug sich während der heiligen Handlung außerordentlich sittig und anmuthig, so wild und unstät sie auch übrigens immer war. Denn darin hat meine Frau ganz recht: was Tüchtiges haben wir mit ihr auszustehen gehabt. Wenn ich Euch erzählen sollte —

Der Ritter unterbrach den Fischer, um ihn auf ein Geräusch, wie von gewaltig rauschenden Wasserfluthen aufmerksam zu machen, das er schon früher zwischen den Reden des Alten vernommen hatte, und das nun mit wachsendem Ungestüm vor den Hüttenfenstern dahinströmte. Beide sprangen nach der Thür. Da sahen sie draußen im jetzt aufgegangenen Mondenlicht den Bach, der aus dem Walde hervor rann, wild über seine Ufer hinausgerissen, und Steine und Holzstämme in reißenden Wirbeln mit sich fort schleudern. Der Sturm brach, wie von dem Getöse erweckt, aus den nächtigen Gewölken, diese pfeilschnell über den Mond hinjagend, hervor, der See heulte unter des Windes schlagenden Fittigen, die Bäume der Landzunge ächzten von Wurzel zu Wipfel hinauf, und beugten sich wie schwindelnd über die reißenden Gewässer. — Undine! Um Gotteswillen Undine! riefen die zwei beängstigten Männer. — Keine Antwort kam ihnen zurück, und achtlos nun jeglicher andern Erwägung, rannten sie, suchend und rufend, einer hier, der andere dorthin, aus der Hütte fort.

CIII. Friedrich Wilken.

(1777.)

Entstehung der Kreuzzüge.*)

(Erster Band. S. 46.)

Zu der Zeit, da in Frankreich König Philipp, in Deutschland Kaiser Heinrich der Vierte mit dem Papstthum in heftigem Kampfe waren, dürsteten die Gemüther der Christen nach Rache wegen der Schmach, welche dem Grabe Christi von den Türken widerfuhr und waren daher empfänglich für den Plan, mit den Waffen die heiligen Oerter des gelobten Landes von ihrer schimpflichen Herrschaft zu befreien. Ein Einsiedler, Peter, aus Amiens gebürtig, faßte diesen Plan und forderte die Christenheit auf, ihn auszuführen.

Peter hatte den Waffenrock, welchen er wegen seines schwächlichen Körpers ohne Ruhm trug, mit der Einsiedlerkleidung vertauscht und lebte im südlichen Frankreich mit einer Enthaltsamkeit, zu welcher keine große Aufopferung erfordert wurde. Denn er enthielt sich nur des Brods und des Fleisches, labte sich aber dafür an allen andern Speisen und am Wein. Dennoch machte ihn diese Lebensart ehrwürdiger und heiliger in den Augen derer, welche ihn kannten, als Bischöffe und Aebte. Seine auffallende Gestalt, die hellen feurigen Augen in seinem hagern verschrobenen Körper, und mit diesem der Strom seiner Beredsamkeit, der alles mit sich fortriß, wohin er sich ergoß, vermehrten das Ansehn, welches bei seinen Zeitgenossen sein den Werken der Frömmigkeit gewidmetes Leben ihm gab. Auch er unternahm in den Jahren 1093 und 1094 um zur vollkommenen Heiligkeit zu gelangen, eine Wallfahrt nach Jerusalem. Von einem Christen daselbst, der ihn gastfreundlich in sein Haus aufnahm, hörte er mit Entsetzen die Erzählung der Bedrückungen, welche die Christen zu Jerusalem von den Türken erfuhren, und fand Gelegenheit, von ihrer Wahrheit durch eigne Erfahrung sich zu überzeugen. Von heiligem Eifer entbrannt ging er zu dem Patriarchen Simeon, überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er so ruhig es ansehe, wie die heiligsten Oerter von den Türken entweiht, die Gaben der frommen Christen geraubt, die Pilgrime gemißhandelt werden. Der fromme Patriarch antwortete mit Klagen über die unglückliche Lage seiner Kirche, welche bei der Ohnmacht des griechischen Kaisers verzweifeln müsse, wenn nicht die Christenheit des Abendlandes sich ihrer erbarmen und ihre Schmach an den Türken rächen werde. Darum sprach der Patriarch, sendte ich dich als Gesandten der Kirche zu Jerusalem an ihre Tochter im Abendlande, daß du von ihr Erbarmen und Hülfe für ihre unglückliche Mutter erflehen mögest. Bereitwillig über-

*) „Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten von Friedrich Wilken. Leipzig. Crusius. 1807 — 1829. 5 Bände." 8.

nahm Peter den Auftrag und die Briefe an den Pabst und die Könige und Fürsten des Abendlandes, welche der Patriarch ihm gab.

Eines Abends war Peter, beschäftigt mit Planen für die Ausführung des heiligen Auftrags, in der Kirche der Auferstehung, um im Gebet den Beistand Gottes und der Heiligen zu seiner baldigen Abreise sich zu erflehen. Von den Anstrengungen der Andacht ermüdet fiel er in tiefen Schlaf. Im Traum erschien ihm Christus, und Peter vernahm von dem Heilande die Worte: Auf, Peter, eile, verrichte mit Muth, was du übernommen hast; ich werde mit dir seyn, denn es ist Zeit, daß mein heiliger Ort von den Türken gereinigt und meinen Verehrern geholfen werde. Peter erwachte bei diesen Worten, verrichtete noch einmal sein Gebet, eilte zum Patriarchen mit der frohen Nachricht von der Erscheinung des Erlösers und trat am andern Tage die Reise nach Antiochien an. Hier fand er ein Schiff zum Absegeln nach Apulien bereit und kam nach einer glücklichen Fahrt zu Bari ans Land.

Von dort eilte er nach Rom zum Papst Urban, überreichte ihm den Brief des Patriarchen und unterstützte dessen Anliegen mit der schauderhaftesten Erzählung der Leiden, welche die Mutter aller Kirchen von ihren Tyrannen erdulte. Zu dieser Zeit, wo Urban in Rom selbst seines Lebens kaum sicher war vor dem Gegenpapst Guibert und dessen Anhängern, gab er dem Flehen der morgenländischen Kirche um Hülfe gegen ihre Bedrücker Gehör; denn die Päpste verrichteten oft die gewaltigsten Thaten, wenn ihre Macht in Rom am schwächsten war. Urban lobte Peters Eifer und bevollmächtigte ihn durch Briefe an die Großen der Christenheit als seinen und der Kirche zu Jerusalem Gesandten. Nun durchstrich Peter zuerst ganz Italien, überstieg dann die Alpen und fand allenthalben Beifall und Gehör. Er trat nicht bloß vor den Großen, sondern lieber vor dem Volke auf, las die Briefe des Patriarchen und anderer Christen vor und bestätigte und unterstützte ihre bittern Klagen, erzählte das Gesicht, in welchem der Sohn Gottes selbst zu seinem Gesandten ihn erklärt, ja er wies selbst einen vom Himmel gefallenen Brief vor, in welchem Alles, was er berichtete und versprach, bestätigt wurde. Die Geschenke, mit welchen die frommen Christen ihn überhäuften, wandte er an, um Arme zu unterstützen, oder Weiber auszusteuern und ihnen Männer zu verschaffen. Er stellte Einigkeit und Friede her, wo er Uneinigkeit und Streit fand; denn seine Aussprüche wurden als Aussprüche Gottes geachtet. Das Volk ehrte ihn als Heiligen und soll sogar die Haare, welche seinem Maulthiere abfielen, als Reliquien gesammelt haben.

Die Wirkungen von Peters Predigten zeigten sich schon auf der Kirchenversammlung, welche Urban der Zweite bald nachher zu Piacenza hielt. Wenn gleich dies Concil versammelt wurde, um dem Könige von Frankreich die Gewalt des Stuhls zu Rom zu zeigen, den römischen Kaiser Heinrich zu demüthigen und den ehelosen Stand der Geistlichen zu befestigen, so geschah doch schon hier ein wichtiger Schritt zur Ausführung des großen Unternehmens. Die Wichtigkeit der zu verhandelnden Sachen machte dies Concil zahlreicher als irgend eines der vorigen.

Viertausend Geistliche und dreißigtausend Laien versammelten sich zu Piacenza, und es wird als ein besonderer Umstand angemerkt, daß dies Concil wegen der Menge der Anwesenden nicht wie bisher in einer Kirche, sondern auf einem Felde versammelt wurde. Hier traten Gesandte des Kaisers von Konstantinopel auf und baten um Hülfe gegen die furchtbare Macht der Türken, welche ihre der Christenheit schmähliche Herrschaft bereits bis an die, den Mauern der Hauptstadt gegenüber liegende Küste ausgedehnt; und Urban unterstützte ihre Bitten mit aller Kraft seiner Beredsamkeit. Schon damals schwur eine große Menge nach Konstantinopel zu ziehen, um mit dem Kaiser der Römer wider die Feinde der Christenheit zu fechten.

Aber die Vollendung behielt Urban einem glänzenderen Concil vor. Nachdem zu Vercelli die Italienischen Geistlichen zur Beförderung der Reise des Herrn aufgefordert, begab er sich über die Alpen nach Frankreich. Denn Frankreich war das Land, wo von jeher der größte Eifer für das heilige Land gewesen, und sein ungehorsamer König Philipp konnte am leichtesten gedemüthigt werden, wenn seine getreusten und mächtigsten Anhänger auf andere Weise beschäftigt und ihm entzogen wurden; Frankreich sollte also der Schauplatz dieser Verhandlungen sein.

Nachdem auf Provinzialversammlungen zu Puy und an andern Orten die Geistlichkeit vorbereitet war, wurden auf den achten Tag nach dem Feste des heiligen Martins die Geistlichen und Laien zum allgemeinen Concil nach Clermont in Auvergne berufen. Urban bereitete Alles zu dieser Kirchenversammlung so vor, daß sie eine der glänzendsten werden mußte. Den Geistlichen ward bei Verlust ihrer Pfründe geboten zu erscheinen, und den Bischöffen insbesondere aufgegeben, die weltlichen Herren in ihrer Diöces zu bewegen, daß sie sich auf dem Concil einfänden. Ganz Frankreich war auch schon durch Peter so für die heilige Unternehmung eingenommen, daß außer vierzehn Erzbischöfen, zwei hundert fünf und zwanzig Bischöfen, vier hundert Aebten und vielen geringeren Geistlichen die Anzahl der Laien unzählbar war. Nachdem die andern Angelegenheiten der Kirche, welche die Aufmerksamkeit des päpstlichen Stuhls erforderten, verhandelt waren, der Gottesfrieden von Neuem eingeschärft, und der Bannstrahl feierlich gegen den widerspenstigen König Philipp geschleudert war, versammelte Urban die Geistlichen und Laien in eine breite Straße. Mit so vielem, auch brennendem Feuer, als der Papst hier redete, sind viele Reden gehalten, aber so glänzender Wirkungen hat nie eine Rede sich rühmen können. Er schilderte die bedrängte Lage der Christen in dem heiligen Lande mit düstern Farben, die Grausamkeiten der Türken, als er selbst sie erfahren, und Seufzer und Thränen hemmten oft den Strom seiner Rede. Jene Barbaren, welche Gott fremd sind, und mit welchen sein Geist nicht ist, sprach er, vertreiben die armen Christen aus ihren Häusern, und diese müssen es als großen Gewinn ansehen, wenn sie durch Betteln unter uns kümmerlichen Unterhalt finden. Denn sie müssen, wenn sie den Unholden nicht entfliehen, für diese als Sklaven die Felder bauen, welche ihnen selbst gehören, und grausame Behandlung ist dafür ihr Lohn. Die heiligen Kirchen werden

von den Ungeheuern entheiligt, in Viehställe verwandelt, oder sind die Schauplätze der entehrendsten und schmählichsten Grausamkeiten gegen die Christen. Nachdem er auf diese Weise die Leiden der Christen und die Tyrannei der Ungläubigen beschrieben, rief er aus: Ich rufe als Zeugen der Wahrheit meiner Schilderung Euch, die Ihr mit Euern Augen Alles sahet, ich rufe noch mehr als Zeugen Euch, die Ihr von den grausamen Händen der Barbaren starbt. Er sprach mit Wehmuth von der Heiligkeit der Oerter, welche die Ungläubigen entweihten: Selig die Steine, welche den Urmärtyrer Stephan mit der Krone des Märtyrthums krönten! Wie selig des Jordans Stellen, welche dir, Johannes, dienten zur Taufe des Erlösers! Dann erinnerte er an die Helden der christlichen Zeit, Carl den Großen und dessen frommen Sohn Ludwig, welche die Reiche der Sarazenen zerstört und durch sie der wahren Kirche Herrschaft erweitert. Urban ward während der Rede durch das Rufen der Menge: Gott will es, Gott will es! unterbrochen, und es mußte Stillschweigen geboten werden, damit er fortreden konnte. Der Enthusiasmus stieg immer höher, je länger Urban redete. Dann rief er mit heftigem Unwillen: Ihr, die Ihr Wittwen und Waisen beraubet, die Unschuldigen unterdrückt, die Kirchen mit Waffengetümmel erfüllt und entehrt und des Ritterthums Gürtel nur tragt als ein Zeichen, daß Ihr gewohnt seyd, nicht die Kirche und ihre Diener, wie Ihr gelobt, zu schützen, sondern des Erlösers Schafstall zu verwüsten, Euch einander selbst zu zerfleischen und wie die Geier dem Leichnam, so den Kriegen und Fehden in entfernte Gegenden nachzuziehen, legt ab den Gürtel eines solchen Ritterthums, welches von Gott fern ist, werdet Ritter Christi und eilt herbei zum Schutz der morgenländischen Kirche, welche die Milch des göttlichen Worts in Euern Mund träufelte. Er bat die Alten und Schwachen und Alle, welche außer Stand seyen die Waffen zu führen, nicht mitzuziehen, damit sie nicht der Sache schaden, sondern lieber durch Geld und auf andere Weise die Streitenden zu unterstützen, wofür er ihnen in gleichem Maaße, als denen, welche wirklich mitzögen, vollkommene Vergebung ihrer Sünden ankündigte. Den Geistlichen verbot er aber strenge, ohne die Erlaubniß ihrer Bischöffe ihre Kirchen zu verlassen, denn ohne priesterlichen Segen werde ihr Unternehmen doch keinen glücklichen Fortgang gewinnen. Dann machte er bekannt, wer an der bewaffneten Pilgerschaft Antheil nehmen wolle, möge nach alter Pilgrimme Sitte mit dem Kreuze sich bezeichnen. Ihr meine Brüder und Mitbischöfe, Mitpriester und Miterben Christi, redete er am Schluß die Geistlichen besonders an, predigt in den Euch anvertrauten Gemeinden das Kreuz, schildert Ihnen die Noth der Christenheit und entflammt ihre Herzen, auf daß sie helfen. —

Viele der Anwesenden wurden durch diese Rede zu Thränen erweicht, andere sah man zittern, als sähen sie die Leiden, welche der Papst beschrieben, mit eignen Augen, andere ermahnten ihre noch bedenklichen Nachbarn zum Beitritt zu diesem heiligen Unternehmen.

Nachdem der Papst seine Rede geendigt, drängte sich zuerst Bischof Ademar von Puy mit heiterm Angesicht zu ihm hin, warf sich vor ihm

nieder und bat um seine Erlaubniß in den heiligen Krieg zu ziehen, und um seinen Segen. Als er Beides erhalten, folgte seinem Beispiel der Bischof Wilhelm von Ausary, und nach diesem der größte Theil der anwesenden Geistlichen und Laien. Dann legte einer der Kardinäle, welcher den Papst begleitete, im Namen aller Pilgrimme, welche zur Erde niederfliehen, das Bekenntniß der Sünden ab, und Urban ertheilte die Absolution. Hierauf nähten Alle auf ihre rechte Schulter ein rothes Kreuz.

Bald hernach wurden dem Papst Gesandte des Grafen Raimund von St. Gilles vorgestellt, welche ihm und dem Concil anzeigten, daß ihr Herr das Pilgerkreuz bereits angenommen und eine beträchtliche Anzahl Ritter versammelt habe; daß er noch mehr Kriegsvolk aus seiner Grafschaft in Sold nehmen und jeden Ritter, der in seinem Heer streiten wollte, mit Geld und andern Bedürfnissen unterstützen werde. Der Zutritt eines so mächtigen und tapfern Herrn, die Unterstützung und Belohnung, welche er verhieß, bewog noch Viele, welche durch Urbans Rede nicht entflammt waren, zur Annahme des Kreuzes.

Nach einigen Tagen berief Urban die Bischöfe und weltlichen Herren zu sich, um mit ihnen wegen den weitern Einrichtungen sich zu berathen. Sie baten den Papst dringend, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen, welches für Christum ausziehen werde. Aber die innern Gefahren der Römischen Kirche gaben ihm einen scheinbaren Grund ihr Verlangen abzulehnen. Doch versprach er ihnen nachzufolgen, sobald das Heil der Kirche es gestattete. Mit ihrer Einstimmung ernannte er den Erzbischof Ademar von Puy, als der durch seine Frömmigkeit und Rechtschaffenheit geachtet und beliebt, durch die Bereitwilligkeit, mit welcher er das Kreuz zuerst angenommen, um die Sache verdient, des Krieges nicht ganz unkundig und überhaupt durch Erfahrung in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten am geschicktesten war, zu seinem Stellvertreter als geistliches Oberhaupt des Heers. Ehe das Concil entlassen wurde, machte der Papst bekannt, daß die Kirche die Güter der Kreuzfahrer in ihren Schutz nehme; allgemeiner Friede unter den Christen ward verkündigt und den Geistlichen befohlen, in ihren Gemeinden das Kreuz fernerhin zu predigen. Die Zeit des Auszugs ward einer weitern Bestimmung überlassen.

Kein Samenkorn war auf unfruchtbares Land gefallen. Die Geistlichen und Laien, welche zu Clermont das Kreuz angenommen, eilten in ihr Vaterland zurück und theilten die empfangene Begeisterung mit. Die Geistlichen predigten das Kreuz und gaben denen, welche es annahmen, die Versprechungen der Sündenvergebung und Seligkeit, wozu sie vom heiligen Vater bevollmächtigt waren. Die Laien munterten mit gleicher Thätigkeit ihre Freunde und Verwandten auf, sich Christo zu weihen. Der Papst selbst reiste nach dem Concil in Frankreich herum und ermahnte zur Pilgerschaft mit desto glänzenderm Erfolg, als sein Ansehen und seine Würde größer waren. Außerordentlich waren die Wirkungen, welche ihre vereinigten Bemühungen hervorbrachten. In Franzien, Gallizien, Britannien und Gascogne war fast keine Familie,

aus welcher nicht Mehrere, Vater oder Sohn, das Kreuz angenommen hatten. Das weibliche Geschlecht hatte alle Besorglichkeit für Männer und Verwandte verloren. Die Gattinnen ermunterten selbst ihre Männer, Christo sich darzubringen, trauerten, wenn die Ermunterungen nicht fruchteten, und freuten sich, wenn sie sich bewegen ließen, das Kreuz anzunehmen. Mancher spottete zuerst der Abenteuerlichkeit der Unternehmung, aber nach wenigen Tagen sahen auch die Spötter im Strom sich fortgerissen, verkauften ihre Habe und zogen mit denen, welche sie verlacht hatten. Wer sich widersetzte, ward verspottet und verhöhnt. Darum nahmen Viele das Kreuz an, bloß um nicht für muthlos gehalten zu werden; Manche auch, um ihre Freunde nicht zu verlassen.

Aber die allgemeine Bewaffnung blieb nicht bloß bei den waffenfähigen Männern, wie Urban mit Klugheit gewünscht und mit Ernst und Strenge zu Clermont befohlen hatte; auch die Mönche verließen ihre Zellen und übten sich in den Waffen; sie entflohen heimlich, wenn ihre Aebte ihnen die Erlaubniß, das Pilgerkreuz zu nehmen, verweigerten. Selbst Greise, kranke und schwache Personen bekreuzigten sich, um wenigstens durch die Gefahren und Mühseligkeiten der Reise den Himmel zu erwerben. Auch Verbrecher aller Art benutzten die Gelegenheit, durch Annahme des Kreuzes der verdienten Strafe zu entgehen. Manche Schwärmer, nicht zufrieden auf ihre Kleider ein Kreuz zu heften, brannten es mit glühenden Eisen in ihre Haut ein, und einige Männer und Weiber wollten damit von Gott selbst bezeichnet sein. Ein Abt brannte sich ein Kreuz auf die Stirn und gab vor, ein Engel habe es ihm eingebrannt. Das Volk glaubte ihm, verehrte ihn als Heiligen und überhäufte ihn mit Geschenken.

Peters schwärmerische Predigten, Urbans feurige Rede, die Erzählungen der heimkehrenden Pilger von den ertragenen Mühseligkeiten, der mitleidswürdige Zustand der in Europa bettelnden Christen aus dem Orient, waren wirksame Beweggründe dieses wunderbaren Eifers für das heilige Land.

CIV. B. G. Niebuhr.

(1777 — 1831.)

Ueber römische Geschichte. *)

(1810. S. 83.)

Ich habe es unternommen, die Geschichte Roms zu erzählen; ich werde in der Nacht des tiefen Alterthums beginnen, wo angestrengte Forschung, bei dem schwachen Licht später und zweifelhafter Sagen, kaum einige der Hauptmassen des uralten Italiens zu unterscheiden vermag, und wünsche bis zu den Zeiten hinabzugehen, in denen eine zweite Nacht Alles, was wir in der langen Reihe von Jahrhunderten

*) „Kleine historische und philologische Schriften. Bonn. Weber 1828." 8.

entstehen und altern sahen, in Gräber und Trümmer versunken, mit beinahe gleich tiefer Finsterniß verdeckt.

Allgemein ist diese Geschichte in ihren großen Umrissen, und sehr Vielen, wenigstens zum Theil, unmittelbar aus den classischen Werken römischer Schriftsteller bekannt, so weit uns in ihnen die Schilderung vieler der glänzendsten oder merkwürdigsten Epochen des republikanischen und kaiserlichen Roms erhalten ist. Wären diese Werke in ihrem ganzen Umfange vorhanden; besäßen wir in Livius und Tazitus Geschichten eine — Augusts letzte Jahre ausgenommen — zusammenhängende Geschichte vom Anfang der Stadt bis auf Nerva; so würde es thöricht und zweckwidrig seyn, die Erzählung derselben Begebenheiten, welche diese Historiker vorgetragen haben, zu unternehmen. Thöricht, weil ihre Schönheit uns unerreichbar bleiben muß; zweckwidrig, weil neben der historischen Belehrung nichts Vollkommneres, in der Jugend zur Bildung des Sinnes, im späteren Alter zu seiner Erhaltung unter den mannigfaltigen barbarischen Einwirkungen unsrer Umgebungen und Verhältnisse, uns durch das Leben begleiten könnte, als eine solche für die Nation selbst in Fülle geschriebene Geschichte von neuntehalb Jahrhunderten. Es bedürfte nur für die Zeit der früheren einer Kritik des Verfälschten, einer Absonderung der eingemischten Dichtungen von dem historisch Sichern und Begründeten: ohne die Kühnheit, mit alten Meistern scheinbar zu wetteifern, könnten wir die Verfassung und die Entwicklung einzelner Zeiten in reinen Umrissen zeichnen, wo Livius uns ohne Kunde verläßt oder irre führt. Weil, aber jene Werke nur in Bruchstücken erhalten sind; weil sie uns über Epochen verstummen, die durch die Wichtigkeit ihrer Begebenheiten vielleicht noch über diejenigen hervorragen, welche wir durch sie lebendig sehen; weil die Geschichtserzählung dieser Zeiträume, von Neueren unternommen, unbefriedigend und oft voll Irrthümer ist; so schien es angemessen, die Kenntniß der römischen Geschichte durch ihr gewidmete Vorlesungen zu erleichtern. Es konnte zweifelhaft sein, ob einer zusammenhängenden Erzählung der Vorzug gebühre, oder ob es besser sey, nur diejenigen Zeiträume vorzutragen, in denen wir jene beiden Historiker entbehren. Ich habe mich, in dem Vertrauen, daß keiner meiner Hörer sich verführen lassen werde, ein Studium der classischen Geschichtsschreiber Roms für entbehrlich zu halten, wenn er einen Begriff von den Begebenheiten erhalten hat, welche sie schildern, und in der Hoffnung, dieses Studium zu erleichtern und zu vervollkommnen, für jene Methode entschieden.

Vieles von dem, was der Römer in den Jahrbüchern seines Volks niederschrieb, muß der Neuere aus der Fülle der Begebenheiten ausschließen, woran diese Geschichte die aller übrigen Völker weit übertrifft. Genöthigt, Vieles zu übergehen, und für die Beschränkungen ein Gesetz festzustellen, werde ich Männer und Vorfälle, die ohne innere Größe und äußere Folgenwichtigkeit in einem todten Andenken erhalten sind, nicht erwähnen; obgleich dem Gelehrten vollständige Kenntniß unentbehrlich ist, und manche dürre Oede Quellen verschließt, die es ihm früher oder später hervorzurufen gelingt. Ich werde hingegen suchen

die Kritik der Geschichte besonders während der fünf ersten Jahrhunderte, nicht nach dunkeln Gefühlen, sondern forschend, auszuführen, nicht ihre Resultate, welche nur blinde Meinungen stiften, sondern die Untersuchungen selbst in ihrem ganzen Umfange vortragen; ich werde streben die überbauten und versteckten, von den uns erhaltenen alten Schriftstellern oft ganz verkannten, Grundfesten des alten römischen Volks und seines Staats zu entdecken, Gerechtigkeit zu Lob und Tadel; zu Liebe und Haß, wo Partheigeist falsche Darstellung, diese nach Jahrtausenden falsches Urtheil geboren hat, in Kraft zu setzen; die Ausbreitung des Reichs, die Entwicklung der Verfassung, den Zustand der Verwaltung, der Sitten und Bildung, wie er sich von Zeit zu Zeit übersehen läßt, darstellen. Ich werde die Männer näher bekannt machen, welche zum Guten oder Bösen in ihrem Zeitalter mächtig waren, oder sich doch vor andern auszeichneten: ich werde die Geschichte der Kriege, so weit sie nicht eine wiederkehrende Einförmigkeit darbietet, genau erzählen, und so weit es unsre Nachrichten gestatten, ein treues und bestimmtes Bild der Völker entwerfen, welche die sich ausdehnende Sphäre der römischen Gewalt allmählig erreichte: auch die Literatur, sowohl der erhaltnen als verlornen Schriftsteller, bei ihren Hauptepochen betrachten.

Als Sallust, mit beruhigtem Gemüth, nach vielem und bitterm in den Geschäften des Staats erlittnen Kummer, sich ihnen zu entziehen beschlossen hatte, und, zu seinen Lieblingsforschungen zurückgekehrt, einzelne Ereignisse der vaterländischen Geschichte auswählend zu erzählen unternahm, fand er es nöthig, seinen Mitbürgern — denn nur einzelne Griechen und Wenige von den Westeuropäern lasen lateinisch — darzuthun, daß die Thaten der Römer von denen der Griechen nicht verdunkelt würden.

Ein Jahrhundert früher hatte Polybius, wohl vergeblich, den Griechen anschaulich zu machen gestrebt, wie weit die römische Größe, nicht allein, noch vorzüglich durch den Umfang ihres Reichs, Alles übertreffe, was die frühere Geschichte gekannt habe. Daß die Griechen, wenn auch nicht Erbitterung und Haß gegen die fremden Beherrscher sie verblendet hätten, eine Geschichte geringschätzten, der damals jene Anmuth und das Leben beredter Erzählung fehlte, welche die ihnen verwandten Thaten ihrer Vorfahren verschönerte, und ohne die auch die größte im Andenken erhaltene Geschichte so wenig ganz empfunden werden kann, als ein lyrisches Gedicht ohne eine entsprechende Musik; dies war die Folge ihres leichtsinnig lebhaften, der Schönheit hingegebnen Sinnes. Auffallend aber ist es, daß bei dem literarischen Publicum Roms, dessen Beifall Sallust suchte, wie hochmüthig auch der römische Nationalstolz war, ähnliche Stimmung und Verkennen der vorväterlichen Größe herrschte. Doch, wie sonderbar es auch erscheint, so ist dies nicht schwer zu erklären und er selbst hat die Erklärung wohl mit dem stillen Bewußtsein niedergeschrieben, daß von seinen Geschichten eine andere Ansicht bei den Römern selbst anheben würde. Diese fanden damals in ihrer eignen Sprache, Cato's Urgeschichten

ausgenommen, welche den Reiz der Kräftigkeit unsrer bessern alten Chroniken, gehabt haben müssen, keinen ihrer Geschichtschreiber lesbar. Allerdings mögen auch die meisten sehr armselig und geistlos gewesen sein; doch waren selbst die treuherzigen und ehrwürdigen Alten eben für jene Zeit ungenießbar, da die Lesenden zu Rom ganz durch griechische Literatur erzogen, und in dieser nicht durch die Erhabenheit der classischen Werke gebildet waren, sondern durch den Glanz und Firniß einer ausgearteten, witzigen Literatur, welche damals unter den Griechen, mit denen sie als Lehrern und lebendigen Mustern umgingen, modisch war, den Sinn für Einfalt ganz verloren hatten. Wie die Dichter die Heroen, so hat der große einheimische Geschichtschreiber, dem Sallust voranging, Roms Thaten und seine Helden der Nacht entrissen. Es ist wohl keine gewagte Behauptung, daß die Römer erst durch Livius inne wurden, welche Geschichte sie hatten. Verschönert durch den Wunsch in den Zeiten der Vorfahren, ein noch nicht lange ganz erstorbenes ehernes Alter zu schauen, umgab jetzt, im Reiz der lieblichsten Rede, die Größe ihrer Thaten und Siege der herrlichste Schmuck republikanischer und bürgerlicher Tugenden; ein Ernst und eine Erhabenheit, welche die großen Männer Athens mit ihren unverhüllten menschlichen Fehlern und Schwächen eben so demüthigend übertraf, als die Besiegung ganzer Welttheile und furchtbarer Völker die leidenschaftlichen Kämpfe kleiner Republiken: denn der Perserkrieg galt den Römern bald für ein dreistes Mährchen. Das Mittelalter und das verjüngte Italien, denen die Anmuth griechischer Historiker verborgen war, bewunderten Roms Geschichte ausschließend: als ob das Schicksal jenen alten Helden Ersatz für die Gleichgültigkeit ihrer Nachkommen des Zeitalters geben wollte, welches sich zu fremder Cultur gewandt hatte. Es ist eine ungelehrte, aber eine desto einfältigere und ungeschminktere Verehrung, mit der die alten Italiäner des erwachenden Mittelalters die großen Namen Roms nennen; vielleicht waren sie ihnen um so näher, weil sie sich ohne Klügeln, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sitten und der Zeiten, ihre großen Seelen in den Verhältnissen und fast in der Gestalt von Zeitgenossen und Landsleuten dachten, so wie sie in dem Kaiserthum ihrer Zeit eine unveränderte Fortsetzung des alten Reichs der Cäsaren sahen. Virgil war Danten ein Lombarde, wie noch spätere Maler den Römern ihrer Kunstwerke das Gewand ihrer Tage anlegten: das Volk ehrte Virgils Grab und Andenken als eines mächtigen und wohlthätigen Zauberers. Selbst Petrarca hegt noch, er wohl mit Absicht, die Täuschung einer nur durch die Zeit getrennten Einheit der Nationalität: er sieht in Stephan Colonna einen alten Patricier, wie in Rienzi einen Tribun des Volks. Erst im folgenden Jahrhundert schied das Alterthum aus der Vermischung mit der Gegenwart; und bei der ungeheuren Macht, womit damals sich alles entwickelte, erreichten Einzelne schnell die schärfste und lebendigste Anschauung der Eigenthümlichkeit altrömischer Zeiten, welche wir im Ganzen zu gewinnen hoffen dürfen, wie Vieles auch seitdem an das Licht gebracht ist, woran wir genauere Einsicht erwerben können. Aber

nach Sigonius verdankt die Geschichte des alten Roms den Philologen nur noch wenig: sie entwich ihren Händen, und ward das Eigenthum, in wenigen glücklichen Fällen, großer Staatsmänner; meistens aber gewöhnlicher Historiker.

Man darf es nicht verhehlen, daß sie in diesen beiden Jahrhunderten, anstatt an Bestimmtheit und Ausbildung zu gewinnen, vielmehr verloren hat. Jene italiänischen Philologen, in ihrem ganzen Wesen vom Geist des alten Roms belebt, schon durch den classischen Boden selbst begeistert und ahndungsvoller gestimmt, hatten das zertrümmerte Gebäude aus seinen Ruinen begriffen und den Schutt aufräumend, in ihrem Geiste hergestellt. Der Mangel an diesem Begriff schadete den Werken derer, welche über Roms Geschichte als Politiker schrieben, und so verdarb die Geschichte selbst. Machiavelli's Discorsi, so voll Klugheit und scharfen Urtheilen, sind hiervon ein sprechendes Beispiel; indem er zwar immer höchst geistreich, aber sehr oft von Dingen redet, die gar nicht da gewesen sind. Ich nenne ihn hier, weil er, obgleich in der Mitte einer philologisch gelehrten Zeit lebend, ihrem Geist fremd geblieben war. Montesquieu, mit Ansprüchen auf historisch genaue Kenntnisse, und daher gefährlicher um irrige Meinungen zu begründen, ist voll von falschen Ansichten, und sehr häufig in seinen Erzählungen durchaus täuschend: ein Urtheil, welches ich nicht um seinen Ruhm zu schmälern gebe; denn es ist wohl der größte, daß der gerechte Leser ihn dennoch bewundern wird, wenn er auch hierüber die entscheidenste Ueberzeugung aus eigner Prüfung bekommen hat. Daß man die Alten nicht versteht, wenn man Gegenstände ihres täglichen Lebens, die uns mit ihnen gemein sind, nicht in der Gestalt sich anschaulich denkt, unter welcher diese ihren Augen gewöhnlich waren: daß wir durchaus irre gehen würden, wenn wir uns, wie es das Mittelalter that, und weil in ihm noch so viel unverändert erhalten war, mit geringer Täuschung thun konnte, ein römisches Haus, ein römisches Schiff, römische Landwirthschaft und Gewerbe, römische Kleidung oder das Innere des gewöhnlichen Lebens im alten Rom, unter der Anschauung denken wollten, welche bei uns den Gegenständen dieser Worte entspricht, muß jeder fühlen; aber der Paralogismus der Homonymie erstreckt sich viel weiter als auf körperliche Gestalten. Die römischen Begriffe, welche der Einrichtung des Staats und seiner Verwaltung zum Grunde liegen; Begriffe, die in den meisten Fällen den historischen Nachrichten vorausgesetzt, nur einzeln und äußerst selten für sich entwickelt werden: sind von den unsrigen nicht weniger verschieden, als der Römer Wohnung, Kleidung und Speise. Und wie die Morgenländer nichts schwerer fassen, als die Idee einer republikanischen Verfassung, wie die Indier sich die Compagnie nicht als eine Association von Eigenthümern, sondern durchaus nur als eine Fürstin denken können, so geht es auch selbst den scharfsinnigsten Neuern in der Geschichte des Alterthums nicht besser, wenn sie nicht durch kritisches und philologisches Studium sich von den angewöhnten Bestimmungen der Begriffe losgemacht haben. So sind die Verhältnisse der römischen Provinzen und ihrer Befehlshaber uns so ungewohnt,

daß der Staatsmann, wenn auch vielleicht nur er fähig ist die Geschichte über dergleichen Gegenstände zu befragen, und Bruchstücke zu errathen, die dem Sammler ein Geheimniß bleiben, doch, wenn er nicht selbst forscht und zu forschen fähig ist, entweder falsche oder unbestimmte und folgenlose Begriffe darüber hegen wird. So sind das Landeigenthumsrecht des alten Roms und das Recht der Domainen, in ihren Eigenthümlichkeiten, in dem Maße von den uns gewöhnlichen Rechten und Einrichtungen verschieden, daß die Verwechselung der gewöhnlichen und der alteigenthümlichen Begriffe, deren sich Montesquieu so wenig als früher Macchiavelli erwehrte, über die wichtigsten Gegenstände der römischen Gesetzgebung schreiend falsche Meinungen hervorbringt: Meinungen, bei denen die Stimme des Rechts Verdammniß über wahrhaft makellose Thaten und Unternehmungen aussprechen, oder ein ahndendes leidenschaftliches Gefühl für Größe und Hoheit den gefährlichsten Folgerungen und Unternehmungen das Wort reden muß.

Als die Griechen unter Roms Oberherrschaft gefallen waren, beschäfftigte die Frage, ob Roms Größe eine Gabe des Glücks, oder frei, wie sie es nannten, durch Tugend erworben sei, ihre Schriftsteller, von denen die Meinung der Lesenden und der Gesellschaft des wehrlosen und müßigen Ostens bestimmt ward. Es war eine müßige Frage; nicht in dem Sinn aufgestellt, wie Mithridates ihr wohl später nachgesonnen haben mag: ob jeder Widerstand fruchtlos sein würde? ob ein unwandelbares Schicksal Rom die Weltherrschaft bestimmt habe? ob, fast eben so furchtbar wie dieses, eine unerreichbare Vortrefflichkeit des Nationalsinnes und der Einrichtungen römischen Heeren den Sieg auf ewig zusichern? Es war nur die Beschäftigung derjenigen, welche sich der Scham entledigen wollten über die schmähliche Art, mit der sie in ihr Elend herabgesunken waren; indem sie Mangel an Kraft, Tugend und Verstand da als Nebensache ausgaben, wo ein unwiderstehliches Schicksal geboten habe; wobei sie nach Sklavenart, wie Xanthias bei dem Komiker, den höchsten Genuß darin fanden, ihre Herren zu behorchen, zu beklatschen und zu belügen. Polybius, dem es Ernst gewesen war, der sich treu blieb, aber der allmächtigen Gewalt gehorchte, an der die thörichte Verwegenheit seiner von Leichtsinnigen und Heillosen aufgeregten Nation zertrümmerte, fühlte sich durch das Geschwätz solcher Schriftsteller erbittert; und einer der Zwecke seiner Geschichte war den Griechen klar zu machen, wie Roms Größe nicht durch Fatalität, sondern durch festen Willen, zweckmäßige Institutionen, unermüdete Aufmerksamkeit auf ihre Erhaltung, Ausbildung und Anwendung begründet sey. Damit aber legte er den Römern seiner Zeit dennoch nicht das Lob eigentlicher Tugend bei; und wenn er sich hin und wieder mit einem uns an einem Manne seiner Verhältnisse befremdenden Enthusiasmus ausdrückt, so müssen wir erwägen, daß er überhaupt ein ganz praktischer Mensch war, dem durchgehends Wärme und der Sinn für das Idealische fehlte, mit dem die Athenienser auch das, was vor ihren Augen vorging, vor allem aber, was diesen durch eine auch kurze Vergangenheit entrückt war, betrachtete. In diesem Mangel liegen eben die Unvollkommenheiten

seines Werks, welche ihn, nach dem Urtheil seiner Landsleute, zu einem Geschichtschreiber vom zweiten Rang machten. Er fand in allen Staaten, die später in das römische Reich versanken, Alles zum Untergang reif, und weil er sich bewußt war, daß er selbst mit nur sehr wenigen gleichgesinnten diesem Strom vergebens widerstanden hatte; weil er die, durch deren verschiedenartige Sünde das Elend bestand, Kallikrates, Diäus, Kritolaus bitter verachtete; Scipio aber, Cato und Paullus bewunderte; so trägt sein unbestechliches Urtheil vielleicht in einzelnen Fällen, mehr als den Schein der Gefühllosigkeit. Die Neueren, namentlich Macchiavelli und Montesquieu, scheinen jene Frage, und in einem etwas veränderten Sinn, wieder hervorgerufen zu haben, und gehen in ihrer Bewunderung der Römer und ihrer Einrichtungen bis zur entschiedensten Partheilichkeit. Die herbe Frugalität der alten Republikaner, ihre Unempfindlichkeit für den Besitz und die Genüsse des Reichthums, die strenge Gesetzlichkeit des Volks, die feste allgemeine Treue während der schönen Jahrhunderte, in denen die Verfassung, seitdem die Ansprüche der Aristokratie beschränkt waren, in ihrer ganzen Vollkommenheit lebte; der reine Sinn, welcher nie erlaubte, bei innerm Zwist fremde Einmischung zu suchen: die Allmacht der Gesetze und Gewohnheiten, und der Ernst, womit an ihnen dennoch geändert ward, was nicht mehr angemessen war; die Weisheit der Verfassung und Gesetze; das Ideal der Männlichkeit in den Bürgern und im Staat; alle diese Eigenschaften erregen gewiß in uns eine Ehrfurcht, welche wir bei der Betrachtung keines andern Volks so empfinden können. Es ist kein Zustand von Unnatur und Zwang, wie die Gesetzgebung Sparta's, unter der, nach dem Urtheil anderer Griechen, die Todesverachtung natürlich war, weil der Tod ein unleidliches Joch brach: es war ein Leben, welches vielmehr wahres und hohes individuelles Glück pflegte, einen von Sinnlichkeit freien, starken Lebensgenuß. Andre vielleicht eben so vollkommne Verfassungen imponiren uns schon darum weniger, weil sie den Reichthum ehren: vielseitige und lebensvolle Völker können Fehlern nicht entgehen, gegen die nur Einseitigkeit schützt: und in den Begebenheiten der Vergangenheit empfinden wir stärker, worin gefehlt wird, als was gebricht. So ist es ganz natürlich, daß wir, auch abgesehen von dem Glanz, womit Macht und Siege immer umgeben sind, zu den Römern jener guten Zeit der Republik mit Bewunderung hinaufsehen. Sie haben in ihren Tugenden eine große Aehnlichkeit mit den Arabern der ersten Chalifen: diesen aber fehlte die Verfassung, worin sie sich erhalten konnten. Die Römer waren Jahrhunderte lang in sich in einem Mittelpunkt zusammengedrängt: jene hatten nie diese Kerneinheit gehabt, sie zerstreuten sich über eine halbe Welt, und arteten schnell aus. Aber wenn wir uns lebhaft in jene Zeiten hineindenken, so wird sich doch ein Grauen in diese Bewunderung mischen: denn, verträglich und abgefunden mit diesen Tugenden, herrschten von den ältesten Zeiten her die furchtbarsten Laster: unersättliche Herrschsucht, gewissenlose Verachtung des fremden Rechts, gefühllose Gleichgültigkeit gegen fremdes Leiden, Geiz, als Raubsucht noch fremd war, und eine sklavische Absonderung, aus der nicht allein gegen den Sclaven, oder

den Fremden, sondern gegen den Mitbürger oft unmenschliche Verstockung entstand. Allen diesen Lastern bereiteten eben jene Tugenden den Weg zur Herrschaft, und gingen so selbst unter.

Wenn wir nun, bei einem gerechten Urtheil über die Römer, auch diese dunkeln Schatten nicht vergessen müssen, und also ihrer Verherrlichung nur mit Einschränkung beistimmen können, so müssen wir auch, obgleich in einem andern Sinn, als jene Griechen, dem Schicksal einen großen Antheil an der römischen Größe beimessen. Durch den ganzen Gang der Geschichte werden wir sehen, wie oft alle Tugenden des Staats und des Volks fruchtlos gewesen wären, wenn nicht das Schicksal Rom in Gefahren gerettet, und seine Triumphe vorbereitet hätte. Die Völker und die Männer, denen Rom hätte unterliegen können, erschienen zu spät; in den Perioden der Schwäche hatte es nur ihm nicht überlegene Gegner zu bekämpfen; und während Rom Alles an Alles setzte, und im Krieg lebte, schonten andere Völker ihre Anstrengungen, weil sie am Sieg verzweifelten oder im Grunde ihres Herzens nur weichliche Muße liebten, was auch ihre mißrathnen Unternehmungen anzudeuten scheinen mochten. Keins unter allen ging ihm mit ähnlichem Sinn und einem ähnlichen Ziel entgegen; und schon darum mußte Rom über alle siegen. Philippus Ruhe am Anfang des hannibalischen Kriegs, Mithridates Unthätigkeit, so lange der marsische Roms Dasein bedrohte und ein kleines Uebergewicht entschieden haben würde; darin verkenne keiner Gottes Finger. Denn daß Rom nicht angeboren unüberwindlich war, ist erwiesen durch den Widerstand weniger ächt kriegerischer Völker, die nur durch die Zahl und Macht überwältigt wurden; so aber dienten auch diese Kriege in den Zwischenräumen zwischen den größeren und entscheidenderen der Ausartung der Disciplin und Kriegskunst vorzubeugen, welche langer Friede auch bei den römischen Herren leicht einführte.

Im Fortgang der Begebenheiten, da Roms Eroberungen in einem Körper verwuchsen, verliert die Geschichte gänzlich das moralische und poetische Interesse der früheren Jahrhunderte, welches schon längst durch Zerrüttungen und Gräuel, und das Absterben aller einheimischen Tugenden getrübt war. Es scheint der Gang der Weltgeschichte zu seyn, daß Eroberungen und vielfache Vermischung die ursprünglich zahllosen Stämme in einander schmelzen, und die, welche dieser Verschmelzung unfähig sind, austilgen; und dieß hat die römische Herrschaft in einem größern Maaß und Umkreise, als irgend eine andre große Weltrevolution, selbst als die arabische, bewirkt. Selten wird bei dieser Vermischung für einzelne Völker Gewinn seyn; einige verlieren unersetzbaren Besitz einer edeln einheimischen Bildung, Wissenschaft und Literatur: schwerlich vergütet auch ungebildeteren Völkern eine feinere, doch auch sonst, wenn sie ihrer Natur angemessen war, nicht unerreichbare Cultur die Einbuße ihrer ursprünglichen Sprache, und mit ihr eigenthümlicher Sinnesart, einer Landesgeschichte und ererbter Gesetze. Diesen Verlust empfanden zuerst die Provinzialen: aber indem Roms und Italiens Bevölkerung sich aus ihnen und aus Freigelassenen erneuerte, büßte Rom in gleichem Maaße: seine Vorzeit

mit ihrer Geschichte ward ihm so fremd, daß schon im dritten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung ein demüthiger Lobredner ohne Furcht zu beleidigen zweifeln konnte, ob sein von ihm dem großen Scipio verglichener Herr vom Hannibalischen Kriege wisse; daß Valens dem Eutropius auftrug, ihm eine dürftige Uebersicht der Geschichte zu schreiben, weil sie ihm ganz unbekannt war. Doch aber, wie Vieles auch die römische Herrschaft zertreten hat, müssen wir dankbar erkennen, was sie stiftete und erhielt. Sie hat fast alle Städte gegründet oder belebt, welche innerhalb ihres alten Umfangs noch jetzt bestehen; die Sprachen des westlichen Europa, aus der lateinischen erzeugt, erhielten ihre Literatur zugänglich und machten ihre Wiederbelebung möglich. Ja die römische Herrschaft hat ohne Zweifel Griechenland und die griechischen Schriften erhalten; denn wäre der Osten nicht durch die Kräfte eines großen Reichs geschützt worden, so hätten die Barbaren diese entvölkerten und geschwächten Gegenden wahrscheinlich schon sehr früh, unfehlbar aber in den Zeiten der großen Völkerbewegungen, überwältigt, und mit den entarteten Griechen auch die Schätze vertilgt, welche sie für auflebende Jahrhunderte bewahrten. Roms Gesetzgebung war wenigstens für die römisch gewordenen Völker ein großer Vortheil, so wie sie auch uns unentbehrlich bleiben wird, da wir die unsrer Vorfahren nicht ausgebildet, und ihren Geist verloren haben; und wie die Vereinigung der römischen Welt der Ausbreitung der Religion nothwendig war, wie Rom als ihr Mittelpunkt das gesammte Abendland bildete und milderte, wird von Unpartheischen jetzt wohl nicht leicht verkannt und geleugnet. So können wir auf diese große Periode der Geschichte mit der Beruhigung zurücksehen, daß den folgenden Geschlechtern nach der Noth und dem Untergang ihrer Vorfahren, durch das, was sich festsetzte, wohl geworden ist. Von möglichen Ereignissen zu reden, die im Keim erstickt sind, ist eitel; und so wollen wir nicht trauern, daß Allen manches unersetzte und unersetzliche Gut verloren ging; nicht fragen, ob der reichste Gewinn, den die Nachkommen erlangt haben mögen, die Leiden zertretener Geschlechter vergüten kann? Wir wenden wenigstens von jenen Zeiten unser Auge nicht so trübe und zweifelnd, als von den Schicksalen des verheerten und verödeten Asiens, dessen schönsten Ländern, selbst dem Leben der Natur entzogen, und jährlich mehr absterbend, sogar die Möglichkeit blühenderer Zeiten versagt: — wo das Grab Schluß der Geschichte ist.

Von unserer deutschen Nation aber, so viele ihrer Stämme die Heimath nicht verließen, wenigstens nicht unter besiegten romanischen wohnend verfremdet wurden, dürfen wir behaupten, daß sie für den Kampf, den sie Jahrhunderte lang gegen Rom bestand, späterhin durch die Vertheilung mehr als belohnt worden ist, welche aus der Welteinheit unter Rom entstanden; und daß ohne diese und die Früchte, welche in ihr reiften, wir schwerlich aufgehört haben würden Barbaren zu sein. Nicht die Formen, welche unsre Vorfahren bei der Ausbreitung der Literatur von dort und vom classischen Boden sich aneigneten; haben ihre ehrwürdige und unersetzliche Eigenthümlichkeit verdrängt; sie waren mit ihr verträglich: aber erborgte, erkünstelte, geistlose, wälsche Formen,

Geschmack und Ideen, wie sich deren schon früher bei uns zum Verderben der einheimischen eingeschlichen hatten, diese haben uns während einer langen Zeit lau und unwahr gemacht. Und so haben auch wir, wenn andre Nationen in den Römern eins ihrer Stammvölker sehen, doch kein geringes eigenthümliches Interesse an ihrer Geschichte.

CV. Clemens Brentano.

(1777.)

1. Scenen aus dem Lustspiel: „Ponce de Leon.“ *)

a. Porporino und Sarmiento.

(S. 35.)

Porporino (als Grazioso maskirt, oder als Harlekin — er spielt im Anfang der Scene die Rolle seiner Maske, er tritt neben Sarmiento, hat seinen Hut in der Hand und weint hinein — mit spöttisch-kläglichem Ton.)

Oh, Ach, Oh! wie ist das menschliche Geschlecht mit Uebeln behaftet, wie mancherlei sind die Plagen, die über den Menschen verhängt sind, mit verhängtem Zügel reitet man dem Tode entgegen; — ja, Alles ist Verhängniß einer höhern Hand, denn erhängt sich einer, so muß seine Hand den Strick höher hängen als seinen Kopf; ja, es ist ein verhenkertes Leben, und selbst die Gerechtigkeit verhängt sich, wenn sie einen Unschuldigen aufhängen läßt. So tröstet euch denn mit diesem allgemeinen Elend über euer Kopfweh.

Sarmiento. Kopfweh werde ich haben, wenn du lange fortfährst.

Ponce. Alles Wissen macht Kopfweh, und ihr wißt Alles, der Kopf muß euch brummen, wie ein Brummkreisel.

Sarmiento. Nimm dich in Acht, daß er dir nicht an die Schienbeine fährt.

Porporino. Anfahren könnt ihr einen wohl, aber ich bin kein Schienbein.

Sarmiento. Ja, dein Schienbein mag wohl nur ein Schienbein seyn, und deine Waden falsch. Aber du mußt besser haushalten, Junge; als ich dir die Ohrfeige gab, habe ich dir ja erst Beine gemacht.

Porporino. O weh, ihr wiederholt auch — ich bitte, sagt mir, ist das Wiederholen Herkommen bei euch, dann geht nur fort, ich will euch nicht wiederholen.

b. Ponce. Diener.

(S. 40.)

(Großer Saal in Aquilars Haus, rechts und links eine Thüre, und in der Mittelwand eine offenstehend, durch die man in eine dunkle

*) „Ponce de Leon. Ein Lustspiel von Clemens Brentano. Göttingen. H. Dietrich. 1804.“ 8.

Stube steht, in den Stuben rechts und links hört man Getümmel der Masken, welche sich versammeln. In der Mitte des Saals steht ein großes, zierliches Kohlenbecken — Ponce sitzt in seiner prächtigen Maske an dem Feuerkessel auf der Erde, neben einem Bedienten, sie braten sich Kastanien.)

Diener. Ihr stahlt mir schon wieder eine, Herr Ritter.

Ponce. Ei, du Kerl, ich sah so eben mit Freuden zu, wie sie verbrannte, weil du so geitzig bist.

Diener. Sie wird euch das Herz abbrennen, so heiß ihr sie stahlt. — Meint ihr vielleicht, ihr wäret freigebig, ich habe noch nichts davon gespürt.

Ponce. Danke Gott, denn gegen dich dürfte ich es nur mit Prügeln seyn, um nicht ein Verschwender aus Gutmüthigkeit zu werden.

Diener. Freinehmig seyd ihr, denn ihr stehlt mir die Kastanien vor dem Maule weg, ich habe an euch gleichsam einen vornehmen Vormund.

Ponce. Kerl, du sprichst gut, hier auf beiden Seiten brummt es wie im Fegfeuer, und dort ist der Himmel, er ist leer, wir sitzen in einer Art Vorhölle. — — —

c. Aquilar. Ponce. Diener.

(S. 70.)

Ponce (ergreift ein Glas, und spricht schläfrig, doch bestimmt, und mit ruhiger, launiger Wärme. — Diese Rede muß der Schauspieler gut verstehen wenn er sie nicht verderben will. Sie ist nicht Wortspiel, sie ist der Charakter des Ponce, der um wenige Punkte ein größeres Leben dreht, bis ihn die Liebe verwandelt. —)

O gern will ich des Schlafes Ehre trinken; doch lieber Mohn, als Wein, dann schlief die Ehre ein, und auf der Ehre Schlaf läßt sich gut trinken — und besser noch, wenn Ehr und Liebe bei einander schlafen, die eine will die andere nicht erwecken, und beide läßt die Sorge doch nicht schlafen. Die Ehre wacht über die Liebe, und die Liebe schläft über der Ehre ein. Aus Liebe wacht die Liebe wieder auf, und endlich macht die Ehre sich eine Ehre daraus, einzuschlafen, sie drückt ein Auge zu; — nun kann die Liebe recht erwachen, und nun ist es gefährlich, die Ehr' der Ehre steht auf dem Spiel — drum trink ich auf der Ehre Schlaf; der Schlaf wär' wahrlich nicht zu ehren, er wäre bloß zu schlafen, wenn die Ehre nicht in ihm einschliefe, daß die Liebe wachen könne. O Pfui! des Schlafes Schlaf — Heya popeya, Ehre. — Nun Wein her, Wein, daß Liebe recht erwache, — (er trinkt schnell) o süßer Schlaf der Ehre, wo Liebe wacht, — gute Nacht! (Er setzt sich wieder sinnend hin, wie vorher, die ganze Rede scheint er nur für sich allein gesagt zu haben.)

Sarmiento. Er zwingt uns beinahe, über seine Liebe und Ehre einzuschlafen.

Aquilar. Wahrlich, das war eine Gesundheit für einen Ueberwachten, dem das Schlafen gesund ist. He — Ponce!

Ponce. O süßer Schlaf der Ehre, wo Liebe wacht, gute Nacht.

Felix. Er geht mit Ehre und Liebe um, wie ein Nachtwandler, der umgeht.

Aquilar. Die Ehre und die Liebe sind ihm Dinge, die er über sein Leben hintanzen, kommen und verschwinden läßt, wie die Schiefersteine, welche die Knaben über's Wasser hintanzen lassen, man nennt diese Würfe Jungfernkinder.

(Der schlafende Diener schnarcht.)

Ponce, wache auf, deine Ehre schnarcht!

Ponce. Der Schnarchende ist wie ein Wecker an der Uhr, (er geht zu dem Bedienten, nimmt den Bogen der Geige) er schnarcht aus dem Fmoll Adagio, ich will ihn ins dur Allegro bringen.

Aquilar. Ich sah den Flegel nicht.

Ponce. Still, wer so der holden Musik im Arme liegt, den soll Musik erwecken. (Er geigt, sie lachen.)

(Schlaftrunken)

Bedienter. Laß mich, Camerad, — verdammter Kasten, die ganze Nacht ließt du auf dir herumgeigen, und nun mich nicht einmal bei dir ruhen.

Ponce. Er wird ungezogen, beleidigt das Ohr der Musik mit Zweideutigkeiten, sie ereifert sich. (Geigt lebhaft.)

Bedienter. (Aufspringend.) Unfreundliches Wesen, dummes Gefäß — (sieht seine Herren sich besinnend an, alle lachen, er läuft fort.) — — —

d. Valerio. Valeria. Alonso, ein Schulmeister.

(S. 230.)

Alonso. Seyd ihr der Hausmeister? Hier ist ein Brief an euch.

Valerio. (Liest.) Gut, ich mache euch mein Compliment, Herr Schulmeister. Es ist mir leid, daß ihr so frühen Auftrag erhieltet.

Alonso. Früh gesattelt und spät geritten, was man früh lernt, kömmt einen spät zu Statten.

Valerio. Nur nicht zu spät. Wieviel streitbare Männer habt ihr im Dorfe?

Alonso. Ach, die lassen sich zählen, besser als die Prügel, die sie von ihren streitsüchtigen Weibern kriegen mögen.

Valerio. Die Prügel mögen den Takt und die Taktik in sie schlagen, denn die Ordre im Briefe des gnädigen Herrn lautet: liest „Der Herr Schulmeister wird euch eine Anzahl Musikanten stellen, welche, eh' sie ihr freundliches Spiel anfangen, voll feindlichem Ernst zu seyn scheinen."

Alonso. Alles das zusammen wird Mühe kosten. Lasset uns erwägen, voll feindlichem Ernst — voll? nun das wäre zu haben, wenn ihr eine gute Portion Wein zum Besten gebt, feindlich? ja, auch so — volle Leute werden grob, und prügeln sich untereinander, leider, leider. Ernst? das ist nun der böse Punct, es wäre selbst nicht zu

hoffen, nein, es wäre schrecklich, wenn es einem Besoffenen Ernst wäre. Huy, das gebe der Lehre vom Guten und Bösen eine böse Wendung.

Valerio Nun, das wird sich Alles finden, wenn eure Musikanten nur gut spielen.

Alonso. Ich will sie euch zusammen zählen, ob sie gut zusammen zählen, oder zusammen spielen werden, muß der Himmel verfügen, denn es sind einige theoretische Genies unter ihnen, die Alles schlechter geigen, als die andern, aber dafür wieder Alles besser wissen; — in meinem Dorfe sind drei Lautenschläger, aber nur eine Laute.

Valeria. Wenn sie nur nicht alle drei auf der einen Laute schlagen wollen.

Alonso. Eher stünde zu erwarten, daß sie sich um die eine Laute schlügen.

Valerio. Hier im Schlosse sind zwei Lauten.

Alonso. So wäre geholfen, — dann habe ich einen Geiger, der etwas mager, und auf der E Saite nicht ganz capable ist.

Valerio. Gott gebe dann, daß er nicht verheirathet sey.

Alonso. Oder Gott nehme ihm seine Frau, dann habe ich einen Pfeifer, der von der Armee zurückblieb, weil er die schnellen Märsche nicht vertragen kann.

Valeria. Er wird wohl nur Leichenmärsche blasen können, der paßt nicht zur Hochzeit.

Valerio. Er hat wohl die Schwindsucht, weil er die schnellen Märsche nicht blasen konnte?

Alonso. O! er mußte leider so viel blasen, daß er keine Zeit zum Pfeifen behielt, er ist sehr dick, und da es zu schnell in den Krieg ging, bekam er unterwegs die Verschwindsucht, verirrte sich in ein Kornfeld, und fand den Weg nach Haus; bei der Armee glaubt man noch jetzt, er sey unterwegs geschmolzen, übrigens ist er ein pfiffiger Pfeifer

Valerio. Summa Summarum?

Alonso. Summa Summarum mit diesen fünfen, und mehreren aus der Gegend, welche aber nur Biskajische Tänze spielen können, wird ein Dutzend zusammen zu bringen seyn. — Gott gebe, daß sie zusammen bleiben.

Valeria. Zusammen pausiren werden sie vortrefflich.

Valerio. Diese schlechten Musikanten und guten Leute also werden sich unter eurer Anführung im Walde versammlen, wo sie sich wo möglich so still als möglich verhalten werden; ihr sollt einem jeden ein Seitengewehr verschaffen, ihre Instrumente werde ich von einem hier empfangen, und verwahren bis zur gehörigen Zeit, im Walde werdet ihr Essen und Trinken finden, damit der Hunger euer Stillschweigen nicht bricht, und ihr, Herr Alonso, steht vor die Nüchternheit.

Alonso. Ich werde so mäßig seyn, daß ich noch vor ihnen stehen kann, wenn sie noch so trunken wären. — — —

ausgenommen, welche den Reiz der Kräftigkeit unsrer bessern alten Chroniken, gehabt haben müssen, keinen ihrer Geschichtschreiber lesbar. Allerdings mögen auch die meisten sehr armselig und geistlos gewesen sein; doch waren selbst die treuherzigen und ehrwürdigen Alten eben für jene Zeit ungenießbar, da die Lesenden zu Rom ganz durch griechische Literatur erzogen, und in dieser nicht durch die Erhabenheit der classischen Werke gebildet waren, sondern durch den Glanz und Firniß einer ausgearteten, witzigen Literatur, welche damals unter den Griechen, mit denen sie als Lehrern und lebendigen Mustern umgingen, modisch war, den Sinn für Einfalt ganz verloren hatten. Wie die Dichter die Heroen, so hat der große einheimische Geschichtschreiber, dem Sallust voranging, Roms Thaten und seine Helden der Nacht entrissen. Es ist wohl keine gewagte Behauptung, daß die Römer erst durch Livius inne wurden, welche Geschichte sie hatten. Verschönert durch den Wunsch in den Zeiten der Vorfahren, ein noch nicht lange ganz erstorbenes ehernes Alter zu schauen, umgab jetzt, im Reiz der lieblichsten Rede, die Größe ihrer Thaten und Siege der herrlichste Schmuck republikanischer und bürgerlicher Tugenden; ein Ernst und eine Erhabenheit, welche die großen Männer Athens mit ihren unverhüllten menschlichen Fehlern und Schwächen eben so demüthigend übertraf, als die Besiegung ganzer Welttheile und furchtbarer Völker die leidenschaftlichen Kämpfe kleiner Republiken: denn der Perserkrieg galt den Römern bald für ein dreistes Mährchen. Das Mittelalter und das verjüngte Italien, denen die Anmuth griechischer Historiker verborgen war, bewunderten Roms Geschichte ausschließend: als ob das Schicksal jenen alten Helden Ersatz für die Gleichgültigkeit ihrer Nachkommen des Zeitalters geben wollte, welches sich zu fremder Cultur gewandt hatte. Es ist eine ungelehrte, aber eine desto einfältigere und ungeschminktere Verehrung, mit der die alten Italiäner des erwachenden Mittelalters die großen Namen Roms nennen; vielleicht waren sie ihnen um so näher, weil sie sich ohne Klügeln, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Sitten und der Zeiten, ihre großen Seelen in den Verhältnissen und fast in der Gestalt von Zeitgenossen und Landsleuten dachten, so wie sie in dem Kaiserthum ihrer Zeit eine unveränderte Fortsetzung des alten Reichs der Cäsaren sahen. Virgil war Danten ein Lombarde, wie noch spätere Maler den Römern ihrer Kunstwerke das Gewand ihrer Tage anlegten: das Volk ehrte Virgils Grab und Andenken als eines mächtigen und wohlthätigen Zauberers. Selbst Petrarca hegt noch, er wohl mit Absicht, die Täuschung einer nur durch die Zeit getrennten Einheit der Nationalität: er sieht in Stephan Colonna einen alten Patricier, wie in Rienzi einen Tribun des Volks. Erst im folgenden Jahrhundert schied das Alterthum aus der Vermischung mit der Gegenwart; und bei der ungeheuren Macht, womit damals sich alles entwickelte, erreichten Einzelne schnell die schärfste und lebendigste Anschauung der Eigenthümlichkeit altrömischer Zeiten, welche wir im Ganzen zu gewinnen hoffen dürfen, wie Vieles auch seitdem an das Licht gebracht ist, woran wir genauere Einsicht erwerben können. Aber

nach Sigonius verdankt die Geschichte des alten Roms den Philologen nur noch wenig: sie entwich ihren Händen, und ward das Eigenthum, in wenigen glücklichen Fällen, großer Staatsmänner; meistens aber gewöhnlicher Historiker.

Man darf es nicht verhehlen, daß sie in diesen beiden Jahrhunderten, anstatt an Bestimmtheit und Ausbildung zu gewinnen, vielmehr verloren hat. Jene italiänischen Philologen, in ihrem ganzen Wesen vom Geist des alten Roms belebt, schon durch den classischen Boden selbst begeistert und ahndungsvoller gestimmt, hatten das zertrümmerte Gebäude aus seinen Ruinen begriffen und den Schutt aufräumend, in ihrem Geiste hergestellt. Der Mangel an diesem Begriff schadete den Werken derer, welche über Roms Geschichte als Politiker schrieben, und so verdarb die Geschichte selbst. Macchiavelli's Discorsi, so voll Klugheit und scharfen Urtheilen, sind hiervon ein sprechendes Beispiel; indem er zwar immer höchst geistreich, aber sehr oft von Dingen redet, die gar nicht da gewesen sind. Ich nenne ihn hier, weil er, obgleich in der Mitte einer philologisch gelehrten Zeit lebend, ihrem Geist fremd geblieben war. Montesquieu, mit Ansprüchen auf historisch genaue Kenntnisse, und daher gefährlicher um irrige Meinungen zu begründen, ist voll von falschen Ansichten, und sehr häufig in seinen Erzählungen durchaus täuschend: ein Urtheil, welches ich nicht um seinen Ruhm zu schmälern gebe; denn es ist wohl der größte, daß der gerechte Leser ihn dennoch bewundern wird, wenn er auch hierüber die entscheidenste Ueberzeugung aus eigner Prüfung bekommen hat. Daß man die Alten nicht versteht, wenn man Gegenstände ihres täglichen Lebens, die uns mit ihnen gemein sind, nicht in der Gestalt sich anschaulich denkt, unter welcher diese ihren Augen gewöhnlich waren: daß wir durchaus irre gehen würden, wenn wir uns, wie es das Mittelalter that, und weil in ihm noch so viel unverändert erhalten war, mit geringer Täuschung thun konnte, ein römisches Haus, ein römisches Schiff, römische Landwirthschaft und Gewerbe, römische Kleidung oder das Innere des gewöhnlichen Lebens im alten Rom, unter der Anschauung denken wollten, welche bei uns den Gegenständen dieser Worte entspricht, muß jeder fühlen; aber der Paralogismus der Homonymie erstreckt sich viel weiter als auf körperliche Gestalten. Die römischen Begriffe, welche der Einrichtung des Staats und seiner Verwaltung zum Grunde liegen; Begriffe, die in den meisten Fällen den historischen Nachrichten vorausgesetzt, nur einzeln und äußerst selten für sich entwickelt werden: sind von den unsrigen nicht weniger verschieden, als der Römer Wohnung, Kleidung und Speise. Und wie die Morgenländer nichts schwerer fassen, als die Idee einer republikanischen Verfassung, wie die Indier sich die Compagnie nicht als eine Association von Eigenthümern, sondern durchaus nur als eine Fürstin denken können, so geht es auch selbst den scharfsinnigsten Neuern in der Geschichte des Alterthums nicht besser, wenn sie nicht durch kritisches und philologisches Studium sich von den angewöhnten Bestimmungen der Begriffe losgemacht haben. So sind die Verhältnisse der römischen Provinzen und ihrer Befehlshaber uns so ungewohnt,

Es ist zwölfe vorüber, erwiederte ich, verwundert über ihre Rede. Gott gebe ihr Trost und Ruhe die vier Stündlein, die sie noch hat, sagte die Alte und ward still, indem sie die Hände faltete. Ich konnte nicht sprechen, so erschütterten mich ihre Worte und ihr ganzes Wesen. Da sie aber ganz stille blieb und der Thaler des Offiziers noch in ihrer Schürze lag, sagte ich zu ihr: Mutter, steckt den Thaler zu Euch, Ihr könntet ihn verlieren.

Den wollen wir nicht weglegen, den wollen wir meiner Befreundeten schenken in ihrer letzten Noth! erwiederte sie; den ersten Thaler nehm' ich morgen wieder mit nach Haus, der gehört meinem Enkel, der soll ihn genießen. Ja seht, es ist immer ein herrlicher Junge gewesen, und hielt etwas auf seinen Leib und auf seine Seele! — ich habe gebetet den ganzen Weg, es ist nicht möglich, der liebe Herr läßt ihn gewiß nicht verderben. Unter allen Burschen war er immer der reinlichste und fleißigste in der Schule, aber auf die Ehre war er vor Allem ganz erstaunlich. Sein Lieutenant hat auch immer gesprochen: wenn meine Schwadron Ehre im Leibe hat, so sitzt sie bei dem Finkel im Quartier. Er war unter den Uhlanen. Als er zum ersten Mal aus Frankreich zurückkam, erzählte er allerlei schöne Geschichten, aber immer war von der Ehre dabei die Rede. Sein Vater und sein Stiefbruder waren bei dem Landsturm und kamen oft mit ihm wegen der Ehre in Streit, denn was er zu viel hatte, hatten sie nicht genug. Gott verzeih' mir meine schwere Sünde, ich will nicht schlecht von ihnen reden, Jeder hat sein Bündel zu tragen: aber meine selige Tochter, seine Mutter, hat sich zu Tode gearbeitet bei dem Faulpelz, sie konnte nicht erschwingen, seine Schulden zu tilgen. Der Uhlan erzählte von den Franzosen, und als der Vater und Stiefbruder sie ganz schlecht machen wollten, sagte der Uhlan; Vater, das versteht Ihr nicht, sie haben doch viel Ehre im Leibe! Da ward der Stiefbruder tückisch und sagte: wie kannst Du Deinem Vater so viel von der Ehre vorschwatzen? war er doch Unteroffizier im N...schen Regiment, und muß es besser als Du verstehen, der nur Gemeiner ist. Ja, sagte da der alte Finkel, der nun auch rebellisch ward, das war ich, und habe manchem vorlauten Burschen fünfundzwanzig aufgezählt; hätte ich nur Franzosen in der Compagnie gehabt, die sollten sie noch besser gefühlt haben, mit ihrer Ehre. Die Rede that dem Uhlanen gar weh und er sagte: ich will ein Stückchen von einem französischen Unteroffizier erzählen, das gefällt mir besser. Unterm vorigen König sollten auf einmal die Prügel bei der französischen Armee eingeführt werden. Der Befehl des Kriegsministers wurde zu Straßburg bei einer großen Parade bekannt gemacht, und die Truppen hörten in Reih und Glied die Bekanntmachung mit stillem Grimm an. Da aber noch am Schluß der Parade ein Gemeiner einen Excess machte, wurde ein Unteroffizier vorcommandirt, ihm zwölf Hiebe zu geben. Als er aber fertig war, nahm er das Gewehr des Mannes, den er geschlagen hatte, stellte es vor sich an die Erde und drückte mit dem Fuß los, daß ihm die Kugel durch den Kopf fuhr und er todt niedersank. Das wurde an den König berichtet, und der Befehl, Prügel zu

geben, ward gleich zurückgenommen; seht Vater, das war ein Kerl, der Ehre im Leibe hatte! — Ein Narr war es, sprach der Bruder, — freß deine Ehre, wenn du Hunger hast! brummte der Vater. Da nahm mein Enkel seinen Säbel und ging aus dem Haus und kam zu mir in mein Häuschen, und erzählte mir Alles und weinte die bittersten Thränen. Ich konnte ihm nicht helfen: die Geschichte, die er mir auch erzählte, konnte ich zwar nicht ganz verwerfen, aber ich sagte ihm doch immer zuletzt: Gib Gott allein die Ehre! Ich gab ihm noch den Segen, denn sein Urlaub war am andern Tage aus, und er wollte noch eine Meile umreiten nach dem Orte, wo ein Pathchen von mir auf dem Edelhofe diente, auf die er gar viel hielt, er wollte einmal mit ihr hausen; — sie werden auch wohl bald zusammenkommen, wenn Gott mein Gebet erhört. Er hat seinen Abschied schon genommen, mein Pathchen wird ihn heut erhalten, und die Aussteuer hab' ich auch schon beisammen, es soll auf der Hochzeit weiter Niemand seyn als ich. Da ward die Alte wieder still und schien zu beten.

Als der Wächter 1 Uhr anrief, sagte die Alte: nun habe ich noch zwei Stunden; ei, ist er noch da, warum geht er nicht schlafen, er wird morgen nicht arbeiten können, und mit seinem Meister Händel kriegen. Von welchem Handwerk ist er denn, mein guter Mensch?

Da wußte ich nicht recht, wie ich es ihr deutlich machen sollte, daß ich ein Schriftsteller sey; ich besann mich, was ich der Alten sagen sollte, welche, über mein Zögern verwundert mich anschaute und sprach:

Welch' ein Handwerk er treibt? frage ich, warum will er mir's nicht sagen, treibt er kein ehrlich Handwerk, so greif er's noch an, es hat einen goldnen Boden. Er ist doch nicht etwa gar ein Henker oder Spion, der mich ausholen will, meinethalben sey er, wer er will, sag' er's, wer er ist! Wenn er bei Tage so hier säße, würde ich glauben, er sey ein Lehnerich, so ein Tagedieb, der sich an die Häuser lehnt, damit er nicht umfällt vor Faulheit.

Da fiel mir ein Wort ein, das mir vielleicht eine Brücke zu ihrem Verständniß schlagen könnte: Liebe Mutter, sagte ich, ich bin ein Schreiber. Nun, sagte sie, das hätte er gleich sagen sollen, er ist also ein Mann von der Feder, dazu gehören feine Köpfe und schnelle Finger, und ein gutes Herz, sonst wird einem darauf geklopft. Ein Schreiber ist er? kann er mir dann wohl eine Bittschrift aufsetzen an den Herzog, die aber gewiß erhört wird, und nicht bei den vielen andern liegen bleibt?

Eine Bittschrift, liebe Mutter, sprach ich, kann ich Ihr wohl aufsetzen, und ich will mir alle Mühe geben, daß sie recht eindringlich abgefaßt seyn soll.

Nun, das ist brav von ihm, erwiederte sie, Gott lohne es Ihm, und lasse Ihn älter werden, als mich, und gebe Ihm auch in seinem Alter einen so ruhigen Muth und eine so schöne Nacht mit Rosen und Thalern, wie mir, und auch einen Freund, der ihm eine Bittschrift macht, wenn es Ihm Noth thut. Aber jetzt gehe er nach Haus, lieber Freund, und kaufe er einen Bogen Papier und schreibe er die Bittschrift; ich will hier auf Ihn warten, noch eine Stunde, dann gehe ich

zu meiner Pathe, er kann mitgehen, sie wird sich auch freuen an der Bittschrift. Sie hat gewiß ein gut Herz, aber Gottes Gerichte sind wunderbar.

Nach diesen Worten ward die Alte wieder still, senkte den Kopf und schien zu beten. Der Thaler lag noch auf ihrem Schoß. Sie weinte. Liebe Mutter, was fehlt Euch, was thut Euch so weh, Ihr weint, sprach ich.

Nun warum soll ich denn nicht weinen, ich weine auf den Thaler, ich weine auf die Bittschrift, auf Alles weine ich. Aber es hilft nichts, es ist doch Alles viel, viel besser auf Erden, als wir Menschen es verdienen, und gallenbittre Thränen sind noch viel zu süße. Sehe er nur einmal das goldne Kameel da drüben, an der Apotheke, wie doch Gott Alles so herrlich und wunderbar geschaffen hat, aber der Mensch erkennt es nicht, und ein solch' Kameel geht eher durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich. — Aber was sitzt er denn immer da, gehe er, den Bogen Papier zu kaufen und bringe er mir die Bittschrift.

Liebe Mutter, sagte ich, wie kann ich Euch die Bittschrift machen, wenn Ihr mir nicht sagt, was ich hineinschreiben soll.

Das muß ich Ihm sagen? erwiederte sie, dann ist es freilich keine Kunst, und wundere ich mich nicht mehr, daß er sich einen Schreiber zu nennen schämte, wenn man Ihm Alles sagen soll. Nun, ich will mein Mögliches thun. Setz' er in die Bittschrift, daß zwei Liebende bei einander ruhen sollen, und daß sie einen nicht auf die Anatomie bringen sollen, damit man seine Glieder beisammen hat, wenn es heißt: ihr Todten, ihr Todten sollt auferstehn, ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn. Da fing sie wieder bitterlich an zu weinen.

Ich ahnete ein schweres Leid müsse auf ihr lasten, aber sie fühle bei der Bürde ihrer Jahre nur in einzelnen Momenten sich schmerzlich gerührt. Sie weinte ohne zu klagen, ihre Worte waren immer gleich ruhig und kalt. Ich bat sie nochmals, mir die ganze Veranlassung zu ihrer Reise in die Stadt zu erzählen, und sie sprach:

Mein Enkel, der Uhlan, von dem ich ihm erzählte, hatte doch mein Pathchen sehr lieb, wie ich Ihm vorher sagte, und sprach der schönen Annerl, wie die Leute sie ihres glatten Spiegels wegen nannten, immer von der Ehre vor, und sagte ihr immer, sie solle auf ihre Ehre halten, und auch auf seine Ehre. Da kriegte denn das Mädchen etwas ganz Apartes in ihr Gesicht und in ihre Kleidung von der Ehre, sie war feiner und manierlicher, als alle andere Dirnen. Alles saß ihr knapper am Leibe, und wenn sie ein Bursche einmal ein wenig derb beim Tanze anfaßte oder sie etwa höher als der Steg der Baßgeige schwang, so konnte sie bitterlich darüber bei mir weinen, und sprach dabei immer: es sey wider ihre Ehre. Wäre das Kind nur nicht stets so hinter der Ehre her gewesen, und hätte sich lieber an unsern lieben Gott gehalten, hätte ihn nie von sich gelassen, in aller Noth, und hätte seinetwillen Schande und Verachtung ertragen, statt ihrer Menschenehre. Der Herr hätte sich gewiß erbarmt und wird es auch noch, ach, sie kommen gewiß zusammen, Gottes Wille geschehe!

Der Uhlan stand wieder in Frankreich, er hatte lange nicht geschrieben, und wir glaubten ihn fast todt und weinten oft um ihn. Er war aber im Hospital an einer schweren Blessur krank gelegen und als er wieder zu seinen Kameraden kam, und zum Unteroffizier ernannt wurde, fiel ihm ein, daß ihm vor zwei Jahren sein Stiefbruder so über's Maul gefahren: er sey nur Gemeiner und der Vater Korporal, und dann die Geschichte vom französischen Unteroffizier und wie er seinem Annerl von der Ehre so viel geredet, als er Abschied genommen. Da verlor er seine Ruhe und kriegte das Heimweh und sagte zu seinem Rittmeister, der ihn um sein Leid fragte: ach, Herr Rittmeister, es ist, als ob es mich mit den Zähnen nach Hause zöge. Da ließen sie ihn heimreiten mit seinem Pferd, denn alle seine Offiziere trauten ihm. Er kriegte auf drei Monate Urlaub und sollte mit der Remonte wieder zurückkommen. Er eilte so sehr er konnte, ohne seinem Pferde wehe zu thun, welches er besser pflegte, als jemals weil es ihm war anvertraut worden. An einem Tage trieb es ihn ganz entsetzlich nach Hause zu eilen, es war der Tag vor dem Sterbetage seiner Mutter, und es war ihm immer, als laufe sie vor seinem Pferde her, und riefe: Kasper, thue mir eine Ehre an! Ach, ich saß an diesem Tage auf ihrem Grabe ganz allein, und dachte auch, wenn Kasper doch bei mir wäre, ich hatte Blümlein Vergiß nicht mein in einen Kranz gebunden und an das eingesunkene Kreuz gehängt, und maß mir den Platz umher aus, und dachte, hier will ich liegen, und da soll Kasper liegen, wenn ihm Gott sein Grab in der Heimath schenkt, daß wir fein beisammen sind, wenn's heißt: Ihr Todten, ihr Todten sollt auferstehn, ihr sollt zum jüngsten Gerichte gehn! Aber Kasper kam nicht, ich wußte auch nicht, daß er so nahe war und wohl hätte kommen können. Es trieb ihn auch gar sehr zu eilen, denn er hatte wohl oft an diesen Tag in Frankreich gedacht, und hatte einen kleinen Kranz von schönen Goldblumen von daher mitgebracht, um das Grab seiner Mutter zu schmücken, und auch einen kleinen Kranz für Annerl, den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentage bewahren. —

Hier ward die Alte still und schüttelte mit dem Kopf; als ich aber die letzten Worte wiederholte: den sollte sie sich bis zu ihrem Ehrentage bewahren, — fuhr sie fort: wer weiß, ob ich es nicht erflehen kann, ach, wenn ich den Herzog nur wecken dürfte! — Wozu, fragte ich, welch' Anliegen habt ihr denn, Mutter? Da sagte sie ernst: O, was läge am ganzen Leben, wenn's kein Ende nähme, was läge am Leben, wenn es nicht ewig wäre! und fuhr dann in in ihrer Erzählung fort.

Kaspar wäre noch recht gut zu Mittag in unserm Dorfe angekommen, aber Morgens hatte ihm sein Wirth im Stalle gezeigt, daß sein Pferd gedrückt sey, und dabei gesagt: mein Freund, das macht dem Reiter keine Ehre. Das Wort hatte Kaspar tief empfunden, er legte deßwegen den Sattel hohl und leicht auf, that alles, ihm die Wunde zu heilen, und setzte seine Reise, das Pferd am Zügel führend, zu Fuße fort. So kam er am späten Abend bis an eine Mühle, eine Meile von unserm Dorf, und weil er den Müller als einen alten Freund seines Vaters

kannte, sprach er bei ihm ein, und wurde wie ein recht lieber Gast aus der Fremde empfangen. Kaspar zog sein Pferd in den Stall, legte den Sattel und sein Felleisen in einen Winkel, und ging nun zu dem Müller in die Stube. Da fragte er dann nach den Seinigen, und hörte, daß ich alte Großmutter noch lebe, und daß sein Vater und Stiefbruder gesund seyen, und daß es recht gut mit ihnen gehe; sie wären erst gestern mit Getreide auf der Mühle gewesen, sein Vater habe sich auf den Roß- und Ochsenhandel gelegt und gedeihe dabei recht gut, auch halte er jetzt etwas auf seine Ehre, und gehe nicht mehr so zerrissen umher. Darüber war der gute Kasper nun herzlich froh, und da er nach der schönen Annerl fragte, sagte ihm der Müller: er kenne sie nicht, aber wenn es die sey, die auf dem Rosenhof gedient habe, die hätte sich, wie er gehört, in der Hauptstadt vermiethet, weil sie da eher etwas lernen könne und mehr Ehre dabei sey; so habe er vor einem Jahre von dem Knecht auf dem Rosenhof gehört. Das freute den Kaspar auch; wenn es ihm gleich leid that, daß er sie nicht gleich sehen sollte, so hoffte er sie doch in der Hauptstadt bald recht fein und schmuck zu finden, daß es ihm, als einem Unteroffizier, auch eine rechte Ehre sey, mit Ihr am Sonntag spazieren zu gehen. Nun erzählte er dem Müller noch mancherlei aus Frankreich, sie aßen und tranken mit einander, er half ihm Korn aufschütten, und dann brachte ihn der Müller in die Oberstube zu Bett, und legte sich selbst unten auf einigen Säcken zur Ruhe. Das Geklapper der Mühle und die Sehnsucht nach der Heimath ließen den guten Kasper, wenn er gleich sehr müde war, nicht fest einschlafen. Er war sehr unruhig und dachte an seine selige Mutter und an das schöne Annerl, und an die Ehre, die ihm bevorstehe, wenn er als Unteroffizier vor die Seinigen treten würde. So entschlummerte er endlich leis' und wurde von ängstlichen Träumen oft aufgeschreckt; es war ihm mehrmals, als trete seine selige Mutter zu ihm und bäte ihn händeringend um Hülfe, dann war es ihm, als sey er gestorben und würde begraben, gehe aber selbst zu Fuße als Todter mit zu Grabe, und schön Annerl gehe ihm zur Seite; er weine heftig, daß ihn seine Kammeraden nicht begleiteten, und da er auf den Kirchhof komme, sey sein Grab neben dem seiner Mutter; und Annerls Grab sey auch dabei, und er gebe Annerl das Kränzlein, das er ihr mitgebracht und hänge das der Mutter an ihr Grab, und dann habe er sich umgeschaut und Niemand mehr gesehen als mich, und die Annerl, die habe einer an der Schürze ins Grab gerissen, und er sey dann auch ins Grab gestiegen, und habe gesagt: Ist denn Niemand hier, der mir die letzte Ehre anthut, und mir ins Grab schießen will als einem braven Soldaten, und da habe er sein Pistol gezogen und sich selbst ins Grab geschossen. Ueber dem Schuß wache er mit großem Schrecken auf, denn es war ihm als klirrten die Fenster davon, er sah um sich in der Stube, da hörte er noch einen Schuß fallen, und hörte Getöse in der Mühle und Geschrei durch das Geklapper. Er sprang aus dem Bett, und griff nach seinem Säbel, in dem Augenblick ging seine Thüre auf, und er sah beim Vollmondschein zwei Männer mit

berußten Gesichtern mit Knitteln auf sich zustürzen, aber er setzte sich zur Wehre, und hieb dem Einen über den Arm, und so entflohen Beide, indem sie die Thüre, welche nach außen aufging und einen Riegel draußen hatte, hinter sich verriegelten. Kasper versuchte umsonst, ihnen nachzukommen endlich gelang es ihm, eine Tafel in der Thüre einzutreten. Er eilte durch das Loch die Treppe hinunter, und hörte das Wehgeschrei des Müllers, den er geknebelt zwischen den Kornsäcken liegend fand. Kaspar band ihn los, und eilte dann gleich in den Stall, nach seinem Pferde und Felleisen, aber beides war geraubt. Mit großem Jammer eilte er in die Mühle zurück und klagte dem Müller sein Unglück, daß ihm all sein Hab, und Gut, und das ihm anvertraute Pferd gestohlen sey, über welches letztere er sich gar nicht zufrieden geben konnte. Der Müller aber stand mit einem vollen Geldsack vor ihm, er hatte ihn von der Oberstube aus dem Schranke geholt und sagte zu dem Uhlan: Lieber Kasper, sey er zufrieden, ich verdanke ihm die Rettung meines Vermögens, auf diesen Sack, der oben in seiner Stube lag, hatten es die Räuber gemünzt, und seiner Vertheidigung verdanke ich alles, mir ist nichts gestohlen; die sein Pferd und sein Felleisen im Stall fanden, müssen ausgestellte Diebeswachen gewesen seyn, sie zeigten durch die Schüsse an, daß Gefahr da sey, weil sie wahrscheinlich am Sattelzeug erkannten, daß ein Kavallerist im Hause herberge. Nun soll er meinethalben keine Noth haben, ich will mir alle Mühe geben und kein Geld sparen, ihm seinen Gaul wieder zu finden, und finde ich ihn nicht, so will ich ihm einen kaufen, so theuer er seyn mag. Kasper sagte: geschenkt nehme ich nichts, das ist gegen meine Ehre, aber wenn er mir in Nothfall siebzig Thaler vorschießen will, so kriegt er meine Verschreibung, ich schaffe sie in zwei Jahren wieder. Hierüber wurden sie einig, und der Uhlan trennte sich von ihm, um nach seinem Dorfe zu eilen, wo auch ein Gerichtshalter der umliegenden Edelleute wohnt, bei dem er die Sache berichten wollte. Der Müller blieb zurück, um seine Frau und seinen Sohn zu erwarten, welche auf einem Dorfe in der Nähe bei einer Hochzeit waren. Dann wollte er dem Uhlanen nachkommen, und die Anzeige vor Gericht auch machen.

Er kann sich denken, lieber Herr Schreiber, mit welcher Betrübniß der arme Kasper den Weg nach unserm Dorfe eilte, zu Fuß und arm, wo er hatte stolz einreiten wollen; ein und funfzig Thaler, die er erbeutet hatte, sein Patent als Unteroffizier, sein Urlaub, und die Kränze auf seiner Mutter Grab und für die schöne Annerl waren ihm gestohlen. Es war ihm ganz verzweifelt zu Muthe, und so kam er um ein Uhr in der Nacht in seiner Heimath an, und pochte gleich an der Thüre des Gerichtshalters, dessen Haus das erste vor dem Dorf ist. Er ward eingelassen und machte seine Anzeige und gab alles an, was ihm geraubt worden war. Der Gerichtshalter trug ihm auf, er solle gleich zu seinem Vater gehen, welches der einzige Bauer im Dorfe sey, der Pferde habe, und solle mit diesem und seinem Bruder in der Gegend herum patrouilliren, ob er vielleicht den Räubern auf die Spur komme, indessen wolle

er andre Leute zu Fuß aussenden, und den Müller, wenn er komme, um die weiteren Umstände vernehmen. Kasper ging nun von dem Gerichtshalter weg, nach dem väterlichen Hause; da er aber an meiner Hütte vorüber mußte, und durch das Fenster hörte, daß ich ein geistliches Lied sang, wie ich denn vor Gedanken an seine selige Mutter nicht schlafen konnte, so pochte er an und sagte: Gelobt sey Jesus Christus! liebe Großmutter, Kasper ist hier. Ach! wie fuhren mir die Worte durch Mark und Bein, ich stürzte an das Fenster, öffnete es und küßte und drückte ihn mit unendlichen Thränen. Er erzählte mir sein Unglück mit großer Eile und sagte, welchen Auftrag er an seinen Vater vom Gerichtshalter habe, er müsse drum jetzt gleich hin, um den Dieben nachzusetzen, denn seine Ehre hänge davon ab, daß er sein Pferd wieder erhalte.

Ich weiß nicht, aber das Wort Ehre fuhr mir recht durch alle Glieder, denn ich wußte schwere Gerichte, die ihm bevorstanden. Thue deine Pflicht, und gib Gott allein die Ehre, sagte ich; und er eilte von mir nach Finkels Hof, der am andern Ende des Dorfs liegt. Ich sank, als er fort war, auf die Kniee, und betete zu Gott, er möge ihn doch in seinen Schutz nehmen, ach, ich betete mit einer Angst wie niemals, und mußte dabei immer sagen: Herr, dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden.

Der Kasper lief zu seinem Vater mit einer entsetzlichen Angst. Er stieg hinten über den Gartenzaun, er hörte die Plumpe gehen, er hörte im Stall wiehern, das fuhr ihm durch die Seele; er stand still, er sah im Mondschein, daß zwei Männer sich wuschen, es wollte ihm das Herz brechen; der Eine sprach: das verfluchte Zeug geht nicht herunter, da sagte der Andre: komm' erst in den Stall, dem Gaul den Schwanz abzuschlagen und die Mähnen zu verschneiden. Hast du das Felleisen auch tief genug unterm Mist begraben? Ja, sagte der Andre. Da gingen sie nach dem Stall, und Kasper, vor Jammer wie ein Rasender, sprang hervor und schloß die Stallthüre hinter ihnen und schrie: Im Namen des Herzogs! ergebt euch, wer sich widersetzt, den schieße ich nieder! Ach, da hatte er seinen Vater und seinen Stiefbruder als die Räuber seines Pferdes gefangen. Meine Ehre, meine Ehre ist verloren! schrie er, ich bin der Sohn eines ehrlosen Diebes. Als die Beiden im Stall diese Worte hörten, ist ihnen bös zu Muthe geworden, sie schrien: Kasper, lieber Kasper, um Gotteswillen, bring uns nicht ins Elend, Kasper, du sollst ja alles wieder haben, um deiner seligen Mutter willen, deren Sterbetag heute ist, erbarme dich deines Vaters und Bruders. Kasper aber war wie verzweifelt, er schrie nur immer: meine Ehre, meine Pflicht, und da sie nun mit Gewalt die Thüre erbrechen wollten und ein Fach in der Lehmwand einstoßen, um zu entkommen; schoß er ein Pistol in die Luft, und schrie: Hülfe, Hülfe, Diebe, Hülfe! Die Bauern, von dem Gerichtshalter erweckt, welche schon herannahten, um sich über die verschiedenen Wege zu bereden, auf denen sie die Einbrecher in die Mühle verfolgen wollten, stürzten auf den Schuß und das Geschrei ins Haus. Der alte Finkel

flehte immer noch, der Sohn solle ihm die Thüre öffnen, der aber sagte: ich bin ein Soldat und muß der Gerechtigkeit dienen. Da traten der Gerichtshalter und die Bauern heran. Kasper sagte: um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Gerichtshalter, mein Vater, mein Bruder sind selbst die Diebe, o daß ich nie geboren wäre! Hier im Stalle habe ich sie gefangen, mein Felleisen liegt im Miste vergraben. Da sprangen die Bauern in den Stall und banden den alten Finkel und seinen Sohn, und schleppten sie in ihre Stube. Kaspar aber grub das Felleisen hervor und nahm die zwei Kränze heraus, und ging nicht in die Stube, er ging nach dem Kirchhof an das Grab seiner Mutter. Der Tag war angebrochen; ich war auf der Wiese gewesen, und hatte für mich und für Kasper zwei Kränze von Blümlein Vergiß nicht mein geflochten, ich dachte: er soll mit mir das Grab seiner Mutter schmücken, wenn er von seinem Ritt zurückkommt. Da hörte ich allerlei ungewohnten Lärm im Dorf, und weil ich das Getümmel nicht mag, und am liebsten alleine bin, so ging ich ums Dorf herum nach dem Kirchhof. Da fiel ein Schuß, ich sah den Dampf in die Höhe steigen, und eilte auf den Kirchhof. O, du lieber Heiland! erbarme dich sein. Kasper lag todt auf dem Grabe seiner Mutter, er hatte sich die Kugel durch das Herz geschossen, auf welches er sich das Kränzlein, das er für schön Annerl mitgebracht, am Kopfe befestigt hatte; durch diesen Kranz hatte er sich ins Herz geschossen. Den Kranz für die Mutter hatte er schon an das Kreuz befestigt. Ich meinte die Erde thäte sich unter mir auf bei dem Anblick, ich stürzte über ihn hin und schrie immer: Kasper, o du unglückseliger Mensch, was hast du gethan? ach, wer hat dir denn dein Elend erzählt, o warum habe ich dich von mir gelassen, ehe ich dir alles gesagt; Gott, was wird dein armer Vater, dein Bruder sagen, wenn sie dich so finden! Ich wußte nicht, daß er sich wegen diesen das Leid angethan, ich glaubte es habe eine ganz andere Ursache. Da kam es noch ärger; der Gerichtshalter und die Bauern brachten den alten Finkel und seinen Sohn mit Stricken gebunden, der Jammer erstickte mir die Stimme in der Kehle, ich konnte kein Wort sprechen. Der Gerichtshalter fragte mich, ob ich meinen Enkel nicht gesehen? ich zeigte hin, wo er lag, er trat zu ihm, er glaubte, er weine auf dem Grabe, er schüttelte ihn, da sah er das Blut niederstürzen. Jesus Marie! rief er aus, der Kasper hat Hand an sich gelegt. Da sahen die beiden Gefangenen sich schrecklich an; man nahm den Leib des Kaspers und trug ihn neben ihnen her nach dem Hause des Gerichtshalters, es war ein Wehgeschrei im ganzen Dorfe, die Bauernweiber führten mich nach. Ach, das war wohl der schrecklichste Weg in meinem Leben!

Da ward die Alte wieder still und ich sagte zu ihr: Liebe Mutter, Euer Leid ist entsetzlich, aber Gott hat Euch auch recht lieb; die er am härtesten schlägt, sind seine liebsten Kinder. Sagt mir nun, liebe Mutter, was Euch bewogen hat, den weiten Weg hierher zu gehen, und um was Ihr die Bittschrift einreichen wollt?

Ei, das kann er sich doch wohl denken, fuhr sie ganz ruhig fort, um ein ehrliches Grab für Kasper und die schöne Annerl, der ich das

Kränzlein zu ihren Ehrentag mitbringe, es ist ganz mit Kaspers Blut unterlaufen, seh' er einmal.

Da zog sie einen kleinen Kranz von Flittergold aus ihrem Bündel und zeigte ihn mir; ich konnte bei dem anbrechenden Tage sehen, daß er vom Pulver geschwärzt und mit Blut besprengt war. Ich war ganz zerrissen von dem Unglück der guten Alten, und die Größe und Festigkeit, womit sie es trug, erfüllte mich mit Verehrung. Ach, liebe Mutter, sagte ich: wie werdet Ihr der armen Annerl aber ihr Elend beibringen, daß sie nicht gleich vor Schrecken todt niedersinkt, und was ist denn das für ein Ehrentag, zu welchem Ihr dem Annerl den traurigen Kranz bringet?

Lieber Mensch, sprach sie, komme er nur mit, er kann mich zu ihr begleiten, ich kann doch nicht geschwind fort, so werden wir sie gerade zu rechter Zeit noch finden. Ich will Ihm unterwegs noch Alles erzählen.

Nun stand sie auf, und betete ihren Morgensegen ganz ruhig, und brachte ihre Kleider in Ordnung, und ihren Bündel hängte sie dann an meinen Arm; es war zwei Uhr des Morgens, der Tag graute und wir wandelten durch die stillen Gassen.

Seh er, erzählte die Alte fort, als der Finkel und sein Sohn eingesperrt waren, mußte ich zum Gerichtshalter auf die Gerichtsstube; der todte Kasper wurde auf einen Tisch gelegt und mit seinem Uhlanenmantel bedeckt herein getragen, und nun mußte ich Alles dem Gerichtshalter sagen, was ich von ihm wußte und was er mir heute Morgen durch das Fenster gesagt hatte. Das schrieb er Alles auf sein Papier nieder, das vor ihm lag; dann sah er die Schreibtafel durch, die sie bei Kasper gefunden; da standen mancherlei Rechnungen drin, einige Geschichten von der Ehre und auch die von dem französischen Unteroffizier, und hinter ihr war mit Bleistift etwas geschrieben. Da gab mir die Alte die Brieftasche, und ich las folgende letzte Worte des unglücklichen Kasper: Auch ich kann meine Schande nicht überleben; mein Vater und mein Bruder sind Diebe, sie haben mich selbst bestohlen; mein Herz brach mir, aber ich mußte sie gefangen nehmen und den Gerichten übergeben, denn ich bin ein Soldat meines Fürsten, und meine Ehre erlaubt mir keine Schonung. Ich habe meinen Vater und Bruder der Rache übergeben um der Ehre willen; ach! bitte doch Jedermann für mich, daß man mir hier, wo ich gefallen bin, ein ehrliches Grab neben meiner Mutter vergönne. Das Kränzlein, durch welches ich mich erschossen, soll die Großmutter der schönen Annerl schicken und sie von mir grüßen, ach! sie thut mir leid durch Mark und Bein, aber sie soll doch den Sohn eines Diebes nicht heirathen, denn sie hat immer viel auf Ehre gehalten. Liebe schöne Annerl, mögest du nicht so sehr erschrecken über mich, gib dich zufrieden, und wenn du mir jemals ein wenig gut warst, so rede nicht schlecht von mir. Ich kann ja nichts für meine Schande! Ich hatte mir so viele Mühe gegeben, in Ehren zu bleiben mein Lebenlang, ich war schon Unteroffizier und hatte den besten Ruf bei der Schwadron, ich wäre gewiß noch einmal

Offizier geworden, und Annerl, dich hätte ich doch nicht verlassen, und hätte keine Vornehmere gefreit — aber der Sohn eines Diebes, der seinen Vater aus Ehre selbst fangen und richten lassen muß, kann seine Schande nicht überleben. Annerl, liebes Annerl, nimm doch ja das Kränzlein, ich bin dir immer treu gewesen, so Gott mir gnädig sey! Ich gebe dir nun deine Freiheit wieder, aber thue mir die Ehre, und heirathe nie Einen, der schlechter wäre, als ich; und wenn du kannst, so bitte für mich: daß ich ein ehrliches Grab neben meiner Mutter erhalte, und wenn du hier in unserm Orte sterben solltest, so lasse dich auch bei uns begraben; die gute Großmutter wird auch zu uns kommen, da sind wir Alle beisammen. Ich habe funfzig Thaler in meinem Felleisen, die sollen auf Interessen gelegt werden für dein erstes Kind. Meine silberne Uhr soll der Herr Pfarrer haben, wenn ich ehrlich begraben werde. Mein Pferd, die Uniform und Waffen gehören dem Herzog, diese meine Brieftasche gehört dein. Adieus, herztausender Schatz, Adieus, liebe Großmutter, betet für mich und lebt Alle wohl — Gott erbarme sich meiner — ach, meine Verzweiflung ist groß!

Ich konnte diese letzten Worte eines gewiß edeln unglücklichen Menschen nicht ohne bittere Thränen lesen. — Der Kasper muß ein gar guter Mensch gewesen seyn, liebe Mutter, sagte ich zu der Alten, welche nach diesen Worten stehen blieb und meine Hand drückte und mit tief bewegter Stimme sagte: Ja, es war der beste Mensch auf der Welt. Aber die letzten Worte von der Verzweiflung hätte er nicht schreiben sollen, die bringen ihn um sein ehrliches Grab, die bringen ihn auf die Anatomie. Ach, lieber Schreiber, wenn er hierin nur helfen könnte.

Wie so, liebe Mutter? fragte ich, was können diese letzten Worte dazu beitragen. Ja gewiß, erwiederte sie, der Gerichtshalter hat es mir selbst gesagt. Es ist ein Befehl an alle Gerichte ergangen, daß nur die Selbstmörder aus Melancholie ehrlich sollen begraben werden, alle aber, die aus Verzweiflung Hand an sich gelegt, sollen auf die Anatomie, und der Gerichtshalter hat mir gesagt, daß er den Kasper, weil er selbst seine Verzweiflung eingestanden, auf die Anatomie schicken müsse.

Seyd nur getröstet, liebe Mutter, sagte ich, unser Herzog ist ein so guter Herr, wenn er die ganze Sache hört, wird er dem armen Kaspar gewiß sein Plätzchen neben der Mutter vergönnen.

Das gebe Gott! erwiederte die Alte; sehe er nun, lieber Mensch, als der Gerichtshalter alles zu Papier gebracht hatte, gab er mir die Brieftasche und den Kranz für die schöne Annerl, und so bin ich denn gestern hierher gelaufen, damit ich ihr an ihrem Ehrentag den Trost noch mit auf den Weg geben kann. — Der Kasper ist zu rechter Zeit gestorben, hätte er Alles gewußt, er wäre närrisch geworden vor Betrübniß.

Was ist denn nun mit der schönen Annerl? fragte ich die Alte, bald sagt Ihr: sie habe nur noch wenige Stunden, bald sprecht Ihr von ihrem Ehrentag, und sie werde Trost gewinnen durch Eure traurige Nachricht; sagt mir doch Alles heraus, will sie Hochzeit halten mit einem Andern, ist sie todt, krank? Ich muß Alles wissen, damit ich es in die Bittschrift setzen kann.

Kränzlein zu ihren Ehrentag mitbringe, es ist ganz mit Kaspers Blut unterlaufen, seh' er einmal.

Da zog sie einen kleinen Kranz von Flittergold aus ihrem Bündel und zeigte ihn mir; ich konnte bei dem anbrechenden Tage sehen, daß er vom Pulver geschwärzt und mit Blut besprengt war. Ich war ganz zerrissen von dem Unglück der guten Alten, und die Größe und Festigkeit, womit sie es trug, erfüllte mich mit Verehrung. Ach, liebe Mutter, sagte ich: wie werdet Ihr der armen Annerl aber ihr Elend beibringen, daß sie nicht gleich vor Schrecken todt niedersinkt, und was ist denn das für ein Ehrentag, zu welchem Ihr dem Annerl den traurigen Kranz bringet?

Lieber Mensch, sprach sie, komme er nur mit, er kann mich zu ihr begleiten, ich kann doch nicht geschwind fort, so werden wir sie gerade zu rechter Zeit noch finden. Ich will Ihm unterwegs noch Alles erzählen.

Nun stand sie auf, und betete ihren Morgensegen ganz ruhig, und brachte ihre Kleider in Ordnung, und ihren Bündel hängte sie dann an meinen Arm; es war zwei Uhr des Morgens, der Tag graute und wir wandelten durch die stillen Gassen.

Seh er, erzählte die Alte fort, als der Finkel und sein Sohn eingesperrt waren, mußte ich zum Gerichtshalter auf die Gerichtsstube; der todte Kasper wurde auf einen Tisch gelegt und mit seinem Uhlanenmantel bedeckt herein getragen, und nun mußte ich Alles dem Gerichtshalter sagen, was ich von ihm wußte und was er mir heute Morgen durch das Fenster gesagt hatte. Das schrieb er Alles auf sein Papier nieder, das vor ihm lag; dann sah er die Schreibtafel durch, die sie bei Kasper gefunden; da standen mancherlei Rechnungen drin, einige Geschichten von der Ehre und auch die von dem französischen Unteroffizier, und hinter ihr war mit Bleistift etwas geschrieben. Da gab mir die Alte die Brieftasche, und ich las folgende letzte Worte des unglücklichen Kasper: Auch ich kann meine Schande nicht überleben; mein Vater und mein Bruder sind Diebe, sie haben mich selbst bestohlen; mein Herz brach mir, aber ich mußte sie gefangen nehmen und den Gerichten übergeben, denn ich bin ein Soldat meines Fürsten, und meine Ehre erlaubt mir keine Schonung. Ich habe meinen Vater und Bruder der Rache übergeben um der Ehre willen; ach! bitte doch Jedermann für mich, daß man mir hier, wo ich gefallen bin, ein ehrliches Grab neben meiner Mutter vergönne. Das Kränzlein, durch welches ich mich erschossen, soll die Großmutter der schönen Annerl schicken und sie von mir grüßen, ach! sie thut mir leid durch Mark und Bein, aber sie soll doch den Sohn eines Diebes nicht heirathen, denn sie hat immer viel auf Ehre gehalten. Liebe schöne Annerl, mögest du nicht so sehr erschrecken über mich, gib dich zufrieden, und wenn du mir jemals ein wenig gut warst, so rede nicht schlecht von mir. Ich kann ja nichts für meine Schande! Ich hatte mir so viele Mühe gegeben, in Ehren zu bleiben mein Lebenlang, ich war schon Unteroffizier und hatte den besten Ruf bei der Schwadron, ich wäre gewiß noch einmal

Offizier geworden, und Annerl, dich hätte ich doch nicht verlassen, und hätte keine Vornehmere gefreit — aber der Sohn eines Diebes, der seinen Vater aus Ehre selbst fangen und richten lassen muß, kann seine Schande nicht überleben. Annerl, liebes Annerl, nimm doch ja das Kränzlein, ich bin dir immer treu gewesen, so Gott mir gnädig sey! Ich gebe dir nun deine Freiheit wieder, aber thue mir die Ehre, und heirathe nie Einen, der schlechter wäre, als ich; und wenn du kannst, so bitte für mich: daß ich ein ehrliches Grab neben meiner Mutter erhalte, und wenn du hier in unserm Orte sterben solltest, so lasse dich auch bei uns begraben; die gute Großmutter wird auch zu uns kommen, da sind wir Alle beisammen. Ich habe funfzig Thaler in meinem Felleisen, die sollen auf Interessen gelegt werden für dein erstes Kind. Meine silberne Uhr soll der Herr Pfarrer haben, wenn ich ehrlich begraben werde. Mein Pferd, die Uniform und Waffen gehören dem Herzog, diese meine Brieftasche gehört dein. Adieus, herztausender Schatz, Adieus, liebe Großmutter, betet für mich und lebt Alle wohl — Gott erbarme sich meiner — ach, meine Verzweiflung ist groß!

Ich konnte diese letzten Worte eines gewiß edeln unglücklichen Menschen nicht ohne bittere Thränen lesen. — Der Kasper muß ein gar guter Mensch gewesen seyn, liebe Mutter, sagte ich zu der Alten, welche nach diesen Worten stehen blieb und meine Hand drückte und mit tief bewegter Stimme sagte: Ja, es war der beste Mensch auf der Welt. Aber die letzten Worte von der Verzweiflung hätte er nicht schreiben sollen, die bringen ihn um sein ehrliches Grab, die bringen ihn auf die Anatomie. Ach, lieber Schreiber, wenn er hierin nur helfen könnte.

Wie so, liebe Mutter? fragte ich, was können diese letzten Worte dazu beitragen. Ja gewiß, erwiederte sie, der Gerichtshalter hat es mir selbst gesagt. Es ist ein Befehl an alle Gerichte ergangen, daß nur die Selbstmörder aus Melancholie ehrlich sollen begraben werden, alle aber, die aus Verzweiflung Hand an sich gelegt, sollen auf die Anatomie, und der Gerichtshalter hat mir gesagt, daß er den Kasper, weil er selbst seine Verzweiflung eingestanden, auf die Anatomie schicken müsse.

Seyd nur getröstet, liebe Mutter, sagte ich, unser Herzog ist ein so guter Herr, wenn er die ganze Sache hört, wird er dem armen Kaspar gewiß sein Plätzchen neben der Mutter vergönnen.

Das gebe Gott! erwiederte die Alte; sehe er nun, lieber Mensch, als der Gerichtshalter alles zu Papier gebracht hatte, gab er mir die Brieftasche und den Kranz für die schöne Annerl, und so bin ich denn gestern hierher gelaufen, damit ich ihr an ihrem Ehrentag den Trost noch mit auf den Weg geben kann. — Der Kasper ist zu rechter Zeit gestorben, hätte er Alles gewußt, er wäre närrisch geworden vor Betrübniß.

Was ist denn nun mit der schönen Annerl? fragte ich die Alte, bald sagt Ihr: sie habe nur noch wenige Stunden, bald sprecht Ihr von ihrem Ehrentag, und sie werde Trost gewinnen durch Eure traurige Nachricht; sagt mir doch Alles heraus, will sie Hochzeit halten mit einem Andern, ist sie todt, krank? Ich muß Alles wissen, damit ich es in die Bittschrift setzen kann.

dort, er soll mir den Herzog wecken, ich will vor sein Bett knien, und ihn um Pardon für Annerl bitten.

Pardon? sagte die alte kalt; hör' er, lieber Freund, Gerechtigkeit ist besser als Pardon, was hilft aller Pardon auf Erden, wir müssen doch alle vor das Gericht:

Ihr Todten, ihr Todten sollt auferstehn,
Ihr sollt vor das jüngste Gerichte gehn.

Seht, sie will keinen Pardon, man hat ihr ihn angeboten, wenn sie den Vater des Kindes nennen wolle, aber das Annerl hat gesagt: Ich habe sein Kind ermordet und will sterben, und ihn nicht unglücklich machen; ich muß meine Strafe leiden, daß ich zu meinem Kinde komme, aber ihn kann es verderben, wenn ich ihn nenne. Darüber wurde ihr das Schwert zuerkannt. Gehe er zum Herzog, und bitte er für Kasper und Annerl um ein ehrlich Grab. Gehe er gleich, seh' er: dort geht der Herr Pfarrer ins Gefängniß, ich will ihn ansprechen, daß er mich mit hinein zum schönen Annerl nimmt. Wenn er sich eilt, so kann er uns draußen am Gerichte vielleicht den Trost noch bringen: mit dem ehrlichen Grab für Kasper und Annerl.

Unter diesen Worten waren wir mit dem Prediger zusammen getroffen, die Alte erzählte ihr Verhältniß zu der Gefangenen und er nahm sie freundlich mit zum Gefängniß. Ich aber eilte nun, wie ich noch nie gelaufen, nach dem Schlosse, und es machte mir einen tröstenden Eindruck, es war mir wie ein Zeichen der Hoffnung, als ich an Graf Grossingers Hause vorüberstürzte, und aus einem offnen Fenster des Gartenhauses eine liebliche Stimme zur Laute singen hörte:

Die Gnade sprach von Liebe,
Die Ehre aber wacht,
Und wünscht voll Lieb' der Gnade
In Ehren gute Nacht.

Die Gnade nimmt den Schleier,
Wenn Liebe Rosen gibt,
Die Ehre grüßt den Freier,
Weil sie die Gnade liebt.

Ach, ich hatte der guten Wahrzeichen noch mehr! ein hundert Schritte weiter fand ich einen weißen Schleier auf der Straße liegend; ich raffte ihn auf, er war voll von duftenden Rosen. Ich hielt ihn in der Hand und lief weiter, mit dem Gedanken: ach Gott, das ist die Gnade. Als ich um die Ecke bog, sah ich einen Mann, der sich in seinen Mantel verhüllte, als ich vor ihm vorüber eilte, und mir heftig den Rücken wandte, um nicht gesehen zu werden. Er hätte es nicht nöthig gehabt, ich sah und hörte nichts in meinem Innern, als: Gnade, Gnade! und stürzte durch das Gitterthor in den Schloßhof. Gott sey Dank, der Fähndrich, Graf Grossinger, der unter den blühenden Kastanienbäumen vor der Wache auf und ab ging, trat mir schon entgegen.

Lieber Graf, sagte ich mit Ungestüm, Sie müssen mich gleich zum Herzog bringen, gleich auf der Stelle, oder Alles ist zu spät, Alles ist verloren!

Er schien verlegen über diesen Antrag und sagte: Was fällt Ihnen ein, zu dieser ungewohnten Stunde? Es ist nicht möglich, kommen Sie zur Parade, da will ich Sie vorstellen.

Mir brannte der Boden unter den Füßen; jetzt, rief ich aus, oder nie! es muß seyn, es betrifft das Leben eines Menschen.

Es kann jetzt nicht seyn, erwiederte Grossinger scharf absprechend, es betrifft meine Ehre, es ist mir untersagt, heute Nacht irgend eine Meldung zu thun.

Das Wort Ehre machte mich verzweifeln; ich dachte an Kaspers Ehre, an Annerls Ehre und sagte: die vermaledeite Ehre, gerade um die letzte Hülfe zu leisten, welche so eine Ehre übrig gelassen, muß ich zum Herzoge, Sie müssen mich melden, oder ich schreie laut nach dem Herzog.

So Sie sich rühren, sagte Grossinger heftig, lasse ich Sie in die Wache werfen, Sie sind ein Phantast, Sie kennen keine Verhältnisse.

O ich kenne Verhältnisse, schreckliche Verhältnisse! ich muß zum Herzog, jede Minute ist unerkauflich! versetzte ich, wollen Sie mich nicht gleich melden, so eile ich allein zu ihm.

Mit diesen Worten eilte ich nach der Treppe, die zu den Gemächern des Herzogs hinaufführte, als ich den nämlichen, in einen Mantel Verhüllten, der mir begegnete, nach dieser Treppe eilend bemerkte. Grossinger drehte mich mit Gewalt um, daß ich diesen nicht sehen sollte. Was machen Sie, Thörichter, flüsterte er mir zu, schweigen Sie, ruhen Sie, Sie machen mich unglücklich.

Warum halten Sie den Mann nicht zurück, der da hinauf ging? sagte ich; er kann nichts Dringenderes vorzubringen haben, als ich. Ach, es ist so dringend, ich muß, ich muß! Es betrifft das Schicksal eines unglücklichen verführten armen Geschöpfs.

Grossinger erwiederte: Sie haben den Mann hinauf gehen sehen; wenn Sie je ein Wort davon äußern, so kommen Sie vor meine Klinge; gerade, weil er hinauf ging, können Sie nicht hinauf, der Herzog hat Geschäfte mit ihm.

Da erleuchteten sich die Fenster des Herzogs. Gott, er hat Licht, er ist auf! sagte ich, ich muß ihn sprechen, um des Himmels willen, lassen Sie mich, oder ich schreie Hülfe.

Grossinger faßte mich beim Arm und sagte: Sie sind betrunken, kommen Sie in die Wache; ich bin Ihr Freund, schlafen Sie aus, und sagen Sie mir das Lied, das die Alte heut Nacht an der Thüre sang, als ich die Runde vorüber führte, das Lied interessirt mich sehr.

Gerade wegen der Alten und den Ihrigen muß ich mit dem Herzoge sprechen! rief ich aus.

Wegen der Alten? versetzte Grossinger, wegen der sprechen Sie mit mir, die großen Herrn haben keinen Sinn für so etwas, geschwind kommen Sie nach der Wache.

Er wollte mich fortziehen, da schlug die Schloßuhr halb Vier, der Klang schnitt mir wie ein Schrei der Noth durch die Seele, und ich schrie aus voller Brust zu den Fenstern des Herzogs hinauf:

Hülfe! um Gottes willen, Hülfe für ein elendes, verführtes Geschöpf! Da ward Grossinger wie unsinnig, er wollte mir den Mund zuhalten, aber ich rang mit ihm; er stieß mich in den Nacken, er schimpfte, ich fühlte, ich hörte nichts. Er rief nach der Wache, der Korporal eilte mit etlichen Soldaten herbei, mich zu greifen, aber in dem Augenblick ging des Herzogs Fenster auf, und es rief herunter:

Fähndrich Graf Grossinger, was ist das für ein Skandal? bringen Sie den Menschen herauf, gleich auf der Stelle!

Ich wartete nicht auf den Fähndrich; ich stürzte die Treppe hinauf, ich fiel nieder zu den Füßen des Herzogs, der mich betroffen und unwillig aufstehen hieß. Er hatte Stiefel und Sporen an, und doch einen Schlafrock, den er sorgfältig über der Brust zusammen hielt.

Ich trug dem Herzog Alles, was mir die Alte von dem Selbstmord des Uhlanen, von der Geschichte der schönen Annerl erzählt hatte, so gedrängt vor, als es die Noth erforderte, und flehte ihn wenigstens um den Aufschub der Hinrichtung auf wenige Stunden, und um ein ehrliches Grab für die beiden Unglücklichen an, wenn Gnade unmöglich sey. — Ach, Gnade, Gnade! rief ich aus, indem ich den gefundenen weißen Schleier voll Rosen aus dem Busen zog; dieser Schleier, den ich auf meinem Wege hierher gefunden, schien mir Gnade zu verheißen.

Der Herzog griff mit Ungestüm nach dem Schleier, und war heftig bewegt, er drückte den Schleier in seinen Händen und als ich die Worte aussprach: Euer Durchlaucht, dieses arme Mädchen ist ein Opfer falscher Ehrsucht; ein Vornehmer hat sie verführt, und ihr die Ehe versprochen, ach, sie ist so gut, daß sie lieber sterben will als ihn nennen — da unterbrach mich der Herzog mit Thränen in den Augen, und sagte: Schweigen Sie, ums Himmels willen, schweigen Sie — und nun wendete er sich zu dem Fähndrich, der an der Thüre stand, und sagte mit dringender Eile: Fort, eilend zu Pferde mit diesem Menschen hier; reiten Sie das Pferd todt; nur nach dem Gerichte hin: heften Sie diesen Schleier an Ihren Degen, winken und schreien Sie Gnade, Gnade! Ich komme nach.

Grossinger nahm den Schleier; er war ganz verwandelt, er sah aus wie ein Gespenst vor Angst und Eile; wir stürzten in den Stall, saßen zu Pferde und ritten im Galopp, er stürmte wie ein Wahnsinniger zum Thore hinaus. Als er den Schleier an seine Degenspitze heftete, schrie er: Herr Jesus, meine Schwester! Ich verstand nicht, was er wollte. Er stand hoch im Bügel, und wehte und schrie: Gnade, Gnade! Wir sahen auf dem Hügel die Menge um das Gericht versammelt. Mein Pferd scheute vor dem wehenden Tuch. Ich bin ein schlechter Reiter, ich konnte den Grossinger nicht einholen, er flog in schnellster Karriere; ich strengte alle Kräfte an. Trauriges Schicksal! Die Artillerie exercierte in der Nähe, der Kanonendonner machte es unmöglich, unser Geschrei aus der Ferne zu hören. Grossinger stürzte, das Volk stob auseinander, ich sah in den Kreis, ich sah einen Stahlblitz in der frühen Sonne — ach Gott, es war der Schwerdtblitz des Richters! — Ich sprengte heran, ich hörte das Wehklagen der Menge. Pardon,

Pardon! schrie Grossinger und stürzte mit wehendem Schleier durch den Kreis, wie ein Rasender, aber der Richter hielt ihm das blutende Haupt der schönen Annerl entgegen, das ihn wehmüthig anlächelte. Da schrie er: Gott sey mir gnädig! und fiel auf die Leiche hin zur Erde, tödtet mich, tödtet mich ihr Menschen, ich habe sie verführt, ich bin ihr Mörder!

Eine rächende Wuth ergriff die Menge; die Weiber und Jungfrauen drangen heran und rissen ihn von der Leiche, und traten ihn mit Füßen, er wehrte sich nicht; die Wachen konnten das wüthende Volk nicht bändigen. Da erhob sich das Geschrei: der Herzog, der Herzog! Er kam im offenen Wagen gefahren, ein blutjunger Mensch, den Hut tief in's Gesicht gedrückt, in einen Mantel gehüllt, saß neben ihm. Die Menschen schleifen Grossinger herbei; Jesus, mein Bruder! schrie der junge Offizier mit der weiblichsten Stimme aus dem Wagen. Der Herzog sprach bestürzt zu ihm: schweigen Sie! Er sprang aus dem Wagen, der junge Mensch wollte folgen, der Herzog drängte ihn schier unsanft zurück, aber so beförderte sich die Entdeckung: daß der junge Mensch die, als Offizier verkleidete Schwester Grossingers sey. Der Herzog ließ den mißhandelten, blutenden, ohnmächtigen Grossinger in den Wagen legen, die Schwester nahm keine Rücksicht mehr, sie warf ihren Mantel über ihn; Jedermann sah sie in weiblicher Kleidung. Der Herzog war verlegen, aber er sammelte sich, und befahl: den Wagen sogleich umzuwenden, und die Gräfin mit ihrem Bruder nach ihrer Wohnung zu fahren. Dieses Ereigniß hatte die Wuth der Menge einigermaßen gestillt. Der Herzog sagte laut zu dem wachthabenden Offizier: die Gräfin Grossinger hat ihren Bruder an ihrem Hause vorbei reiten sehen, den Pardon zu bringen und wollte diesem freudigen Ereigniß beiwohnen; als ich zu demselben Zwecke vorüber fuhr, stand sie am Fenster, und bat mich, sie in meinem Wagen mitzunehmen, ich konnte es dem gutmüthigen Kinde nicht abschlagen. Sie nahm einen Mantel und Hut ihres Bruders, um kein Aufsehen zu erregen, und hat, von dem unglücklichen Zufall überrascht, die Sache gerade dadurch zu einem abentheuerlichen Scandal gemacht. Aber wie konnten Sie, Herr Lieutenant, den unglücklichen Grafen Grossinger nicht vor dem Pöbel schützen? es ist ein gräßlicher Fall: daß er, mit dem Pferde stürzend, zu spät kam, er kann aber doch nichts dafür; ich will die Mißhandler des Grafen verhaftet und bestraft wissen.

Auf diese Rede des Herzogs erhob sich ein allgemeines Geschrei: er ist der Verführer, der Mörder der schönen Annerl gewesen, er hat es selbst gesagt, der elende, der schlechte Kerl!

Als dies von allen Seiten hertönte und auch der Prediger und der Offizier und die Gerichtspersonen es bestätigten, war der Herzog so tief erschüttert, daß er nichts sagte, als: Entsetzlich, entsetzlich, o! der elende Mensch.

Nun trat der Herzog blaß und bleich in den Kreis, er wollte die Leiche der schönen Annerl sehen. Sie lag auf dem grünen Rasen in einem schwarzen Kleide mit weißen Schleifen, die alte Großmutter, welche sich um Alles, was vorging, nicht bekümmerte, hatte ihr das Haupt an den Rumpf

gelegt, und die schreckliche Trennung mit ihrer Schürze bedeckt; sie war beschäftigt ihr die Hände über die Bibel zu falten, welche der Pfarrer in dem kleinen Städtchen der kleinen Annerl geschenkt hatte, das goldene Kränzlein band sie ihr auf den Kopf, und steckte die Rose vor die Brust, welche ihr Grossinger in der Nacht gegeben hatte, ohne zu wissen, wem er sie gab.

Der Herzog sprach bei diesem Anblick: Schönes, unglückliches Annerl! schändlicher Verführer, du kamst zu spät! — arme alte Mutter, du bist ihr allein treu geblieben, bis in den Tod. Als er mich bei diesen Worten in seiner Nähe sah, sprach er zu mir: Sie sagten mir von einem letzten Willen des Korporal Kasper, haben Sie ihn bei sich. Da wendete ich mich zu der Alten und sagte: Arme Mutter, gebt mir die Brieftasche Kaspers; Se. Durchlaucht wollen seinen letzten Willen lesen.

Die Alte, welche sich um nichts bekümmerte, sagte mürrisch: Ist er auch wieder da? er hätte lieber ganz zu Hause bleiben können. Hat er die Bittschrift? jetzt ist es zu spät: ich habe dem armen Kinde den Trost nicht geben können, daß sie zu Kasper in ein ehrliches Grab soll; ach, ich hab' es ihr vorgelogen, aber sie hat mir nicht geglaubt.

Der Herzog unterbrach sie und sprach: Ihr habt nicht gelogen, gute Mutter, der Mensch hat sein Möglichstes gethan, der Sturz des Pferdes ist an Allem schuld, aber sie soll ein ehrliches Grab haben bei ihrer Mutter und bei Kasper, der ein braver Kerl war, es soll ihnen beiden eine Leichenpredigt gehalten werden über die Worte: Gebt Gott allein die Ehre! der Kasper soll als Fähndrich begraben werden, seine Schwadron soll ihm dreimal in's Grab schießen, und des Verderbers Grossingers Degen soll auf seinen Sarg gelegt werden.

Nach diesen Worten ergriff er Grossingers Degen, der mit dem Schleier noch an der Erde lag, nahm den Schleier herunter, bedeckte Annerl damit und sprach: Dieser unglückliche Schleier, der ihr so gern Gnade gebracht hätte, soll ihr die Ehre wiedergeben, sie ist ehrlich und begnadigt gestorben, der Schleier soll mit ihr begraben werden.

Den Degen gab er dem Offizier der Wache mit den Worten: Sie werden heute noch meine Befehle wegen der Bestattung des Uhlanen und dieses armen Mädchens bei der Parade empfangen.

Nun las er auch die letzten Worte Kaspers laut mit vieler Rührung, die alte Großmutter umarmte mit Freudenthränen seine Füße, als wäre sie das glücklichste Weib. Er sagte zu ihr, gebe sie sich zufrieden, sie soll eine Pension haben bis an ihr seliges Ende, ich will ihrem Enkel und der Annerl einen Denkstein setzen lassen. Nun befahl er dem Prediger mit der Alten, und einem Sarge, in welchem die Gerichtete gelegt wurde, nach seiner Wohnung zu fahren, und sie dann nach ihrer Heimath zu bringen und das Begräbniß zu besorgen. Da während dem seine Adjutanten mit Pferden gekommen waren, sagte er noch zu mir: Geben Sie meinem Adjutanten ihren Namen an, ich werde Sie rufen lassen, Sie haben einen schönen menschlichen Eifer gezeigt. Der Adjutant schrieb meinen Namen in seine Schreibtafel, und machte mir ein verbindliches Kompliment. Dann sprengt der Herzog von den

Segenswünschen der Menge begleitet in die Stadt. Die Leiche der schönen Annerl ward nun mit der guten alten Großmutter in das Haus des Pfarrers gebracht, und in der folgenden Nacht fuhr dieser mit ihr nach der Heimath zurück. Der Offizier traf, mit dem Degen Grossingers und einer Schwadron Uhlanen, auch daselbst am folgenden Abend ein. Da wurde nun der brave Kasper, mit Grossingers Degen auf der Bahre und dem Fähndrichs-Patent, neben der schönen Annerl, zur Seite seiner Mutter, begraben. Ich war auch hingeeilt und führte die alte Mutter, welche kindisch vor Freude war, aber wenig redete; und als die Uhlanen dem Kasper zum dritten Mal in's Grab schossen, fiel sie mir todt in die Arme, sie hat ihr Grab auch neben den Ihrigen empfangen. Gott gebe ihnen Allen eine freudige Auferstehung.

Sie sollen treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Engelein sitzen,
Wo kömmt der liebe Gott gezogen
Mit einem schönen Regenbogen;
Da sollen ihre Seelen vor Gott bestehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn.
Amen.

Als ich in die Hauptstadt zurückkam, hörte ich: Graf Grossinger sey gestorben, er habe Gift genommen, in meiner Wohnung fand ich einen Brief von ihm, er sagte mir darin:

Ich habe Ihnen viel zu danken, Sie haben meine Schande, die mir lange das Herz abnagte, zu Tage gebracht. Jenes Lied der Alten kannte ich wohl, die Annerl hatte es mir oft vorgesagt, sie war ein unbeschreiblich edles Geschöpf. Ich war ein elender Verbrecher, sie hatte ein schriftliches Eheversprechen von mir gehabt und hat es verbrannt. Sie diente bei einer alten Tante von mir, sie litt oft an Melancholie. Ich habe mich durch gewisse medizinische Mittel, die etwas Magisches haben, ihrer Seele bemächtigt. — Gott sey mir gnädig! — Sie haben auch die Ehre meiner Schwester gerettet, der Herzog liebt sie, ich war sein Günstling — die Geschichte hat ihn erschüttert — Gott helfe mir, ich habe Gift genommen. Joseph Graf Grossinger.

Die Schürze der schönen Annerl, in welche ihr der Kopf des Jäger Jürge bei seiner Enthauptung gebissen, ist auf der herzoglichen Kunstkammer bewahrt worden. Man sagt: die Schwester des Grafen Grossinger werde der Herzog mit dem Namen: Voil de Grace, auf deutsch: Gnadenstand in den Fürstenstand erheben und sich mit ihr vermählen. Bei der nächsten Revue in der Gegend von D..... soll das Monument auf den Gräbern der beiden unglücklichen Ehrenopfer, auf dem Kirchhofe des Dorfs, errichtet und eingeweiht werden, der Herzog wird mit der Fürstin selbst zugegen seyn. Er ist ausnehmend zufrieden damit; die Idee soll von der Fürstin und dem Herzoge zusammen erfunden seyn. Es stellt die falsche und wahre Ehre vor, die sich vor einem Kreuze beiderseits gleich tief zur Erde beugen, die Gerechtigkeit steht mit dem geschwungenen Schwerte zur einen Seite, die Gnade zur andern

Seite und wirft einen Schleier heran. Man will im Kopfe der Gerechtigkeit Aehnlichkeit mit dem Herzoge, in dem Kopfe der Gnade Aehnlichkeit mit dem Gesichte der Fürstin finden.

CVI. Ph. Joseph von Rehfues. *)

(1779.)

Der Gottesdienst der Waldenser

(Zweiter Band. S. 321.)

Indem sie **) ihren Weg nun rascher fortsetzten, erweiterte sich die Schlucht immer mehr. Bäume und Gebüsche traten zurück, und ein schöner Wiesenplan nahm sie auf. Gleichzeitig fielen ihnen aber auch mehrere Züge von Menschen in die Augen, welche von verschiedenen Seiten der Höhe herabstiegen und ihnen schon so nahe waren, daß es zum Umkehren zu spät gewesen wäre. Alles hatte jedoch ein so ruhiges und friedliches Ansehn, daß jede Besorgniß schwinden mußte, und als sich sogar einige Gruppen singend näherten, deren einfache und feierliche Weisen dem Kirchengesang anzugehören schienen, konnte die kleine Gesellschaft nicht mehr zweifeln, daß sie sich irgend einem Gnadenorte näherte. Sie erwartete jeden Augenblick, daß eine Kirche oder ein Kloster, als das Ziel dieser andächtigen Wanderer, sichtbar werden würde.

Je weiter sie kamen, desto größer wurde die Zahl der Begegnenden. Das stille, bescheidene Benehmen Aller und die freundlichen Grüße derselben wollten jedoch immer weniger zu den gewöhnlichen Betfahrten passen. Auch war kein Gebäude zu erblicken, und das Gebirg umschloß das kleine Thal so nahe, daß nicht einmal Raum für ein solches vorhanden gewesen wäre. Sämmtliche Wanderer schienen ihr Ziel hier erreicht zu haben, indem sie, nach Begrüßung der früher Angelangten, sogleich Platz auf dem weichen Rasen oder im Schatten der Bäume nahmen. Die größte Gruppe der Ruhenden saß unter einer ungeheuren Eiche, deren Aeste einen großen Theil des Hintergrundes überschatteten. Unsre Reisenden hatten sich derselben noch nicht genähert, als sich auf den Schall einer kleinen Glocke, die aus dem Baum ertönte, alle Sitzenden erhoben, und die noch Entfernten ihre Schritte sichtbar beeilten, um sich an jene größere Zahl anzuschließen.

Jaffier befahl dem Maulthiertreiber zu halten und fragte ihn, was es wäre? „Was wird's seyn, Herr?" erwiederte dieser mit seiner gewöhnlichen Gleichgültigkeit. „Ich sage, es sind Ketzer, und nicht von den Schlimmsten. Ich kenne Christen genug, unter denen mir in einer solchen Wildniß nicht wohl zu Muthe seyn würde." — — — —

— — — Eine schöne Ulme, die seitwärts am Wege stand, lud die kleine Gesellschaft ein, Platz unter ihrem Schatten zu nehmen. Der

*) „Die neue Medea. Ein Roman von dem Verfasser des Scipio Cicala. In drei Bänden. Stuttgart. Brodhag, 1836." 8.

**) Die Reisenden sind: Jaffier, zwei Frauen Zoë und Donna Rosina, das Kind Lauretta und der Maulthiertreiber.

Maulthiertreiber spannte seine Thiere aus und ließ sie grasen. Die Frauen aber setzten sich hinter Jaffier'n und sahen mit bänglicher Erwartung den Dingen entgegen, welche kommen sollten.

Die Gruppen in ihrer Nähe vermehrten sich mit jedem Augenblick. Bald saßen unsre Reisenden mitten unter einer Menge von Ankömmlingen, welche sich nach freundlichen Grüßen ohne Umstände neben sie gelagert. Die Kinder, welche mitgekommen waren, machten schnell Bekanntschaft mit Lauretten, und es kostete Mühe, die Letzte zurückzuhalten, daß sie sich nicht allem Muthwillen ihres Alters und Temperaments überließ. Nur das stille Wesen der übrigen Kinder, welche sich mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Schüchternheit benahmen, setzte ihr Schranken. Und als die Gesellschaft, je mehr sie wuchs, desto stiller wurde, und auch Zoë ihre Fragen nur kurz und leise beantwortete, legte sie sich in den Schoß derselben und schlief in Kurzem ein.

Jaffier und seine Begleiterinnen wußten noch immer nicht, was sie aus der Gesellschaft machen sollten, in die sie gerathen. Die Ankömmlinge waren offenbar großentheils Personen aus entfernten Gegenden und sämmtlich von verschiedenen Klassen, wenn auch weniger des Standes, doch gewißlich der Wohlhabenheit. Es blieb zweifelhaft, ob sie sich gegenseitig nur kannten. Ihre erste Begrüßung gegen einander war freundlich; aber sie verrieth nicht die geringste Vertraulichkeit. Man nahm ohne Umstände neben einander Platz, als ob man zusammen gehörte. Selten knüpfte sich ein Gespräch an. Alles hatte den Anschein, als ob sich Niemand seiner natürlichen Laune hinzugeben wagte. Dennoch zeigte sich keine Aengstlichkeit, wenn auch offenbar eine geheime Schranke Jedermann zurückhielt. Sie schienen auf etwas zu warten, das Aller Stimmung beherrschte. Man konnte sich unter ihnen am besten an eine Gesellschaft wohlgebildeter Männer erinnern, welche jeden Augenblick der Ankunft eines Höhern, dem sie mit Liebe und Ehrfurcht zugethan sind, entgegensehen.

Es mochten mehrere hundert Menschen auf diese Weise versammelt seyn, als der Schall des Glöckchens zum zweitenmal aus den Aesten der großen Eiche ertönte. Diese Töne schienen für sämmtliche Anwesende ein bedeutungsvolles Zeichen; denn Aller Blicke richteten sich nach dem Baume, als ob von da noch etwas weiter erfolgen sollte. Nach einer kurzen Weile ließ sich dasselbe Glöckchen zum drittenmal vernehmen, und es war kaum verstummt, so erhob sich eine wohllautende, männliche Stimme in einem Gesang, in welchen, nach den ersten Worten, die ganze versammelte Gesellschaft einfiel. Jaffier erkannte mit Erstaunen in dem gesungenen Lied seine Muttersprache, jedoch in einer ihm völlig fremden Mundart, die er Mühe hatte zu verstehen. Der Gesang war überaus einfach und sanft und rührend. Ohne lauter zu werden, schwoll er gleichsam immer mehr und mehr an durch die Zahl der Stimmen, welche sich allmählich mit ihm vereinigten. Der Inhalt war religiös, und der Charakter der Töne der Ausdruck einer milden Trauer. Unwillkürlich mußte man sich an jene Klagelieder der frühsten Vorwelt erinnern, in welchen ein gefangenes Volk unter den Weiden des feindlichen Stromes

seine Sehnsucht nach dem Vaterland und sein brünstiges Flehen zu Gott um Rückkehr dahin ausströmte. — — —

Der Gesang schwieg endlich, nachdem er lange gedauert, und eine tiefe Stille trat ein, welche nur durch das leise Säuseln der Lüfte in den Wipfeln der Bäume unterbrochen wurde. Man schien auf etwas zu warten, das unter der großen Eiche vorgehen sollte. Zoë's Neugierde, die sich im Anfang nur auf Wiederholung des Geläutes gefaßt hatte, stieg auf's Höchste, als ein alter Schäfer vom Gebirge mit einer Rolle Papier in der Hand aus der Gruppe heraustrat und sich vor den Stamm der Eiche stellte. Der Mann war fast ganz in Schafspelz gekleidet, und dessen langes Haar nach Außen gewendet; nur hing ein brauner Mantel, welcher ihm kaum bis an die Kniee reichte, von seinen Schultern.

„Es sind heute siebenzig Jahre," begann der Alte, „als ich mit vielen Eurer Väter und Mütter an dieser Stelle versammelt war. Nur meine Tage hat der Allmächtige gefristet, und ich bin allein übrig von allen jenen Frommen. Ohne Zweifel solltet Ihr aus dem Mund eines Augen- und Ohrenzeugen die letzte Belehrung vernehmen, welche der fromme Märtyrer, Louis Pascal, an unsere kleine Heerde gerichtet. Seit jener Zeit hat mich eine schwere Gicht an mein Lager gefesselt. Endlich ist die Krankheit der Macht des Gebets und der Fürbitte der heiligen Märtyrer, die für unsern Glauben gestorben sind, gewichen. Was so viele Jahre meinen einzigen Trost und meine Erquickung ausgemacht, will ich Euch heute mittheilen. Es ist ein Stück der heiligen Schrift, wie es der fromme Mann in unsere Sprache übertragen und mit Auslegungen begleitet hat." —

Und nun begann der alte Schäfer mit einer, über sein Alter kräftigen, Stimme, die Bergpredigt aus dem Evangelium Mathäi abzulesen. Die Uebersetzung war im höchsten Grad einfach, und die meisten Verse begleitete eine kurze Erläuterung. — — —

— — — „Und wohl dürfen wir hinzusetzen," unterbrach sich der alte Schäfer selber, indem er die Rolle Papier, die er in der Hand hielt, sinken ließ; „wohl dürfen wir hinzusetzen: so haben sie auch verfolgt die Propheten, welche nach ihnen kamen. In Eurer aller Gedächtniß ist, was die Glaubenshelden, an deren Spitze die unsterblichen Märtyrer Pascal und Negrino standen, erduldet. Dieser mußte Hungers sterben im Gefängniß zu Cosenza, weil er den Herrn, an den er glaubte, nicht verleugnen wollte. Pascal'n versuchte der Papst selbst zu Rom, erst mit allen möglichen Lockungen und Versprechungen, dann mit Drohungen und Qualen, bis er ihn, als er unerschütterlich blieb in Demuth und Freudigkeit seiner Ueberzeugungen, den Tod in den Flammen sterben ließ. Aber nicht Jeglicher von Euch weiß, wie viele Andere aus den Gemeinden der unsterblichen Märtyrer ihren Glauben mit dem Tode versiegelt. Da seht Ihr, wie das Alter meine Augen ausgetrocknet; wie könnt ich sonst diese Namen nennen, ohne zu zerfließen in Thränen? Deinen Namen, Du standhafter Etienne Charlin, dem sie wohl in der Folter die Eingeweide aus dem Leibe zu reißen,

aber dessen Lippen sie kein Wort der Verläugnung seiner Lehre zu entwinden vermochten! Und den Deinigen, Du edler Dulder Marron, welchen sie so lange mit kleinen Ketten gegeißelt, bis ihnen selber die Kraft ausging. Vor deinen Augen schlachteten sie Dein zartes Söhnchen Charles, wie ein armes Lamm, das nicht weiß, wie ihm geschieht, und vor Deinen Augen stürzten sie Dir den Sohn Henry von dem höchsten Thurme herab, daß er zerschmettert niederfiel zu Deinen Füßen, und sein herumspritzendes Gehirn Dir die Augen blendete! Grimmig über Deine unüberwindliche Standhaftigkeit, schlugen sie Dich mit Feuerbränden aus dem Holzstoße todt, welchen Dich ihre rasende Ungeduld nicht mehr besteigen ließ! Ach, welche Wehmuth erfüllt mein Herz, wenn ich Deiner gedenke, mein sanfter Bernardin Comte! An Dir haben sie verübt, was Du nicht gegen ein Thier zu verüben für möglich gehalten hättest! Nackt zogen sie ihn aus, die Unmenschen; mit Harz bestrichen sie seinen ganzen Leib und zündeten es an. Aber auch unter diesen Qualen, als die Flamme hoch emporschlug an ihm, betete er noch für sie: Herr vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!" —

Bei diesen Worten fiel die ganze Versammlung wie von einem Gefühle dahin gerissen, auf die Kniee nieder und rief: „Herr, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun!" —

Eine tiefe Stille folgte auf diesen Ausbruch des edelsten, christlichen Gefühls, und nur das leise Schluchzen einiger Personen, die eine besondere Wehmuth ergriffen, blieb hörbar. Da brach auf einmal eines der Kinder, wie wenn es sich bisher mit Gewalt zurückgehalten, in ein lautes Weinen aus. Und es war, als ob es das Zeichen für die übrigen Kinder wäre, die nun sämmtlich in dasselbe einfielen. Ein großer Schmerz schien die zarten Gemüther ergriffen zu haben. Er wuchs recht eigentlich durch ihr Zusammenstimmen, und es lag ein Ausdruck von Verlassenheit in ihrem Weinen, der erschütternd war und allmählich die ganze Versammlung ergriff, so daß sich zuletzt diese Hunderte von Menschen wie in Thränen auflösten. Selbst unsre kleine Reisegesellschaft widerstand dem Mitgefühle nicht, und Zoë gerieth in ein so heftiges Schluchzen, daß es wahrhaft krampfhaft wurde, und sie sich niederlegen mußte in das Gras, um ihre aufgeregten Nerven einigermaßen zur Ruhe zu bringen.

„Ich kann nicht weiter," sprach der alte Schäfer, nachdem die Versammlung ruhiger geworden. „Ist Einer unter Euch, der etwas zur Erbauung der Gemeinde zu sagen weiß, so nehm' er meine Stelle!" —

Darauf trat ein Mann hervor, der auch schon des Lebens Mittagshöhe weit überschritten. Er hatte das Ansehen eines Städters, und in seinem Anzug überhaupt etwas Fremdartiges, das ihn auffallend von der Kleidung der Uebrigen unterschied. — — —

— — — Eine andächtige Rührung hatte alle Anwesenden ergriffen bei der Erzählung der Schicksale eines Mannes, welcher den Meisten unter ihnen bekannt schien. Niemand unterbrach die heilige Stille, bis auf einmal ein junger Mann, mit einer Frau seines Alters an der

Hand, aus dem dichten Haufen hervortrat, und mit ihr an der Stelle, welche der Redner verlassen, niederkniete. Beide schlugen die Augen zu Boden: der Mann mit sichtbarem Ausdruck von Reue und Beschämung in dem leidenschaftlich gerötheten Gesicht; aber in dem blassen Antlitz der Frau schien die Ergebung in ein lange getragenes Unglück der ungewohnten Freude so schnell nicht weichen zu wollen. Es war, als fragte sie sich selber im Gebet: ob sie Gott für das Glück, das ihr zu werden schien, danken dürfe?

Kaum war das Paar niedergekniet, so stellte sich ein kräftiger Mann von mittlern Jahren neben dasselbe, und sprach zu der Versammlung, bevor er sich gleichfalls auf die Knie niederließ: „meine Brüder! Es haben sich zwei Herzen, die sich lange verloren, wieder gefunden. Stimmet ein in ihr stilles Gebet, damit das Glück, welches so lange von ihnen gewichen war, nur mit ihrem Leben endige!“ —

Eine Bewegung der Freude hatte sich schon bei dem Hervortreten des Paares unter einem großen Theile der Versammlung bemerklich gemacht; nun sanken Alle mit sichtbar freudiger Theilnahme auf die Knie nieder, und erhoben ihre Hände zum Gebet. Es schien nur ein mächtiges Gefühl der Andacht über der ganzen Versammlung zu schweben, und die besondere Gegenwart der himmlischen Mächte zu verkündigen, welche gewiß nie ausbleibt, wo sich die Herzen Vieler in einem frommen Gedanken vereinigt zum Himmel emporschwingen. — — —

— — — Nach dieser Scene löste sich die Versammlung auf, gerade so, wie sie sich gebildet. Es entstanden wiederum einzelne größere und kleinere Gruppen, welche sich um die mitgebrachten Körbe lagerten und zu essen begannen. Einige schienen so eilig, daß sie nur stehend etliche Bissen zu sich nahmen und dann ihren Weg antraten. Manche trennten sich gleich Bekannten, die einander so schnell nicht wiedersehen. Viele schieden mit leichtem Gruße, wie tägliche Nachbarn. Von Allen aber war ersichtlich, daß kein anderes Band sie umschloß, als der Geist, welcher die verschiedenen Scenen belebt, die wir in wenigen Zügen an unsern Lesern vorüber geführt haben. — — —

CVII. Heinrich Luden. *)

(1780.)

Die Hunnenschlacht im Jahr 450.

(Zweiter Band. S. 415.)

Inzwischen hatten sich die Heere des Aetius und Theodorichs, des Königs der Gothen, vereinigt: Avitus, der nachmals Kaiser geworden ist, war an den Hof des Königs gesandt, um die Rüstung desselben und den Ausmarsch seiner Krieger zu beschleunigen. Sie richteten ihren Zug auf Orleans, und erschienen in der Nähe dieser hart bedrängten

*) „Geschichte des teutschen Volkes. Von Heinrich Luden. Fünf Theile. Gotha. J. Perthes. 1825 — 1830.“ 8.

Stadt, als die Noth aufs höchste gestiegen war, und der Bischof Anianus, wie Gregorius von Tours erzählt, die verzweifelnden Einwohner nur durch Gebet und Flehen kaum noch im Vertrauen zu erhalten vermochte. Attila hob die Belagerung auf und zog sich zurück, theils wohl, um die verschiedenen Abtheilungen seines Heeres an sich zu ziehen, theils wohl auch, um für seine zahlreiche hunnische Reiterei ein geeignetes Feld zu haben. In der weiten Ebene, die unter dem Namen der Catalaunischen Fluren bekannt war, die Gegend bei Chalons an der Marne, nahm er eine feste Stellung und erwartete seine Feinde. Diese zögerten nicht. Ein weiterer Rückzug würde einer Flucht gleich gesehen haben; eine Schlacht aber mußte Attila's ganzes Schicksal bestimmen. Er fühlte die Schwere des Augenblicks und zitterte, seinem alten Glücke gegenüber, nach Menschenweise vor der Entscheidung. Auch war er mit Recht mißtrauisch gegen die fremden Schaaren, die sich nur, von der Furcht getrieben, unter seinen Befehl gestellt hatten, Haß und Zorn in der Seele. Deßwegen befragte er Wahrsager über den Ausgang. Ihre Antwort, aus Eingeweiden und Knochen von Thieren gewonnen, verkündigte ihm Unglück, aber auch den Fall des Hauptführers der Feinde. Attila sah diesen Hauptführer in dem Aetius, und hielt den Verlust einer Schlacht durch den Tod des Mannes vollkommen ausgeglichen, der seinen Entwürfen so erfolgreich entgegen getreten war. Also beschloß er die Schlacht; aber nicht eher als um die neunte Stunde des Tages wollte er sie beginnen, damit die nahe Nacht durch Unterbrechung des Kampfes dem Unglück ein Ziel setzen möchte.

Beide Heere stellten sich, durch einen Hügel getrennt, in Schlachtordnung. Auf der einen Seite nahm Theodorich mit seinen Westgothen den rechten Flügel ein, Aetius mit den Römern und den übrigen Verbündeten, den linken. Dem Könige Sangiban mit seinen Alanen wieß man, der Sicherheit wegen, zwischen Beiden seine Stelle an, weil das Mißtrauen nicht verschwunden war. Auf der andern Seite hielt Attila mit den Hunnen die Mitte. Zur Linken stellte er die Ostgothen, angeführt von ihrem König Walamir, und dessen Brüdern Theodemir und Widemir, weil er auf die Erbitterung des Bruderkampfes zwischen ihnen und den Westgothen rechnete. Zur Rechten stand der getreue Ardarich an der Spitze seiner Gepiden. Die übrigen Völker waren mit ihren Königen unter die Anführung Walamirs und Ardarichs gegeben, und er selbst, Attila, stand über Allen und gab Allen seinen Befehl, welcher mit gewohnter Hoheit ausgesprochen, in gewohnter Demuth vernommen ward. Der Gipfel des Hügels aber wurde von Aetius und Thorismund, dem Sohne des Königs Theodorich, gewonnen, und ein Versuch Attila's, ihn zu besetzen, blieb ohne Erfolg. Dieser Vorfall schien das hunnische Heer zu beunruhigen. Deßwegen versammelte Attila die Führer seiner Schaaren, und sprach zu ihnen in folgender Weise: „Ich halte für unnöthig, Euern Muth nach so großen Siegen mit Worten anzuregen. Reden sind für junge Feldherrn und für ungeübte Heere. Mir geziemet nicht, etwas Gemeines zu sagen, Euch nicht, es zu hören. Ihr versteht den Krieg. Für den Tapfern ist nichts süßer, als die Züchtigung des Feindes; und ein großes Geschenk der Natur

ist es, das Herz mit Rache zu sättigen. Geht also rasch los auf den Feind; am kühnsten ist immer der Angreifende. Verachtet diese vereinigten ungleichartigen Massen. Der bekennet seine Furcht, der in fremder Hülfe seine Vertheidigung suchet. Siehe, schon vor dem Angriffe treibet sie der Schrecken: sie erstreben die Höhen: zu spät werden sie im Gefild eine Zuflucht suchen. Wir kennen die leichten Waffen der Römer: nicht nur von der ersten Wunde, nein, vom Staube selbst werden sie beläftigt. Ihre Schlachtordnung, ihre Schilddächer könnet Ihr verachten. Die Alanen greift an; auf die Westgothen werfet Euch. Da müssen wir den Sieg suchen, wo der Krieg sich hält. Sind die Nerven durchschnitten, so fallen die Glieder hin, und der Leib stehet nicht, dem die Knochen entzogen sind. Also erhebet den Geist, und zeigt Eure alte Wuth. Als Hunnen bewähret Eure Klugheit, als Hunnen Eure Waffen. Der Verwundete fordere den Tod des Gegners, der Gesunde sättige sich an der Ermordung der Feinde. Wer zum Leben bestimmt ist, den trifft kein Geschoß; wer sterben soll, den findet das Schicksal auch auf ruhigem Lager. Der zusammengetriebene Haufe wird den Anblick der Hunnen nicht ertragen. Hier ist das Feld unserer Erfolge. Ich selbst werfe, der Erste, den Speer auf den Feind. Der ist dem Tode verfallen, der ruhig zu bleiben vermag, wo Attila kämpft!"

Sogleich stürzten sich Alle in die Schlacht. Sie war schrecklich, verworren, hartnäckig, und dauerte bis in die stürmische Nacht hinein. Jornandes, der sich bei dem Anblicke solches Greuels des Gedankens nicht erwehren kann, daß das Menschengeschlecht nur für die Könige da sei, ist der Meinung, das ganze Alterthum habe keinen solchen Kampf gesehen, und Niemand werde jemals solche ungeheure Thaten erblicken, als hier vollbracht wurden. Nach der Sage schwoll ein kleiner Fluß, der durch das Schlachtfeld lief, vom Blute der Erschlagenen und Verwundeten zu einem Strom an, und führte die Leichname hinweg. Der brennende Durst trieb Viele zu diesem Strom, und nöthigte sie zum Trinken der gräßlichen Mischung. Hundert und zwei und sechszig Tausend, ja fast dreimal hundert Tausend sollen auf beiden Seiten gefallen sein in dieser Schlacht. Solchen Angaben wird Niemand einen geschichtlichen Werth beilegen, aber sie bezeugen die Vorstellung jener Zeiten von dem großen Ereignisse. König Theodorich war unter den Todten. Indem er seine Schaaren mit ermunterndem Zurufe durcheilte, ward er vom Pferde geworfen und von den Seinigen zertreten. So ward die Wahrsagung erfüllet. Die Westgothen, von schmerzlicher Wuth über den Fall ihres Königs durchdrungen, wandten ihre Waffen, von den Ostgothen, wie es scheint, wenig bedrängt, gegen Attila, und ihrem Ungestüme vermochte der gewaltige Krieger nicht zu widerstehen; er ging zurück in seine Wagenburg, und ließ hier einen Scheiterhaufen bauen, um durch den Flammentod der Gefangenschaft zu entgehen, wenn etwa auch diese Befestigung keinen Schutz gewähren sollte gegen das Unglück. Aber er wurde nicht angegriffen. Thorismund, Theodorichs Sohn, hatte den Gipfel des Berges behauptet. In der dunkeln Nacht vorgehend, stieß er unerwartet auf die hunnische Wagenburg. Er

ward am Kopfe verwundet und fiel vom Pferde; zwar wurde er von den Seinigen gerettet, mußte aber dem fernern Kampf entsagen. Auch Aetius ward von den Seinigen getrennt, und irrte mitten unter den Feinden umher; als er endlich das Lager der Gothen auffand, da dachte er nur noch auf Vertheidigung. Vielleicht war er, auf Attila's alte Freundschaft rechnend, im Lager der Feinde gewesen.

Die unruhige Nacht verging und der Morgen zeigte die Leichenbedeckten Fluren. Römer und Westgothen sahen es als einen Sieg an, daß Attila den Angriff nicht erneuerte; aber aus seinem Lager schallte laut das Geräusch der Waffen herüber und der Gesang seiner Schaaren; Schrecken und Angst ging durch die Seelen der Sieger, so wie das Land zittert vor dem Brüllen des Löwen, der von Jägern umstellt ist in seiner Höhle. Inzwischen war des gefallenen Königs der Westgothen Leichnam aufgefunden worden. Er wurde unter Wehklagen und Trauer-Gesängen feierlich zur Erde bestattet, und Thorismund, der tapfere Sohn des gefallenen Helden, ward über der Leiche als König begrüßet nach der Weise seines Volks. Alsobald wünschte der neue König, im Schmerze seines Herzens und im Gefühle seiner Tapferkeit, Rache zu nehmen an den Hunnen; Aetius aber hielt einen Angriff auf Attila's Lager für zu gefährlich, und meinte, durch Hunger werde der Furchtbare mit mehr Sicherheit zu bezwingen sein. Bald gab er sogar dem jungen Könige den Rath, heim zu ziehen in sein Reich, damit es ihm nicht von seinen Brüdern entrissen und er zu einem heillosen Kriege wider dieselben gezwungen werden möchte. Thorismund erkannte an diesem seltsamen Rathe die Lauheit der Bundesgenossenschaft, und sah wohl nicht ohne Mißtrauen auf den Mann, der ihn aussprach. Er befolgte also den Wink, und kehrte zurück in sein Reich. Das übrige Heer lösete sich auf und Aetius zog gleichfalls hinweg. Da verließ auch Attila seine Stellung und ging über den Rhein zurück. — —

CVIII. Gotthilf Heinrich Schubert.

(1780.)

Aus den „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft." *)

(S. 295 — 301.)

Wir wissen nicht, welcher tiefe Reiz über der ersten Kindheit ruhet. Sey es, daß ein Nachklang jenes unbekannten Traumes, aus welchem wir kamen, oder daß jener Abglanz des Göttlichen sie verherrlicht, welcher am reinsten über dem Stillen und Kindlichen schwebet. Wir finden uns da, wo wir aus jenem Traum erwachen, wie in der Morgenröthe eines beständigen Frühlingstages, dessen heiteres Grün keine Spur eines schon vorübergegangnen Herbstes unterbricht. Am klaren Quell des

*) „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft von Dr. Gotthilf Heinrich Schubert. Mit zwei Kupfertafeln. Neubearbeitete und wohlfeilere Auflage. Dresden. Arnold. 1818." 8.

Lebens, in welchem sich der ewige Himmel noch in der ersten Reinheit abspiegelt, unter Blumen erwachen wir. Noch strebt der Sinn nicht über den Saum der nahen Hügel hinaus, wir suchen und erkennen in der Natur nur die Blüthen, und das Leben erscheint uns noch unter dem Bild der spielenden, unschuldigen Lämmer. Da berührt ein frühe aufblühendes Gemüth der erste Strahl jenes Sehnens, das uns von der Wiege bis zum Grabe führt, und unbewußt der unendlichen Ferne, die uns von dem ewigen Quell des Lichts trennt, breiten sich die kindlichen Arme aus, das nahe geglaubte zu umfassen. Doch schon die ersten Schritte sind ein Irrthum, und wir eilen von dem einsamen Hügel der kindlichen Träume, auf dem wir die ersten aufgehenden Strahlen empfingen, hinabwärts, in das tiefe Gewühl des Lebens, wo uns neue Dämmerung umfängt.

Der klare Quell wuchs bald zum Flusse an, das innre Streben, stärker und kräftiger geworden, führte uns immer ferner mit sich hinaus. Zwar vorüber waren schnell die Stunden der Morgenröthe, es blieben fern hinter uns die grünen Hügel der Kindheit, mit ihren Frühlingsblumen und dem Traum von spielenden Lämmern; doch heitrer und herrlicher scheint die zum Scheitel steigende Sonne, und der grünende Pfad ist noch durch keine Klippen unterbrochen. Wenn sich dann, in den Stunden des glänzenden Mittags, die Welt so frei und blühend dem innern Sinne öffnet, wenn dem kühnen Gemüth, das noch nirgends die Gränze seines Strebens gefunden, das ferne hohe Gewölk noch als fernes Gebirge erscheint, das es zuletzt noch leicht zu erreichen wähnt, da scheint in der süßen Zeit der Rosen alles tiefe Sehnen sein Ziel gefunden zu haben. Dort wo die Lilie der Rose sich vermählt, wo jene schlanken Bäume mit dunkelgrünen Zweigen sich umfassen, schlingt die jugendliche Liebe ihren Arm um uns. Da bedarf der alsdann vollkommen selige Sinn nicht mehr der Welt außer sich, wir träumen nur von der stillen einsamen Hütte auf grünem Hügel, von dem ländlichen Liede der Turteltaube, und dem einsamen Thale; vergessen ist auf Augenblicke alles fernere Streben, und wir ruhen zum ersten, und vielleicht wohl zum letzten Male aus, in einer gänzlich seligen Gnüge. Denn siehe unter den Rosen und Lilien, stund auch die hohe Sonnenblume, welche mit treuem Haupt dem Gange des ewigen Lichtes folgt. Ein tieferes Sehnen in uns ward noch nicht befriedigt, und mit ernstem Ruf weckt es das ewige Ideal von neuem auf.

Da ging unter dem vielfältigen Streben, die Stunde des Mittags vorüber, vorüber die Zeit der Rosen und Lilien. Der Abend läßt die Flur in ihrer letzten, kräftigsten Gestalt, in der Zeit der Reife sehen. Die Blüthen, welche einst das Gemüth erfreuten, sind vorüber, nur einige haben Früchte getragen, die meisten waren fruchtlos, und auf dem herbstlichen Boden blühet nur noch einsam mit der Farbe des Abendroths, die späte Zeitlose, deren Früchte erst in einem andern Frühling reifen. Die Träume von stillen Hütten auf blühenden Hügel, das Lied der Turteltauben, hat das wüste Geräusch der Stadt verdrängt. Endlich aber ist, jenseit des Mittags, dem Gemüth klar geworden, was

jenes tiefe Streben, jenes Sehnen in uns begehrt. Siehe mit dreigetheiltem Gipfel, erhaben über den Flug der Wolken, von ewigen Schnee verhüllt, blickt dort ein Sinnbild des Ueberirdischen und Unvergänglichen, das Alpengebirge herüber. Zwar die ehehin friedliche Bläue des Himmels ist verhüllt, jene unvergänglichen Höhen stehen aber noch in ungetrübter Heiterkeit, von dem Glanz der Sonne strahlend, ein hohes Sinnbild des ewigen Lichts. Da strebt das Gemüth mit seinen höchsten Kräften nach dem unvergänglichen Gipfel; doch der Drang der Leidenschaften in uns ist zum Strom geworden, welcher Schiffe mit sich hinabführt. Wir ringen öfters fruchtlos mit seinen Wellen, hinüber nach dem jenseitigen Ufer und dem hohen Gebirge, und nur in den Stunden der Begeisterung hebt sich das Gemüth, wie jener Adler, welcher die Wolken und den Strom ferne zurückgelassen, nach den unvergänglichen Höhen. Wenn nun das innre Streben ermattete, von dem letzten Theil des Weges, welcher voller Felsen war und Klippen, da wird hier, am diesseitigen Ufer, ein Ruheort gefunden, unter dem Kreuz, welches friedlich über Felsen steht. Endlich erkennt das Gemüth an, daß die Heimath jenes Sehnens, das uns bis hieher geführt, nicht auf der Erde sey. Eile dann hinab Strom! wo deine Wogen in das ewige Meer gehen, an ferner Küste vernahmen wir von einem letzten Ruheort. Wird doch dort die innre Gluth sich kühlen, die tiefe Wunde heilen! Blühe dann ab, arme Zeitlose, wenn der Winter naht, einzige späte Blüthe, welche keine Früchte trägt. Deine Früchte, du wunderbare Blume! wird jenseit des Winters ein neuer ferner Frühling reifen.

Endlich siehe, die Sonne der hohen Mannskraft ist hinunter. Des Weges letzter Theil war öde und einsam. Alle Blüthen waren vorüber, und selbst die Früchte, die sie uns getragen! denn was wir für unser ewiges Eigenthum gehalten, hat das Schicksal, dessen freie Gabe es gewesen, zurückgenommen. Noch vor unsren Augen ist in Trümmer gesunken ein Theil unsres Tagewerks, das für die Ewigkeit gebaut schien, und von der jungen Welt vergessen. Nur der Wille, das Streben in uns, das sich bis ans Grab nur immer reiner und besser geworden, erhalten, war unser, und an diesem hält sich das innre Vertrauen fest. Erreicht ist die stille Küste, wo sich der einst so mächtige Strom ins Meer verloren, und der graue Wandrer siehet sich einsam unter Gräbern. Noch ist das tiefe Sehnen, das uns bis hieher geführt, nicht gesättigt, ach selbst die Hoffnung des Sommers, welcher es reifen sollte, ist nun vorüber, und die Zeit des Schnees bedeckt die Saat eines künftigen Frühlings. Da blickt durch die Trümmer einer alten hohen Vergangenheit, der Mond mit vollem Licht herein. Der Himmel öffnet sich dort über dem Meer, und zeigt sich noch einmal in seinem klaren Blau, wie in der frühen Kindheit. Da wird in prophetischem Schimmer, jenseit des Meeres die Küste eines fernen Landes geahndet. Von seinem ewigen Frühling haben wir vernommen, und wie in ihm jenes tief im Innern wohnende, das wir als Knospe hinüberbringen, reifen wird. Nimm dann hinweg Zeit, auch die letzten Trümmer unsers irdischen Daseyns, nimm hinweg auf einige Zeit auch die Erinnrung des zurück-

gelegten Weges, und laß uns, wenn dein ewiges Gesetz es so gebeut, schlummernd in dem lang ersehnten Vaterland ankommen!

So wird, wenn wir die Bildungsgeschichte des menschlichen Gemüths, wenn wir seine Entwicklung von der Wiege bis zum Grabe betrachten, mitten in dem Gang des irdischen Strebens, ein andres höheres erkannt, welches mit jenem fast in Widerspruch zu stehen scheint, oder welches wenigstens in dem Gedräng des Lebens, selten oder nie aufzublühen vermag. Die hohe Welt der Poesie und des Künstlerideals, noch mehr die Welt der Religion, vermag in dem irdischen Daseyn nie ganz einheimisch zu werden, und pflegt der Vermischung mit den Elementen desselben zu widerstreben. Auch sehen wir nicht selten auf einzelne Momente, öfters durch gewaltsamere Weise, gewisse tiefe Kräfte unsres Wesens hervorschimmern, welche an geistigem Umfange weit über die Gränzen unsrer jetzigen Fähigkeiten hinausgehen, und die wir uns doch vergeblich bemühen, im Gang des gewöhnlichen Lebens fest zu halten.

Es wird uns nicht an Beispielen, aus allen Theilen der Naturwissenschaft mangeln, welche vielleicht eben über diese dunkle und tief liegende Eigenschaft unsres Gemüths, einiges Licht verbreiten können. Mit Recht ist dieselbe das Beginnen eines höheren überirdischen Daseyns, und der Mensch ein zweilebendes Wesen, welches auf dem höchsten Gipfel der irdischen Natur, zugleich die ersten Anlagen der überirdischen in sich vereinte, genannt worden. Wir sehen in ihm jenes Streben nach geistiger Vollendung kaum erwachen, während des kurzen Daseyns aber nie erfüllt werden. So greift aber in der ganzen Natur, ein höheres künftiges Daseyn, in das vorhergehende unvollkommnere ein, bald als Vorahndung, bald schon deutlich in seinem ersten lebendigen Beginnen sich regend. — — —

CIX. Ludw. Achim von Arnim.

(1781 — 1832.)

Die Bestattung des Zigeunerherzogs Michael. *)

(S. 3.)

Braka, die alte Zigeunerin im zerlumpten rothen Mantel, hatte kaum ihr drittes Vaterunser vor dem Fenster abgeschnurrt, wie sie es zum Zeichen verabredet hatte, als Bella schon den lieben vollen dunkelgelockten Kopf mit den glänzenden schwarzen Augen zum Schieber hinaus in den Schein des vollen Mondes streckte, der glühend wie ein halbgelöschtes Eisen aus dem Duft und den Fluthen der Schelde eben hervor kam, um in der Luft immer heller wieder aus seinem Innern heraus zu glühen. Ach sieh den Engel, sagte Bella, wie er mich anlacht! — Kind, sprach die Alte, und ihr schauderte, was siehst Du? — Den

*) „Isabella von Aegypten. Kaiser Karl des Fünften erste Jugendliebe. Eine Erzählung u. s. w. (folgen die Titel drei anderer Erzählungen.) Von Ludwig Achim von Arnim. Berlin. 1812." 8.

Mond, antwortete Bella, er ist schon wieder da, aber der Vater ist wieder nicht nach Hause gekommen. Alte, diesmal bleibt der Vater gar zu lange aus, doch ich hatte schöne Träume von ihm in der letzten Nacht, ich sah ihn auf einem hohen Throne in Aegypten und die Vögel flogen unter ihm, das hat mich getröstet. — Du armes Kind, sagte Braka, wenns nur wahr wäre, hast Du denn was zu essen und zu trinken bekommen? — O ja, antwortete Bella, der Nachbar hat seine Aepfelbäume geschüttelt, da sind viele Aepfel in den Bach gefallen, die habe ich aufgefischt, wo sie in den Wurzeln am krummen Ufer stecken geblieben, auch hatte der Vater, ehe er ausging, mir ein großes Brodt herausgelassen. — Daran that er recht, weinte die Alte, er hat kein Brod mehr nöthig, sie haben ihn vom Brodt geholfen. — Liebe Alte sprich, bat Bella, mein Vater hat sich doch nicht Schaden gethan bei den starken Mannskünsten? führ mich hin zu ihm, ich will ihn pflegen. Wo ist mein Vater? Wo ist mein Herzog? — So fragte Bella zitternd und die Thränen fielen ihr aus den Augen durch den Mondschein auf harte Steine nieder — wär ich ein ziehender Vogel gewesen, ich hätte mich niedergelassen und meinen Schnabel eingetunkt und sie zum Himmel getragen, so traurig und so ergeben in seinen Willen waren diese Thränen. — Sieh dort, schluchzte die Alte, auf dem Berge steht ein Dreifuß, dreibeinig, aber nicht dreieinig. Gott weiß nichts von ihm und doch heißt er das hohe Gericht, wer vor dem Dreifuß vorbeikommt, der kann noch lange leben, das Fleisch, was da die Sonne kocht, das wird in keinen Topf gesteckt, es hängt daran, bis wir es abnehmen. Sey ruhig, Du armes Kind und schrei nur nicht, Dein Vater hängt da oben, aber sey nur ruhig, wir holen ihn diese Nacht und werden ihn in die Bach werfen mit allen Ehren, wie ihm zukommt, daß er hinschwimme zu den Seinen nach Aegypten, denn er ist auf frommer Wallfahrt gestorben. Nimm diesen Wein und dieses Töpfchen mit Schmorfleisch, halte ihm ein Todtenmahl in Deiner Einsamkeit, wie es sich geziemt. — Bella konnte vor Schrecken kaum fassen, was sie ihr reichte. Die Alte fuhr fort. Halt doch fest, daß es nicht fällt, wein Dir nicht die Augen aus, denk daran, daß Du jetzt unsre einzige Hoffnung bist, daß Du die unsern, wenn unser Gelübde vollbracht, zurückführen sollst; denk auch, daß Dir jetzt alles gehört, was Dein Vater besessen, sieh nur in seiner Kammer zu, da hast Du den Schlüssel, da wirst Du viel finden. Ja bald hätte ich es vergessen, als er mir den Schlüssel gab, sagte er, Du möchtest Dich vor seinem schwarzen Simson nicht fürchten, der Hund würde es schon wissen, daß er Dir gehorchen müsse und Dich nicht mehr beißen dürfe; dann sagte er noch, Du solltest nicht traurig seyn, er sey lange am Heimweh krank gewesen und nun werde er gesund, da er heim komme. Das sagte er — und da hast Du einen Hutkopf voll Milch, die habe ich einer Kuh auf der Weide ausgemolken, die gehört zum Todtenmahle. Gute Nacht, Kind! — Die Alte gieng und Bella sah ihr nach wie einem bösen Briefe, der ihr vor Schrecken aus der Hand gefallen und den sie doch gern ganz wissen mochte; sie wäre lieber mitgegangen, aber sie zauderte in ihrer

Traurigkeit und scheute das rauhe Volk, was sie da antreffen würde, so sehr sie es liebte.

Die Zigeuner waren damals in der Verfolgung, welche die vertriebenen Juden ihnen zuzogen, die sich für Zigeuner ausgaben, um geduldet zu werden, schon sündlich verwildert; oft hatte Herzog Michael darüber geklagt und alle seine Klugheit angewendet, sie aus dieser Zerstreuung nach ihrem Vaterlande zurück zu führen. Ihr Gelübde, so weit zu ziehen, als sie noch Christen fänden, war gelöst, denn sie waren schon aus Spanien vom Weltmeer zurückgekehrt; nur der Wunsch nach der neuen Welt hielt sie in der alten, die nur Krieger, keine Pilger hinüberseßen wollte. Das Zurückführen nach Aegypten war aber bei der zunehmenden Türkenmacht, bei der Verfolgung überall, bei dem Mangel an Gelde unendlich schwer. Schon hatte der Herzog, was sonst ihre Nationalbelustigung war, Proben von Stärke und Geschicklichkeit, (wie sie schwere Tische auf ihren Zähnen im Gleichgewichte trugen, wie sie sich springend in der Luft überschlugen oder auf den Händen gingen) alles das, was sie mit dem Namen der starken Mannskünste bezeichneten, zu ihrer Erhaltung zu benutzen gesucht, aber von einem Gebiete ins andere zurück gedrängt, erschöpften sich diese Erwerbsquellen und auch die Besseren, wenn selbst das Wahrsagen nicht mehr galt, sahen sich gezwungen ihre ärmliche Nahrung zu stehlen oder mit jagdfreien Thieren, wie Maulwürfe und Stachelschweine fürlieb zu nehmen. Da fühlten sie erst recht innerlich die Strafe, daß sie die heilige Mutter Gottes mit dem Jesus Kinde und dem alten Joseph verstoßen, als sie zu ihnen nach Aegypten flüchteten, weil sie nicht die Augen des Herrn ansahen, sondern mit roher Gleichgültigkeit die Heiligen für Juden hielten, die in Aegypten auf ewige Zeit nicht beherbergt werden, weil sie die geliehenen goldnen und silbernen Gefäße auf ihrer Auswanderung nach dem gelobten Lande mitgenommen hatten. Als sie nun später den Heiland aus seinem Tode erkannten, den sie in seinem Leben verschmäht hatten, da wollte die Hälfte des Volks durch eine Wallfahrt, so weit sie Christen finden würden, diese Hartherzigkeit büßen. Sie zogen durch Kleinasien nach Europa und nahmen ihre Schätze mit sich, und so lange diese dauerten, waren sie überall willkommen; wehe aber allen Armen in der Fremde.

Das mußte voraus berichtet werden, jetzt zu unsrer Geschichte zurück. Ein neuer Haufe, unter denen Happy und Emler, waren vor acht Tagen aus Frankreich ohne alles Geld angekommen, der Herzog entschloß sich zu ihrem Unterhalt selbst seine Künste wieder einmal zu zeigen, er ging mit ihnen in ein Wirthshaus, und als er eben zu aller Bewunderung acht Männer auf Arm und Schultern trug, kam das Geschrei, der Happy sey gefangen, er habe zwei Hähne im Hofe gestohlen und im Fortgehen habe ihn ihr Krähen verrathen und Michael, der Herzog, sey bloß darum im Zimmer geblieben, um die Leute heran zu locken. Die Genter Bürger verziehen wegen ihres Reichthums keinen Diebstahl; vergebens stellte sich Herzog Michael, als ob er den Happy im Augenblick erschießen wollte, er selbst und Emler wurden mit dem Happy

verhaftet, und als Diebe zum Strange verurtheilt: damals gab es ein strenges Recht gegen die Zigeuner, sie todt zu schlagen, wo sie sich finden ließen. Michael betheuerte umsonst seine und Emlers Unschuld vor dem Gerichte und sprach: Uns geht es wie den Mäusen, hat eine Maus den Käse angenagt, so sagt man, die Mäuse sind es gewesen, da gehts an ein Vergiften, und Fangen aller, so sind wir Zigeuner jetzt nirgends mehr sicher als am Galgen! — Dieser sichere Ort wurde ihm durch das Gesetz und er weinte schmerzliche Thränen aus der Höhe zur Erde, daß er der letzte männliche Erbe seines hohen Hauses, so ehrlos und unschuldig umgebracht werde; da schloß sich seine Kehle bis zum jüngsten Tage, wo er seine Klage gegen die Unbarmherzigkeit der Reichen vortragen wird, die ein Menschenleben gegen die Sicherung ihrer todten Schätze gering achten, da wird der Strick so wenig durch ein Nadelöhr gehen, wie ein Kameel, und so werden die Reichen nicht eingehen ins Himmelreich, wo Bella ihren Vater wiederfindet.

Als Bella wieder zu sich gekommen, rief sie mehr als einmal: Also das hat mir der Traum bedeuten sollen, daß mein Vater erhöht wurde, ja wohl ist er jetzt erhöhet in den Himmel und weiß von uns nichts mehr oder alles! — Der schwarze Hund kam jetzt gegen seine Gewohnheit von der Kammerthüre, legte sich ihr zu Füßen und heulte: Also Du weißt es auch schon Simson? fragte sie ihn und der Hund nickte. Willst du mir künftig dienen? Der Hund nickte wieder, lief ans Fenster und kratzte. Bella sah hinaus, der Schieber war offen geblieben: sie sah die Gestalt ihres Vaters fernglänzend schweben, und plötzlich sank er hinunter. Jetzt haben sie ihn heruntergenommen, jetzt halten sie ihm ein Ehrenmahl, ich muß auch unter freien Himmel zum Todtenmahl. — Mit dem Weinkruge und dem Brodte, den schwarzen Hund zur Seite, trat sie in den verwüsteten Garten; das Haus war schon seit zehn Jahren der Gespenster wegen unbewohnt geblieben, denn so lange hatten die Zigeuner sich darin eingenistet und den Besitzer, einen reichen Kaufmann der Stadt, der es sich als Sommersitz eingerichtet hatte, daraus zurückgeschreckt, bis er selbst wegen eines Banqueruts eingesteckt und sein Vermögen für die Gläubiger in bekannter Nachlässigkeit verwaltet wurde. Jetzt hatten sie unter dem Schwerdt der Gerechtigkeit vollkommene Ruhe dort zu hausen, nur durften sie sich am Tage nicht zeigen, während ihnen Nachts alle Leute aus dem Wege gingen. So trat das bleiche schöne Kind wie ein Gespenst zur Hausthüre hinaus und der Wächter in den nahen Gärten flüchtete sich bei ihrem Anblick in eine entfernte Kapelle, um betend den heiligen Schutz des Glaubens zu fühlen. Bella wußte nicht, daß sie erschreckte, die Trauer um den Verlust ihres einzigen Gedankens, ihres Vaters, über den sie sich ganz vergessen hatte, machte sie stumpfsinnig, sie wußte nichts als die Regeln der alten Braka genau zu erfüllen; es war ihr das Liebste, daß sie noch etwas zu ihres Vaters Ehre thun konnte. Sie breitete also, wie es bei Todtenmahlen ihres Volkes gewöhnlich, ihren Schleier über einen Feldstein aus, setzte zwey Becher und zwey Teller darauf, brach ihr Brodt für beide, goß Wein in beide Becher, stieß mit

den Bechern an, leerte den ihren und schüttete den Becher des Todten in den schwimmenden Bach, der sich in geringer Entfernung von dem Hause in die Schelde verlor. Und wie sie dieß erste Opfer in den Fluß schütten wollte, da rauschte es in der Fluth und tauchte empor, als ob ein großer Fisch, der in dem Strome keinen Raum hatte, auftauchte und empor schwamm, der Mond trat hinter dem Hause hervor und sie sah ihres Vaters bleiches Angesicht, auf seinem Haupt die Krone, welche ihm die Zigeuner aufgesetzt hatten, ehe sie ihn in das fließende Wasser warfen. Und wie die Welle mit dem theuren Haupte kreiste, so ging dem armen Kinde der Kopf um; sie glaubte, er lebe noch, er suche sich aus dem Wasser zu retten, sie sprang hinein und hielt ihn fest, der schwarze Hund hielt aber sie am Rocke fest und stemmte sich gegen das Ufer; so wurde sie in sinnloser Trauer festgehalten und konnte weder den Leichnam ans Ufer bringen, noch mit ihm fortschwimmen ins Meer. Endlich kam Braka zurück, und da ihr an der Thüre nicht aufgemacht worden, schlich sie in den Garten, wo sie das wunderbare Bild wie versteinert sah, den kräftigen Michael im Todtenhemde mit der glänzenden silbernen Krone, über ihm das bleiche Mädchen, die schwarzen Locken über ihm hinwallend, an ihrem Kleide gehalten von dem schwarzen Hunde mit feurigen Augen. Die Alte mußte nach ihrer Art lachen, weil es etwas so Seltsames war, ungeachtet es ihr sehr zu Herzen ging, und sie nicht von Herzen, sondern nur mit dem dürren Munde wie ein Hungernder lachen mußte; dann sprang sie hinzu, hob das Mädchen mit Gewalt ans Ufer und sprach: Laß ihn ziehen, er weiß seinen Weg besser als Du! — Bei diesen Worten zog die Leiche still hinunter und der Mond ging unter Wolken und Bella sank in die Arme der Alten.

— — —

CX. Bettine Achim von Arnim, geb. Brentano.

(17...)

1. Göthe's Mutter an Bettine. *)

(Erster Theil. S. IX.)

Am 14. März 1807.

Ich habe mir meine Feder frisch abknipsen lassen und das vertrocknete Tintenfaß bis oben voll gegossen, und weil es denn heute so abscheulich Wetter ist, daß man keinen Hund vor die Thür jagt, so sollst Du auch gleich eine Antwort haben. Liebe Bettine, ich vermisse Dich sehr in der bösen Winterzeit; wie bist Du doch im vorigen Jahre so vergnügt dahergesprungen kommen? — wenns kreuz und quer schneite, da wußt ich das war so ein recht Wetter für Dich, ich braucht nicht lange zu warten, so warst Du da. Jetzt guck ich auch immer noch aus alter Gewohnheit nach der Ecke von der Katharinenpfort, aber Du kommst

*) „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Zwei Bände. Berlin. F. Dümmler. 1835." 8.

nicht, und weil ich das ganz gewis weiß, so kümmerts mich. Es kommen Visiten genug, das sind aber nur so Leutevisiten, mit denen ich nichts schwätzen kann.

Die Franzosen hab' ich auch gern, — das ist immer ein ganz ander Leben, wenn die französische Einquartirung hier auf dem Platz ihr Brod und Fleisch ausgetheilt kriegt, als wenn die preußische oder hessische Holzböck einrücken.

Ich habe recht meine Freud' gehabt am Napoleon, wie ich den gesehen hab'; er ist doch einmal derjenige, der der ganzen Welt den Traum vorzaubert, und dafür können sich die Menschen bedanken, denn wenn sie nicht träumten, so hätten sie auch nichts davon und schliefen wie die Säck', wie's die ganze Zeit gegangen ist.

Amüsire Dich recht gut und sei lustig, denn wer lacht, kann keine Todsünd' thun.

Deine Freundin
Elisabeth Göthe.

Nach dem Wolfgang frägst Du ja gar nicht; ich hab' Dir's ja immer gesagt: wart nur bis einmal ein anderer kommt, so wirst Du schon nicht mehr nach ihm seufzen.

2. Antwort Bettinens.

(Erster Theil. S. XI.)

Am 20. März 1807.

Frau Rath.

Geh' Sie doch mit Ihren Vorwürfen; — das antwort' ich Ihr auf Ihre Nachschrift, und sonst nicht.

Jetzt rath' Sie einmal was der Schneider für mich macht. Ein Andrieng! — Nein! Eine Kontusche? — Nein! Einen Joppel? — Nein! Eine Mantille? — Nein! Ein paar Boschen? — Nein! Einen Reifrock? — Nein! Einen Schlepprock? — Nein! Ein paar Hosen? — Ja! — Vivat — jetzt kommen andere Zeiten angerückt, — und auch eine Weste und ein Ueberrock dazu. Morgen wird alles anprobirt, es wird schon sitzen, denn ich hab' mir alles bequem und weit bestellt, und dann werf ich mich in eine Chaise und reise Tag und Nacht Courier durch die ganzen Armeen zwischen Feind und Freund durch; alle Festungen thun sich vor mir auf und so geht's fort bis Berlin, wo einige Geschäfte abgemacht werden, die mich nichts angehen. Aber dann gehts eilig zurück und wird nicht eher Halt gemacht bis Weimar. O Frau Rath, wie wird's denn dort aussehen? — mir klopft das Herz gewaltig, obschon ich noch bis zu Ende April reisen kann, ehe ich dort hinkomme. Wird mein Herz auch Muth genug haben sich ihm hinzugeben? — ist mir's doch, als ständ er eben vor der Thür! — Alle Adern klopfen mir im Kopf; ach wär' ich doch bei Ihr! — das allein könnt mich ruhig machen, daß ich säh', wie Sie auch vor Freud außer sich wär'; oder wollt mir einer einen Schlaftrunk geben, daß ich schlief bis ich bei ihm erwachte. Was werd ich ihm sagen? — ach, nicht wahr, er ist nicht hochmüthig? — von Ihr werd' ich ihm auch alles erzählen, das wird

er doch gewiß gern hören. Adieu, leb Sie wohl und wünsch' Sie mir im Herzen eine glückliche Reis'. Ich bin ganz schwindlich.

Bettine.

Aber das muß ich Ihr doch noch sagen, wie's gekommen ist. Mein Schwager kam und sagte, wenn ich seine Frau überreden könne, in Männerkleidern mit ihm eine weite Geschäftsreise zu machen, so wolle er mich mitnehmen, und auf dem Rückweg mir zu Lieb' über Weimar gehen. Denk Sie doch, Weimar schien mir immer so entfernt, als wenn es in einem andern Welttheil läg', und nun ist's vor der Thür.

3. Göthe's Mutter an Bettine.

(Erster Theil. S. 2.)

Am 11. Mai 1807.

Was läßt Du die Flügel hängen? Nach einer so schönen Reise schreibst Du einen so kurzen Brief, und schreibst nichts von meinem Sohn, als daß Du ihn gesehen hast; das hab' ich auch schon gewußt und er hat mir's gestern geschrieben. Was hab' ich von Deinem geankerten Schiff? da weiß ich so viel wie nichts. Schreib doch was passirt ist. Denk doch daß ich ihn in acht Jahr nicht gesehen hab', und ihn vielleicht nie wieder seh'; wenn Du mir nichts von ihm erzählen willst, wer soll mir dann erzählen? — hab' ich nicht Deine alberne Geschichte hundertmal angehört, die ich auswendig weiß, und nun, wo Du etwas Neues erfahren hast, etwas Einziges, wo Du weißt, daß Du mir die größte Freud' machen könntest, da schreibst Du nichts. Fehlt Dir denn was? — es ist ja nicht über's Meer bis nach Weimar. Du hast ja jetzt selbst erfahren, daß man dort sein kann, bis die Sonne zweimal aufgeht. — Bist Du traurig? — Liebe, liebe Tochter, mein Sohn soll Dein Freund sein, Dein Bruder, der Dich gewiß liebt, und Du sollst mich Mutter heißen in Zukunft für alle Täg, die mein spätes Alter noch zählt, es ist ja doch der einzige Name der mein Glück umfaßt.

Deine treue Freundin

Elisabeth Göthe.

Vor die Tasse bedank' ich mich.

4. Antwort an Göthe's Mutter.

(Erster Theil. S. 3.)

Am 16. Mai 1807.

Ich hab' gestern an Ihren Sohn geschrieben; verantwort' Sie es bei ihm. — Ich will Ihr auch gern alles schreiben, aber ich hab' jetzt immer soviel zu denken, es ist mir fast eine Unmöglichkeit, mich loszureißen, ich bin in Gedanken immer bei ihm; wie soll ich denn sagen wie es gewesen ist? — Hab' Sie Nachsicht und Geduld; ich will die ander Woch' nach Frankfurt kommen, da kann Sie mir alles abfragen.

Ihr Kind

Bettine.

5. An Göthe.

(Erster Theil. S. 146.)

Wartburg, den 1. August in der Nacht.

Freund, ich bin allein; alles schläft, und mich hält's wach, daß es kaum ist, wie ich noch mit Dir zusammen war. Vielleicht, Göthe, war dieß das höchste Ereigniß meines Lebens; vielleicht war es der reichste, der seligste Augenblick; schönere Tage sollen mir nicht kommen, ich würde sie abweisen.

Es war freilich ein letzter Kuß, mit dem ich scheiden mußte, da ich glaubte, ich müsse ewig an Deinen Lippen hängen, und wie ich so dahin fuhr durch die Gänge unter den Bäumen, unter denen wir zusammen gegangen waren, da glaubte ich, an jedem Stamme müsse ich mich festhalten, — aber sie verschwanden, die grünen wohlbekannten Ruinen, sie wichen in die Ferne, die geliebten Auen und Deine Wohnung war längst hinabgesunken, und die blaue Ferne schien allein mir meines Lebens Räthsel zu bewachen; — doch die mußt' auch noch scheiden, und nun hat ich nichts mehr als mein heiß's Verlangen, und meine Thränen flossen diesem Scheiden; ach, da besann ich mich auf alles, wie Du mit mir gewandelt bist in nächtlichen Stunden und hast mir gelächelt, daß ich Dir die Wolkengebilde auslegte und meine Liebe, meine schönen Träume, und hast mit mir gelauscht dem Geflüster der Blätter im Nachtwinde, der Stille der fernen weit verbreiteten Nacht. — Und hast mich geliebt, das weiß ich; wie Du mich an der Hand führtest durch die Straßen, da hab' ich's an Deinem Athem empfunden, am Ton Deiner Stimme, an etwas, wie soll ich's Dir bezeichnen, das mich umwehte, daß Du mich aufnahmst in ein inneres geheimes Leben, und hattest Dich in diesem Augenblick mir allein zugewendet und begehrtest nichts als mit mir zu sein; und dieß alles, wer wird mir's rauben? — was ist mir verloren? — Mein Freund, ich habe alles, was ich je genossen. Und wo ich auch hingehe, — mein Glück ist meine Heimath.

Wie die Regentropfen rasseln an den kleinen runden Fensterscheiben, und wie der Wind furchtbar tobt! Ich habe schon im Bett gelegen, und hatte mich nach der Seite gewendet, und wollte einschlafen in Dir, im Denken an Dich. — Was heißt das: im Herrn entschlafen? Oft fällt mir dieser Spruch ein, wenn ich so zwischen Schlaf und Wachen fühle, daß ich mit Dir beschäftigt bin; — ich weiß genau, wie das ist: der ganze irdische Tag vergeht dem Liebenden, wie das irdische Leben der Seele vergeht; sie ist hie und da in Anspruch genommen, und ob sie sich's schon verspricht, sich selber nicht zu umgehen; so hat sie sich am End durch das Gewebe der Zeiten durchgearbeitet, immer unter der heimlichen Bedingung, einmal nur Rücksprache zu nehmen mit dem Geliebten, aber die Stunden legen im Vorüberschreiten jede ihrer Bitten und Befehle dar; und da ist ein übermächtiger Wille im Menschen, der heißt ihn allem sich fügen; den läßt er über sich walten, wie das Opfer über sich walten läßt, das da weiß, es wird zum Altar geführt. —

Und so entschläft die Seele im Herrn, ermüdet von der ganzen Lebenszeit, die ihr Tyrann war und jetzt den Scepter sinken läßt. Da steigen göttliche Träume herauf, und nehmen sie in ihren Schoos, und hüllen sie ein, und ihr magischer Duft wird immer stärker und umnebelt die Seele, daß sie nichts mehr von sich weiß; das ist die Ruhe im Grabe; so steigen Träume herauf jede Nacht, wenn ich mich besinnen will auf Dich, und ich lasse mich ohne Widerstand einwiegen, denn ich fühle, daß mein Wolkenbett aufwärts mit mir steigt! —

Wenn Du diese Nacht auch wach gehalten bist, so mußt Du doch einen Begriff haben von dem ungeheuern Sturm. Eben wollte ich noch ganz stark sein und mich gar nicht fürchten; da nahm aber der Wind einen so gewaltigen Anlauf, und klirrte an den Fensterscheiben und heulte so jammernd, daß ich Mitleid spürte, und nun riß er so tückisch die schwere Thüre auf, er wollte mir das Licht auslöschen; ich sprang auf den Tisch und schützte es, und ich sah durch die offne Thür nach dem dunklen Gang, um doch gleich bereit zu sein, wenn Geister eintreten sollten; ich zitterte vor herzklopfender Angst; da sah ich was sich bilden, draußen im Gang; und es war wirklich, als wollten zwei Männer eintreten, die sich bei der Hand hielten; einer weiß und breitschulterig, und der andere schwarz und freundlich; und ich dachte: das ist Göthe! Da sprang ich vom Tisch Dir entgegen, und lief zur Thüre hinaus auf den dunklen Gang, vor dem ich mich gefürchtet hatte, und ging bis an's Ende Dir entgegen, und meine ganze Angst hatte sich in Sehnsucht verwandelt; und ich war traurig, daß die Geister nicht kamen, Du und der Herzog. — Ihr seid ja oft hier gewesen zusammen, Ihr zwei freundliche Brüder.

Gute Nacht, ich bin begierig auf morgen früh; da muß sich's ausweisen, was der Sturm wird angerichtet haben; das Krachen der Bäume, das Rieseln der Wasser wird doch was durchgesetzt haben.

6. An Göthe.

(Erster Theil. S. 150.)

Am 2. August.

Heute Morgen hat mich die Sonne schon halb fünf Uhr geweckt; ich glaub', ich hab' keine zwei Stund' geschlafen; sie mußte mir grad' in die Augen scheinen. Eben hatte es aufgehört mit Wolkenbrechen und Windwirbeln, die goldne Ruh breitete sich aus am blauen Morgenhimmel; ich sah die Wasser sich sammlen und ihren Weg zwischen den Felskanten suchen hinab in die Fluth; gestürzte Tannen brachen den brausenden Wasserstrurz, und Felssteine spalteten seinen Lauf; er war unaufhaltsam; er riß mit sich, was nicht widerstehen konnte. — Da überkam mich eine so gewaltige Lust — ich konnte auch nicht widerstehen: ich schürzte mich hoch, der Morgenwind hielt mich bei den Haaren im Zaum; ich stützte beide Hände in die Seite, um mich im Gleichgewicht zu halten, und sprang hinab, in kühnen Sätzen von einem Felsstück zum andern, bald hüben, bald drüben, das brausende Wasser mit mir, kam ich unten an, da lag, als wenn ein Keil sie gespalten

hätte bis an die Wurzel, der halbe Stamm einer hohlen Linde, quer über den sich sammlenden Wassern.

O liebster Freund! der Mensch, wenn er Morgennebel trinkt und die frischen Winde sich mit jagen, und der Duft der jungen Kräuter in die Brust eindringt, und in den Kopf steigt; und wenn die Schläfe pochen und die Wangen glühen, und wenn er die Regentropfen aus den Haaren schüttelt, was ist das für eine Lust!

Auf dem umgestürzten Stamm ruhte ich aus und da entdeckte ich unter den dick belaubten Aesten unzählige Vogelnester, kleine Meisen mit schwarzen Köpfchen und weißen Kehlen, sieben in einem Neste, und Finken und Distelfinken; die alten Vögel flatterten über meinem Kopf und wollten die jungen ätzen; ach, wenn's ihnen nur gelingt, sie groß zu ziehen in so schwieriger Lage; denk' nur: aus dem blauen Himmel herabgestürzt an die Erde, quer über einen reißenden Bach, wenn so ein Vögelchen herausfällt, muß es gleich ersaufen, und noch dazu hängen alle Nester schief. — Aber die hunderttausend Bienen und Mücken, die mich umschwirrten, die all' in der Linde Nahrung suchten; — wenn Du doch das Leben mit angesehen hättest! Da ist kein Markt so reich an Verkehr, und alles war so bekannt, jedes suchte sein kleines Wirthshaus unter den Blüthen, wo es einkehrte, und emsig flog es wieder hinweg und begegnete dem Nachbar, und da summten sie an einander vorbei, als ob sie sich's sagten, wo gut Bier feil ist. — Was schwätze ich Dir alles von der Linde! — und doch ist's noch nicht genug; an der Wurzel hängt der Stamm noch zusammen; ich sah hinauf zu dem Gipfel des stehenden Baumes, der nun sein halbes Leben am Boden hinschleifen muß, und im Herbst stirbt er ihm ab. Lieber Göthe, hätte ich meine Hütte dort in der einsamen Thalschlucht, und ich wär' gewöhnt, auf Dich zu warten, welch' großes Ereigniß wär' dieses, wie würd' ich Dir entgegen springen und von weitem schon zurufen: „Denk' nur unsere Linde!" Und so ist es auch, ich bin eingeschlossen in meiner Liebe, wie in einsamer Hütte, und mein Leben ist ein Harren auf Dich unter der Linde; wo Erinnerung und Gegenwart duftet, und die Sehnsucht die Zukunft herbeilockt. Ach, lieber Wolfgang, wenn der grausame Sturm die Linde spaltet, und die üppigere stärkere Hälfte mit allem innen wohnenden Leben zu Boden stürzt, und ihr grünes Laub, über bösem Geschick, wie über stürzenden Bergwassern, trauernd welkt und die junge Brut in ihren Aesten verdirbt; o dann denk', daß die eine Hälfte noch steht, und in ihr alle Erinnerung und alles Leben, was dieser entsprießt, zum Himmel getragen wird.

Adieu! Jetzt geht's weiter; morgen bin ich Dir nicht so nah, daß ein Brief, den ich früh geschrieben, Dir spät die Zeit vertreibt. — Ach lasse sie Dir vertreiben, als wenn ich selbst bei Dir wär: zärtlich!

In Kassel bleib ich vierzehn Tage, dort werd ich der Mutter schreiben, sie weiß noch nicht, daß ich bei Dir war.

Bettine.

7. Göthe's Antwort.

(Erster Theil. 177.)

An Bettine.

Du bist ein feines Kind, ich lese Deine lieben Briefe mit innigem Vergnügen, und werde sie gewiß immer wieder lesen mit demselben Genuß. Dein Malen des Erlebten sammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit, und dem, was Dir Dein witziger Dämon eingibt, sind wahre Originalskizzen, die auch neben den ernsteren Beschäftigungen ihr hohes Interessen nicht verläugnen, nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich Dir danke. Bewahre mir Dein Vertrauen und lasse es, wo möglich, noch zunehmen. Du wirst mir immer sein und bleiben, was Du bist. Mit was kann man Dir auch vergelten, als nur, daß man sich willig von allen Deinen guten Gaben bereichern läßt. Wie viel Du meiner Mutter bist, weißt Du selbst, ihre Briefe fließen in Lob und Liebe über. Fährst Du so fort, den flüchtigen Momenten guten Glückes liebliche Denkmale der Erinnerung zu widmen; ich stehe Dir nicht dafür, daß ich mir's anmaßen könnte, solche geniale lebenvolle Entwürfe zur Ausführung zu benützen, wenn sie dann nur auch so warm und wahr an's Herz sprechen.

Die Trauben an meinem Fenster, die schon vor ihrer Blüthe, und nun ein zweites Mal Zeugen Deiner freundlichen Erscheinung waren, schwellen ihrer vollen Reife entgegen, ich werde sie nicht brechen, ohne Deiner dabei zu gedenken, schreibe mir bald und liebe mich.

Göthe.

8. Ueber Kunst.

(Zweiter Theil.)

Beiliegende Blätter geschrieben in der Montag Nacht.

Ueber Kunst. Ich habe sie nicht studiert, weiß nichts von ihrer Entstehung, ihrer Geschichte, ihrem Standpunkt. Wie sie einwirkt, wie die Menschen sie verstehen, das scheint mir unächt.

Die Kunst ist Heiligung der sinnlichen Natur, hiemit sag' ich alles, was ich von ihr weiß. Was geliebt wird, das soll der Liebe dienen, der Geist ist das geliebte Kind Gottes, Gott erwählt ihn zum Dienst der sinnlichen Natur, das ist die Kunst. Offenbarung des Geistes in den Sinnen ist die Kunst. Was Du fühlst, das wird Gedanke und was Du denkst, was Du zu erdenken strebst, das wird sinnliches Gefühl. Was die Menschen in der Kunst zusammentragen, was sie hervorbringen, wie sie sich durcharbeiten, was sie zu viel oder zu wenig thun, das möchte manchen Widerspruch erdulden, aber immer ist es ein Buchstabiren des göttlichen Es werde.

Was kann uns ergreifen an der Darstellung einer Gestalt, die sich nicht regt, die den Moment ihrer geistigen Tendenz nicht zu entwickeln vermag? — Was kann uns durchdringen in einer gemalten Luftschicht, in welcher die Ahnung des steigenden Lichts nie erfüllt wird?

— was bewegt uns zu heimathlichem Sehnen in der gemalten Hütte sogar? was zu dem vertraulichen Hinneigen zum nachgeahmten Thiere? — wenn es nicht eine Sanction des keimenden Geistes der Erzeugung ist!

Ach was fragst Du nach der Kunst, ich kann Dir nichts Genügendes sagen? frage nach der Liebe, die ist meine Kunst, in ihr soll ich darstellen, in ihr soll ich mich fassen und heiligen.

9. Ueber Beethoven.

a. Bettina an Göthe.

(Zweiter Theil.)

Es ist Beethoven, von dem ich Dir jetzt sprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche (was jetzt vielleicht keiner versteht und glaubt), er schreite weit der Bildung der ganzen Menschheit voran, und ob wir ihn je einholen? — ich zweifle; möge er nur leben bis das gewaltige und erhabene Räthsel, was in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist, ja, möge er sein höchstes Ziel erreichen, gewiß dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntniß in unsern Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt.

Vor Dir kann ich's wohl bekennen, daß ich an einen göttlichen Zauber glaube, der das Element der geistigen Natur ist, diesen Zauber übt Beethoven in seiner Kunst; alles wessen er Dich darüber belehren kann, ist reine Magie, jede Stellung ist Organisation einer höheren Existenz, und so fühlt Beethoven sich auch, als Begründer einer neuen sinnlichen Basis im geistigen Leben; Du wirst wohl herausverstehen, was ich sagen will und was wahr ist. Wer könnte uns diesen Geist ersetzen? von wem könnten wir ein Gleiches erwarten? — Das ganze menschliche Treiben geht wie ein Uhrwerk an ihm auf und nieder, er allein erzeugt frei aus sich das Ungeahnte, Unerschaffene, was sollte diesem auch der Verkehr mit der Welt, der schon vor Sonnenaufgang am heiligen Tagwerk ist, und nach Sonnenuntergang, kaum um sich sieht, der seines Leibes Nahrung vergißt, und von dem Strom der Begeisterung im Flug an den Ufern des flachen Alltagslebens vorübergetragen wird; er selber sagte: „wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn was ich sehe, ist gegen meine Religion, und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie, sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert und sie geistestrunken macht, wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei gefischt, was sie mit auf's Trockene bringen. — Keinen Freund hab ich, ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist wie den andern in meiner Kunst, ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich hab ihn jedesmal erkannt und verstanden, mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, die kann kein bös Schicksal haben, wenn sie sich verständ-

lich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die andern schleppen." — Dieß alles hat mir Beethoven gesagt, wie ich ihn zum ersten Mal sah, mich durchdrang ein Gefühl von Ehrfurcht, wie er sich mit so freundlicher Offenheit gegen mich äußerte, da ich ihm doch ganz unbedeutend sein mußte; auch war ich verwundert, denn man hatte mir gesagt, er sei ganz menschenscheu und lasse sich mit Niemand in ein Gespräch ein. Man fürchtete sich, mich zu ihm zu führen, ich mußte ihn allein aufsuchen, er hat drei Wohnungen, in denen er abwechselnd sich versteckt, eine auf dem Lande, eine in der Stadt und die dritte auf der Bastei, da fand ich ihn im dritten Stock; unangemeldet trat ich ein, er saß am Clavier, ich nannte meinen Namen, er war sehr freundlich und fragte: ob ich ein Lied hören wolle, was er eben componirt habe? — dann sang er scharf und schneidend, daß die Wehmuth auf den Hörer zurückwirkte: „Kennst du das Land," — „nicht wahr, es ist schön," sagte er begeistert, „wunderschön! ich will's noch einmal singen," er freute sich über meinen heitern Beifall. „Die meisten Menschen sind gerührt über etwas Gutes, das sind aber keine Künstlernaturen, Künstler sind feurig, die weinen nicht," sagte er. Dann sang er noch ein Lied von Dir, das er auch in diesen Tagen componirt hatte: „Trocknet nicht Thränen der ewigen Liebe." — Er begleitete mich nach Hause, und unterwegs sprach er eben das viele Schöne über die Kunst, dabei sprach er so laut und blieb auf der Straße stehen, daß Muth dazu gehörte zuzuhören, er sprach mit großer Leidenschaft und viel zu überraschend, als daß ich nicht auch der Straße vergessen hätte, man war sehr verwundert, ihn mit mir in eine große Gesellschaft, die bei uns zum Diner war, eintreten zu sehen. Nach Tisch setzte er sich unaufgefordert an's Instrument und spielte lang und wunderbar, sein Stolz fermentirte zugleich mit seinem Genie; in solcher Aufregung erzeugt sein Geist das Unbegreifliche und seine Finger leisten das Unmögliche. — Seitdem kommt er alle Tage oder ich gehe zu ihm. Darüber versäume ich Gesellschaften, Gallerien, Theater und sogar den Stephansthurm. Beethoven sagte: „Ach was wollen Sie da sehen! ich werde Sie abholen, wir gehen gegen Abend durch die Allee von Schönbrunn." Gestern ging ich mit ihm in einen herrlichen Garten, in voller Blüthe, alle Treibhäuser offen, der Duft war betäubend; Beethoven blieb in der drückenden Sonnenhitze stehen und sagte: „Göthe's Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt und aufgeregt zum Componiren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimniß der Harmonieen schon in sich trägt. Da muß ich denn von dem Brennpunkt der Begeisterung die Melodie nach allen Seiten hin ausladen, ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein, ich sehe sie dahin fliehen in der Masse verschiedener Aufregungen verschwinden, bald erfasse ich sie mit erneuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen, und im letzten Augenblick da triumphire ich über den ersten musicalischen Gedan-

ken, sehn Sie, das ist eine Symphonie; ja, Musik ist so recht die Vermittlung des geistigen Lebens zum sinnlichen. Ich möchte mit Goethe hierüber sprechen, ob der mich verstehen würde? — Melodie ist das sinnliche Leben der Poesie. Wird nicht der geistige Inhalt eines Gedichts zum sinnlichen Gefühl durch die Melodie? — empfindet man nicht in dem Lied der Mignon ihre ganze sinnliche Stimmung durch die Melodie? und erregt diese Empfindung nicht wieder zu neuen Erzeugungen? — Da will der Geist zu schrankenloser Allgemeinheit sich ausdehnen, wo alles in Allem sich bildet zum Bett der Gefühle, die aus dem einfachen musikalischen Gedanken entspringen, und die sonst ungeahnt verhallen würden; das ist Harmonie, das spricht sich in meinen Symphonien aus, der Schmelz vielseitiger Formen wogt dahin in einem Bett bis zum Ziel. Da fühlt man denn wohl, daß ein Ewiges, Unendliches nie ganz zu Umfassendes in allem geistigen liege, und obschon ich bei meinen Werken immer die Empfindung des Gelingens habe, so fühle ich einen ewigen Hunger, was mir eben erschöpft schien mit dem letzten Paukenschlag, mit dem ich meinen Genuß, meine musikalische Ueberzeugung den Zuhörern einkeilte, wie ein Kind von neuem anzufangen. Sprechen Sie dem Goethe von mir, sagen Sie ihm, er soll meine Symphonieen hören, da wird er mir recht geben, daß Musik der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist, die wohl den Menschen umfaßt, daß er aber nicht sie zu fassen vermag. — Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, um Musik in ihrer Wesenheit zu fassen, sie gibt Ahnung, Inspiration himmlischer Wissenschaften, und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist die Verkörperung geistiger Erkenntniß. — Obschon die Geister von ihr leben, wie man von der Luft lebt, so ist es noch ein anders, sie mit dem Geiste begreifen; — je mehr aber die Seele ihre sinnliche Nahrung aus ihr schöpft, je reifer wird der Geist zum glücklichen Einverständniß mit ihr. — Aber Wenige gelangen dazu, denn so wie Tausende sich um der Liebe willen vermählen, und die Liebe in diesen Tausenden sich nicht einmal offenbart, obschon sie alle das Handwerk der Liebe treiben, so treiben Tausende einen Verkehr mit der Musik, und haben doch ihre Offenbarung nicht; auch ihr liegen die hohen Zeichen des Moralsinns zum Grund wie jeder Kunst, alle ächte Erfindung ist ein moralischer Fortschritt. — Sich selbst ihren unerforschlichen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den eignen Geist bändigen und lenken, daß er ihre Offenbarungen ausströme, das ist das isolirende Princip der Kunst; von ihrer Offenbarung aufgelöst werden, das ist die Hingebung an das Göttliche, was in Ruhe seine Herrschaft an dem Rasen ungebändigter Kräfte übt; und so der Phantasie die höchste Wirksamkeit verleihet. So vertritt die Kunst allemal die Gottheit, und das menschliche Verhältniß zu ihr ist Religion, was wir durch die Kunst erwerben, das ist von Gott göttliche Eingebung, die den menschlichen Befähigungen ein Ziel steckt, was er erreicht.

Wir wissen nicht, was uns Erkenntniß verleihet; das fest verschlossene Samenkorn bedarf des feuchten, elektrisch warmen Bodens, um zu treiben, zu denken, sich auszusprechen. Musik ist der elektrische Boden,

in dem der Geist lebt, denkt, erfindet. Philosophie ist ein Niederschlag ihres elektrischen Geistes; ihre Bedürftigkeit, die alles auf ein Urprincip gründen will, wird durch sie gehoben, und obschon der Geist dessen nicht mächtig ist, was er durch sie erzeugt, so ist er doch glückselig in dieser Erzeugung, und so ist jede ächte Erzeugung der Kunst unabhängig, mächtiger als der Künstler selbst, und kehrt durch ihre Erscheinung zum Göttlichen zurück, und hängt nur darin mit dem Menschen zusammen, daß sie Zeugniß gibt, von der Vermittlung des Göttlichen in ihm.

Musik gibt dem Geist die Beziehung zur Harmonie. Ein Gedanke abgesondert, hat doch das Gefühl der Gesammtheit der Verwandtschaft im Geist; so ist jeder Gedanke in der Musik in innigster, untheilbarster Verwandtschaft mit der Gesammtheit der Harmonie die Einheit.

Alles elektrische regt den Geist zu musikalischer, fließender, ausströmender Erzeugung.

Ich bin elektrischer Natur. — Ich muß abbrechen mit meiner unerweislichen Weisheit, sonst möchte ich die Probe versäumen, schreiben Sie an Goethe von mir, wenn Sie mich verstehen, aber verantworten kann ich nichts, und will mich auch gern belehren lassen von ihm." — Ich versprach ihm, so gut ich's begreife, Dir alles zu schreiben. — Er führte mich zu einer großen Musikprobe mit vollem Orchester, da saß ich im weiten unerhellten Raum in einer Loge ganz allein; einzelne Streiflichter stahlen sich durch Ritzen und Astlöcher, in denen ein Strom bunter Lichtfunken hin und her tanzte, wie Himmelsstraßen mit seligen Geistern bevölkert.

Da sah ich denn diesen ungeheuren Geist sein Regiment führen. O, Goethe! kein Kaiser und kein König hat so das Bewußtsein seiner Macht, und daß alle Kraft von ihm ausgehe, wie dieser Beethoven, der eben noch im Garten nach einem Grund suchte, wo ihm denn alles herkomme; verstünd ich ihn so wie ich ihn fühle, dann wüßt ich alles. Dort stand er so fest entschlossen, seine Bewegungen, sein Gesicht drückten die Vollendung seiner Schöpfung aus, er kam jedem Fehler, jedem Mißverstehen zuvor, kein Hauch war willkürlich, alles war durch die großartige Gegenwart seines Geistes in die besonnenste Thätigkeit versetzt. — Man möchte weissagen, daß ein solcher Geist in späterer Vollendung als Weltherrscher wieder auftreten werde.

Gestern Abend schrieb ich noch alles auf, heute Morgen las ich's ihm vor, er sagte: „Hab ich das gesagt? — nun dann hab ich einen Raptus gehabt;" er las es noch einmal aufmerksam und strich das oben aus und schrieb zwischen die Zeilen, denn es ist ihm drum zu thun, daß Du ihn verstehst.

Erfreue mich nun mit einer baldigen Antwort, die dem Beethoven beweist, daß Du ihn würdigst. Es war ja immer unser Plan, über Musik zu sprechen, ja ich wollte auch, aber durch Beethoven fühl' ich nun erst, daß ich der Sache nicht gewachsen bin.

Bettina.

b. Goethe an Bettina.

Dein Brief, herzlich geliebtes Kind, ist zur glücklichen Stunde an mich gelangt, Du hast Dich brav zusammengenommen, um mir eine große und schöne Natur in ihren Leistungen wie in ihrem Streben, in ihren Bedürfnissen wie in dem Ueberfluß ihrer Begabtheit darzustellen; es hat mir großes Vergnügen gemacht, dies Bild eines wahrhaft genialen Geistes in mich aufzunehmen, ohne ihn klassifiziren zu wollen, gehört doch ein psychologisches Rechnungskunststück dazu, um das wahre Facit der Uebereinstimmung da herauszuziehen, indessen fühle ich keinen Widerspruch gegen das, was sich von Deiner raschen Explosion erfassen läßt; im Gegentheil möchte ich Dir für einen innern Zusammenhang meiner Natur, mit dem was sich aus diesen mannigfaltigen Aeußerungen erkennen läßt, einstweilen einstehen, der gewöhnliche Menschenverstand würde vielleicht Widersprüche darin finden, was aber ein solcher vom Dämon besessener ausspricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben, und es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntniß spricht, denn hier malten die Götter und streuen Samen zu künftiger Einsicht, von der nur zu wünschen ist, daß sie zu ungestörter Ausbildung gedeihen möge, bis sie indessen allgemein werde, da müssen die Nebel vor dem menschlichen Geist sich erst theilen. Sage Beethoven das Herzlichste von mir, und daß ich gern Opfer bringen würde, um seine persönliche Bekanntschaft zu haben, wo denn ein Austausch von Gedanken und Empfindungen gewiß den schönsten Vortheil brächte, vielleicht vermagst Du so viel über ihn, daß er sich zu einer Reise nach Carlsbad bestimmen läßt, wo ich doch beinah jedes Jahr hinkomme und die beste Muse haben würde von ihm zu hören und zu lernen; ihn belehren zu wollen, wäre wohl selbst von einsichtigern, als ich, Frevel, da ihm sein Genie vorleuchtet, und ihm oft wie durch einen Blitz Hellung gibt, wo wir im Dunkel sitzen und kaum ahnen, von welcher Seite der Tag anbrechen werde.

Soviel Freude würde es mir machen, wenn Beethoven mir die beiden componirten Lieder von mir schicken wollte, aber hübsch deutlich geschrieben, ich bin sehr begierig sie zu hören, es gehört mit zu meinen erfreulichsten Genüssen, für die ich sehr dankbar bin, wenn ein solches Gedicht früherer Stimmung mir durch eine Melodie (wie Beethoven ganz ruhig erwähnt) wieder aufs neue versinnlicht wird. — — —

CXI. Adelbert von Chamisso.

(1781.)

Aus dem „Peter Schlemihl.“ *)

Schlemihl verkauft seinen Schatten.

(S. 239.)

Ich schlich hinter her, ohne Jemandem beschwerlich zu fallen, denn keine Seele bekümmerte sich weiter um mich. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, es ward getändelt und gescherzt, man sprach zuweilen von leichtsinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtsinnig, und gemächlich erging besonders der Witz über abwesende Freunde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd, um von alle dem Vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt, um den Sinn auf solche Räthsel zu haben. Wir hatten den Rosenhain erreicht. Die schöne Fanny, wie es schien, die Herrin des Tages, wollte aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen, sie verletzte sich an einem Dorn, und wie von den dunklen Rosen, floß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieses Ereigniß brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es wurde Englisch Pflaster gesucht. Ein stiller, dünner, hagrer, länglichter, ältlicher Mann, der neben mitging, und den ich noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schooßtasche seines altfränkischen, grautaffentnen Rockes, brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie, und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfing es ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank, die Wunde ward verbunden, und man ging weiter den Hügel hinan, von dessen Rücken man die weite Aussicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermeßlichen Ocean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punkt erschien am Horizont zwischen der dunklen Fluth und der Bläue des Himmels. „Ein Fernrohr her!“ rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus einen schönen Dollond hervorgezogen, und es dem Herrn John eingehändigt. Dieser, es sogleich an das Aug' bringend, benachrichtigte die Gesellschaft, es sey das Schiff, das gestern ausgelaufen, und das widrige Winde im Angesicht des Hafens zurücke hielten. Das Fernrohr ging von Hand zu Hand, und nicht wieder in die des Eigenthümers; ich aber sah verwundert den Mann an, und wußte nicht, wie die große Maschine aus der winzigen Tasche herausgekommen war; es

*) „Peter Schlemihl's wundersame Geschichte.“ Fouqué gab ihn 1814 heraus, Nürnberg, 8. Eine zweite Ausgabe erschien 1827. Findet sich im vierten Band von Adelberts von Chamisso's Werken. Leipzig. Weidmann. 1836. Mit vier Zeichnungen von Schrödter in Düsseldorf. Die letzte Ausgabe ist hier benutzt.

schien aber Niemandem aufgefallen zu seyn, und man bekümmerte sich nicht mehr um den grauen Mann, als um mich selber.

Erfrischungen wurden gereicht, das seltenste Obst aller Zonen in den kostbarsten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anstand und richtete da zum zweiten Mal ein Wort an mich: „Essen Sie nur; das haben Sie auf der See nicht gehabt." Ich verbeugte mich, aber er sah es nicht, er sprach schon mit jemand Anderem.

Man hätte sich gern auf den Rasen, am Abhange des Hügels, der ausgespannten Landschaft gegenüber gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht gescheut. Es wäre göttlich, meinte Wer aus der Gesellschaft wenn man türkische Teppiche hätte, sie hier auszubreiten. Der Wunsch war nicht sobald ausgesprochen, als schon der Mann im grauen Rock die Hand in der Tasche hatte, und mit bescheidener, ja demüthiger Geberde einen reichen, golddurchwirkten türkischen Teppich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nehmen ihn in Empfang, als müsse es so seyn, und entfalteten ihn am begehrten Orte. Die Gesellschaft nahm ohne Umstände Platz darauf; ich wiederum sah betroffen den Mann, die Tasche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wissend, was ich dazu denken sollte, besonders da Niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufschluß über den Mann gehabt, und gefragt, wer er sey, nur wußt ich nicht, an wen ich mich richten sollte, denn ich fürchtete mich fast noch mehr vor den Herren Bedienten, als vor den bedienten Herren. Ich faßte endlich ein Herz, und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Ansehen schien als die Andern, und der öfter allein gestanden hatte. Ich bat ihn leise, mir zu sagen, wer der gefällige Mann sey dort im grauen Kleide. — „Dieser, der wie Ende Zwirn aussieht? der einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist?" Ja, der allein steht — „den kenn ich nicht," gab er mir zur Antwort, und, wie es schien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden, wandt er sich weg und sprach von gleichgültigen Dingen mit einem Andern.

Die Sonne fing jetzt stärker zu scheinen an, und ward den Damen beschwerlich, die schöne Fanny richtete nachlässig an den grauen Mann, den, so viel ich weiß, noch Niemand angeredet hatte, die leichtsinnige Frage: ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei sich habe? Er beantwortete sie durch eine so tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte schon die Hand in der Tasche, aus der ich Zeuge, Stangen, Schnüre, Eisenwerk, kurz Alles, was zu dem prachtvollsten Lustzelt gehört, herauskommen sah. Die jungen Herren halfen es ausspannen, und es überhing die ganze Ausdehnung des Teppichs — und Keiner fand noch etwas Außerordentliches darin. — Mir war schon lang' unheimlich, ja graulich zu Muthe, wie ward mir vollends, als beim nächst ausgesprochenen Wunsch ich ihn noch aus seiner Tasche drei Reitpferde, ich sage Dir, drei schöne, große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen sah! — denke Dir, um Gotteswillen! drei gesattelte

Pferde noch aus derselben Tasche, woraus schon eine Brieftasche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn Schritte breit, ein Lustzelt von derselben Größe, und alle dazu gehörigen Stangen und Eisen, herausgekommen waren! — Wenn ich Dir nicht betheuerte, es selbst mit eignen Augen angesehen zu haben, würdest Du es gewiß nicht glauben. — So verlegen und demüthig der Mann selbst zu seyn schien, so wenig Aufmerksamkeit ihm auch die Andern schenkten, so ward mir doch seine blasse Erscheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, so schauerlich, daß ich sie nicht länger ertragen konnte. Ich beschloß, mich aus der Gesellschaft zu stehlen, was bei der unbedeutenden Rolle, die ich darinnen spielte, mir ein Leichtes schien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück bei Herrn John wieder versuchen, und, wenn ich den Muth dazu fände, ihn über den seltsamen grauen Mann befragen. — Wäre es mir nur so zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich schon wirklich durch den Rosenhain, den Hügel hinab, glücklich geschlichen, und befand mich auf einem freien Rasenplatz, als ich aus Furcht, außer den Wagen durchs Gras gehend angetroffen zu werden, einen forschenden Blick um mich warf. Wie erschrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zukommen sah. Er nahm sogleich den Hut vor mir ab, und verneigte sich so tief, als noch niemand vor mir gethan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte, ohne grob zu seyn, es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder, und stand da in der Sonne mit bloßem Haupte wie angewurzelt. Ich sah ihn voller Furcht stier an, und war wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat. Er selber schien sehr verlegen zu seyn, er hob den Blick nicht auf, verbeugte sich zu verschiedenen Malen, trat näher, und redete mich an mit leiser unsicherer Stimme, ungefähr im Tone eines Bettelnden.

„Möge der Herr meine Zudringlichkeit entschuldigen, wenn ich es wage, ihn so unbekannter Weise aufzusuchen, ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigst —" — „Aber um Gottes willen, mein Herr!" brach ich in meiner Angst aus, „was kann ich für einen Mann thun, der" — wir stutzten Beide, und wurden, wie mir deucht, roth. Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: „Während der kurzen Zeit, wo ich das Glück genoß, mich in ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige Mal — erlauben Sie, daß ich es Ihnen sage — wirklich mit unaussprechlicher Bewunderung den schönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne und gleichsam mit einer gewissen edeln Verachtung, ohne selbst darauf zu merken, von sich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich kühne Zumuthung. Sollten Sie sich wohl nicht abgeneigt finden, mir diesen Ihren Schatten zu überlassen."

Er schwieg, und mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was sollt ich aus dem seltsamen Antrag machen, mir meinen Schatten abzukaufen? Er muß verrückt seyn, dacht ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demuth des seinigen besser paßte, erwiederte ich also:

„Ei, ei! guter Freund, habt Ihr denn nicht an Eurem eignen Schatten genug? das heiß ich mir einen Handel von einer ganz absonderlichen Sorte.“ Er fiel sogleich wieder ein: „Ich habe in meiner Tasche Manches, was dem Herrn nicht ganz unwerth scheinen möchte; für diesen unschätzbaren Schatten halt ich den höchsten Preiß zu gering.“

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Tasche erinnert ward, und ich wußte nicht, wie ich ihn hatte guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort, und suchte es, wo möglich, mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen.

„Aber mein Herr, verzeihen Sie Ihrem unterthänigsten Knecht. Ich verstehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut, wie könnt ich nur meinen Schatten — —“ Er unterbrach mich: „Ich erbitte mir nur Dero Erlaubniß, hier auf der Stelle diesen edeln Schatten aufheben zu dürfen und zu mir zu stecken; wie ich das mache, sey meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn, überlasse ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien, die ich in der Tasche bei mir führe: die ächte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechselpfennige, Raubthaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch, das wird wohl nichts für Sie seyn: besser, Fortunati Wünschhütlein, neu und haltbar wieder restaurirt; auch ein Glücksseckel, wie der seine gewesen.“ — „Fortunati Glücksseckel,“ fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angst auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Dukaten vor den Augen. —

„Belieben gnädigst der Herr diesen Seckel zu besichtigen und zu erproben.“ Er steckte die Hand in die Tasche und zog einen mäßig großen, festgenähten Beutel von starkem Korduanleder, an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir selbigen ein. Ich griff hinein, und zog zehn Goldstücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm schnell die Hand hin. „Topp! der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten.“ Er schlug ein, kniete dann ungesäumt vor mir nieder, und mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase lösen, aufheben, zusammenrollen und falten, und zuletzt einstecken. Er stand auf, verbeugte sich noch einmal vor mir, und zog sich denn nach dem Rosengebüsche zurück. Mich dünkt, ich hörte ihn da leise für sich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren fest, und um mich her war die Erde sonnenhell, und in mir war noch keine Besinnung.

II.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen, und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu thun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest, und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße, und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Thore zuging, hört'

ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!“ — Ich sah mich um, ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren.“ — „Danke Mütterchen!“ ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rath hin, und trat unter die Bäume. Am Thore mußt ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten gelassen?“ und gleich wieder darauf von ein paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!“ Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die breite Straße, die ich zunächst durchkreuzen mußte, und zwar, zu meinem Unheil, in eben der Stunde, wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckelicher Schlingel, ich seh ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verrieth mit großem Geschrei der sämmtlichen literarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu recensiren und mit Koth zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen.“ Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter sie, und sprang in einen Miethswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich in der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen: daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Tugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichthum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden! — — —

CXII. Friedrich von Raumer.

(1781.)

Aus der „Geschichte der Hohenstaufen.“ *)

1. Die Legende von der heiligen Lanze zu Antiochien.

(Erster Band. S. 592.)

Auf dem Zuge, welchen die Christen unter Anführung des frommen Herzogs Gottfried von Bouillon, des Grafen von Toulouse und andrer Fürsten antraten, um das heilige Land und Jerusalem aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, gelangten sie nach Antiochien und belagerten die Stadt. Nach sieben Monaten sah man jedoch noch keinen Erfolg: die Angriffe der Feinde, der Mangel an Lebensmitteln und ein furchtbares Erdbeben erzeugten große Noth im Lager der Christen.

*) „Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit von Friedrich von Raumer. Sechs Bände. (Mit Kupfern, Karten und Plänen). Leipzig. F. A. Brockhaus. 1823—1825.“ 8.

Es war daselbst unter ihnen Petrus, ein Pilger, arm und geringer Herkunft aber fromm. Er konnte weder lesen noch schreiben; doch das Vaterunser, den Glauben, das Gloria und das Benediktus betete er mit einfachem Sinne, wie man es ihm gelehrt hatte. Einsam ruhte dieser einst in seinem Zelte und rief in schlafloser Nacht, von großer Furcht bedrängt: „Herr hilf, Herr hilf!“ — Da traten zwei Männer zu ihm mit leuchtenden Kleidern: der ältere hatte einen langen braunen Bart und schwarze durchdringende Kleider; der jüngere war schlanker, man mochte sein Antlitz mit keiner andern Bildung vergleichen. Jener aber hub an: „ich bin Andreas der Apostel, fürchte dich nicht, sondern folge mir nach.“ Der Pilger stand vom Lager auf, jene beiden gingen voran zur Kirche des heiligen Petrus. Zwei Lampen brannten nur in dem weiten Gewölbe, und doch war es so hell wie am Mittage. Der Apostel sprach: „warte ein wenig,“ und ging hinweg. Petrus setzte sich an eine Säule auf die Stufen, welche vom Mittag her zum Hochaltare führten; der jüngere Begleiter stand in der Ferne, auch an den Stufen des Altars. Nach einer Weile kam der heilige Andreas aus der Tiefe hervor, trug eine Lanze in der Hand und sprach zu Petrus: „siehe, mit dieser Lanze ist die Seite geöffnet worden, aus welcher das Heil geflossen für alle Welt. Gib Acht, wo ich sie verberge, damit du sie nach der Einnahme Antiochiens dem Grafen von Toulouse nachweisen könnest; zwölf Männer müssen graben, bis man sie findet. Jetzt aber verkünde dem Bischofe von Puy: er möge nicht ablassen von Ermahnung und Gebet, denn der Herr sey mit euch Allen.“ Als der Apostel so gesprochen, führte er mit seinem Begleiter den Pilger über die Mauern der Stadt zurück in sein Zelt. Dieser aber wagte nicht zu dem Bischof zu gehen und das Geschehene zu erzählen; sondern zog nach Roja um Lebensmittel zu sammeln. Da erschien ihm um die Zeit, wenn der Hahn zum ersten Mahle kräht, am ersten Tage der großen Fasten, wiederum der Apostel mit seinem Begleiter; ein heller Glanz füllte das Zimmer. Jener sprach: „Petrus, schläfst du?“ Petrus antwortete: „nein, Herr, ich schlafe nicht.“ — „Hast du gethan, was ich dir befohlen?“ fragte Andreas weiter. „Ich habe mich gefürchtet,“ (erwiederte der Pilger) „denn ich bin arm und gering, keiner wird meinen Worten glauben.“ Da sprach der Apostel: „weißt du nicht, wie die Armen und Geringen das Reich Gottes erwerben, und hat euch nicht der Herr auserwählt zur Erlösung seines Heiligthumes? Siehe, die Heiligen selbst möchten den Himmel verlassen und Theil nehmen an eurem Beginnen. Gehe hin und thue was ich dir geheißen!“ Petrus zögerte noch immer, er wollte gen Cypern segeln; ein Sturm warf ihn zum Lande zurück; er erkrankte. Während dessen war Antiochien eingenommen durch Hülfe christlich gesinnter Bewohner: aber ein neues Heer der Türken belagerten nunmehr die Kreuzfahrer, und größere Noth entstand als je zuvor. Da erschienen jene zwei zum dritten Male dem Pilger, und der Apostel sprach: „Petrus, Petrus, du hast noch nicht verkündet was dir vertraut worden!“ Dieser aber sagte: „o Herr, erwähle einen Weiseren, einen Reicheren, einen Edleren; ich bin unwürdig solcher Gnade.“ — „Der

(antwortete der Heilige) ist würdig, welchen der Herr erwählet; thue was dir befohlen ward, damit die Krankheit von dir weiche." — Ernst war des Apostels Blick, mild aber und wie von himmlischem Lichte umflossen das Antlitz seines Begleiters. Da faßte Petrus Muth und sprach: „wer ist dein Begleiter, der noch nimmer gesprochen hat? zu dem mich aber Liebe hinzieht und Sehnsucht, der mein Inneres löset von jedem Zweifel, der meine Seele füllt mit Vertrauen und himmlischer Ruhe." Der Apostel antwortete: „du magst ihm nahen und seine Füße küssen." Petrus trat hinzu und kniete nieder; da sah er blutige Male an den Füßen, er fiel auf sein Angesicht und rief: „mein Herr und mein Gott!" — Es breitete Christus über ihn die Hände und verschwand.

Der Pilger verkündete das Gesicht. Zwölf Männer gruben vom Morgen bis zum Abend, da zeigte sich die Lanze. Durch ihre Wunderkraft gestärkt siegten die Christen über alle Feinde, und die Erzählung ist aufbewahrt worden, damit ein kindlich Gemüth sich an dem erbaue, was den Verständigen dieser Erde verborgen ist.

2. Der Abfall Heinrich des Löwen von Friedrich Barbarossa.

(Zweiter Band.)

— — Noch allgemeiner war die Freude des Volkes, als in Pavia auch die Unterhandlungen zwischen Friedrich und Alexander wieder angeknüpft wurden. Denn obgleich dieser vor den unruhigen Einwohnern wieder aus Rom hatte entweichen müssen, gehorchte ihm doch der größte Theil der christlichen Welt, und er stand in so engen Verbindungen mit den Lombarden, daß diese ohne seine Zustimmung keinen Frieden abschließen wollten. Um deswillen, und weil er des Kirchenstreites nicht minder überdrüssig war, als der städtischen Fehde, empfing Friedrich die päpstlichen Gesandten aufs Ehrenvollste, begrüßte sie den Hut abnehmend aufs Freundlichste, und gab seinen eifrigen Wunsch einer Aussöhnung zu erkennen. Allein Humbald Allucingolo, Kardinalbischof von Ostia und Velletri, nahm hierauf keine Rücksicht, sondern rechnete ihm, ungeschickt und unzeitig, alle seine Vergehen seit dem Anfange der Kirchenspaltung vor, und versicherte: er und die übrigen Gesandten könnten ihn, seiner Sünden wegen, nicht wieder begrüßen. Der Kaiser ließ sich hierdurch keineswegs in Zorn oder aus der Fassung bringen, vielmehr begannen umständliche Verhandlungen zwischen dem Reichskanzler Philipp von Köln und den Abgeordneten Alexanders. Gleichzeitig legten die Lombarden ihre Forderungen dar: „Aussöhnung mit den Städten und der Kirche, Rückgabe der Gefangenen, Verzeihung alles Geschehenen, freie Wahl ihrer Obrigkeiten, Bestätigung aller konsularischen Rechtssprüche, Herstellung der Weltlichen und Geistlichen in ihre verlornen Besitzungen, Erlaubniß, Städte zu befestigen, Burgen anzulegen und gemeinsam zu widerstehen, sobald der Kaiser die Friedensbedingungen nicht halte. Ueberhaupt müsse er sich mit dem begnügen, was man beim Tode Heinrich IV. gezahlt und geleistet habe, und alle widersprechende Gesetze und Beleihungen vernichten. Ihm stehe also nur zu:

Unterhalt und ausreichender Markt auf dem friedlichen Römerzuge, und Stellung von Hülfsmannen durch diejenigen, welche wirklich Lehne besäßen." — Während die Lombarden hiermit eigentlich eine völlige Aufhebung der ronkalischen Gesetze verlangten, ging der Kaiser von dem Gesichtspunkte aus, daß man sie in allem Wesentlichen erhalten und nur Maaßregeln treffen müsse, die bei ihrer Anwendung etwa eingeschlichenen Mißbräuche hinweg zu schaffen. Der Papst endlich behielt nicht bloß die lombardischen Angelegenheiten im Auge; sondern stellte, zum Mißvergnügen beider Theile, natürlich die Anordnung der kirchlichen Verhältnisse als das Wichtigste in den Vordergrund. Kein Wunder also, daß die vermittelnden Cremoneser für ihre Bemühungen keinen Dank ernteten und wechselseitige Beschuldigungen hervortraten: jede Partei habe mehr verlangt, als je früher von einem Kaiser, oder einem Papste, oder von Städten bewilligt sey. Die Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Behauptung und der Rechtmäßigkeit aller Ansprüche, beruhte theils auf den verschiedenen Grundsätzen über die Gränze der weltlichen und geistlichen Gewalt; theils darauf, daß jeder seine geschichtliche Beweise von einem andern Zeitraume hernahm. Kein Theil wollte etwas aufgeben, ehe er alles gewagt habe; und überdies hielten die Lombarden den Kaiser nach Entlassung seines Heeres für ohnmächtig, während diesem neue Hoffnung entstand, weil Pisa, Genua und Lukka ihre Streitigkeiten jetzt willig seinem Spruche unterwarfen, und Christian von Mainz, trotz manchem Glückswechsel, im mittlern Italien die Oberhand behielt. Immer beruhte jedoch Friedrichs Vertrauen hauptsächlich auf deutscher Hülfe, wegen deren schneller Herbeiführung itzt Schreiben in das Reich erlassen wurden; aber wie erstaunte er über die Nachricht: der mächtigste Fürst Deutschlands, Heinrich der Löwe, sey ihm untreu und verweigere allen Beistand.

Zur Erklärung dieses Bruches wird, geringerer Ursachen nicht zu gedenken, hauptsächlich Zweifaches angeführt: erstens, daß der Kaiser die Erbschaft Welfs für sich gewonnen; zweitens, daß er während einer Pilgerung Heinrichs nach Palästina gezeigt habe, er werde, im Fall er sterbe, gewiß manchen Theil seines Erbes als Reichsgut in Anspruch nehmen. Allerdings schmerzte jener erste Verlust den Herzog, allein er mußte ihn sich selbst beimessen, und konnte, da er so sehr viel anderes Gut durch Friedrich erhielt, wohl dulden, daß der Schwestersohn hier einmal dem Brudersohne vorging. Im Falle Heinrich ferner auf der Wallfahrt, das heißt zu einer Zeit gestorben wäre, wo er noch keine Söhne hatte, so übertrat der Kaiser weder Gesetz noch Herkommen, wenn er manche Besitzung als eröffnetes Reichslehn betrachtete.

Wie viel nun auch diese beiden Umstände im Stillen mögen gewirkt haben, öffentlich führte sie der Herzog nicht als Grund seiner Weigerung an: dasjenige aber, was er laut aussprach, konnte dem Kaiser noch weit weniger genügen. Heinrich behauptete, sein Alter mache ihn unfähig zu Feldzügen, allein er zählte erst sechs und vierzig Jahre und Friedrich war noch älter; er sprach von seiner Scheu vor dem Gebannten, und hatte ihm doch sechszehn Jahre lang, ohne irgend eine Rücksicht

auf den Spruch der Kirche, beigestanden; er stellte sich besorgt vor einheimischen Feinden, obgleich seine schwächeren Nachbarn am wenigsten einen Angriff gewagt haben würden, wenn er des Kaisers Freund geblieben wäre. In Wahrheit entschieden die zur Schau gelegten äußeren Einzelheiten weniger, als die Gesammtheit der inneren Verhältnisse. So hoch standen jetzt die Welfen, daß sie den Hohenstaufen fast das Gleichgewicht hielten; und aus der Gleichheit der Kräfte entspringt der Wunsch nach Herrschaft; aus dem Wunsche, der Kampf um die Oberherrschaft. Daher wollte Heinrich der Löwe keineswegs länger, als ein gehorsamer Reichsstand, seine Kräfte für des Kaisers Zwecke verwenden, sondern im Gefühle großer Macht ein eigenthümliches, unabhängiges Leben beginnen und seine Bahnen sich selbst vorzeichnen. Der italienischen Züge war er überdrüssig; und wenn auch die Beschuldigung nicht erwiesen ist, daß er für den Abfall vom Kaiser lombardisches Geld genommen habe, so sah er doch dessen Schwächung in diesem Augenblicke gern, um ungehindert für seine eigene Größe wirken zu können.

All diese Mißverständnisse, das hoffte der Kaiser, würden leicht durch ein mündliches Gespräch ausgeglichen werden, zu welchem Heinrich der Löwe in Chiavenna *) am Comer-See eintraf. Nachdem Friedrich dessen Entschuldigungen angehört und nach Kräften widerlegt hatte, fuhr er fort: „unter allen Fürsten Deutschlands hat dich Gott durch Reichthum und Macht erhöht; deshalb mußt du allen übrigen ein Vorbild seyn, damit das wankend gewordene Reich wiederum durch dich genese, so wie du es, was ich gern anerkenne, zeither vorzüglich erhalten hast. Gedenke, daß ich dir nie etwas verweigerte, immerdar deine Macht und Ehre beförderte, und keinen Feind gegen dich aufkommen ließ. Und du könntest jetzt zurücktreten, wo der Deutschen Ehre, des Kaisers Ruhm, der Preis meines ganzen Lebens auf dem Spiel steht? Ich will nicht von jenem Eide sprechen, den du dem Reiche geschworen hast; ich will dich nur an die heiligen Bande des Bluts erinnern, welche doch da festhalten und entscheiden sollten, wo alles Andere sich gesetzlos und willkürlich löset. Itzt nur, in dieser Noth unterstütze mich, deinen Herrn, Vetter und Freund, noch einmal aus allen Kräften, und sey überzeugt, daß du mich künftig zu jeglichem, was du verlangst, bereit und willig finden wirst." — So sprach der Kaiser; aber der Herzog beharrte (uneingedenk all des Guten, was ihm jener in so vielen Jahren aus freier Zuneigung erwiesen hatte) bei seiner Weigerung, und bot endlich, für große Abtretungen in Deutschland, ärmliche Geldhülfe! Dem Kaiser erschien dieses Benehmen unwürdig und eigennützig, denn er verlangte, als Reichsoberhaupt, daß Heinrich den Dienst leiste als des Reiches Herzog, nicht aber mit ihm markte und feilsche wie ein, seinen Vortheil berechnender, jede Noth herzlos benutzender Kaufmann. So groß war jedoch diese Noth, so viel stand auf dem Spiele, daß Friedrich, kein Mittel verschmähend, von seinem Sitze hinabstieg und flehend die Knie Heinrichs umfaßte. Dieser erschrack zwar und suchte

*) Andere setzen die Zusammenkunft nach Partenkirch, nordwestlich von Inspruck.

den Kaiser aufzuheben, beharrte aber dennoch auf jener Weigerung, und einer seiner Mannen, Jordanus Truchseß, hatte sogar die Kühnheit, ihm zuzurufen: „Herr, die Krone, die ihr zu euren Füßen gesehen habt, wird bald euer Haupt schmücken!“ Ein anderer dagegen setzte ängstlich hinzu: „Herr, ich fürchte, sie wird über euer Haupt emporwachsen!“ Alle schwiegen itzt, unbeschreiblich bewegt über diesen beispiellosen Auftritt; da nahte die Kaiserin würdevoll ihrem Gemahle und sprach: „lieber Herr, stehe auf, Gott wird dir Hülfe leisten, wenn du einst dieses Tages und dieses Hochmuths gedenkest.“ Der Kaiser stand auf; der Herzog bestieg sein Pferd und ritt davon.

Kaum hörten die Lombarden von dieser Spaltung, als sich mit ihrem Muthe auch ihre Forderungen erhöhten; Friedrich hingegen wollte, ob er gleich die Gefahr seiner Lage sehr wohl einsah, keineswegs verzagt nachgeben. Die Erzbischöfe von Köln, Trier und Magdeburg, die Bischöfe von Münster und Worms, der Graf von Flandern und viele treu gebliebene Stände nahten beim Eintritte des Frühjahrs 1176 mit vieler Mannschaft; welche abzuhalten zwar die Lombarden den Eingang Italiens bei Verona versperrt, den über Graubünden und Chiavenna zu besetzen aber versäumt hatten. Ehe sie es erwarteten, erscholl daher die Kunde: das deutsche Heer sey auf diesem Wege in Como angelangt und der Kaiser habe sich, den Ticino aufwärts ziehend, bereits mit demselben vereinigt. Nach diesem großen Fehler seiner Gegner durfte Friedrich hoffen, daß ihm auch die zweite Hälfte seines Planes, nämlich die Vereinigung mit den zurückgebliebenen Paviensern, dem Markgrafen von Montferrat und dem Erzbischofe Christian von Mainz gelingen werde. Der letztere hatte mittlerweile Spoleto, Assisi, Terni und Fermo gewonnen, S. Cassiano mit Hülfe der getreuen Imoleser zerstört und ein apulisches Heer zurückgeschlagen. Mit Recht also behaupteten die Mailänder: man müsse die Deutschen schlechterdings angreifen, ehe sie sich von ihrem mühseligen Zuge über die Alpen erholt und noch mehr in Italien verstärkt hätten. Ob nun gleich das lombardische Heer, aus Mangel an schneller und kräftiger Führung, noch nicht ganz beisammen war, so zogen doch die Bürger von Piacenza, Verona, Brescia, Novara und Vercelli dem Kaiser entgegen, und schlugen ihr Lager zwischen Legnano und dem Ticino auf. Als Friedrich hievon durch Kundschafter Nachricht bekam, riethen ihm Viele, er möge keine Schlacht liefern, sondern vorher durch kriegskünstlerische Bewegungen die Vereinigung mit den Paviensern und Christian von Mainz herbeiführen. Andere hingegen nannten diese Vorsicht unnöthig, unmöglich oder unwürdig; ehe man aber einen letzten Beschluß gefaßt hatte, geriethen 700 zum Kundschaften ausgesandte Lombarden zwischen Busta Arsizio und Borzano schon in ein Gefecht mit 300 vorauseilenden Deutschen. Schneller, als man irgend erwartete, kam das ganze kaiserliche Heer diesen zu Hülfe, warf alles vor sich nieder und drang auf der Seite, wo Friedrich anführte, bis zu dem feindlichen Hauptbanner. Für so völlig verloren hielten viele Lombarden die Schlacht, daß sie unaufhaltsam bis Mailand zurückflohen. In diesem Augenblicke der allerhöchsten Noth beruhte die einzige

Hoffnung auf zwei mailändischen Heeresabtheilungen, welche bedeutsam die Schaaren des Hauptbanners und des Todes hießen, und bis jetzt ein unbewegliches Hintertreffen gebildet hatten. Laut flehten sie zu ihren Schutzheiligen Petrus und Ambrosius, und drangen hierauf (angeführt von Albert Giussano, den man wegen seiner Größe und Stärke den Riesen nannte) mit so unwiderstehlicher Gewalt auf die Deutschen ein, daß des Kaisers Fahnenträger getödtet ward, und er selber im heldenmüthigen Kampfe mit dem Pferde zu Boden stürzte. Vergebens riefen itzt die übrigen Heerführer alle Nachsetzenden von übereiltem Verfolgen zurück, vergebens suchten sie die Weichenden aufzuhalten und zu ordnen; denn gleichzeitig brach ein, von den Brescianern gelegter Hinterhalt unerwartet hervor, und die Nachricht verbreitete sich, der Kaiser sey erschlagen! Niemand dachte itzt mehr an Widerstand, Jeder nur an die eigene Rettung. Aber Viele wurden auf der Flucht niedergehauen. Andere ertranken im Ticino, noch Andere (unter ihnen Herzog Bertold von Zäringen) geriethen in Gefangenschaft. Das ganze Lager mit vielen Vorräthen und Geldern, des Kaisers Fahne und Schild fiel in die Hände der Sieger. Nur Friedrichs Leichnam suchte man vergeblich, obgleich niemand an seinem Tode zweifelte, und selbst die Kaiserin Wittwentrauer anlegte. Da erschien er zur höchsten Freude der Seinen in Pavia, und manche Lombarden konnten selbst in diesem Augenblicke den Zweifel nicht unterdrücken: ob wohl etwas Dauerndes gewonnen sey, da er noch lebe!

Friedrich war indeß besonnen genug, um einzusehen, daß diese Schlacht von Legnano, gefochten am 29. Mai 1176, seine Lage sehr verändere. Denn ob er gleich alle ihm gebliebenen Freunde geschickt um sich versammelte, während die Lombarden ihren Sieg wenig verfolgten und zu Dank- und Freuden-Festen nach Hause eilten; so konnten doch, nach solch einer Niederlage und Heinrichs des Löwen Abfall, die alten Plane nicht mehr im ganzen Umfange verfolgt werden; vielmehr kam es darauf an, welcher Ausweg jetzt der würdevollste und am wenigsten nachtheilige sey. Diese Ueberlegung führte zu dem Beschlusse: die Unterhandlungen nicht mit den aufrührerischen Lombarden, sondern zunächst mit dem Haupte der Christenheit wiederum anzuknüpfen. Der Kanzler Christian, der Erzbischof Richmann von Magdeburg und der Bischof Konrad von Worms eilten mit Aufträgen Friedrichs nach Anagni zum Papste, und so aufrichtig wünschten jetzt beide Theile den Frieden, daß man sich bereits nach vierzehntägiger ernster Berathung am 12. November über alle Hauptpunkte geeinigt hatte, welche das Reich und die Kirche betrafen; während die Angelegenheiten der Lombarden und des Königs von Sicilien in Gegenwart ihrer Bevollmächtigten verhandelt, und der endliche Friede nicht ohne Beistimmung aller Theile abgeschlossen werden sollte. Obgleich dem einwilligenden Kaiser hiemit die Hoffnung genommen schien, seine Gegner durchaus zu trennen, so erschracken doch mehrere Städte über diese Wendung der Sachen so sehr, daß sie, um den günstigen Augenblick nicht zu versäumen, sich auf eine vortheilhafte Weise mit Friedrich aussöhnten. — — —

3. Kaiser Friedrich I. straft Heinrich den Löwen.
(Zweiter Band.)

Als Heinrich der Löwe, welcher bei Demmin gegen die Slaven focht, von der Aussöhnung des Kaisers mit dem Papste und den Lombarden hörte, erschrack er sehr: denn nur in der Hoffnung, daß Friedrich dauernd in Italien beschäftigt bliebe, hatte er gewagt, sich ihm entgegen zu stellen. Baiern, Sachsen, und die von den Slaven gewonnenen Länder bildeten zwar eine große Macht, aber das Haus Oesterreich und die Pfalzgrafen am Rhein waren den Hohenstaufen nahe verwandt und auch befreundet; Schwaben, Elsaß und einen Theil von Franken besaßen sie selbst; die kleineren Fürsten hingen mehr und lieber von dem Kaiser, als von dem Herzoge ab; die Erzbischöfe und Bischöfe standen seit dem Frieden von Venedig durchaus auf der Seite des erstern, und der Papst endlich konnte oder wollte, um des Herzogswillen, keineswegs die eben erst hergestellte Einigkeit wiederum stören. All dieser nachtheiligen Umstände ungeachtet, verlor indeß Heinrich der Löwe den Muth nicht, sondern rüstete, und suchte Verbündete. Lange in zweideutigen Verhältnissen zum Könige von Dänemark, bat er jetzt aufrichtiger und gefälliger um dessen Beistand; aber Waldemar antwortete: „es ist immer schwer gegen den Kaiser kämpfen, es wird unmöglich, wenn auch der Himmel zürnt; deshalb gieb erst den Bischöfen Genugthuung, und söhne dich mit ihnen aus, dann will ich mich mit dir verbinden." Hierauf entgegnete der Herzog: „sollte ich den Bischöfen das wieder herausgeben, worauf sie Anspruch machen, so würde ich in die größte Armuth gerathen. Mir sind die geschornen Kahlköpfe nicht so wichtig, daß ich ihretwegen auf alles irdische Gut verzichten will, noch kümmert mich ihr Zorn mehr, als meine Ehre." Bei so verschiedenen Ansichten versprach Waldemar, den Ausgang erwartend, nur dies: „er wolle Keinem eröffnen, daß er ihm Hülfe versagt habe;" Heinrich dagegen, dieses Schweigens gewiß, ermuthigte seine Mannen durch die Aussicht auf dänischen Beistand. Auch kam es schnell zu offener Fehde: denn der neue Bischof Ulrich von Halberstadt fiel von einer, der Erzbischof von Köln von der zweiten, der Bischof von Münster von der dritten Seite in Heinrichs Lande ein, und weder ihnen noch den weltlichen Fürsten fehlte es an Vorwänden zu diesem Verfahren. Doch glaubte Heinrich das größere Recht, oder den größeren Einfluß auf seiner Seite zu haben, und verklagte seine Feinde gleich nach des Kaisers Rückkehr aus Italien auf dem Reichstage in Speier. Diese blieben jedoch mit Gegenbeschuldigungen nicht zurück, und Friedrich, eingedenk der ihm angethanen Schmach und wohl unterrichtet, daß der Herzog mit Hülfe der Grafen von Zollern, von Veringen u. s. w. Unruhen in Schwaben anzuzetteln versucht hatte, war keineswegs wie ehemals ein freundlicher Vermittler, sondern ein strenger Richter, ja ein mächtiger Ankläger: „Heinrich habe die Gesetze übertreten, weder Befehle, noch bis zur Erniedrigung demüthige Bitten geachtet, das Reich und den Kaiser in der größten Noth verlassen, und seinen Untergang gewünscht." Kühner sprachen nun auch die Fürsten und Bischöfe

wider den Herzog, von Beleidigungen, Beeinträchtigungen, Einziehen geistlicher Güter und dergleichen. Ueber alle diese Punkte sollte sich Heinrich der Löwe in Worms rechtfertigen, aber er blieb aus; worauf Friedrich, obgleich fast allgemeiner Unterstützung gewiß, doch besonnen und gemäßigt vorschritt. Er lud ihn zum zweiten Male nach Magdeburg, und sein zweites Ausbleiben gab Veranlassung, daß sich die Zahl und die Heftigkeit der Ankläger mehrte: ja Markgraf Dietrich von Landsberg, welcher dem Herzoge vor Allen feindlich gesinnt war, weil auf dessen Veranlassung die Slaven ihm die Lausitz verwüstet hatten, erbot sich, die Wahrheit aller Beschwerden durch Zweikampf zu erhärten.

Jetzt hielt es Heinrich der Löwe für gerathen, des Kaisers altfreundschaftliche Gesinnungen in Anspruch zu nehmen; er bat um ein mündliches Gespräch, und es ward insgeheim in Haldensleben abgehalten. Weil aber Friedrich mehr als bloße Worte und Versprechungen, weil er für erlittenen Schaden und verweigerte Dienste 5000 Mark verlangte, und sich wie es dem Kaiser gebührte, die Entscheidung der Streitigkeiten des Herzogs mit seinen Feinden vorbehielt, so wollte dieser lieber das Aeußerste wagen, als sich so schweren und ungewissen Bedingungen unterwerfen. Auch die dritte Vorladung nach Goslar blieb ohne Erfolg; und nun legte der Kaiser den versammelten Fürsten die Frage vor: „was das Recht gegen den festsetze, der, in gehöriger Form dreimal geladen, zu erscheinen verweigere und das Gericht verachte?“ Das Urtheil fiel dahin aus: „er sey geächtet, aller Lehne verlustig, und seine Würde Anderen zu ertheilen.“ — Gegen diesen Spruch beschwerte sich der Herzog, und ließ von einigen, ihm günstig Gesinnten anführen: „er sey aus Schwaben gebürtig, und könne nur auf schwäbischem Boden gerichtet werden; so wie es überhaupt dem Kaiser nicht erlaubt sey, einen Fürsten außerhalb der Besitzungen desselben zu verurtheilen.“ Hierauf ward aber entgegnet: „dieser Grundsatz widerspreche der gesunden Vernunft, der Einheit des Reiches, den Grundbegriffen von kaiserlicher Macht, dem Herkommen und dem Rechte.“ Ueberdies trat ein Ritter auf und erbot sich, durch Zweikampf das an sich schon Unläugbare und Sonnenklare zu beweisen: „daß der Kaiser jeden Fürsten nach jedem Orte innerhalb seines ganzen Reiches laden, und mit Zuziehung der übrigen Fürsten richten könne.“ Niemand stellte sich zum Kampfe; weil aber aus den genannten Reichstagen noch andere in Ulm, Nürnberg und Regensburg genannt werden, so scheint es, als habe man, dem strengen Recht entsagend, wegen aller außerhalb Sachsens gelegenen Besitzungen Heinrichs, nach seinem Verlangen, dieselben Formen noch einmal beobachtet. Er stellte sich aber weder auf sächsischem, noch schwäbischem Boden. Demungeachtet zögerte der Kaiser noch immer mit Bestätigung des Urtheils: denn nach derselben war jeder milde Ausweg verschlossen, ein schwerer Krieg blieb unvermeidlich, und dieser galt dem alten Freund und Kampfgenossen. Aus diesen Gründen forderte Friedrich, gegen die Gewohnheit und wahrscheinlich unter Mißbilligung der heftigsten Feinde des Herzogs, diesen zum vierten Male auf: er möge sich, wo nicht in Person, doch durch Stellvertreter ver-

antworten. Erst, als auch diese vierte Ladung ohne Erfolg blieb, wurde der Herzog mit des Kaisers Beistimmung geächtet. Verwendungen des Papstes und der Könige von Frankreich und England kamen zu spät, und wurden mit triftigen Gründen abgelehnt. — — —

So waren im Wesentlichen die bezweckten und ausgesprochenen Veränderungen; aber freilich blieb das Schwerste noch übrig, — die Vollziehung des Spruches. Denn kaum hatte Heinrich von demselben Kunde erhalten, als er mit dem größten Nachdrucke den Krieg begann, Goslar, die kaiserliche Stadt umlagerte, alle Schmelzhütten in der Gegend zerstörte, und verwüstend bis Nordhausen vordrang. Hierauf wandte er sich gegen das zuchtlos nahende Heer des Erzbischofs von Köln, schlug es zurück und stand, ehe Bischof Ulrich es erwartete, vor Halberstadt. Im Sturm eroberten Heinrichs Mannen diese Stadt, und obgleich die Bürger ängstlich alles Feuer ausgelöscht hatten, fand doch ein Soldat noch glimmende Reste, und veranlaßte einen Brand, welcher mit solcher Schnelligkeit um sich griff, daß man weder Häuser noch Kirchen retten konnte, über 1000 Menschen ums Leben kamen, und der Bischof zwar mit Mühe den Flammen entrann, aber gefangen wurde. Der Herzog schwur, er sei an dem Unheil nicht schuld, und bewegte Ulrich durch ehrenvolle Aufnahme und vielleicht auch durch härtere Mittel zu einem Vergleiche, welchen aber sowohl der Kaiser, als der Papst verwarfen. — — —

Der Kaiser, welcher bis jetzt im Süden des Reiches, besonders mit Anordnung der baierischen Angelegenheiten, beschäftigt gewesen war, brach endlich im Sommer 1181 mit zahlreicher Mannschaft nach Sachsen auf, und setzte allen Anhängern Heinrichs Fristen, binnen welchen sie den Reichsfeind verlassen sollten. Hiedurch wurde die Rede, als wenn ihn nur unruhige und eigennützige Nachbarn bekriegt hätten, von Neuem widerlegt; und so groß war damals die Ehrfurcht vor den Gesetzen und Friedrichs persönlicher Größe, daß Pommern und Slavien sogleich gehorchte, daß die Mannen, welche Heinrich dem Löwen von der Wiege an treu gewesen, es für ihre Pflicht hielten, von ihm abzufallen, und binnen kurzer Frist viele der festesten Schlösser und Städte sich freiwillig ergaben. Haldensleben war erobert, Braunschweig umlagert, und schon bewegte sich das, von allen Seiten verstärkte kaiserliche Heer gegen die Elbe. Nur eine Hoffnung blieb dem Herzoge: mit Hülfe der ihm noch zu Gebote stehenden Macht das rechte Ufer dieses Stromes zu behaupten. Sobald er aber mit dem größten Theile der Besatzung von Ratzeburg hinweggezogen war, bemächtigten sich die Freunde des vertriebenen Grafen dieses Orts; sobald er sich mit Hülfsmannschaft aus Plön und Siegberg zur Wiedereroberung umwandte, traf die Nachricht ein, Bardewik sey erobert und der Kaiser bereits über die Elbe gegangen, als er endlich mit Mühe Ertheneburg erreicht hatte, und in Sicherheit zu seyn wähnte, umringten ihn plötzlich die Feinde dergestalt, daß er den Ort anzünden und auf einem Fischerkahne nach Stade entfliehen mußte. — Nur die dänische Macht hätte den Kaiser in seiner Siegesbahn aufhalten können; allein in Schonen waren über die Erhebung von Abgaben

und die Besetzung von Aemtern Unruhen ausgebrochen, Waldemar hoffte im Sturze eines so nahen und mächtigen Nachbars vielleicht Gewinn zu finden, und Friedrichs Antrag, zwei seiner Söhne mit dänischen Prinzessinnen zu vermählen, wirkte auf den König und noch mehr auf die, eine so hohe Verwandtschaft sehr wünschende Königin Sophie. Vor Lübeck, wo der Kaiser mittlerweile angelangt war, fand sich König Waldemar ein, und nach Beseitigung einiger Schwierigkeiten kam ein Vertrag über jene Heirathen zu Stande, und die Herzoge von Pommern wurden mit dänischer Zustimmung als Reichsfürsten belehnt.

Um diese Zeit ließen die Bürger des umlagerten Lübeck dem Kaiser durch ihren Bischof vorstellen: „Heinrich dem Löwen verdankten wir das Daseyn unserer Stadt und die größten Rechte; durch ihn ist in diesen Gegenden das Christenthum begründet und das Heidenthum vertilgt worden. Deshalb müssen und wollen wir uns aufs Aeußerste vertheidigen, wenn er nicht in die Uebergabe der Stadt willigt. Erlaube also; daß wir seine Befehle einholen." Der Bischof, wegen seinen persönlichen Eigenschaften sonst vom Kaiser hochgehalten, fügte den Wunsch hinzu: daß sich dieser, der früheren Dienste Heinrichs und seiner Verwandschaft eingedenk, milde bezeigen möge. Friedrich antwortete: „der Herzog besaß einst Lübeck durch kaiserliche Verleihung; nachdem aber alle Fürsten die Acht über ihn ausgesprochen haben, wurden seine Besitzungen mir erledigt, und die Bischöfe und Fürsten erhielten das ihnen Gebührende bereits zurück. Daher ist es Unrecht und Anmaaßung, wenn die Bürger von Lübeck mir die Herrschaft vorenthalten; doch will ich, um nicht Rache statt Geduld zu üben, ihr Gesuch bewilligen. Sollten sie aber nach der Rückkehr ihrer Gesandten längern Widerstand beschließen, so wird auch die Strafe um desto härter seyn. Der Fall des Herzogs ist übrigens weder durch meine Weisheit, noch durch meine Abneigung herbeigeführt; sondern sein Hochmuth, der jeden milden Ausweg zurückwies, hat ihn gestürzt, und Jeder erkennt in dem Gange der Begebenheiten den Finger Gottes." — Nach kurzer Frist kehrten die Abgeordneten zurück, und Lübeck, welches der Herzog unmöglich entsetzen konnte, ergab sich dem Kaiser. Daß dieser die Bürgerrechte bestätigte, ja vermehrte, machte diesen Wechsel den Meisten erträglich und Manchem sogar angenehm.

Der Plan Heinrichs, sich in dem stark befestigten Stade hartnäckig zu vertheidigen, verlor seine Bedeutung, als der Kaiser gegen Lüneburg zog, wo sich die Herzogin nebst ihren Söhnen bisher behauptet hatte. In Gefahr, auch diesen letzten Rest seiner Erblande zu verlieren, ließ der Herzog die Landgrafen von Thüringen frei, um ihm beim Kaiser einen günstigen Empfang auszuwirken. Wie bitter war es für Heinrich, daß er in dem, sonst allgewaltig beherrschten, Lande erst nach Bewilligung sicheren Geleites reisen durfte; daß er sich der so lang verschmähten Entscheidung der Fürsten dennoch endlich unterwerfen mußte! Im November 1181 erschien Heinrich auf dem Reichstage in Erfurt, warf sich vor dem Kaiser, den er in Chiavenna zu seinen Füßen gesehen hatte, demüthig nieder, umfaßte dessen Knie und erflehte seine Gnade. Solch

ein Wechsel des Schicksals ergriff Friedrichs Gemüth aufs Tiefste, Thränen entstürzten seinen Augen, und er rief aus: „dennoch bist du das eigene Werkzeug deines Unglücks!" Einige erwarteten, Mehrere fürchteten, daß der Erniedrigte schnell wieder zu den alten Ehren erhoben werde; allein bei aller Macht durfte der Kaiser ohne Beistimmung der dem Herzoge abgeneigten Fürsten nicht entscheiden; er durfte, bei aller Theilnahme an dessen Schicksale, einer augenblicklichen Empfindung nicht die umfassenderen Entwürfe für die Wohlfahrt und Einigkeit des Reiches aufopfern. Deshalb ging der Spruch dahin: das väterliche Erbe, Braunschweig und Lüneburg (obgleich es nach Reichs- und Kriegs-Recht auch verwirkt sey), solle dem Herzoge verbleiben; hingegen müsse er, um der sichern Erhaltung von Ordnung und Ruhe willen, sieben Jahre lang das Reich meiden. Auf Bitten des Pabstes, die Könige von Frankreich und England und des Grafen von Flandern setzte der Kaiser diese Verbannungsfrist auf drei Jahre herab, mußte aber den hierüber besorgten Fürsten und Prälaten nunmehr endlich versprechen: seine Milde ohne ihre Beistimmung nicht weiter auszudehnen.

Im Frühlinge 1182 wanderte der, einst Königen gleich stehende Heinrich der Löwe mit Frau und Kindern hülflos aus; und da, wo er sonst geherrscht hatte, zeigte man ihm nicht einmal überall Mitleiden. Als er z. B. in seiner ehemaligen Stadt Bardewick Nachtlager halten wollte, verschloß man ihm die Thore und verhöhnte ihn auf höchst unwürdige Weise von den Mauern herab. Da schwur Heinrich: wenn ihm das Glück einst wieder günstig werde, so wolle er die Bürger von Bardewick außer Stand setzen, wieder einen Fürsten beleidigen zu können.

Bei dem Vater seiner milden und frommen Gemahlin Mathilde, bei dem Könige von England fand er mit den Seinen eine ehrenvolle Aufnahme. — Selbst die mächtigsten unter den neuen Inhabern seiner Länder hielten sich nun erst für gesichert, und ertheilten denjenigen Afterlehne, welche ihnen im Kriege treuen Beistand geleistet hatten.

CXIII. Maximilian Alexander Philipp Prinz zu Wied-Neuwied.

(1782.)

Aus der „Reise nach Brasilien." *)

Sitten der Botocuden.

(Zweiter Band. S. 15.)

So wie verschiedene brasilianische Stämme in ihrer äußeren Körperbildung einander ähnlich sind, so sind sie es auch in Ansehung ihres

*) „Reise nach Brasilien in den Jahren 1815 bis 1817 von Maximilian Prinz zu Wied-Neuwied. 2 Bände. Frankfurt a. M., H. L. Brönner. 1820 — 1821." 8.

sittlichen Charakters. Ihre geistigen Kräfte werden von der rohesten Sinnlichkeit beherrscht. Man hat oft Gelegenheit die verständigsten Urtheile und selbst Witz an ihnen wahr zu nehmen. Diejenigen, welche man unter die Weißen bringt, bemerken alles, was sie sehen, genau, ahmen, was ihnen lächerlich dünkt, mit höchst komischen Gebehrden und so treffend nach, daß niemand ihre Pantomimen verkennen kann. Eben so begreifen sie leicht und erwerben bald mancherlei Kunstfertigkeiten, wie Tanz, Musik und dergleichen. Aber weder von sittlichen Grundsätzen geleitet, noch durch Gesetze in den Schranken bürgerlicher Ordnung gehalten, folgen diese rohen Wilden den Eingebungen ihres Instinkts und ihrer Sinne, gleich der Unze in den Wäldern. Die rohen ungezügelten Ausbrüche der Leidenschaften, besonders der Rachsucht und der Eifersucht sind bei ihnen oft um so furchtbarer, als sie schnell aufwallen. Oft aber verschieben sie auch die Befriedigung der Leidenschaft bis zu einer günstigen Gelegenheit, lassen aber dann auch ihrer Rache vollen Lauf. Eine ihm zugefügte Beleidigung rächt der Wilde gewiß, und es ist ein Glück, wenn er nicht mehr zurück gibt, als man ihm zugefügt hat. Eben so heftig sind sie in der Aufwallung des Zorns. Ein Botocude in der Nähe eines Quartels am Belmonte erschoß eine seiner Weiber, die sich durch körperliche und geistige Vorzüge vor allen andern auszeichnete, aus Eifersucht. Die geringste Beleidigung kann sie aufbringen. Ein Soldat ging am Belmonte mit einigen Botocuden in den Wald, um zu jagen; einer der sonst sehr friedlich gesinnten Wilden verlangte das Messer des Mulatten, und als dieser es verweigerte, suchte er ihm dasselbe mit Gewalt zu nehmen. Der Soldat machte eine drohende Bewegung, als ob er den Wilden stechen wolle, und sogleich schoß dieser ihn nieder. Als eines Tages mehrere Botocuden auf dem Quartel Dos Arcos durch einen Unteroffizier in der Abwesenheit des Oberoffiziers beleidigt wurden, machten sie sogleich gemeine Sache und zogen sämmtlich fort, und nur mit vieler Mühe und vielen guten Worten brachte man sie, um den Frieden mit ihnen zu erhalten, endlich wieder zurück. Um sich bei solchen allgemeinen Angelegenheiten im Walde zusammen zu rufen, bedienen sie sich eines kurzen, aus der abgestreiften Schwanzhaut des großen Gürtelthiers (Dasypus Gigas, Cuv.) verfertigten Sprachrohrs, welches sie Kuntschung-Cocann nennen.

Behandelt man sie mit Offenheit und Wohlwollen, so zeigen sie sich öfters ebenfalls sehr gutherzig, ja selbst treu und anhänglich. Eine gute Behandlung pflegen sie nicht leicht zu vergessen, wie man dies bei unverdorbenen Naturmenschen gewöhnlich findet. In der Nähe von Sta Cruz am kleinen Flüßchen S. Antonio, 7 bis 8 Meilen von Belmonte, lebte eine Familie, bei welcher ein junger Botocude Zutritt hatte, und stets gut und freundlich behandelt worden war. Seine Landsleute streiften zuweilen in feindlicher Absicht in jener Gegend. Eines Tages kam der Wilde in das Haus gerannt und gab durch ängstliche Zeichen zu verstehen, man möchte sich retten, denn seine Landsleute seyen im Anzuge. Man achtete nicht auf diese Warnung; allein bald erschien

in der That ein wilder Schwarm von Botocuden und ermordete beinahe alle Bewohner des Hauses. Dennoch ist der Umgang, selbst mit den besten jener Menschen, in ihren Urwäldern immer gefährlich; denn da weder ein inneres noch ein äußeres Gesetz sie bindet, so kann oft ein unbedeutender Vorfall sie feindselig stimmen, und es bleibt daher immer sicherer, ihren Zusammenkünften auszuweichen. Am Rio Grande de Belmonte sind sie jetzt von den guten Absichten der Portugiesen gegen sie überzeugt; man wagt es dort, mit ihnen in den Wald nnd selbst auf die Jagd zu gehen, aber doch findet man dabei noch immer eine gewisse Vorsicht und Behutsamkeit nöthig.

Trägheit ist ebenfalls ein Hauptzug im Charakter dieser Wilden. Voll natürlicher Indolenz ruht der Botocude unthätig in seiner Hütte, bis das Bedürfniß der Nahrung ihn mahnt, und selbst dann macht er Gebrauch vom Rechte des Stärkern, indem er seine Weiber und Kinder die meisten Arbeiten verrichten läßt. Indessen ist doch ihre Trägheit nicht so groß, als die der Guaranis, wie Azara sie uns schildert; denn sie sind lustig, aufgeräumt und reden gern. Wenn man ihnen etwas Mehl und einen Schluck Branntwein verspricht, so gehen sie einen ganzen Tag mit auf die Jagd. Die Frau muß dem Manne knechtisch gehorchen, und von seinem rasch aufwallenden Zorne zeugen die häufigen Narben an dem Körper des Weibes. Was nicht zur Jagd und zum Kriege gehört, ist alles ihr Geschäft. Sie müssen die Hütten erbauen, Früchte aller Art zur Nahrung aufsuchen, und auf Reisen sind sie beladen wie Lastthiere. Diese mannigfaltigen und mühsamen Arbeiten erlauben ihnen nicht, sich viel um ihre Kinder zu bekümmern. Sind diese noch klein, so tragen sie sie beständig auf dem Rücken mit sich umher; sind sie schon etwas größer, so bleiben sie sich selbst überlassen, wo sie schnell ihre Kräfte gebrauchen lernen. Der junge Botocude kriecht im Sande umher, bis er den kleinen Bogen spannen kann, alsdann fängt er an sich zu üben, und nun bedarf er zu seiner Ausbildung nichts weiter als die Lehren der Mutter Natur. Die Liebe zu einem freien, rohen und ungebundenen Leben, drückt sich ihm von früher Jugend an tief ein, und dauert sein ganzes Leben hindurch. Alle jene Wilde, welche man aus ihren mütterlichen Urwäldern entfernt, und in die Gesellschaft der Europäer gezogen hat, hielten wohl eine Zeit lang diesen Zwang aus, sehnten sich indessen immer nach ihrem Geburtsort zurück und entflohen oft, wenn man ihren Wünschen nicht Gehör gab. Wer kennt nicht die magisch anziehende Kraft des vaterländischen Bodens, und der früheren Lebensweise!

CXIV. Leopold Schefer.

(1784.)

Aus der Novelle: „Die Osternacht.“ *)

1. Die Ueberschwemmung.

(Vierter Band. S. 3.)

Wer machte denn die Thür auf, Johannes? — Johannes, hörst Du! schlafe nur nicht so fest. Es weht die Kinder kalt in ihren Bettchen an. Geh', mache sie zu! ich fürchte mich. Sieh', guckt es nicht dort mit funkelnden Augen herein? hat es nicht Hörner? —

Christel fuhr unter die Bettdecke. Du bist ein furchtsames Kind, sprach Johannes; — — Nun hab' ich mein Leiden mit Deiner Furcht, und auch der ganz kleine Junge alterirt sich schon, wenn man ihn nur mit einem Hasenfuß anrührt. — Geh'; Daniel, stehe Du auf und mache die Thür zu und sperre die Ziege ein.

Der kleine Daniel sprang mit bloßen Füßen aus dem Bett, um zu gehen.

Vater, rief er, es ist Wasser in der Stube! Bis über die Knie! Mutter, die Wiege ist schon zum Fenster geschwommen.

Du bist noch im Traume! Daniel, sprach die Mutter.

Nein, Mutter! wahrhaftig Wasser. Hörst Du? Und nun rauschte er mit den Füßen darin.

Auch die Ziege kam gewaten. Die Mutter sprang aus dem Bette und eilte zum Kleinen in der Wiege. Der Vater sah zum Fenster hinaus.

Um des Himmels willen, was ist denn? fragte Christel. Hu, wie kalt ist das Wasser! —

Johannes antwortete nicht. Er hörte nur scharfes Lauten vom Kirchthum, ein dumpfes Rauschen, ängstliche Stimmen im Dorfe, gerufene Namen, Geschrei der Kinder und hohles gedämpftes Gebrüll des Viehes. Männer und Weiber und Kinder fuhren wie im Schattenspiel in der Nacht, selbst wie Schatten in Kähnen vor dem Hause vorüber, wo Abends noch trockene Straße war. Ein Mann führte seine Kühe watend nahe am Zaune des Gärtchens vor seinem Fenster hin. — Was ist das? fragte er ihn. Keine Antwort. Ein Anderer ritt auf dem Pferde, einen Knaben vor sich. Ist denn das der Rhein hier? fragte er diesen. — Das Wasser hier im Hause der Rhein! wiederholte Christel —

Das Mal ist er es! antwortete Jener draußen vom Pferde, vorüber eilend; macht, daß Ihr fort kommt, Johannes! der Damm ist gebrochen! —

---

*) „Novellen von Leopold Schefer. Leipzig. Voß. 1826 — 1829. 5 Theile.“ 8.

Das hier der Rhein? das Wasser hier! Hat davon jemals im Dorfe ein alter Mann erzählt? fragte Christel.

Das Mal ist das der Rhein! Wir stehen hier im Rhein in der Stube! sagte Johannes. — Horch, wieder die Sturmglocke vom Thurm! das klingt ängstlich! Nimm die Kinder, die Kinder, und fort, fort!

Laß Dich nicht übereilen, Johannes! sagte Christel gefaßt. Einen Augenblick überlegt, was wir thun, was wir nehmen und lassen. Der Augenblick kommt nicht wieder! Das hat Dir Gott eingegeben, den Kahn noch gestern im Hofe fertig zu machen, selber die Ruder hab' ich hineingelegt. — Das Erste ist die Nürnberger Bibel von meinem Vater, dann die Kinder und die Sonntagskleider! Weißt Du noch Etwas?

Geld haben wir nicht! seufzte Johannes mit gefaltenen Händen. Unser Haus war das Beste — und der Garten. Die Fische werden doch leben bleiben! So bleiben wir Fischer! —

Nun in Gottes Namen! ich bin angezogen; trieb Christel.

So nahm sie denn das Kind in seinem Bettchen aus der Wiege, der kleine Daniel rief seinen Staar vom Ofen: du Dieb! du Dieb! dann nahm er den Vogel, der Vater den Daniel auf einen Arm, auf den andern das Mädchen, so wateten sie zum Kahn, der schon flott war. Christel stieg ein und blieb bei den Kindern. Der Vater holte noch die Nürnberger Bibel und die Federgebette und die Sonntagskleider aus der Lade, legte auch das hinein und fragte: haben wir sonst etwas Wichtiges vergessen? Das ich nicht weiß! sagte Christel; ich habe Alles! Da sprang noch die Ziege in den Kahn, die Kuh war nicht mehr zu retten. Nun walte Gott! sprach Christel; und so fuhr denn Johannes sachte und vorsichtig über die niedrige, schon überschwemmte Mauer des Gehöftes mit dem Kahn voll seiner besten Habe hinüber nach den Bergen, über welchen ruhig, sicher und fern der Komet mit langem, weißem Schweife stand, der wie ein langes hinaufgestrecktes Schneckenhorn des Berges zum Himmel reichte und geisterhaft und doch gütig und freundlich den Menschen leuchtete.

Du hast gut da im Trocknen scheinen und steuern! sagte Johannes. Du bist an Allem schuld!

Spotte nicht! verwies ihm Christel; es ist ein Bote des Herrn mit seinem Stabe.

Es ward plötzlich still auf den verworrenen Lärm im Dorfe. Das Schreckliche war geschehen. Die sich retten konnten, waren gerettet und waren nun still, auch wo sie flohen; und die sich nicht gerettet, waren auch still; nur manchmal erscholl noch Hundegebell, oder Geschrei der Hähne, die den Morgen anriefen, oder Geläut aus benachbarten Dörfern, auch wohl ferner Schüsse Hall das Thal hinab und hinauf, und ein lauer Thauwind fiel in zuckenden Stößen vom Himmel.

So fuhr denn auch Johannes still an Mauern dahin, über Gärten und Wiesen, die zum See geworden. Nur zuweilen kam es ihnen vor, als hörten sie rufen: „Johannes!" und dann wieder schwächer: „Johannes!" aber es fiel ihnen nicht ein, daß sie ihre Dorothee vergessen, die auf dem Boden geschlafen. Sie waren froh, daß ein Kahn

sie einholte. „Guten Morgen!“ grüßte es beklommen herüber. „Guten Morgen!“ dankten sie wehmüthig hinüber, und schweigend gelangten sie ans Ufer.

Da! nimm mir das Kind ab, Dorothee! sagte Christel und hielt es ihr aus dem Kahn hin. Denn sie glaubte, das flinke Mädchen sei zuerst ans Ufer gesprungen. Dorothee! wo bist Du denn? rief sie noch einmal. Sie sahe sich um, sie überblickte den Kahn, da war keine Dorothee, und vor Erschrecken hätte sie bald das Kind von den ausgestreckten Armen ins Wasser fallen lassen. Sie setzte sich aber und beugte sich über das Kind. —

Ich frug Dich ja noch, liebes Weib, sprach Johannes, ob wir etwas vergessen.

Etwas ist kein Mensch, erwiederte sie.

Du sagtest, ich habe Alles! sprach er. — Ach, ich habe Alles, das sagt' ich, weil ich meine Kinder hatte! Kehre um, Johannes, das Mädchen ist dir ja so lieb, wie ich und die Kinder! Sie hat Niemanden als Uns, wer denkt an sie? so ist sie denn Uns auf die Seele gebunden. Kehr' um! Soll sie so mißlich umkommen? Wie viel Häuser sind schon eingestürzt. Johannes kehre um. „Johannes!“ rief sie, „Johannes!“ jetzt weiß ich, wer rief, und wen sie meinte — Dich, mein Johannes! —

Ich will! tröstete sie Johannes; nur wärmt Euch erst. So stiegen sie aus und richteten sich ein. Die Ziege weidete unbekümmert; Daniel las Holz zusammen, Johannes brachte einen Feuerbrand von dem Feuer des nächsten Unglücksgenossen, und während dessen erschien der Purpurstreif der Morgenröthe und beschimmerte das Thal und den Strom, und zuletzt kam auch die Sonne und schien sich umzusehen. Von Zeit zu Zeit läutete es noch im Dorfe vom Thurme. — Wer muß das seyn? sagte der junge Prediger, der herzugetreten, denn dort steht der alte Küster mit allen den Seinigen. Die Kirche liegt tief, und dem wir die Rettung, nächst Gott, am meisten verdanken, der steht nun selber in Noth. Seht, ist nicht jemand dort im geöffneten Kirchthurmfenster? — Es ist ein Mann! sagte Johannes, und keiner aus dem Dorfe; ich dächte, er trüge einen andern Rock, als wir Leute hier, jetzt weht er auch mit einem weißen Tuche. Nun geht er wieder lauten, horch!

Das ist gewiß der Reisende, der gestern bei mir war und mich nicht zu Hause fand. Er wollte heute wieder zu mir kommen, bemerkte der Prediger.

Ja, sagte der alte Küster. Als ich den Thurm aufschließen ließ, war er schon da und riß mir die Schlüssel aus der Hand, trieb mich fort und sprang selber zu läuten. Er ließ sich's nicht nehmen. Ich sah ihn gestern Abend im Wirthshaus. Er hat auch ein Pferd.

Gehat! sagte der Prediger; denn das ist nun ertrunken. Wir wohnen Alle dort tief.

Das war wohl ein Schreckliches!

Ach, es ist noch ein Schreckliches! seufzte Christel und deutete stumm und die Augen voll Thränen nach ihrem Hause, auf dessen Dache eine weiße Gestalt saß neben der Leiter.

Wer von Euch ist das? fragte der Prediger. Unsere Dorothee, die meine Frau mit aus dem Vaterhause geerbt, sagte Johannes ihm leiser. Jetzt will ich hin. Das Dach hat sich schon gewandt, denn die Morgensonne bescheint den Giebel, was sie in ihrem Leben nicht gethan! —

Fahrt mit Gott! sagte der Prediger. Aber wer wird Euch begleiten außer ihm? Die Männer sind fort nach allerhand Hülfe, oder retten noch; ich verstehe es nicht, das Ruderscheit zu führen, und gehe denn lieber aus nach Zufuhr ins nächste Dorf, daß Ihr wenigstens Brot und Wein bekommt. So ging er.

Christel küßte ihren Johannes; er küßte die Kinder, dann fuhr er allein zurück. Er mußte zuerst an der Kirche vorüber, worauf der Fremde jetzt stärker geläutet und nun hinab in das Fenster getreten. Johannes hätte müssen kein Herz haben, wenn er ihn nicht zuerst in den Kahn genommen. Und nach einigen kurzen Worten des Dankes half er nun selber hinüber rudern zum Hause, von dem das Mädchen ihn mehr geängstet als er sich selbst über seine Lage. — So oft sie die Arme ausstreckte, riß ich wieder an der Glocke! erzählte er Johannes. Sie legten an das Dach an, aber sie mußten ihr laut zurufen herabzusteigen, so erstarrt und versonnen saß sie da oben. Ja es erschien dann, als sie gleichgültig die Männer ansah, sogar ein Trotz, eine Rache, eine wehmüthige Lust, umzukommen, in ihrem Gesichte. Sie ward über und über roth. Sie wähnte sich vernachläßigt, als eine arme vater- und mutterlose Waise! nicht vergessen vor Angst; und auch jetzt hatte Johannes zuerst den Fremden eingenommen! und nicht erst auf der Rückfahrt! So blieb sie, und auf wiederholten Zuruf schluchzte sie vollends vor Thränen und kehrte sich ab. — Laßt das arme Mädchen erst ausweinen und sich die Thränen trocknen, damit sie die Sprossen der Leiter nicht fehlt, sagte der Fremde mitleidsvoll. Sie hat nicht mehr an das Leben geglaubt; und nun schlägt ihr das Herz auf einmal zu voll.

Und so stieg er selbst hinauf und geleitete Dorotheen hinab. Sie schwieg während der Fahrt nach den Bergen und sahe zurück auf die Fläche des Wassers, während die Männer hinüber ruderten. Sie brach voll brauner Knospen schimmernde Zweige von den Obstbäumen, an denen sie hinfuhren, und warf sie in das Wasser, ohne sie anzusehen.

Am Ufer warf sie sich der weinenden Christel an die Brust und sagte: Nun seyd Ihr so arm als ich!

Ist das Dir ein Trost! erwiederte Christel.

Nun werdet Ihr mich lieber haben! seufzte Dorothee. Ach, wie war mir diese zwei Jahre her zu Muthe, seit der Prediger gestorben; und auch bei ihm, wie oft hab' ich geweint!

Was kannst du für Deine betrogene Mutter! sprach Christel. Es hat ihr auch das Leben gekostet. Sey ruhig. Wir waren nicht reich, aber wir liebten Dich! wir lieben Dich und sind nun arm.

Gott sey Dank! seufzte Dorothee leise, nun ist mir wohl.

Der Fremde hatte das schöne, sechszehnjährige Mädchen mit Ver-

wunderung betrachtet. Ihr habt da ein eigenes Kind! sagte er. Schöne Mädchen müssen nicht so stolz, so eigensinnig seyn! drohte er ihr sanft mit dem Finger. Dorothee wollte ihn böse ansehen; aber es gelang ihr nicht: denn von einem freundlichen Blick getroffen, mußte sie endlich sogar auch lächeln, wie er lächelte.

Mir ist nicht wohl, sagte er, daß ich jetzt arm bin. Ich kann nicht einmal meinem Freunde hier anders als mit Worten danken!

Das ist nicht nöthig! sagte Dorothee. Er hat ja eigentlich mich geholt, wie er spricht. Oder nicht?

Freilich! sagte Johannes.

So schenkte der Fremde nur einige kleine Stücke Geld an die Kinder, schrieb sich Johannes Namen in seine Schreibtafel, drückte ihm die Hand, versicherte ihm, daß er sich werde vernehmen lassen, schnitt sich einen Stock aus dem Haselgesträuch, ließ sich den Weg nach Groß-Breitenthal weisen und wanderte in die Berge.

Während dessen hatte sich die Schlinge, womit Johannes den Kahn an einen Stein in der Eile und der Freude befestigt, abgezogen durch das Wiegen auf den Wellen — und jetzt war der Kahn schon unerreichbar, wandte in eine Strömung und schwamm fort. Daniel schrie; Johannes sah ihm nach und sagte dann: nun bin ich ein Fischer gewesen! nun ertrinken mir die Fische! — Christel schwieg; Dorothee lächelte verstohlen, rief die Ziege, setzte sich auf den Stein und melkte Milch zum Frühstück für die Kinder. — — —

2. Das erfrorne Kind.

(S. 144.)

Noch in der düstern Morgendämmerung, ehe der Vater nach Hause gekommen, war aber der kleine Daniel schon mit Werker in ein anderes Dorf gegangen. Sie hatten sich Abends heimlich beredet, Daniel hatte sich ein kleines Säckchen geborgt und umgehangen; denn er sahe, wie nöthig das Nöthigste im Hause sey, was die Kleinen vergebens von der Mutter verlangt, nur er nicht. Er hatte die Jacke des Vaters an, die ihm in der Kälte ein kleiner Mantel war.

Das hatte die Alte gesehen. Heut ist ja heiliger Abend, sagte sie zu Johannes, da wird der Weg nicht leer von Dorf zu Dorf, wo nur Essen rauchen; da macht sich ja Mancher auf und wird darum nicht übler angesehen, weil er auch sonst das ganze Jahr nicht kommt! Mir ist nur der Schnee zu hoch, sonst ist es ja eine wahre Labung und Stärkung, gerade an solchem heiligen Tage betteln zu gehen. Die Wehmuth hat mir Gott schon geschenkt! Man wird so reich, so reich — Ihr wißt das gar nicht, mein Johannes. Gönnt das dem Kinde und dem Alten!

Doch war es schon Abend, ja Nacht geworden, und Beide kamen nicht wieder. Die Mutter hatte aber Manches in der Stille zurecht gelegt und besorgt, was sie genäht, und was so klein, so lieblich anzusehen war! Sie lächelte nur Johannes an, saß oft lange still, schlummerte wieder und bat ihn endlich nach Mitternacht, „mit dem blauen

und rothen Strumpfe zu laufen," wie es heißt, und den Storch zu holen.

Er lief mit freudiger Hast. Er pochte. Ein junges Mädchen kam ans Fenster, nicht die Kindelfrau. — Die Mutter ist drüben im andern Dorfe bei der reichen Müllerin, sagte sie ihm; schon drei Tage. — Er zündete sich eine Kienfackel an und eilte, durch das feine Schneegestöber sich leuchtend, und geblendet, in einen engen Lichtkreis eingeschlossen. So kam er, weit außer dem Dorfe, vom Wege ab, in Windwehen, machte sich Bahn hindurch und stand auf einmal in dem Kalksteinbruch. Er leuchtete an dem bunten marmorabrigen Gestein umher, den Ausweg zu finden. Da sah er auf einer natürlichen Marmorbank, wie in einer Grotte, die außer dem Winde und ohne Schnee war, eine kleine ruhige Gestalt sanft hingelehnt. Er nahte mit Herzpochen; Knöpfe blitzten ihn an, das Tuch war blau — es war sein gewesener Kirchrock; ein kleines blasses Gesicht lächelte ihn an — es war sein gewesenes Kind, der Daniel, ein volles Täschchen auf seinem Schooße, einen Schnitt Brotes in seiner steif gefrornen Hand. Er leuchtete das an, er sah es und sah es nicht, er hielt die Hände fest vor die Augen, es nicht zu sehen. So stand er lange. Und als er wieder aufsah, mit Wehmuth hinblickte, war Alles verschwunden, wie ein Traum, keine röthliche grellerleuchtete Grotte, kein Kind, nur Nacht und Stille. Hast Du das auch geträumt? fragt' er sich froh und bestürzt. — Er sahe zu Boden. Der Kienbrand, den er vor Schrecken fallen lassen, zischte im Schnee mit dem letzten Funken und war verloschen. — So sagte er nichts und dachte Verwirrendes. Er fühlte sich zu dem Kinde, er umfaßt es und küßte ihm die Hand, und das Brot. — Du bist hin! sagt' er weich. So warte denn hier, mein liebes Kind! Die Mutter bedarf es. Nicht wahr, Du bist es zufrieden, daß ich gehe! — und Dich, bis ich wiederkomme, Dich hier allein verlasse? — Gewiß! Du bist es zufrieden. Du gingst ja schon um der Mutter willen, und um die Geschwister! Heiße mich gehen! mein Kind! und ich möchte doch bei Dir bleiben! Fürchte Dich nicht! ich komme ja wieder! Bald, geschwind! —

So redet' er mit dem erfrornen Kinde, das ermüdet und von Kälte ergriffen, ausruhen und essen wollen, zum Botenlohn, und süß und immer süßer eingeschlafen war, und das der unerbittliche Tod, der auch des Nachts überall umherschleicht, der weder Vater noch Mutter, Bruder und Schwestern hat, auch hier gefunden und ohne Herz und Mitleid nicht verschont. — Das dachte Johannes im Weitereilen und sprach vor sich: Ich möchte doch der Tod nicht seyn! Das ist das schrecklichste Amt in der Welt. Wie gern doch bin ich dagegen der arme Johannes! Und doch muß ich das sehen und dulden! Das Kind ist glücklich. Wie könnte ich besser sehen, wie gut es ist, wie glücklich ich war, als so! — Heut' in der heiligen Osternacht hab' ich's gesehen und erfahren: Kein Mensch ist so unglücklich, daß er nicht noch weit unglücklicher werden kann! Ach, du lebendiger Vater im Himmel, sey doch auch Keiner so elend, der nicht wieder glücklich werden könnte. — Gewiß,

der Gute kann immer wieder glücklich werden! — sprach eine innere Stimme in ihm. Gott ist nicht todt. — Du warst ein Thor und bist vielleicht noch einer. — Wer das wüßte! seufzt' er. Wer weiß, wo Wecker sitzt! —

Die Mühle stand. Die Räder waren eingefroren und wunderlich anzusehen. Aber die Müllerin ließ die Frau nicht fort, und sie selbst versprach sich keinen Lohn und tröstete ihn mit Gott und Gottes Hülfe.

Das Wort trieb ihn beruhigt fort. Aber Wecker hatte in der Mühle geschlafen, war schon munter, hatte vom Schlaf auf dem Stroh keine Federn in Haaren, wie er lächelte, fragte nach Daniel, der sich nicht halten lassen, und ging mit Johannes, dem jetzt die Angst entnommen war: er könne auch den alten Mann so finden wie den Knaben.

Wecker trug eine große Fackel brennend in einer Hand, und eine zum Vorrath in der andern. Johannes schritt vom Wege ab, in den Steinbruch, und als Wecker das starre Kind sah, fehlte nicht viel, er hätte die Fackeln fallen lassen. Aber er zitterte nur, daß in den flackernden Lichtern und den bewegten Schatten das Kind lebendig zu werden schien. —

Der Mann bin ich! sprach er wie ein Sündenbekenntniß, das Johannes wohl verstand, aber schweigend den Knaben sich auflud und mit ihm fortschritt, während Wecker heut' im erregten Wahnsinn wunderliche Reden führte, während er vorn leuchtete.

Das wollt' ich nur noch wissen! sagt' er zuletzt; nun kann ich sterben; die andre Noth hab' ich alle gelernt, bis auf den Tod. Ich sollte dem kleinen Betteltäschchen die Freude nicht machen! — Wecker, du solltest mit heim gehen! das heißt, wo er zu Hause ist, oder auch heim! wo du heim bist! Johannes sollte lieber das alte Schulhaus schleppen, wie die Engel das Haus nach Loretto; dann schrie der Kukuk nicht im Schnee, dann müßte der Pastor einmal umsonst begraben. Der sollte sich ärgern! — Aber an einer oben brennenden Fackel kann man sich unten die Hände erfrieren, Johannes! Merkt Euch das.

Gott wird der Christel den Schaden ersetzen, sagte Johannes. — Da will ich die Wiege seyn, die Euch fehlt; der Mann bin ich! freute sich Wecker. —

Aus den Dörfern umher schallte schon Ostergesang und hallte freudig im Walde nach, wie ein Echo vom Himmel, oder wie sanfte Stimmen unsichtbarer Engel, die an dem heiligen Morgen um die Menschen wandelten auf Erden. Alles war angeklungen von dem geweihten Gesang. Der Himmel und vor ihnen der blinkende große Morgenstern war nicht sein eigen, die Erde nicht ihr eigen, nicht Wald und Flur, Hütten und Weinberge nicht, auch die Menschenherzen nicht, sondern der Name: Christus, gesungen aus der Brust der Mädchen, umfing und befing Alles mit sanftem Schall und eignete Ihm es zu; und die Welt war Gottes des Vaters in dieser heiligen Morgenstunde.

Hört ihr die Jungfrau'n, Johannes? wie das erbaulich klingt! sprach Wecker. Sie haben's heut kalt. Aber sonst wär's auch keine

Kunst zu singen! So Etwas ist ewig und verlangt sein Recht zu aller Zeit. Ich mußte auch läuten, und wenn das Gewitter dicht über mir stand; es hat mich auch einmal so halb und halb, das heißt aber nicht etwa ganz versengt, so nur angesengt! Dafür hab' ich auch keine Wetterscheu mehr! denn ein rechtes Unglück trifft Niemanden zwei Mal, wie das große Loos! Das könnt Ihr Euch merken! —

Johannes merkte sich das mit Stöhnen.

Hört nur, fuhr Wecker fort, dort singen sie drüben das Lied:

Der Tod ist todt,
Das Leben lebet,
Das Grab ist selbst begraben! —

Das wäre gut für den Daniel! und gut für den Todtengräber, die Erde ist jetzt steinhart!

Als sie aber zum Dorfe kamen, vernahmen sie die Melodie, ja selbst die Worte:

Auf, auf, mein Herz mit Freuden,
Nimm wahr, was heut geschicht!
Wie kommt nach großen Leiden
Doch ein so großes Licht!

Johannes stand gerührt.

Nun da kann ich die Fackel auslöschen! meinte Wecker und stieß sie vor dem Hause in den Schnee.

Der Vater aber trug den Knaben leise ins Haus und hörte mit Freudenthränen eine zarte Kinderstimme in dem Stübchen, stand und sah durch das kleine Fenster in der Thür, wie die Alte es schon im Bettchen auf den Armen trug. So legt er den Daniel hastig in den Schuppen, damit ihn die Mutter nicht sähe. Er dachte kaum, daß dieser kein Strohdach hatte, daß es schon tief hineingeschneit, daß es immerfort noch häufig hinein schneie — ihm schadete ja das Alles nichts! Da ruhe in Gottes Namen, mein Kind! sagt' er; nahm ihm das Täschchen ab und zog sich aus eigner Wehmuth selbst wieder den alten Sonntagsrock an, sahe noch einmal zurück, ob es gleich noch düster war, und ging erleichtert hinein zu Christel. Er blieb an der Thür stehen. Die Alte hatte das Kind der Mutter zum ersten Mal auf die Arme gegeben, und er hörte, daß Christel leise sprach: Segne Dich Gott! mein liebes Kind! Lebe gesund und werde alt, bis Dir die Tage nicht mehr gefallen! Halte fest an Gottes Wort. — Du bist zu uns gekommen — fuhr sie mit weicher Stimme fort — anstatt in eines Reichen Haus? Wir haben Dich! — und an Liebe soll Dir's nicht fehlen, und an nichts, was ich habe, und was Du noch brauchst. Sey nur zufrieden und weine mir nicht. Du bist bei mir. —

Nun ward es still. Eine Herzstärkung thät' ihr nun wohl! meinte leise die Alte. Und so öffnete Johannes das Täschchen, legte erst ein rothes Osterei daraus auf den Tisch und brockte das Brot in das kochende Wasser. Dann ging er und setzte sich zu Christel aufs Bett.

Sie aß. Er hatte die Augen zu. — Was weinst du denn? Vor Freuden? Ja wohl! mein Johannes, sprach sie, siehe nur her! — Er

aber sagte: Weißt Du auch, was Du issest? — Ich habe ja meine Besinnung, antwortete sie: Brodsuppe! die ist mir jetzt am besten und dienlicher als von Rüdesheimer Hinterhäuser.

Aber von was für Brot! meine Christel, nickt er. — Bettelbrot von Daniel? sagte sie heiter; sey doch ruhig Johannes, das Kind hat es gern gethan. Alles ist von Gott, auch das Brot, und von dem nehm' ich es an, und von dem guten Kinde so einmal so lieb. — Wo ist denn der Daniel? ruf' ihn doch her. — Er schläft; sagte Johannes; er war sehr müde, die Augen fielen ihm immer zu. — Nun so laß ihn schlafen, lächelte Christel; er hat ein gutes Werk gethan. — Der Vater aber ging von ihr, besah das Osterei, brachte heraus, was darauf gekritzelt war: „Friede sey mit Euch! schnitt einen Eierkorb und hing es über dem Eßtisch auf, zu des Kindes Angedenken. — —

Johannes aber hatte schon längst das Zimmer verlassen und wankte, sich auszuweinen bei seinem Daniel. Aber er fand Jemand schon neben ihm: Wer seyd Ihr? fragte er verwundert. — Still! Still! ich bin Wecker! der wahre Wecker! Ich bin der Mann! schon eine halbe Stunde! Hier ist der Doktor! sprach er und wies ihm den abgeriebenen Strohwisch; er ist eigentlich nur ein Lizentiat! fuhr er fort. Das Kind, im Schnee und mit Schnee vom Himmel beschüttet, war erwärmt, und seine Wärme hat sich eine Höhlung weggethaut, sein Haar ist feucht, und seine Wange glüht. Ex Noth wird wieder Ex voto! Hört ihr das Osterlied! Nun kommen die heiligen Frauen.

Johannes aber kniete, betete und konnte vor Zittern der Hände nicht thun, was ihn Wecker hieß, der das Kind zuletzt auf die Füße stellte und in des Vaters Arme gab. Der Knabe besann sich, glaubte noch in dem Steinbruch zu seyn, bewegte den Mund, als wenn er wieder äße, hörte dann des Vaters Zuruf und sagte mit halber Stimme: Bist du da, Vater? da hast Du Brot! komm, führe mich heim, der Mutter wird bange seyn! —

Und so führte Johannes ihn zitternd hinein. Und von der aufgehenden Sonne Licht und Glanz geblendet, und schwach, schwankte das Kind und stand wie im Traume und gähnte und strich sich die Haare aus der Stirn.

Nicht wahr, Daniel lebt? er lebt? fragte Johannes die Mutter.

Freilich, da steht er und lächelt ja! sprach Christel, aber allmälig stammelnd und zögernd, und plötzlich erblaßt vor Ahnung, die aus Johannes Worten und Wesen sie anschauerte.

Nun — nun kannst du auch wissen, daß er todt war! fuhr Johannes leiser fort und zog ihn der weinenden Mutter nah.

Daniel! — sprach sie mit versagender Stimme und streckte die Arme nach ihm.

Mutter! — sprach er, als bät' er sie um Vergebung, und lag in ihren Armen.

Wecker hat ihn erweckt! meinte Johannes. Aber das hörte sie nicht an Daniels Halse. Wecker aber stand nur sehr freundlich da und hatte die Augen zu.

Nun bin ich glücklich, rief Johannes; ich habe den Daniel wieder! —

CXV. C. Fr. von Rumohr. *)

(1785.)

Jugend- und Erziehungsgeschichte eines chinesischen Malers.

— — Um nicht ruhmredig zu erscheinen, verschweige ich, was mir ferner über das Alter meines Geschlechtes bekannt geworden und begnüge mich, anzuzeigen, daß hohe Gemüths- und Geistesgaben dasselbe vor allen anderen Malerfamilien unserer Stadt von jeher und zwar bemerklich, ausgezeichnet haben. Auch auf meinen trefflichen, nie gedenk' ich sein ohne Thränen, Herrn Vater hatten die Tugenden, mit diesen der Wohlstand und das bürgerliche Ansehn seiner Altvorderen, sich vollständiglichst vererbt. Er besaß eben daher, außer einem geraumen, gegenwärtig von meiner Wenigkeit bewohnten Hause zu Cantong, in welchem unter seiner Leitung zahlreiche Gehülfen und Knechte für das In- und Ausland zu malen, zu vergolden und zu lackiren beschäftigt waren, ein weniger ausgedehntes, aber zierliches Landhaus an den reizenden Ufern des gelben Flusses, in welchem meine Frau Mutter, von Zeit zu Zeit von dem Herrn Vater heimgesucht, mit ihren Weibern und Kindern in anständiger Zurückgezogenheit und in stillem Genusse ihr silberreines Leben vollbrachte. In diesem reizenden Landsitze verflossen denn auch mir die frühesten Jahre der Unschuld und nothwendigen Unbefangenheit. Noch sehe ich diesen Landsitz, den späterhin die großen Fluthen des Jahres — — zerstört haben, geschmückt mit allen den eigenthümlichen Reizen, welche, wie von den Fremden vernommen wird, nur mein China hervorbringen und darlegen soll. Das leichtgezimmerte Wohngebäude krönte den Gipfel eines künstlichen Felsens, den schon meine Urahnen mit ungemeinem Fleiße und ungewöhnlichem Aufwand aus gehärtetem Papierstoffe gebildet hatten. Er war kunstreich bemalt und mit so dauerhaftem Firniß überzogen, daß bis dahin nirgend, wenn auch nur die geringste Spur von Verwitterung an das Licht getreten war. Die Gestaltung der Felsen war eben so naturgemäß, als voll idealischer Zierlichkeit, die Bemalung täuschend; hie und dort waren Mose und Pflanzen darauf angebracht, welche den Blick von Fern und selbst in der Nähe in die Irre führten, so daß mir nicht selten vorgekommen ist, daß Kinder herbeieilten, die künstlichen Blumen zu pflücken, daß sogar die städtischen Esel, auf denen mein Herr Vater bei seinen ländlichen Ausflügen zu reiten pflegte, verschiedentlich die denenselben eigenthümliche phlegmatische Neigung bezeigten, die künstlichen Disteln am unteren Rande der Felsenstücke ein wenig zu benagen. Diese papierstoffigen Felsen, welche Lustgrotten und nützliche Keller in sich einschlossen, berührten an ihrem östlichen Rande die Silberwellen des Stromes; eine zierlich gewundene Treppe mit schön geschnitztem Gelende führte an dieser Seite zu einem entzückenden Plätzchen herab, welches Hängeweiden beschatteten. An der Wasserseite desselben Lustplatzes war, ich

*) „Deutsche Denkwürdigkeiten. Aus alten Papieren. Herausgegeben von C. Fr. v. Rumohr. Vier Theile. Berlin. Duncker. 1832." 8.

denke der Kinder willen, ein kunstreich aus Rohr geflochtenes Gitter angebracht, mit kleinen runden Löchern zum Hindurchstecken des Kopfes und mit einem Thürchen versehn, durch welches man zum Flusse und an ein bedecktes Schiffchen gelangte, dessen Bestimmung war, meine Frau Mutter durch häufige Lustfahrten ihrer häuslichen Sorgen zu entheben. Ich hatte gar oft das Vergnügen, sie bis an besagtes Thürchen zu begleiten, meinen Kopf alsdann durch die runden Löcher des Gitterwerkes zu stecken und sie abfahren zu sehen. O! selige Tage der ersten Jugend, nie kann ich ohne Thränen der Wehmuth der kleinen Umstände gedenken, welche dem Knaben, ohne wie, noch weßhalb so ganz unendliche Freude bereiteten.

Inmitten dieser und anderer kindlichen Lustbarkeiten hatte ich mein zwölftes Jahr erreicht. Mein Wuchs war den Jahren vorangeeilt und meine Verstandeskräfte, wenn ich dem Ausspruche meiner damaligen Erzieher trauen soll, versprachen, so sagten sie, eine frühe Entwickelung. Als ich nun eines Tages, meiner Gewohnheit gemäß, der Frau Mutter beim Frühstücke aufwartete, wo auch für mich einiges Backwerk gereicht zu werden pflegte, entsetzte ich mich auf das Aeußerste, das liebliche Lächeln ihres eirunden Mündleins in grämlichen Zuckungen, die hellen Ränder ihrer pechschwarzen Aeuglein rothangelaufen zu sehn. Die Beängstigung, welche bei diesem Anblicke mich ergriff, übersteiget allen Ausdruck. Stumm, fast athemlos harrte ich ihrer Befehle; denn ich zweifelte nicht, daß sie mir Ruthenstreiche zu geben gesonnen sey, um so mehr, da ich kürzlich einiges Porcellangeräthe beim Ballspiele zerbrochen und von einem Apfelbaume, den ich bestehlen wollen, einen nicht unerheblichen Zweig sammt den Früchten abgebrochen hatte. Ernsteres indeß war über mich verhängt; es galt den Uebertritt aus den blumigen Gefilden des Jugendlebens in die Felsenpfade und Dornengehäge des geschäftigen. Mein Vater hatte seine nahe Ankunft gemeldet, zugleich, daß er gesonnen sey, mich mit ihm in die Stadt zu nehmen, um mich unter seinen Augen für das mir angeborene Lebensgeschäfte zu erziehen.

Laut jammerte ich auf bei dem Gedanken, meine Mutter, die heiteren Gespielen meiner Jugend, den beschränkten, aber wonnigen Aufenthalt zu verlassen, in welchem meine schönsten Tage gleich einem Morgentraume mir dahin geschwunden sind. Undeutlich war mir die Zukunft, ja gestaltlos, nie hatte ich bis dahin die Gränzen des väterlichen Gehäges überschritten, war daher unfähig, mir vorzustellen, wie außerhalb desselben die Welt gestaltet sein möge. O! hätte ich schon dazumal den großen Marktplatz des Lebens gekannt, hätte ich nur ahnden können, wie dort der Ehrgeiz, der Eigennutz, die Falschheit, jene glänzenden Ketten zur Schau legen, an denen sie bald, und nur zu frühe, auch mein noch so unbefangenes Leben und Dasein fesseln sollten; meine Klagen würden gewiß nicht, wie es geschah, die weinerlichen Mißtöne kindischer Ungezogenheit angestimmt haben, nein vielmehr in den hellen Schrei irgend einer bodenlosen Verzweiflung ausgebrochen seyn.

Wenige Stunden darauf, etwa um die Mittagszeit, erschien mein Herr Vater, für dieses Mal nicht auf seinem Grauen reitend, sondern in einem verdeckten Tragsessel und von vier rüstigen Knechten getragen. Meiner Thränen achtete er wenig, doch meine Mutter tröstete er liebreich, setzte sich darauf sogleich an den Tisch, um seinen Hunger zu stillen, genoß den saftig gebratenen Schenkel eines jungen Schlachtschweines und ließ sich herab, mich an seine Tafel zu nöthigen und mir zu gestatten, die Gebeine, an welchen er einiges Fleisch gelassen, in seiner Gegenwart nach Herzenslust abzunagen. Ich unterlasse es nicht, dieses kleinen Umstandes zu erwähnen, weil derselbe eben damals mein Gemüth auf eine wunderbare Weise beruhigte. Wo Seelen zu Seelen sprechen, sind Handlungen, welche dem Gleichgültigen als unwichtig erscheinen und also erscheinen dürfen, dem Eingeweihten oftmals höchst bedeutungsvoll und wahrhaft sinnbildlich. Es war das erste Mahl, welches ich mit meinem Vater theilte und gemeinschaftlich genoß; mit jedem Bissen fühlte ich mich näher zu demselben hingezogen.

Als mein Herr Vater darauf einige Schalen Thee genossen hatte, sprach er im Tone der Herzlichkeit: geliebter Sohn, schicke dich an, mit mir in die Stadt zu gehen. Ich werde dich nunmehr in der Kunst unterweisen, deren Ausübungen deinen Vorfahren seit undenklichen Zeiten Ehre und Gemächlichkeit brachte. Du wirst, so verspreche ich mir, deine Lehrjahre bald überstehen. Dann werde ich dich zu meinem Gesellen annehmen und dir ein Weib geben, wie es dieses Landes Gebrauch ist.

Ich weiß nicht genau, welche Vorstellung ich mit den letzten Worten verknüpfte; gewiß aber flößten sie mir ungleich mehr Furcht und Schrecken ein, als die Lehrjahre selbst, welche mir nur etwa als die Fortsetzung meiner bisherigen Spiele und leichten Beschäftigungen erscheinen wollten. Ueberlaut weinte ich und schrie aus allen Kräften: ich will kein Weib, ich will keins! und gewiß hat dieser frühe Eindruck dazu beigetragen, in mir eine längere Zeit hindurch eine unüberwindliche Abneigung gegen die, wie ich einsehe, heilsamste aller Lebenssitten hervorzurufen; wie etwa die Gerichte, welche man thörichter Weise die Kinder wider Willen zu essen zwingt, in der Folge nie aufhören, Abscheu und Eckel zu erregen.

Mein Vater nahm wenig Rücksicht auf diese kindischen Ausbrüche, warf einen mißbilligenden Blick auf meine Mutter, welcher dieselbe einer übertriebenen Weichheit zu bezüchtigen schien, dann einen drohenden auf mich selbst, der mich so mächtig ergriff, daß ich über die Furcht vor dem Nächsten, wie es geschieht, das Fernliegende vergaß, meine Thränen trocknete und, wie es erschreckte Kinder in der Gewohnheit haben, das Weinen in mich herabschluchzte. Mein Herr Vater, welcher an weinerlichen Scenen wenig Behagen fand, benutzte diesen Stillstand, um die nun einmal unabwendbar bevorstehende Trennung von meiner Mutter mit möglichster Ruhe und Ordnung zu bewerkstelligen. Er faßte meine Achseln, verbeugte mich dreimal gegen meine empfindsame, beinahe ihrer selbst ganz unmächtige Mutter und schob, oder setzte mich behende vor die Hausthüre, wo die Träger schon in Bereitschaft standen, mich ergrif-

fen und, gleich einem Brodtkasten in den rings verdeckten Tragsessel hineinschoben. Mein Vater folgte mir auf dem Fuße, worauf die Vorhänge fest verschlossen wurden, um, wie ich später vernommen habe, mir jegliche Aussicht zu verschließen; denn man befürchtete nicht ohne Grund, daß ich Versuche machen dürfe, aus der Lehre zu entfliehen, das mütterliche Haus wieder aufzusuchen und dort mich, etwa in den unterirdischen Grotten des pappschachtelnen Felsens, mit Genehmhaltung meiner Mutter zu verbergen.

Ich glaubte in meinem eignen Schmerze zu ersticken; denn mein Herr Vater, welcher nunmehr mit großer Genüglichkeit zu schmauchen begann und bald darauf in einen sanften Schlummer verfiel, flößte mir so viel Furcht ein, daß ich es nicht wagte, meiner Brust wenn auch nur den leisesten Seufzer zu gestatten.

Endlich, nach sechs qualvollen Stunden, erreichten wir die Stadt; das Geschrei und wilde Getöse auf den regsamen Gassen dieses volkreichen Ortes erregte in mir nur um so mehr Befremdung und Grausen, als ich von dessen Veranlassung mir auch nicht die mindeste Vorstellung verschaffen konnte und meinen Vater nicht anzureden, noch zu befragen wagte.

Nun hörte ich schwere Thore zufallen und sorgfältig verriegeln; darauf schien das Geräusch, welches ich auf den Gassen vernommen hatte, in ein undeutliches Gesumme sich zu verlieren; endlich ward der Tragsessel auf den Boden niedergesetzt. Als da plötzlich die Vorhänge von allen Seiten aufgezogen wurden, schlug mein Herz hoch auf in der Erwartung dessen, was da kommen sollte. Mit verwunderten Blicken schaute ich rings umher. Statt der freien, obwohl reich bebauten und künstlich verzierten Natur, welche bis dahin mich umgeben hatte, erblickte ich rings umher starre, unbelebte Wände und über mir ein Stückchen Himmels nicht größer, so schien es mir anfangs, als die Decke des Wohngemaches meiner Mutter. In der That ist das Haus, welches ich noch jetzt bewohne, sehr geräumig und helle; die Bedeckung des Hofes wird von hölzernen ungemein wohlbemalten Säulen unterstützt, deren Knäufe durch Schnitzwerk wie besonders die Ausgänge des Daches mit munteren, wundervoll lebendigen Drachen verziert sind. Die wohlangelegten Werkstätten und Gemächer, welche jenen Säulenhof rings einschließen, haben in ganz Cantong kaum ihres Gleichen. Allein, was ist der Umfang eines anständigen Bürgerhauses gegen die freie Natur? Gewiß bin ich im Verlauf der Jahre zu jenen ersten kindischen, vielleicht aber daher ursprünglichen und ächten Empfindungen zurückgekehrt, finde gegenwärtig, wie damals, die Straßen und Wohnungen unserer Stadt bei weitem zu eng angelegt. Denn in Erwägung, daß nur da ein Platz ist, wo Platz ist, möchte es wirklich rathsam seyn, überall weitere Gassen und unbegrenzt weitläuftige Plätze anzulegen, sollte es auch vor der Hand an Gebäuden fehlen, dieselben gehörig zu besetzen.

So gut und gemächlich demungeachtet mein Haus mir bedünken will, so erschien es mir doch in jenem Augenblicke gleich einem Kerker; eine Vorstellung oder Täuschung, welche mir in meine Hängmatte folgte,

so unablässig mich peinigte, daß ich diese erste Nacht unter tausend Thränen und ohne allen Schlaf vollbrachte.

Im Verlaufe dieser wahrhaften Erzählung dürfte mein Vater Einigen in einem düsteren Lichte erschienen seyn, etwa, als ein rauher, gefühlloser, hartsinniger Mann. Ich muß daher in Erwähnung bringen, daß er ein Weiser war, sieben Jahre lang in der Verborgenheit eines berühmten Klosters verlebt und dort die erhabenen Grundsätze eingesogen hatte, welche er mit großer Strenge, sowohl gegen sich selbst, als besonders gegen Andere in Anwendung setzte.

Nach einer schlaflosen Nacht also erhob ich mich sobald, als der Wecker ertönte, von meinem Schmerzenlager und verfügte mich in den Hof, wo alles Hausgesinde sich versammelt hatte, um die Befehle meines Vaters zu vernehmen und sodann, ein Jeder an seine angewiesene Arbeit zu gehen. Auf mich warf mein Vater keinen Blick so lange, als noch Befehle auszutheilen und Diener, oder Gesellen gegenwärtig waren. Endlich, da der Hof geräumt und Niemand mehr zugegen war, als jene Lastträger des vorigen Tages und ich selbst, der furchtsam sich in einen Winkel drängte, wendete mein Vater, mit dem fürchterlichen Adel des Löwen der Wüste sein aufrecht stehendes Zöpfchen schüttelnd, das Haupt und schoß einen Flammenblick auf mich ab, welcher, wäre nicht die Beschaffenheit meines Leibes die stärkste, unstreitig mich hätte auf der Stelle tödten können.

Mein Sohn, sagte er darauf mit erhabenem Ernste, ich sehe an deinen geschwollenen und hochgerötheten Augen, daß du in dieser Nacht viel geweint und wenig geschlafen hast. Du bist nicht der erste unter den Sterblichen, der geweint hätte, ohne zu wissen, weßhalb. Vielen Thorheiten unterliegt das menschliche Daseyn; aber die größte und gemeinste ist leider eben diese, über eingebildetes Unglück Leid zu tragen. Wenige Stunden des menschlichen Daseyns sind wahrhaft beglückt; es ist die höchste Weisheit, dieselbe nie ungenutzt zu versäumen. Wer, ohne unglücklich zu seyn, doch jammert, vergeudet köstliche Augenblicke des Lebens und erschöpft die Spannkraft der Duldung, welche sorglich für unvermeidliche Fälle des Unglücks erspart werden soll.

Ehe ich dich, geliebter Sohn, in die Schule des Lebens einführe, mußt du den Unterschied des wirklichen und des nur eingebildeten Leidens eingesehn haben. Indeß bist du noch zu jung, um meine Erinnerungen bloß durch den Begriff zu erfassen. Damit du nun fühlbar lernest, worin und wodurch ein gesundes, hinreichend und doch nicht übermäßig beschäftigtes Daseyn von einem schmerzhaften und kümmerlichen sich unterscheide; damit du lernest, Gesundheit und den freien Gebrauch deiner Anlagen und Kräfte als schon an sich selbst unschätzbare, zum Frohsinn auffordernde Gaben des Himmels zu betrachten und dankbar zu genießen; verordne ich, daß man dir gegenwärtig sechs und dreißig Sohlenstreiche versetze, welche hoffentlich von diesem thörichten, gegenstandlosen Jammern dich für immer befreien werden.

Tief haben diese Worte mir sich eingeprägt; allein tiefer noch die schmerzhaften Streiche, welche auf einen Wink meines Vaters, trotz

meines Sträubens von jenen Senftenträgern mir sorgfältigst auf die Sohlen gezählet wurden.

Mein lautes Wehklagen erschreckte selbst die Spatzen, welche eben auf dem Dache sich sonnten; nur meinen Vater schien es auf keine Weise zu rühren. Jetzt, rief er, wehklage und jammere, weil du zum Weinen Grund hast. Ich gebe dir eines vollen Tages Frist über das Erlebte nachzusinnen. Traget ihn, sagte er darauf zu meinen Henkern, alsobald auf seine Hängmatte, schließet alsdann die Thüre ab und lasset ihn bis nach Sonnenuntergang ganz ohne Licht und Nahrung seyn.

So ward ich denn in mein dunkles Gemach zurückgetragen, denn vor der Hand mußte ich wohl mich des Gehens enthalten, da meine Fußsohlen hoch aufgeschwollen waren und mich ganz unerträglich schmerzten. Die Senftenträger erschienen mir nunmehr, besonders nachdem sie auf meine Wunden lindernden Balsam gegossen hatten, nicht mehr, als meine Henker, sondern als hülfreiche Engel; so schnell hatte ein wirkliches Leiden mich umgestimmt, daß Linderung mir schon als ein Wohlseyn, mindere Härte als überschwengliche Milde erschien. Gern hätte ich meine Züchtiger bei mir behalten und fühlte wahrlich, als sie schieden und hinter ihnen die Thüre abschlossen, eine Aufregung fast wie späterhin bei dem Abscheiden geliebter Freunde.

Unter kaum leidlichen Schmerzen, bei heftigem Hunger brachte ich den langen Tag im Dunkelen auf meinem Lager zu. In dieser Einsamkeit empfand ich verschiedentlich ein warmes Verlangen nach der Gesellschaft derselben Menschen, welche vor wenig Stunden mir noch eben so fremd, als furchtbar erschienen waren; in dieser Dunkelheit sehnte ich mich nach dem vollen Lichte eben jenes Hofes, welcher mir gestern eine finstere Höhle zu seyn schien. Auch lehrte mich der Hunger der Näschereien zu vergessen, mit denen meine gütige Mutter mich zu überschütten pflegte; vielmehr schwelgte ich in der Vorstellung, daß man nun bald mir eine Schüssel mit einfach gesottenem Reis vorsetzen werde, genau so, wie ich sie hatte den Arbeitern auf dem Landgute meines Vaters austheilen sehn.

Endlich, bei Einbruch der Nacht, hörte ich Fußtritte vor meiner Thüre und bald darauf das, mir, melodisch tönende Knarren der Riegel. Schnell warf ich mich aus meiner Hängmatte; beim einfallenden Dämmerlichte glaubte ich den Vater zu erkennen. Komm, mein Sohn, sagte er, denn ich hatte mich nicht getäuscht; man erwartet dich im Hofe; du wirst unter den Lehrlingen Platz nehmen, und zwar, weil du von diesen der jüngste und letzte bist, gebührt es dir, dich ganz im Grunde nieder zu lassen, so wie überhaupt Allen, bis auf den Niedrigsten, Unterwürfigkeit und Ehrfurcht zu erweisen.

Meine Unterwerfung anzudeuten, verbeugte ich mich tief und folgte schweigend meinem Vater in den Hof, welcher in dieser Tageszeit in der That einen überraschenden Anblick gewähret. Wie noch immer, so beleuchteten schon damals farbige Papierlaternen, in gehörigen Abständen, den ganzen, zur Hälfte offnen, zur Hälfte verdeckten Raum. In guter Ordnung saßen die zahlreichen Gehülfen und Lehrlinge meines

Vaters auf ihren Matten vertheilt und rüsteten sich zur Mahlzeit, welche eben aufgetragen wurde. Auf den Wink meines Vaters nahm ich den niedrigsten Platz ein. Vor Kurzem noch hätte mich diese Demüthigung sicher zu jenem ungestümen Kreischen bewogen, welches die Kinder in der Nähe der Mutter und in den Gesindestuben zu größester Vollkommenheit auszubilden pflegen!

Ich ließ neben einem Knaben mich nieder, welcher etwa um ein Jahr älter war, als ich. Er warf aus seinen schwarzen Aeuglein einen durchdringenden, schalkhaften Blick auf mich, der indeß ohne Verzug von einer Schüssel mit gesottenem Reis abgezogen ward. Diese setzte er alsobald, als er sie empfangen hatte, auf seine Kniee und begann darauf sie mit großer Lebhaftigkeit zu verzehren. Die ganze Reihe, an welcher ich nunmehr ganz ungestört hinaufsehen konnte, speiste mit dem größesten Appetit und ohne ein Auge abzuwenden. Mir allein war noch nichts vorgesetzt worden, so daß ich zu ahnden begann, man wolle mich wenigstens für das mal ganz übergehen.

Welch ein Zetergeschrei hatte ich nicht oftmals erhoben, wenn mir, dem Gesättigten eine der Näschereien abgeschlagen wurde, durch welche meine Frau Mutter sie besuchende Nachbarinnen zu bewirthen pflegte. Doch jetzt saß ich geduldig in mein Schicksal ergeben, zwar verstohlen auf die Schüssel blickend, welche mein Nachbar beinahe geleert hatte, doch entschlossen auch diese Prüfung ohne Widerstreben zu ertragen. Und gewiß hatte ich daran sehr wohl gethan; denn auf ein Zeichen meines Vaters, welches ich mit halbem Auge wahrnahm, ward mir nun ebenfalls eine Schüssel mit Reis vorgesetzt, welche noch dazu durch einige leckerhafte Schweinsrippchen verzieret war. Es kam nun an meinen Nachbarn, Lüsternheit zu empfinden, und allerdings wandelte mich ein wenig Schadenfreude an, als ich ihn die fetten Stücklein so gar freundlich beliebäugeln sah. Doch schwand diese feindliche Regung vor der angebornen Milde meines Gemüthes, weßhalb ich das Schönste dieser schweinernen Stückchen in die Hand nahm, um es heimlich in den halbgeleerten Reisnapf meines Nachbars zu verpflanzen, welcher es rasch vor den Uebrigen zu verdecken suchte, während er mir durch einen äußerst launigen Blick zu verstehen gab, daß er sein Unrecht eingestehe, sich für überwunden gebe und mir für immer Dankbarkeit, Liebe und Ergebung angelobe.

Ich hatte mir nunmehr, ohne es geradehin zu beabsichtigen, einen Freund erworben, ja ohne selbst eine deutliche Vorstellung von den Vortheilen zu besitzen, welche Freunde gewähren, deren äußere Lage und innere Bestimmung von der unsrigen nicht durchaus verschieden ist. Doch hatte ich zugleich viel mehr und Wichtigeres gewonnen, den Beifall meines Vaters, der mir gütig zulächelte und, wie er mir späterhin eingestanden, in Ansehung dieses einzigen Zuges heroischer Herzensgüte eine ganze Reihe vorbereitender Züchtigungen aus seinem Erziehungsplane ausstrich.

Ein neues Leben war nunmehr in mir aufgestiegen. Das Knabenalter, die bewußtlose Hingebung in jegliche Regung und Laune war

in dieser einen zwölfstündigen Buße plötzlich wie untergegangen. Vor mir entfaltete sich ein ganz anderes Daseyn und Wirken, in welchem der Genuß nicht mehr das Werk des Zufalles war, sondern die Frucht der Unterwerfung des Willens unter höhere Gesetze. Diese schienen mir vor der Hand allerdings nichts Anderes zu seyn, als eben nur der Wille meines Vaters. Doch war mir dieser, ich weiß nicht durch welche Allgewalt des Instincts, so heilig und ehrwürdig, als jemals in späteren Jahren ein begründeter Richtsatz. Am Allgemeinen freilich mochte ich erkannt haben, daß sein Wille nichts weniger als willkührlich sey, vielmehr von hoher Weisheit gelenkt werde.

Nach Aufhebung der Mahlzeit begannen allerlei leichte Ergötzlichkeiten. Zuerst ward ein gar lustiges Schauspiel aufgeführt, welches darstellte, wie ein fröhlicher Mann in die Schenke geht und in gutem Weine sich übernimmt. Zuerst zeigte er sich launig und gab seinen Zechgenossen Viel zu lachen; zuletzt ward er mürrisch und zankhaft, da man ihn denn vor die Thüre setzte, wo er den Häschern in die Hände fiel, welche ihn vor den Richter führten. Dieser verordnete ihm sodann hundert Sohlenstreiche, welche der Schauspieler zum Scheine empfing und dabei so täuschend die Klagen eines Geschlagenen nachahmte, daß Alles lachte und ich selbst zumeist. Dann folgten andere Schwänke, welche mein Vater täglich nach Sonnenuntergang zu veranstalten pflegte, um seine Arbeiter bei leichtem Blute und frohem Sinne zu erhalten. Ich war dabei ausnehmend wohlgemuth und glaubte, mich niemals besser unterhalten zu haben.

Endlich legte sich Alles zur Ruhe, welche, bei nun mehr beruhigtem Gemüthe, nun auch mir, zum ersten Male, seit dem ich das väterliche Haus betreten, in vollem Maße zu Theil ward. Der mir schon wohlbekannte Wecker rief uns am anderen Morgen sämmtlich schon vor Anbruch des Tages zur Arbeit. Ich sprang vom Lager auf, wusch mich und verfügte mich in den Hof, wo bereits alle Arbeiter der väterlichen Malerschule versammelt waren.

Mein Vater faßte mich sogleich in's Auge, winkte mir, ihm näher zu treten. Lieber Sohn, sagte er, nachdem ich ihm so nahe gekommen, als meine Ehrfurcht gestattete, am heutigen Morgen beginnst du deine Künstlerlaufbahn. Wisse daß die Malerkunst an sich selbst auf einem hohen Begriffe beruhet; diesen aber würdest du noch nicht fassen können, weßhalb ich mir die Mühe erspare, ihn vor dir zu entwickeln. Immerhin mag die Kunst, wie hochbegabte Mandarine lehren, von dem Gedanken herauswärts sich gebildet haben und auf diesem Wege zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit gelangt seyn. In Dingen, welche ich nicht sattsam einsehe, widerspreche ich nicht und unterwerfe mich schweigend. Gewiß aber weiß ich aus den Erfahrungen meines eignen Lebens, wie auch aus den Urkunden unseres ehrwürdigen Geschlechtes, daß Knaben, wie du, zwar die Fähigkeit haben, Fertigkeiten sich anzueignen, um welche der ausgebildete Mann nur vergeblich sich mühen dürfte, doch des Zieles, welches sie dereinst vermöge eben jener Fertigkeiten erreichen möchten, nicht mit Deutlichkeit sich bewußt werden können.

Nun sind Gemälde aus Flächen zusammengesetzt; diese begrenzen Linien, welche theils in den Dingen selbst, theils nur in der Vorstellung vorhanden sind. Der Linie Meister zu seyn, nach Willkür gerade und krumme, weite und enge, zarte und derbe Linien hervorbringen zu können, ist demnach das erste Erforderniß des Mahlers, welches zu erwerben du nunmehr dich zu bemühen hast.

Die gerade ist die Linie der Linien; dieser dich zu bemächtigen ist dein nächstes Ziel. In jenem Winkel des Hofes erblickest du eine braune Tafel und ein Stift mit feinzugeschärfter weißer Farbe. Indem du dich übest, die vorgezeichnete zwölf Zoll lange Linie aus freier Hand nachzuzeichnen, wirst du innerhalb einer Woche dahingelangt seyn, eine gerade so lange grade Linie mit mindest möglicher Abweichung aus freier Hand aufzeichnen zu können. Solltest du aber aus Trägheit, oder aus Unfähigkeit, deine Aufmerksamkeit so lange Zeit auf einen scheinbar geringfügigen Gegenstand zu richten, oder aus anderen Veranlassungen, wider mein besseres Hoffen, das vorgesteckte Ziel nicht erreicht haben; so werden dir am Morgen des ersten Tages der nachfolgenden Woche von Neuem sechs und dreißig Sohlenstreiche aufgezählt werden. Nicht zu gedenken, daß man dich zwingen würde, von Woche zu Woche zu derselben einförmigen Beschäftigung zurückzukehren, bis endlich das vorgesteckte Ziel von dir erreicht wäre. —

CXVI. Jakob Grimm.

(1785.)

Aus der „Vorrede zum ersten Theil der deutschen Grammatik der ersten Ausgabe.*)

1. Der Nachtheil des grammatischen Unterrichts in Schulen.

(Erster Theil. S. IX.)

Seit man die deutsche Sprache grammatisch zu behandeln angefangen hat, sind zwar schon bis auf Adelung eine gute Zahl Bücher und von Adelung an bis auf heute eine noch fast größere darüber erschienen. Da ich nicht in diese Reihe, sondern ganz aus ihr heraustreten will, so muß ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutscher Sprachlehren, zumal der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gut geheißenen für verwerflich, ja für thöricht halte. Man pflegt allmälig in allen Schulen aus diesen Werken Unterricht zu ertheilen und sie selbst Erwachsenen zur Bildung und Entwickelung ihrer Sprachfertigkeit anzurathen. Eine unsägliche Pedanterei, die es Mühe kosten würde, einem wieder auferstandenen

*) „Deutsche Grammatik. Von Jakob Grimm. Göttingen. Dietrich. Erster Theil. Erste Auflage. 1819. Zweite Auflage. 1822. Zweiter Theil. 1825. Dritter Theil."

Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen; die meisten mitlebenden Völker haben aber hierin so viel gesunden Blick vor uns voraus, daß es ihnen schwerlich in solchem Ernste beigefallen ist, ihre eigene Landessprache unter die Gegenstände des Schulunterrichts zu zählen. Den geheimen Schaden, den dieser Unterricht, wie alles überflüssige, nach sich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anders, als daß dadurch gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gestört und eine herrliche Anstalt der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt und sie in dem Befang des elterlichen Hauses zu Macht kommen lassen will, verkannt werde. Die Sprache, gleich allem Natürlichen und Sittlichen ist ein unvermerktes, unbewußtes Geheimniß, welches sich in der Jugend einpflanzt und unsere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimmt; auf diesem Eindruck beruht jenes unvertilgliche, sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt; zugleich beruhet darauf die Unlernbarkeit einer ausländischen Sprache, d. h. ihrer innigen und völligen Uebung. Wer könnte nun glauben, daß ein so tief angelegter, nach dem natürlichen Gesetze weiser Sparsamkeit aufstrebender Wachsthum durch die abgezogenen, matten und mißgegriffenen Regeln der Sprachmeister gelenkt oder gefördert würde und wer betrübt sich nicht über unkindliche Kinder und Jünglinge, die rein und gebildet reden, aber im Alter kein Heimweh nach ihrer Jugend fühlen. Frage man einen wahren Dichter, der über Stoff, Geist und Regel der Sprache gewiß ganz anders zu gebieten weiß, als Grammatiker und Wörterbuchmacher zusammengenommen, was er aus Adelung gelernt habe und ob er ihn nachgeschlagen? Vor sechshundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutschen Sprache gewußt, d. h. täglich ausgeübt, von denen sich die besten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen lassen; in den Dichtungen eines Wolframs von Eschenbach, eines Hartmanns van Aue, die weder von Deklination noch von Conjugation je gehört haben, vielleicht nicht einmal lesen und schreiben konnten, sind noch Unterschiede beim Substantivum und Verbum mit solcher Reinlichkeit und Sicherheit in der Biegung und Setzung befolgt, die wir erst nach und nach auf gelehrtem Wege wieder entdecken müssen. aber nimmer zurückführen dürfen, denn die Sprache geht ihren unabänderlichen Gang. Sollte es mir nicht gelungen seyn, die früheren Eigenschaften und Schicksale unserer deutschen aus den verbliebenen Denkmälern getreu darzustellen; so zweifle ich gleichwohl nicht, würde eine noch mangelhaftere Ausführung dessen, was ich im Sinn gehabt, genug siegende Kraft in sich tragen, um die völlige Unzulänglichkeit der bisher ausgeklügelten Regeln in den einfachsten Grundzügen, aus denen alles übrige fließt, offenbar zu machen. Sind aber diese Sprachlehren selbst Täuschung und Irrthum, so ist der Beweis schon geführt, welche Frucht sie in unseren Schulen bringen und wie sie die von selbst treibenden Knospen abstoßen, statt zu erschließen. Wichtig und unbestreitbar ist hier auch die von vielen gemachte Beob-

achtung, daß Mädchen und Frauen, die in der Schule weniger geplagt werden, ihre Worte reinlicher zu reden, zierlicher zu setzen und natürlicher zu wählen verstehen, weil sie sich mehr nach dem kommenden inneren Bedürfniß bilden, die Bildsamkeit und Verfeinerung der Sprache aber mit dem Geistesfortschritt überhaupt sich von selbst einfindet und gewiß nicht ausbleibt. Jeder Deutsche, der sein Deutsch schlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf sich, nach dem treffenden Ausdruck eines Franzosen: eine selbsteigene, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeisterregeln fahren lassen.

2. Die verschiedenen Arten grammatischer Behandlung.

Gibt es folglich keine Grammatik der einheimischen Sprache für Schulen und Hausbedarf, keinen seichten Auszug der einfachsten und eben darum wunderbarsten Elemente, deren jedes ein unübersehliches Alter bis auf seine heutige Gestalt zurückgelegt hat, so kann das grammatische Studium kein anderes, als ein streng wissenschaftliches und zwar der verschiedenen Richtung nach, entweder ein philosophisches, kritisches oder historisches seyn.

Die Philosophie hat von jeher gestrebt, auch in die Natur der menschlichen Sprache zu dringen und aus der Vergleichung der Wörter, so wie ihrer merkbaren Verhältnisse untereinander das Räthsel des Ursprungs und zugleich der Mannigfaltigkeit aller Zungen zu lösen. Jemehr solchen Untersuchungen eine Zuziehung lebendiger Wortstoffe und derjenigen, die unter jedem Volke alterthümliche, fremdartige und halbheilige Färbung tragen, zum Grund gelegt wird (man vergleiche Plato im Cratylus); desto mehr nähern sie sich dem, was wir heutzutage unter Etymologie verstehen. Es kann nicht fehlen, daß durch die blos zufällige Vergleichung der Begriffe und selbst wenn tiefsinnige Abstractionen zu rohen, d. h. unaufgelöst'en Wurzeln gehalten werden, nicht schon die geistige Verwandtschaft der Wörter in einzelnen Lichtstrahlen hervorbrechen sollte. Die Kenntnisse der Griechen von der übrigen Welt waren indessen zu beschränkt, und jedem neueren Etymolog stehen Hülfsmittel und Vorräthe zu Gebot, welche sie nicht einmal ahnen konnten. Die Arbeiten der Römer in diesem Felde leiden nicht blos an äußerer, sondern auch an innerer Beschränkung, es sind meistens sorgsame, scharfsinnig gesponnene, aber in der Hauptansicht geistlose Sammlungen (z. B. Varro's). Neuere Etymologen von Isidor an bis auf die heutigen stehen in übelm Ruf und man pflegt ihre an kühnen, luftigen Systemen verschwendete Belesenheit und Mühe zu bedauern; es liegt in diesem Vorwurf etwas ungerechtes und zugleich natürliches. Jenes, weil in anderen Theilen der Philosophie nicht weniger gewagt aufgestellte, unsichere Behauptungen mit Beifall angenommen werden; dieses weil Etymologien in der That die angreiflichsten Dinge von der Welt sind und ihre schiefe oder lächerliche Seite sogleich in die Augen springt. Ein gegründeter Tadel, welcher die meisten und selbst die scharfsichtigen Bearbeiter des ganzen Fachs trifft, scheint mir, daß sie immer zu schnell bauen und jeder für sich die Sache fertig bringen

wollen. Wird man sparsamer und fester die Verhältnisse der einzelnen Sprachen ergründen und stufenweise zu allgemeineren Vergleichungen fortschreiten; so ist zu erwarten, daß bei der großen Menge unsern Forschungen offener Materialien einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können, neben denen an Sicherheit, Neuheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeschichte stehen.

Außer dieser etymologischen ist noch eine andere philosophische Behandlungsart der Grammatik zu erwähnen, welche viel abstracter zu Werke geht und ohne Rücksicht auf die Wurzeln der Wörter die blos allgemein gedachten Formen und Formeln einer Sprache logisch erörtert. Mit welchem Geiste dergleichen Untersuchungen angestellt werden können, weist Bernhardis Sprachlehre, es kommt mir nur vor, wenn man schon von dem bisherigen historisch-schwankenden Boden (der, wenn auch nicht genannt, doch von selbst die Unterlage hergibt) zu den letzten Gründen übergehen will und gleichsam das Nahe unbekannter und ungewisser ist, als die gesuchte Weite, daß zukünftig aus den geschichtlich eröffneten Quellen auch allgemeine Betrachtungen geleitet werden können, die an Wahrheit, Fülle und Ueberzeugung die vorausgehenden Versuche weit hinter sich lassen. Unausbleibliche Dürre und Verwirrung müßte aber der Erfolg seyn, in so fern ausgebildete Abstractionen über Begriff und Wesen der Sprache vorläufig, bevor jene unumgängliche Grundlage zu Stande gekommen, auf irgend eine und eben unsere deutsche Sprache, wie in der That vorgeschlagen worden ist, angewendet werden sollten.

Von dieser philosophischen Richtung des grammatischen Studiums unterscheidet sich die kritische, deren Wesen auf das Praktische hingeht. Sie will die sinkende, oder doch sich ändernde Sprache festhalten und setzt, weniger aus einer inneren Ergründung dieser selbst, als aus den für vollkommen gegebenen besten Schriftstellern gewisser Zeiten ein System zusammen, von welchem abzuweichen ihr für fehlerhaft oder bedenklich gilt. Diese Idee hat sich in Frankreich und Italien entwickelt, aber in den übrigen Ländern Nachahmung gefunden. Wir Deutsche sollten uns dankbar erinnern, daß zu Regensburg kein Gedanke an ein deutsches Reichswörterbuch aufgestiegen ist, vielmehr die späte Wiederherstellung unserer Poesie und Prosa, nachdem jene französische Ansicht schon ihr Ansteckendes verloren hatte, als ein Glück ansehen. Denn wo sie im Einzelnen dennoch wirkte, das brachte uns weniger Schaden. Gewirkt aber hat sie, in so fern z. B. die mit Lessing und Klopstock Unzufriedenen darauf hinarbeiteten, Muster aus dem vorausgehenden Zeitraum, späterhin die Tadler der neupoetischen Schule, Muster aus Klopstock, Hölty, Bürger und Voß obenhin zu stellen. Es scheint freilich noch immer zulässiger, die gegenwärtige Sprache mit dem Ansehen früherer bedeutender Schriftsteller im Zaum und Zügel zu halten, als sie mit philosophischen Abstractionen zu beherrschen; dieses ist jedoch beinah unausführbar, jenes ausführbarer und etwa darum gefährlicher. Eine sichtliche gute Wirkung der wiedererweckten Neigung zu den altdeutschen Denkmälern besteht darin, daß sie den Gang musterhaft

scheinender Sprachausbildung von der zuvor im Auge gehabten Zeit ab auf eine längst vergessene frühere geworfen und durch Erregung des historischen Studiums unsere Sprache weit freier gemacht hat. Denn die alten Autoritäten verdunkeln oder widerlegen die vorgeschützten neueren, ohne daß sie selbst so leicht zu unmittelbarer Anwendung gelangen könnten; in unserer Sprachverfassung haben wir uns vor nichts mehr zu hüten, als vor dem, was sich unmittelbar und geradezu eindrängen will. — —

Von dem Gedanken, eine historische Grammatik der deutschen Sprache zu unternehmen, sollte sie auch als erster Versuch von zukünftigen Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei sorgsamem Lesen altdeutscher Quellen entdeckte ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffenheit unserer jetzigen Sprache erwägen; Spuren, die noch in dieser trümmerhaft und gleichsam versteint stehen geblieben, wurden mir allmälig deutlich und die Uebergänge gelöst, wenn das Neue sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittele dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Aehnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen. Diese fortschreitende, unaufhörliche Verbindung bis in das Einzelnste zu ergründen und darzustellen schien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Plans habe ich mir so vollständig gedacht, daß was ich gegenwärtig zu leisten vermag, weit dahinten bleibt.

Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmal. Welche ältere Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen und jede an sich betrachtet vollkommnere, wie die indische oder griechische, wird sie für das Leben und den Gang der Sprache überhaupt in gleicher Weise lehrreich seyn?

Ich hätte mich auf die Untersuchung der uns in Deutschland zunächst liegenden Ueberbleibsel der althochdeutschen Mundart, für deren sicheres Verständniß eine feste, grammatische Behandlungsart nicht blos wünschenswerth, sondern unerläßlich war, beschränken können und vielleicht zu meinem Vortheil. Inzwischen stand mir bald vor Augen, daß ohne das Gothische als Grundlage überhaupt nichts auszurichten wäre und selbst die Anknüpfung der Sprache, wie sie von den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts geredet worden, an unsere heutige mislingen würde, wo nicht die Einflüsse der niederdeutschen Mundart in den Anschlag kämen. Es mußte folglich auf ältere Quellen des Niederdeutschen: sächsische, anglische und friesische Bedacht genommen werden, woran sich wiederum die nordischen, ohnedem in Absicht auf unverkümmerte, freie Entfaltung voraus gesegneten Sprachen von selbst fügten. Der Erfolg scheint mir bewährt zu haben, daß keine einzige dieser vielfachen Mundarten des großen deutschen Stammes ohne merklichen Nachtheil des Ganzen hätte außer Acht gelassen werden dürfen. — — —

8. Die Sprachreiniger.

Gegen die Puristen, wie sie heutigestags unter uns aufgetreten sind, wird sich jeder erklären, der einen richtigen Blick in die Natur der deutschen Sprache gethan hat. Sie wollen nicht nur alles Fremde bis auf die letzte Faser aus ihr gestoßen wissen, sondern sie überdem durch die gewaltsamsten Mittel wohllautender, kräftiger und reicher machen. Die Gesinnung, welcher das Abwerfen des verhaßten Fremden recht ist und an sich selbst möglich scheint, verdient unbedenklich geehrt und gehegt zu werden, nur sollte man sich bescheiden, daß schon zur Ausmittelung der seit allen Zeiten eingeschlichenen undeutschen Wörter eine tiefe Forschung vorhergehen müßte, wenn auch die noch jetzt thunliche Entfernung derselben eingeräumt werden könnte. Sodann muß mit Dank und Vertrauen anerkannt werden, wie die edle Natur unserer Sprache seit fünfzig Jahren so manches Unkraut ganz von selbst ausgejätet hat und dies allein ist der rechte Weg auf dem es geschehen soll; ihr sind alle Gewächse und Wurzeln in ihrem Garten aus der langen Pflege her bekannt und lieb, eine fremde Hand, die sich darein mischen wollte, würde plump mehr gute Kräuter zerdrücken und mitreißen, als schädliche ausrotten oder würde mit stiefmütterlicher Vorliebe gewisse Pflanzen hervorziehen und andere versäumen. Der Geist aber, welcher gewaltet hat, wird auch ins künftige fühlen, wie viel des Fremden bleiben könne oder dürfe und wo die Zeit erscheine, da das noch Anstößige am besten abgelegt werde, wenn wir nur selbst Herz und Sinn, was die Hauptsumme ist, der das übrige nachfolgt, unserm Vaterland getreu bewahren. Der andere Grundsatz neuer Sprachreinigung, durch Ausscheidung einzelner Buchstaben und Umlaute, so wie durch gezerrte Vervielfachung gewisser Bildungsmittel Wohllaut und Wortreichthum zu vermehren, scheint mir aufs höchste verwerflich. Wollte man ihm Raum geben, so würde unsere mit Ehren zum Mannesalter heranreifende Sprache, der die früheren vollen Formen jetzt nicht mehr anstehen, einer verlebten Schönheit gleichen, die sich durch falsche Künste jugendlich, durch Flitterstaat ansehnlich machen möchte, und in welcher bald unser eigenes Bild nicht mehr zu erkennen wäre. Diese Sprachkünstler scheinen nicht zu fühlen, daß es kaum eine Regel gibt, die sich steif überall durchführen läßt; jedes Wort hat seine Geschichte und lebt sein eigenes Leben, es gilt daher gar kein sicherer Schluß von den Biegungen und Entfaltungen des einen auf die des andern, sondern erst das, was der Gebrauch in beiden gemeinschaftlich anerkennt, darf von der Grammatik angenommen werden. Es ist ein großes Gesetz der Natur, das auch in der Sprache Anomalien und Mängel neben den uns erkennbaren Regeln bestehen lassen will, ja es wäre ohne dieses keine Verschiedenheit und Besonderheit der aus einem Quell geflossenen Mundarten denkbar, wogegen die vollständige, gleichartige Entwickelung aller Wurzeln, wie jeder unmäßige Reichthum wieder arm machen würde. Auf jeden Fall ist soviel einleuchtend, wenn man beabsichtigte, das Gebiet der jetzt vorhandenen Wörter und Formen zu erweitern, daß die gründlichste, durchdrin-

gendste Kenntniß aller Eigenschaften und Triebe der Sprache vorausgesetzt werden müßte, um die vermeintlichen Lücken und Schwächen von nicht blos einer Seite zu beleuchten und die vorgeschlagene Ergänzung oder Besserung vernünftig zu berechnen. Was aber bisher zur Frage gebracht worden ist, scheint mir dürftig aus dem bloßen heutigen Bestand, vollends ohne alle eingehende Berücksichtigung der früheren Grundlagen, hergegriffen und man kann sich selten dabei der Bedenklichkeit erwehren, warum gerade ein oder einige Gegenstände und nicht eben so gut viele andere angeregt werden sollen. Hunderte solcher neuen, umgetauften Wörter in Schaaren zusammentreiben, ist keine besondere Kunst, nach weniger Zeit wären die Wörterbücher zwar um Tausende reicher, aber der Verlust von zehn Wurzeln und Formen, die wir vor Zeiten wirklich einmal besessen, könnte durch den unwillkommenen Zuwachs nimmermehr ausgeglichen werden. Die Sprache hat mancherlei Schaden erlitten und muß ihn tragen. Die wahre, allein zuträgliche Ausgleichung steht in der Macht des unermüdlich schaffenden Sprachgeistes, der wie ein nistender Vogel wieder von neuem brütet, nachdem ihm die Eier weggethan worden; sein unsichtbares Walten vernehmen aber Dichter und Schriftsteller in der Begeisterung und Bewegung durch ihr Gefühl. — — —

4. Einige Hauptsätze, die ich aus der Geschichte der deutschen Sprache gelernt habe.

a) Mit dem, was wir Bildung des menschlichen Geschlechts nennen, geht und steht diese Urvollendung der Sprachen gar nicht zusammen, ja sie ist ihr reiner Gegensatz. Die Bildung der Sprache sucht allmälig ihre Natur aufzuheben, d. h. anders zu stimmen. Wie die eine Seite steigt, sinkt die andere. Die alte Sprache ist leiblich, sinnlich, voll Unschuld; die neue arbeitet darauf hin, geistiger, abgezogener zu werden, sie sieht in den Worten Schein und Zweideutigkeit, denen sie auf alle Weise ausweichen möchte. Jene hat großen Reichthum an Wörtern und drückt selbst bloße Wendungen mit andern Wurzeln aus, alle ihre Wurzeln haben Glieder und Gelenke, die der mannigfaltigsten Bewegung gehorchen, durch ihre Zusammensetzungen dringt noch der innere Sinn; diese gibt eine Wurzel nach der andern hin, ihr Ausdruck wird schärfer, bewußter, bestimmter, und ihre Mittel erscheinen von außen, sie setzt lieber zusammen, umschreibt und meint mit dem unumwundenen Worte anzustoßen, gleich als schäme sie sich der Nacktheit, z. B. man wird heutigestags in gewissen Beziehungen für edler halten zu sagen: das ist weniger gut, als: das ist schlechter. Darum streben die Anomalien der Steigerung sich allmälig aufzulösen.

b) Man kann die innere Stärke der alten Sprache mit dem scharfen Gesicht, Gehör, Geruch der Wilden, ja unserer Hirten und Jäger, die einfach in der Natur leben, vergleichen. Dafür werden die Verstandesbegriffe der neuen Sprache zunehmend klärer und deutlicher. Die Poesie vergeht und die Prosa (nicht die gemeine, sondern die geistige) wird uns angemessener. Was ich aber durch das leibliche Sinken und

geistige Aufsteigen der Sprache meine, ist ja nicht so zu nehmen, als ob beides der leibliche und geistige Vortheil oder Nachtheil in der Wirklichkeit von einander getrennt seyn könnten, sondern blos die beiderseitige Richtung soll damit ausgedrückt werden. Denn weder war die vollkommenste Form einer Sprache, die uns in der Geschichte aufgestellt ist, ganz von dem geistigen Princip entblößt, noch wird sich jemals die geistig gebildetste völlig von dem leiblichen losreißen, vielmehr sind beide nothwendig vereinigt, nur nach verschiedenen Graden. Das Gesagte bewährt sich durch die Geschichte der Poesie, die noch von andern Einflüssen abhängt; wir erblicken unsere Dichtung vom achten bis zum elften Jahrhundert, hernach vom vierzehnten bis zum achtzehnten verwildert; dazwischen im zwölften, dreizehnten und achtzehnten aufblühend, also nicht gerade abhängig von der mehr oder minder vermögenden Sprache. Auch gibt es für die Poesie Uebergänge, wo sich das Princip geistiger Sprachbildung mit ihr vermählt. An sich aber herrscht in der Poesie die gleiche entgegengesetzte Richtung: Fülle und Beweglichkeit des Epos auf der einen, geistige Kraft des Dramas auf der andern Seite. Die alte Sprache und Dichtung sind reiner, unbewußter, dem himmlischen Ursprung noch näher, darum großartiger; die neuen unter den Menschenhänden arm und verwickelt geworden. — — —

c) Die Sprache zeigt sich überall haushälterisch, sie wendet die kleinsten, unscheinlichsten Mittel auf und reicht damit doch zu großen Dingen hin. Jeder Verlust wird aus der Mitte des Ganzen ersetzt, aber zugleich von dem Ganzen empfunden, so daß in dem Leben der Sprache zwar eine Aenderung, doch nirgends eine Hemmung erfolgt. Sie hat also auch die andere mütterliche Eigenschaft, die Unermüdlichkeit, und gleicht nach A. W. Schlegels schöner Bemerkung einem Eisengeräth, das, wenn es schon zerbrochen wird, nicht verloren geht, sondern aus den Stücken immer neu geschmiedet werden kann. Wäre sie verschwenderisch und verdrossen, so würde sie sich in Kurzem erschöpfen, verwirren oder ermattet liegen bleiben.

d) Ihr Gang ist langsam, aber unaufhaltbar, wie der der Natur. Stillstehen kann sie eigentlich niemals, noch weniger zurückschreiten. Doch hindert die Richtung, welche das Ganze genommen, einzelne Theile, Wörter und Formen nicht, gleichsam am Wege hinten zu bleiben und noch eine Zeitlang fort zu währen. Die Nachwelt schont solche Versteinerungen, die sie nicht mehr begreift, bis sie endlich auch zerfallen. Die Declination der Cardinalzahl zwei mag zur Erläuterung dienen; bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhielt sich zwen für das männliche, zwo für das weibliche Geschlecht, zwei für das Neutrum, heutzutag wird dieser durchaus richtige, gute Unterschied nicht mehr gefühlt und aus der Acht gelassen. Die Endung o im Pl. Fem. war seit vielen Jahrhunderten in allen andern Wörtern ausgestorben, nur in dem einzigen zwo geblieben. Jeder sein Zeitalter durchlebende Mensch wird sich gewisser Wörter, Bedeutungen, Wendungen besinnen, die noch in seiner Jugend üblich waren, nachher sich veränderten oder verloren. Man kann die Verschiedenheit in der Vergleichung der besten Schrift-

ſteller von fünfzig zu fünfzig Jahren ziemlich wahrnehmen. Es wäre daher thöricht zu glauben, daß unſere heutige Sprache in Zukunft bleiben würde wie ſie jetzt iſt; ihre Formen werden ſich unverhinderlich weiter abſchleifen und es ließen ſich ſogar Beiſpiele ausfinden, bei welchen dieſes wahrſcheinlich zunächſt der Fall ſeyn wird. Von dieſem langſamen, ruhigen Gang unterſcheide ich aber den durch äußere Urſachen herbeigeführten und beförderten Verfall einer Sprache. Bei edlen, blühenden Volksſtämmen ſcheint ſie gleichſam ſtill zu ſtehen, wenigſtens geſchieht die Bewegung ganz verdeckt und wirkt in dem großen Gleichgewicht des Ganzen ſelten ſtörend. Die Sprache verwilderter Stämme ſchwankt dagegen in ungleicheren, ſchnelleren Schwingungen. — — —

CXVII. Karl Aug. Varnhagen von Enſe. *)

(1785.)

1. Die Schlacht bei Waterloo. **)

(Dritter Theil. S. 525.)

— Wellington hatte zum 17. früh ſein Heer bei Quatre-Bras zuſammengezogen, und dachte den Feind dieſen Tag in Gemeinſchaft mit Blücher anzugreifen, von deſſen Rückzug er noch nichts erfahren hatte; ſeine Officiere, die ſeine Vorſchläge deßhalb an Blücher bringen ſollten, fanden auf der Straße von Quatre-Bras nach Sombref den Feind, und erfuhren, daß ein Adjutant Blücher's in der Nacht auf dieſer Straße getödtet worden war. Nach zufällig erlangter Gewißheit über den Ausgang der Schlacht von Ligny und den Rückzug Blüchers nach Wavre, ſah Wellington ſich bei Quatre-Bras dem Angriffe der geſammten Macht Napoleon's ausgeſetzt, und beſchloß daher gleichfalls abzuziehen, um wieder mit Blücher näher zuſammenzuſtehen; ob dieſer in der nächſten Zeit im Stande ſein würde, eine zweite Schlacht zu liefern, war völlig ungewiß. Im Verneinungsfalle wurde ein weiterer Rückzug gegen Antwerpen nöthig, und Brüſſel mußte dem Feinde überlaſſen werden. Jedoch ſchon um 9 Uhr Morgens empfing Wellington von Blücher aus Wavre eine Botſchaft, worin derſelbe zum neuen Angriffe nur ſo viel Zeit verlangte, als nöthig ſei, ſeinen Truppen Patronen und Lebensmittel auszutheilen. Hierauf zog Wellington im Laufe des Tages in die Stellung von Mont-St. Jean zurück, vorwärts von Brüſſel, von dieſer Stadt nur durch den Wald von Soignes getrennt. Hier wollte Wellington das Heer Napoleon's zur Schlacht erwarten, ſo ließ er Blüchern wiſſen, im Fall dieſer verſprechen könnte, mit zwei preußiſchen Heertheilen zur Unterſtützung einzutreffen; Blücher antwortete, nicht mit zweien Heertheilen nur, ſondern mit ſeinem ganzen Heere werde er am 18. über St. Lambert heranrücken, um an dieſem Tage den Angriff

*) „Biographiſche Denkmale. Von K. A. Varnhagen von Enſe. Vier Theile. Berlin. G. Reimer. 1824 — 1826." 8.

**) Der dritte Theil enthält „Fürſt Blücher von Wahlſtadt," dem dieſes Bruchſtück entlehnt iſt.

Napoleons mitzubestehen, oder denselben am folgenden Tage mit Wellington vereint selbst anzugreifen. — — — Zwischen den beiden Feldherrn wurden die näheren Verabredungen genommen, und demnach Alles für den nächsten Tag vorbereitet. Blücher befahl, die Truppen sollten vor ihm in Parade vorbeimarschiren, um Sinn und Gemüth in Uebung strenger Genauigkeit und im Stolze kriegerischer Haltung von den Eindrücken der letzten Unfälle vollends zu reinigen.

Napoleon hatte am 17. früh das Schlachtfeld von Ligny beritten, und nachdem er in Erwartung näherer Angaben, welche seinen Entschluß bedingen möchten, lange gezögert, gegen Mittag den Marschall Grouchy mit den Heertheilen von Vandamme und Gerard und der Reiterei der Generale Pajol und Excelmans, zusammen über 32,000 Mann, von Ligny zur Verfolgung der Preußen abgesendet, und wandte sich dann mit seiner Hauptstärke links nach Quatre-Bras, um nun auch die Engländer heftig anzugreifen. Diese hatten bloß eine starke Nachhut dem Marschall Ney gegenüber zurückgelassen, die den Feind verzögerte, doch ohne den Angriff selbst abzuwarten, sondern in der Richtung von Brüssel abzog. Dahin folgte Napoleon mit allen seinen Truppen voll Eifer und mit größter Anstrengung. Es hatte die Nacht geregnet, und regnete immer fort, der Boden war bald völlig durchweicht, die schwarze Erde löste sich in zähe Flüssigkeit auf, und mit unsäglichen Beschwerden kam das Heer, auf der schlammigen Straße, und in den alsbald unter den Hufen der Pferde grundlos gewordenen Getreidefeldern, nur langsam fort. Bei Genappe hielt die englische Reiterei ernstlich Stand, und setzte erst nach hitzigem Gefecht ihren Rückzug fort. Erst am Abend gelangte der französische Vortrab an die englische Stellung von Mont-St. Jean, die sogleich, aber vergeblich, angegriffen wurde. Die Nacht brach herein, und machte dem Gefecht ein Ende. Furchtbare Regengüsse strömten diese Nacht vom Himmel; die Truppen litten unbeschreiblich, die Tritte versanken im Koth, Geschütz und Wagen schienen kaum fortzubringen. Am folgenden Morgen, den 18. Juni, waren die Franzosen sehr überrascht, den Feind, welchen sie unter Begünstigung der Nacht über Brüssel hinaus abgezogen glaubten, unverrückt in derselben Stellung, wie am vorigen Abend, vor sich zu finden. Napoleon mußte bald erkennen, daß Wellingtons ganzes Heer auf der Anhöhe von Mont-St. Jean schlagfertig ihm gegenüber hielt. Der rechte Flügel, von Lord Hill befehligt, stand rechts der Straße von Nivelles, und erstreckte sich in der Richtung von Brain-la-Leude. Die Mitte, unter dem Prinzen von Oranien, hielt die Strecke zwischen den beiden Straßen von Nivelles und von Charleroy, und, vorwärts dieser Stellung, rechts das Vorwerk Hougomont in einem Wäldchen, und links den Meierhof la Haye-sainte besetzt. Der linke Flügel, unter dem General Picton, stand zwischen der Straße von Charleroy und den Dörfern Papelotte und la Haye bis gegen Frichemont. Die Schlachtordnung war in zwei gedrängten Treffen; die Reiterei, als drittes Treffen, stand in der Vertiefung, welche sich hinter der Anhöhe hinzog; Wellington hatte sein Hauptquartier rückwärts in Waterloo, am Ausgange des Waldes von

Soignes. Die ſämmtlichen Truppen betrugen etwa 68,000 Mann; mit 18,000 Mann ſtand der Prinz Friedrich der Niederlande bei Hall, um die rechte Flanke des Heeres, welche durch eine Scheinbewegung Napoleons bedroht war, zu decken. Napoleon ordnete ſein Heer auf der Anhöhe von Bellealliance zum Angriff. Aber nur mühſelig und langſam trafen auf durchweichtem Wege und Felde die Truppen ein; einzelne Regenſchauer fielen noch von Zeit zu Zeit, der Boden erſchwerte jeden Fortſchritt. Erſt um Mittag konnte Napoleon den Befehl geben, zum Angriff vorzurücken. Der zweite Heertheil, unter dem General Reille, wandte ſich links, der erſte, unter dem General Drouet, rechts, von Bellealliance gegen die engliſche Linie andringend; der ſechſte, unter dem General Mouton, blieb in der Mitte rückwärts halten, noch weiter zurück die Garde; die Reiterei war auf beiden Seiten vertheilt. Zuerſt wurde links das Vorwerk Hougomont heftig angegriffen, aber nicht minder hartnäckig vertheidigt. Nachmittags um 2 Uhr wurde auch der Angriff rechts gegen den Meierhof la Haye-ſainte und das Dorf la Haye durch den Marſchall Ney mit ſtärkſtem Nachdruck ausgeführt. Auf letzteren Punkt richtete Napoleon den Hauptſtoß, weil der linke Flügel Wellingtons der ſchwächere ſchien, hier die Verbindung mit den Preußen abzuſchneiden war, und auf dieſer Seite auch Grouchy's Streitkräfte mitwirken konnten. Das Feuer aus dem Geſchütz, aus dem Kleingewehr, die Angriffe mit blanker Waffe, wechſelten mit immer neuer Wuth; die Reiterei wogte in ſtürmenden Angriffen hin und wieder, und zerſtörte ſich gegenſeitig in furchtbarem Gemetzel, ohne irgend einen weſentlichen Erfolg. Dieſer Kampf dauerte mehrere Stunden, die Franzoſen fochten mit andringender Wuth, die Engländer mit ausdaurender Standhaftigkeit. Endlich wurde der Meierhof la Haye ſainte den Engländern entriſſen, darauf auch das Wäldchen von Hougomont, allein weiter vorzudringen war den Franzoſen unmöglich. Wellington, ſein Heer mehrmals in Gefahr ſehend durchbrochen zu werden, eilte perſönlich in das ſtärkſte Feuer, zeigte ſich den Truppen, und ſtrengte alle Kräfte an, ſich gegen die Uebermacht zu behaupten, bis Blücher mit den Preußen herankäme, und dem Kampf eine entſcheidende Wendung gäbe. Er wußte, daß Blücher kommen würde, er wußte ihn im Anzuge, die Vortruppen deſſelben ſchon in der Nähe, doch wurde deſſen wirkliches Eintreffen auch ſchon mit jedem Augenblicke nöthiger. Napoleon entwickelte unaufhörlich neue Streitkräfte, ſein Geſchütz wirkte verheerend, ſeine Truppen rückten entbrannt zu neuen Angriffen vor; die Kräfte Wellingtons erſchöpften ſich. Es war hohe Zeit, daß Blücher auf dem Kampfplatz erſchien, doch zeigte ſich von ihm noch keine Spur, und die Lage der Dinge wurde jeden Augenblick bedenklicher.

Blücher war, ſeinem Verſprechen gemäß, am 18. Juni früh morgens von Wavre in zwei Heerzügen aufgebrochen; der eine, den Heertheil von Zieten begreifend, zog rechts über Fromant auf Ohain, dem linken Flügel Wellingtons zu; der andere, aus den Heertheilen von Bülow und Pirch beſtehend, ging links über Neuf-Cabarets und St. Lambert dem rechten Flügel Napolens in Seite und Rücken; der dritte

Heertheil, unter Thielmann, sollte bei Wavre stehen bleiben, und nur, wenn dort kein Feind erschien, den übrigen als Unterstützung nachrücken. Blücher hatte den 17. an den Folgen seines Sturzes im Bette zubringen müssen, und am 18. in der Frühe, als er unmittelbar aus dem Bette wieder auf's Pferd sollte, um mit seinen Truppen zur neuen Schlacht auszurücken, war man für den übel zugerichteten Greis nicht ohne Sorgen; der Wundarzt wollte ihn noch zu guter letzt einreiben, Blücher aber, als er die Anstalten sah, versetzte: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein, ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andre Welt gehe, das wird wohl auf Eins herauskommen!" erhob sich, ließ sich ankleiden, und setzte sich wohlgemuth zu Pferde, obgleich ihn bei jeder Bewegung die gequetschten Glieder schmerzten. Als er sah, wie stark es geregnet hatte, und daß es noch immer fort regnen würde, sagte er: „das sind unsre Alliirten von der Katzbach, da sparen wir dem König wieder viel Pulver." Blücher begab sich an die Spitze des Heertheils von Bülow, der voranzog, und zuerst an den Feind kommen mußte. Er that Alles, um den Marsch zu beschleunigen; allein schon gleich anfangs wurde derselbe durch ein zufälliges Hinderniß unerwartet aufgehalten, in Wavre entstand eine Feuersbrunst, welche die Hauptstraße sperrte, und die Truppen zu Umwegen nöthigte, wodurch ein beträchtlicher Zeitverlust entstand. Weiterhin wurde es noch schlimmer, der unaufhörliche Regen hatte den Boden ganz durchweicht, die Bäche geschwellt, jede kleinste Vertiefung mit Wasser gefüllt. Die schmalen Wege durch Wald und Gebüsch nöthigten zu häufigem Abbrechen der Glieder. Das Fußvolk und die Reiterei kamen mit Mühe fort, das Geschütz machte unsägliche Beschwer; der Zug rückte zwar immer vor, aber mit solcher Langsamkeit, daß zu befürchten war, er werde zur Schlacht viel zu spät eintreffen, und weit über den Zeitpunkt hinaus, in welchem er für Wellington noch die versprochene Hülfe sein könne. Officiere kamen und brachten Nachricht von dem Gange der Schlacht, von Napoleon's übermächtigem Andrange, und wie sehr die Ankunft der Preußen ersehnt werde. Blücher, in heftigen Sorgen, sein gegebenes Wort nicht zu lösen, rief sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" anfeuernd in die Reihen der Truppen, überall fördernd flogen seine Blicke und Worte umher, wo ein Hinderniß entstand, wo eine Stockung sich zeigte, war er sogleich gegenwärtig; doch alle Anstrengung gab noch immer nur geringe Aussicht, zu rechter Zeit anzulangen. Neuerdings trieb er zu verdoppelter Eile an; die Truppen erlagen fast den Mühseligkeiten; aus dem Gemurmel der im Schlamm und durch Pfützen Fortarbeitenden klang es hervor, es ginge nicht, es sei unmöglich. Da redete Blücher mit tiefster Bewegung und Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wohl, es geht nicht, aber es muß gehn, ich hab' es ja meinem Bruder Wellington versprochen! Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts.

Es war angenommen, die Preußen würden um 2 Uhr Nachmittags

zur Schlacht kommen. Aber erſt nach 4 Uhr war endlich der ſchwierige Engweg von St. Lambert, über und durch den Bach von Lasnes, zurückgelegt, und nur zwei Brigaden und die Reiterei von Bülow hatten jenſeits ihre verdeckte Aufſtellung erreicht, und erwarteten das Herankommen der übrigen. Napoleon indeß war auf ſeiner fernen Höhe die nahenden Preußen gewahr geworden, hielt ſie jedoch für wenig bedeutend, und ſandte nur an Grouchy den Befehl, ſeinen Angriff gegen das preußiſche Heer, welches es zu verfolgen beauftragt war, zu verſtärken. Blücher aber, die Gefahr Wellington's erkennend, gab ſeinerſeits, ohne ſich lange zu beſinnen, den Befehl zum Vorrücken, er glaubte die Wirkung für das Ganze in dieſem wichtigen Augenblicke jeder andere Betrachtung vorziehen zu müſſen, ſein einzelnes Unternehmen konntn ſcheitern, da nur erſt ſo wenige Truppen heran waren, aber die Schlacht konnte dadurch zum Vortheil entſchieden werden; die beiden Brigaden Fußvolk und die Reiterei, unter Anführung des Prinzen Wilhelm von Preußen, drangen demnach ungeſäumt zum Angriff gegen das Dorf Frichemont und in den Rücken des franzöſiſchen rechten Flügels vor; ſie zogen ſich, nach Maaßgabe, daß die übrigen Truppen nachrückten, mehr und mehr links, um das Dorf Plancenois zu gewinnen, welches theilweiſe erobert wurde, doch in hartnäckigem Kampfe noch lange ſtreitig blieb. Napoleon hatte ſofort genauere Kunde von dem Anzuge der Preußen erlangt, doch noch immer nicht von ihrer Macht und Eile; erſt als ſie auf der Höhe von St. Lambert ſichtbar wurden, ließ er gegen ſie einige Regimenter ſeitwärts im Haken aufſtellen. Blücher aber gab nun durch frühzeitiges Geſchützfeuer dem Heere Wellington's das Zeichen ſeiner erſehnten Ankunft, dieſer Kanonendonner erweckte den Engländern frohe Zuverſicht, den Franzoſen Staunen und Beſtürzung. Jetzt ſchickte Napoleon den ſechſten Heertheil, den er bisher noch aus dem Gefechte zurückgehalten, dem Angriffe der Preußen entgegen, und es entſtand ein heftiger Kampf, in welchem die beiden Brigaden anfangs gegen die Uebermacht einen harten Stand hatten. Blücher indeß ſandte allen Truppentheilen, deren Herankommen er auf alle Weiſe raſtlos beeilte, den Befehl, ihre Richtung geradezu auf die Höhe von Belle-alliance zu nehmen, deren Gebäude über die ganze Gegend ſichtbar emporragten; der Bach von Lasnes ſollte die Stütze des linken Flügels bleiben. Der Kampf ſtand in aller Heftigkeit, als Blücher von dem General von Thielmann die Meldung erhielt, der Marſchall Grouchy habe ihn bei Wavre mit beträchtlicher Truppenmacht angegriffen, und ſuche den Uebergang über die Dyle zu erzwingen; wenn dies gelang, ſo konnte das Heer, im Fall Napoleon die Schlacht behauptete, zwiſchen zwei Feuer kommen und vernichtet werden. Doch Blücher hatte für die Meldung, der Feind greife ihn im Rücken an, daſſelbe Wort wie bei Hainau, vor ihm lag die Entſcheidung des Tages und nicht anderswo, ſagt der amtliche Bericht; er befahl, alle Truppen ſollten im Vorrücken bleiben, erſt wenn Napoleon geſchlagen worden, dürften Unterſtützungen nach Wavre umkehren, und den Heertheil von Thielmann ließ er wiſſen, er habe dem Feind nach Kräften zu widerſtehen.

Auf Wellington's linkem Flügel, wo die Vereinigung der beiden Heere sich bewerkstelligen mußte, drängten sich jetzt die wichtigsten Bezüge des Tages zusammen. Der General von Müffling, der sich preußischer Seits im Hauptquartier Wellington's befand, und zwischen beiden Heerführungen das Zusammenwirken thätigst förderte, begab sich selbst dahin, wo er schon früh Morgens die Gegend erkundet, und für den preußischen Anmarsch und Angriff die leitenden Angaben, und Wellington's voller Zustimmung, an Blücher und Bülow gesandt hatte; er ordnete die Maaßregeln zur beschleunigten Annäherung und Einwirkung der Preußen, nach deren Erscheinen vielfach verlangt und gefragt wurde. Doch Wellington selbst, voll unerschütterlichen Vertrauens in Blücher's Wort, ließ in dieser Hinsicht weder Besorgniß noch Ungeduld blicken, und kein Zweifel, keine Frage solcher Art unterbrach die entschlossene Ruhe seiner strengen Fassung. Endlich zeigten sich die ersten Truppen des Heertheils von Zieten, durch wiederholte Botschaften in ihrem Marsche beschleunigt, auf den linken Flügel. Wellington's von Ohain her im Anrücken. Sogleich brachen nun sechs Regimenter englischer Reiterei, welche bisher auf dem linken Flügel gehalten hatten, zur Unterstützung der hartbedrängten Mitte der englischen Schlachtordnung auf, wo sie im rechten Augenblicke zum erfolgreichen Einhauen anlangten. Inzwischen hatte der Feind seine Stärke gegen Wellington's linken Flügel beträchtlich vermehrt, und drang nun, nach dem Abrücken jener Reiterei, deren nahe Ersetzung durch die Preußen er noch nicht wahrnehmen konnte, nachdrücklich in den Raum vor, welcher die beiden verbündeten Heere noch trennte; die Franzosen nahmen das Dorf Papelotte wieder, zu gleicher Zeit griffen sie das Dorf Frichemont heftig an, und schoben sich demnach zwischen die Truppen von Bülow und das Heer Wellington's immer mehr trennend vor. In diesem gefahrvollen Augenblicke, gegen 7 Uhr, treffen die ersten Truppen Zieten's, durch Müffling's Angaben förderſamst geleitet, auf dem Kampfplatz ein, Zieten selbst an der Spitze seiner ersten Brigade, mit der ganzen Reiterei und dem Geschütze seines Heertheils; er erstürmt mit 2 Bataillons das Dorf Papelotte, und bereitet sich zu stärkerem Vordringen. Napoleon jedoch wankt noch immer nicht, er sieht die Truppen Blücher's immer furchtbarer auftreten, allein sein hartnäckiger Eifer verzichtet noch nicht auf den Sieg, ein letzter verzweifelter Schlag soll ihn entscheiden. Bereits hatte er die junge Garde nach Plancenois geworfen, um das den Preußen wieder entrissene Dorf zur Sicherheit seiner rechten Flanke festzuhalten, jetzt läßt er die alte Garde, den Kern seiner Truppen, 12 Bataillons, zur Durchbrechung der Schlachtordnung Wellington's auf deren Mitte im Sturm vorrücken, zusammengedrängt, das Gewehr im Arm, ohne Schuß, unter Anführung des Marschalls Ney, während zugleich die ganze französische Linie überall zum neuen Angriff übergeht. Doch Wellington stellte der vordringenden Garde 6 englische Bataillons in zwei Gliedern aufmarschirt entgegen, deren mörderisches Gewehrfeuer ganze Reihen des dichtgeschaarten Feindes niederstreckt, zugleich richtet alles Geschütz seine Wirkung gegen diese Masse, von allen Seiten wenden sich die Truppen

zu dieſem Kampfe, dem blutigſten des Tages. Ganze Schaaren werden vernichtet; die große Menge der Verwundeten, welche dem Gefecht entweichen, gibt auf beiden Seiten den Anſchein einer Flucht. Die franzöſiſche Garde, trotz ihres ungeheuren Verluſtes, rückt immer vor, ihrem gewaltigen Ungeſtüm ſcheint Nichts widerſtehen zu können, die Engländer weichen auf mehreren Punkten, ihr Geſchütz ſtellt das Feuern ein. In dieſem Drange rückt Zieten über Papelotte hervor, läßt 24 Stück Geſchütz in den Feind ſchmettern, und führt ſeinen Hauptangriff im Sturmſchritt, unter dem Wirbel aller Trommeln, die Höhe von Bellealliance zur Richtung nehmend, unaufhaltſam vorwärts. Dieſe Bewegung iſt entſcheidend, der Feind, auf dem Winkel ſeiner beiden Kampflinien durchbrochen, beginnt auf beiden zu weichen. Schon aber hat gleichzeitig auch Wellington die Truppen ſeines weniger bedrängten rechten Flügels nach der Mitte gezogen, ſeine Reiterei zuſammen gebracht, und geht nun ſelbſt wieder mit allen Kräften zum entſchloſſenſten Angriff über. Er befiehlt ſeiner ganzen Schlachtordnung ein allgemeines Vorrücken. Die franzöſiſche Garde, dem allſeitigen Sturme erliegend, geräth in Unordnung und flieht, 4 Bataillons, die am meiſten vorgerückt ſind, ziehen ſich in Vierecken geſchloſſen nach Bellealliance zurück. Sie kommen aber hier in das Geſchützfeuer Bülow's, ſie werden von der Reiterei umzingelt, man ruft ihnen zu ſich zu ergeben, aber: „die Garde ſtirbt, ſie ergiebt ſich nicht!“ ſchallt es aus ihrer Mitte, die Meiſten fallen, Einige entkommen, gefangen werden Wenige. Jetzt kommt auch der zweite preußiſche Heertheil, unter Pirch, zur Schlacht, und um halb 8 Uhr erneuert ſich der Kampf bei Plancenois. Noch leiſtet der Feind verzweifelte Gegenwehr, alle drei preußiſche Heertheile ſind im heißeſten Gefecht, aber die Schlacht iſt ſchon gewonnen, der Feind überall im Rückzuge, er kämpft nur noch für ſeine Rettung. Endlich gegen 9 Uhr erobern Pirch und Bülow vereint das Dorf Plancenois, und das Verderben des franzöſiſchen Heeres iſt entſchieden. Der Rückzug artet in wilde Flucht aus, die Truppen aller Waffen, mit Geſchütz und Fuhrwerk untermiſcht, drängen ſich auf der Straße nach Genappe und Charleroy; die Nacht nimmt die Flüchtigen auf. Es war ſchon völlig dunkel, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Bellealliance zuſammen trafen, und ſich gegenſeitig als Sieger begrüßten. Dieſe Höhe führte den Namen von der Verbindung zweier ſchönen Brautleute, welche ſich hier niedergelaſſen; Blücher, der ſiegreichen Waffenverbindung zu Ehren, nannte die Schlacht nach dieſem Namen; Wellington nannte ſie, dem eingeführten Gebrauche gemäß, nach dem Hauptquartier, welches er an dem Tage gehabt, die Schlacht von Waterloo, Napoleon die von Mont-St. Jean; welcher dieſer Namen in der Folge vorherrſchend beſtehen wird, iſt noch die Frage. Wem die Ehre des Tages vorzugsweiſe gebühre, darüber iſt viel geſtritten worden; in Betreff Blüchers dünkt uns der Streit unnütz; wem ſie zugeſprochen, wie ſie vertheilt werden möge, immer wird wahr und feſt beſtehn, daß Blücher und die Preußen gethan, was hier erzählt worden, und dies kann genügen. Blücher hegte für Wellington von jeher ganz

besondere Achtung und Zuneigung, und sein inniges Vertrauen zu demselben hatte weder Groll wegen Ligny, wozu keine Stimme befangenen Unmuths ihn gegen bessere Ueberzeugung aufreizen gekonnt, noch dann Zweifel wegen Bellealliance in seiner Brust aufkommen lassen; ihm fiel auch jetzt nicht ein, mit eifersüchtiger Rechnung das gemeinsame Werk in seinen und seines Waffenbruders Antheil scharfsondernd zu zerlegen. Wellington selbst aber schloß seinen Bericht an den Prinz-Regenten von England mit den so gerechten als edlen Worten der Anerkennung: „Ich würde nicht nach meiner Ueberzeugung sprechen, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und dem preußischen Heere das glückliche Ergebniß dieses furchtbaren Tages beimäße, durch den Beistand, welchen sie mit so großer Bereitwilligkeit und so zu rechter Zeit mir geleistet haben."

Die Schlacht war gewonnen, aber die Arbeit noch keineswegs vollendet. Das Heer Wellington's hatte furchtbar gelitten, die Menschen und Pferde konnten nicht weiter. Die Preußen waren kürzere Zeit im Kampfe gewesen, die Anstrengung des Marsches kam nicht in Anschlag. Von dem Nachdringen beider Heere auf derselben Straße fürchtete man überdieß nur Verwirrung; man kam deshalb überein, Wellington sollte, nach fürerst höchstnöthiger kurzer Rast, über Nivelles und Binch in Frankreich einrücken, während Blücher unmittelbar die Verfolgung Napoleon's und seines geschlagenen Heeres übernähme. Also noch in derselben Nacht ging Blücher sofort nach Genappe, wo sein Vortrab den Feind, der sich anfangs vertheidigen wollte, um 11 Uhr in der Nacht zu weiterer Flucht nöthigte. Der Feind hatte sein meistes Geschütz auf dem Schlachtfeld stehen lassen, das mit seinen Trümmern und Leichen bedeckt war. In Genappe war aufgehäuft, was an Geschütz, Pulverwagen, Gepäck und anderm Fuhrwerk noch gerettet worden; Alles fiel hier den Preußen in die Hände, unermeßliche Beute, Napoleon's eigne Feldrüstung, sein Silbervorrath, seine Edelsteine, der Wagen selbst, in welchem er gefahren war, und den er beim plötzlichen Geschrei, die Preußen seien da, ohne Hut und Degen eiligst verlassen hatte, um sich auf's Pferd zu werfen. Die Kleinodien, das viele Geld, und andrer Besitz verblieb den Soldaten; den Wagen Napoleon's, seinen kaiserlichen Mantel, sein Fernglas nahm Blücher an sich, Hut und Degen und die Ordenssterne Napoleon's sandte er als Siegeszeichen an den König. Die Verfolgung ging unaufhaltsam fort. Wie bei Genappe, so auch bei Quatre-Bras und weiterhin bei Frasnes, wurde der Feind noch in derselben Nacht immer wieder aufgestört, wo im Getreide sich ein Trupp lagern, in Gebäude und Höfe sich einrichten wollte, trieb schnell wieder der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen ihn auf; der Mond schien hell und begünstigte die Verfolgung, welche Gneisenau mit dem Heertheile von Bülow rastlos betrieb, und an welche, wie Blücher befohlen hatte, der letzte Hauch von Roß und Mann gesetzt wurde. Der Heertheil von Pirch war inzwischen beordert, den Truppen unter Grouchy, welche bei Wavre gegen Thielmann gefochten hatten, den Rückzug bei Sombref abzu-

ſchneiden; der Heertheil von Zieten folgte dem von Bülow nach. Blücher ſelbſt blieb die Nacht in Genappe; in dem Zimmer das ihm angewieſen wurde, lagen 6 ſchwerverwundete Franzoſen, die man fortſchaffen wollte, doch er litt nicht, daß ſie um ſeinetwegen geſtört würden, ſondern ließ ihnen vielmehr alle Hülfe und Linderung zukommen, welche der Zuſtand geſtattete. Noch in der Nacht, während zugleich die Angaben zu dem Bericht an den König geſammelt wurden, ließ Blücher folgenden Aufruf an ſein Heer anfertigen: „Brave Officiers und Soldaten des Heers vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfre Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in 3 Tagen geliefert, die erſte war unglücklich, und dennoch war euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geſchick tratet ihr mit Entſchloſſenheit, 24 Stunden nach einer verlornen blutigen Schlacht, den Marſch zu einer neuen an, mit Zuverſicht zu dem Herrn der Heerſchaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure ſiegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feinde, zur Hülfe der tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen ſchweren Kampf fochten. Die Stunde der Entſcheidung aber ſollte ſchlagen, und kund thun, wer ferner herrſchen ſolle, ob jener ehrſüchtige Abentheurer, oder friedliche Regierungen. Das Schickſal des Tages ſchwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachet grade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernſt, der Entſchloſſenheit und dem Selbſtvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erſchrockene Reihen hinein, und ſchrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltſam fort. Der Feind in ſeiner Verzweiflung führte nun ſein Geſchütz und ſeine Waffen gegen euch, aber euer Geſchütz ſchleuderte den Tod in ſeine Reihen, und euer ſtetes Vorſchreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen, und endlich zur regelloſeſten Flucht. Einige hundert Geſchütze mußte er euch überlaſſen, und ſeine Armee iſt aufgelöſ't. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geſchlagenen Heere nicht ſogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieſer Meinung dargethan, und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl überwunden, aber ihr Muth nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geſchichte giebt, wird ſie eurer gedenken. Auf euch, ihr unerſchütterlichen Säulen der preußiſchen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und ſeines Hauſes. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen. Genappe, den 19. Juni 1815. Blücher." — — — — Am 19. Vormittags erhob ſich Blücher von ſeinem Lager, und ſah ſeine nachrückenden Truppen vorüberziehen; jede Abtheilung, ſo wie ſie nahe kam, rief ihm ein ſiegfreudiges Hurrah, das er mit freundlichen Grüßen erwiederte. Noch den nämlichen Tag zog Blücher nach Goſſelies. — — — Am 20. kam das Hauptquartier nach Werbes-le-Chateau. — — —

Inzwischen setzte Gneisenau voll muthigen Eifers und kriegerischer Thätigkeit die angestrengte Verfolgung fort, durch welche die Niederlage des französischen Heeres vollendet wurde. Die Flüchtigen wurden von jedem Orte, wo sie zu ruhen meinten, oder sich sammeln wollten, durch die nachstürmenden Preußen schnell wieder aufgetrieben, und mit größerem Verlust in vermehrte Verwirrung gestürzt. Erst an der Samber konnte man dazu gelangen, die Ergebnisse der letzten Schlacht zu überschauen. Das Heer Wellington's hatte gegen 13,000 Todte und Verwundete, und unter diesen die angesehensten Befehlshaber. Geringer war an diesem Tage der Verlust der Preußen; obwohl sie dem Feinde den größten bewirkt, hatten sie selbst, begünstigt durch den Stand und die Wendung der Dinge, den kleineren, er betrug 7000 Mann, meistens den Heertheil von Bülow betreffend. Die Franzosen dagegen hatten über 30,000 Todte und Verwundete, 15,000 Gefangene, 300 Kanonen nebst der verhältnißmäßigen Anzahl Pulverwagen, und zahlloses Fuhrwerk mit Gepäck und Kriegsgeräthen aller Art eingebüßt. Was übrig war, floh in aufgelöst'ten Haufen, Napoleon mit ihnen, kaum ein Bataillon war noch beisammen, nur einige Kanonen wurden über die Samber gerettet; Napoleon dachte anfangs bei Charleroy die Trümmer seines Heeres wieder etwas zu gestalten, erkannte aber die Unmöglichkeit, und gab den verwirrten Massen weit rückwärts die Stadt Laon zum Sammelorte; er selbst flüchtete zuerst nach Philippeville, und begab sich von da nach Paris. Auch der Marschall Grouchy mit seinen beiden Heertheilen, noch zurück auf dem linken Ufer der Samber, schien abgeschnitten und verloren; doch dieser, nachdem er bei Wavre noch am 19. gegen Thielmann im Vortheil, und sogar über Dyle vorgerückt war, hatte auf die Nachricht von Napoleon's verlorner Schlacht den Rückzug auf Namur ungehindert ausgeführt, und daselbst am 20. von den Festungswällen herab den schroffen Angriff des Heertheils von Pirch überlegen abgewiesen. Nachdem hierauf Pirch und Thielmann, der gleichfalls vor Namur gerückt war, den Befehl erhalten, in Eilmärschen dem Zuge Blücher's nachzufolgen, entkam Grouchy desto leichter auf dem rechten Ufer der Sambre nach Dimant und Givet, und strebte seine noch völlig streitfertigen Truppen auf dem Umwege über Rethel und Rheims der übrigen Heermasse wieder zu vereinigen.

Das Verderben der Franzosen zeigte sich jenseits der Sambre immer schrecklicher; so viele Flüchtlinge, ermattet, verhungert, zum Theil verwundet sich fortschleppend, nur noch dem eigenen Lande durch ihr Elend und ihre Zügellosigkeit furchtbar, brachten überall Schrecken und Zerstörung hin; Straßen und Felder trugen die Opfer der Noth und der Wildheit; geplünderte und abgetragene Häuser, umgestürzte Wagen und weggeworfene Waffen, Leichen und Sterbende; Augenzeugen, welche den Rückzug der Franzosen nach der Schlacht von Leipzig gesehen, erklärten diesen von Bellealliance nicht geringer an gräßlichen Anblicken. In dieser Zerstörung rückten die Preußen nach, durch alle Arten der Aufregung zu Grimm und Haß entflammt, noch erbittert vom heißen Kampfe, unaufhörlich zu neuer Entscheidung strebend, dabei selbst als

Sieger mit allen Entbehrungen der Beſiegten ringend! Solch ſtürmiſcher Lauf der Ereigniſſe hat ſeine nothwendigen Uebelſtände. — —

2. Friedrich von Gentz. *)

(Zweiter Theil. S. 157.)

Bei dem Namen gleich, den die Ueberſchrift gibt, wird in Allen, die den Mann gekannt haben, eine lebhafte Bewegung, ein Reiz, eine Luſt, ein Lächeln und Staunen der Erinnerung, ein Gefühl geiſtiger Gegenwart und hinreißenden Wirkens entſtehn, die Fülle der großen Welt und der Ernſt der Geſchichtsereigniſſe wird ſich dem Sinn darſtellen, und neben allem dieſen eine Unruhe und Sorge ſich aufdrängen, wer es doch wagen dürfe, den wogenden Grund eines ſo vielfachen Eindrucks, den nur das Leben ſelbſt vollſtändig erklären konnte, durch hingeworfene Umriſſe zu einem feſten Bilde zu geſtalten? Sie werden Recht haben, die ſo fragen. So reichen Inhalt weckt jener Name bei den Vertrauten und Unterrichteten, daß diejenigen, die es nicht ſind, kaum ahnen können, was ihnen mangelt und entgeht!

Wenn jeder Menſch mit eigenthümlichen Anlagen geboren iſt, die ſich aber nur in ſeltenem Fall entwickeln, ſondern meiſt im Keim zerdrückt werden, oder in ſchwachen Regungen doch nur verkümmern, ſo muß das Hervortreten ſchon als eine Gunſt des Geſchickes gelten, wodurch eine Klaſſe höherer Menſchen ausgezeichnet wird, welche man die wahrhaft geſchichtliche nennen dürfte. Aber auch dieſe ſind es in mannigfacher Abſtufung. Viele Hochbegabte, von großer Kraft und Wirkung, bringen es nicht zu einem neuen Typus, ſondern ſind am Ende doch nur Wiederholungen, und militairiſche wie diplomatiſche Berühmtheiten in Menge ſchwinden auf dieſe Art wieder ein, wenn ihre Zeit vorüber; Andre können nur im Widerſpruche mit ihrem Zeitalter und ihren Verhältniſſen ſich fortmühen; Manchen iſt nur ein Augenblick des höhern Berufes gegönnt, und das übrige Leben geht leer voran oder nach. Treten aber bedeutende Eigenſchaften unter äußeren Bedingungen auf, die ihnen durchaus entſprechen, halten die Umſtände und das Talent miteinander Schritt, findet dieſes ſeine volle Entfaltung und behauptet ſich in ihr, ſo ſehen wir das reiche Schauſpiel einer gelungenen Menſchenblüthe, wie ſie ſelten erſcheint; und hat ſich das Talent erſt ſeinen Lebenskreis erringen müſſen, war es nicht gleich anfangs in ihn geſtellt, und zeigt es noch überdem mit den tiefſten und eigenſten Gemüthskräften ſich verſchwiſtert, ſo ergeben ſich Erſcheinungen, die in ihrer Art ſchlechthin als einzige daſtehn, und der Welt nicht leicht ein zweitesmal vorkommen.

Eine ſolche Erſcheinung iſt Gentz; es gab eine ſolche Geſtalt, ſie war Einmal möglich, ſie leuchtete auf, und traf glücklich die Weltumſtände, in denen ſie gedeihen konnte; ſie kann aber nicht wiederkehren,

*) „Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen von Enſe. Zwei Theile. Leipzig. Reichenbach. 1836." 8.

es müßten denn mit derselben Persönlichkeit dieselben Zeitläufte aufs neue zusammentreffen. Die Uebereinstimmung dieser Bezüge, ihr wechselseitiges Eingreifen in einander, sind die Bedingung eines solchen Daseins. Gentz ist ein Meteor am politischen Himmel unserer Zeit und auf dem deutschen Schriftstellerboden. Eine Stellung, wie er, hat noch niemals jemand gehabt, und wird niemand wieder erlangen. Ein bürgerlicher Autor schwang er sich zu fürstengleichem Leben und Ansehn, ein untergeordneter Beamter zu europäischer Wirksamkeit empor. Niemals ist der deutsche Schulstaub zu größerem Glanz aufgewirbelt, nie die pedantische Kraft in üppigere Fülle ausgeschlagen. Denn aller Trieb und Schwung in Gentz ist zuletzt doch einzig seine Schreibfeder, deren beredte Meisterschaft er zuerst in Druckschriften dargethan. Zu seiner Feder aber gehörte wieder der ganze Mensch, sein wundervolles Sprechen, seine Gaben des Geistes, seine Kenntnisse, seine Leidenschaften, und sogar seine Schwächen. Er hätte nicht schreiben können, was er geschrieben, hätte er nicht auch gelebt, was er gelebt hat. In ihm wirkte alles zu dem gleichen Ziel, einträchtig die entgegengesetztesten Richtungen, Arbeit und Genuß, Strenge und Lässigkeit, Muth und Furcht. Das Talent ist in ihm von dem Menschen nicht zu trennen, dieser nicht von jenem. Auch hierin war ihm die glücklichste Uebereinstimmung zu Theil geworden. Er sah seine Thätigkeit wie seine Befriedigung unabänderlich in derselben Laufbahn vorgezeichnet, er konnte in ihr nicht wanken noch zweifeln, ihm war das Glück beschieden, keinen Theil seines Lebens an einen Irrthum setzen zu dürfen, keine unsichre Wahl vor sich zu sehen. Und so war er einer der wenigen Sterblichen, die man im Ganzen und nach der großen Mehrheit der Tage und Jahre, glückliche nennen kann! Suchen wir diesen merkwürdigen Mann in seinen eigenthümlichen Zügen näher zu betrachten.

Gentz wurde geboren zu Breslau im Jahre 1764. Diese Stadt war in jenem Zeitlaufe von seltner Fruchtbarkeit für die Kunst deutscher Rede. Sie gab der Welt drei große Talente, in welchen derselbe Funke nach sehr verschiedenen Lebensrichtungen leuchtete; Fleck betrat die Schaubühne, Schleiermacher bestieg die Kanzel und den Lehrstuhl, Gentz eröffnete sich die Säle der großen Welt und der Staatsverhandlungen. Die Laufbahn des Letzteren war ohne Vergleich, die glänzendste und außerordentlichste; sie begann von geringen Anfängen. Sein Vater war bei der Königlichen Münze angestellt, hatte eine Ancillon aus Berlin zur Frau, und mit ihr vier Kinder, Friedrich war von den beiden Söhnen der jüngere. Die Erziehung entsprach den Anforderungen und Mitteln eines rechtlichen Bürgerhauses; für den Unterricht war durch die Stadtschule gesorgt. Friedrich aber zeichnete sich durch keine sichtbaren Anlagen aus, im Gegentheil schien seine Fassungskraft beschränkt, sein Sinn war träge, und in ihm weder Fleiß noch Eifer zu erwecken. Der Vater hatte sich zu den geringsten Erwartungen herabgestimmt, und war schon gewohnt, daß der Sohn wegen schlechten Lernens getadelt wurde und bei den Schulprüfungen wenig Ehre einlegte.

Eines Tages jedoch, da wieder eine öffentliche Prüfung Statt fand,

und der Vater den zehnjährigen Sohn hinbegleitete, war dieſer ungemein munter und zuverſichtlich, der Vater aber nur deſto mehr beſorgt und auf einen ſchlechten Ausgang gefaßt. Die Aufgabe war der Vortrag eines größeren Redeſtückes. „Aber Junge, — fragte der Vater unterwegs zu wiederholten malen, — wirſt du deine Sache denn können? getrauſt du dich auch recht, ſie durchzubringen?“ — „O ja, verſetzte dieſer, damit will ich wohl fertig werden,“ und war ſorglos guter Dinge, der Vater aber höchſt verwundert; ſo hatte er den Knaben noch nie geſehen; allein die Gewißheit und Freude, welche derſelbe über das unfehlbare Gelingen im voraus bezeigte, ſchienen nur auf Leichtſinn und Thorheit gegründet, und die beſchämendſte Demüthigung ſchien nicht ausbleiben zu können. Wie groß war daher nicht die Ueberraſchung und das Erſtaunen, als nach dem ſiebzehnjährigen Fleck, der eben in ähnlicher Uebung den einſtimmigſten Beifall errungen hatte, nun der junge Gentz ſeine Rede mit klarer feſter Stimme begann, mit Wärme fortſetzte, durch lebendigen Eifer und Nachdruck den ganzen Vortrag beſeelte, und ſogar mit dreiſter Kühnheit dem Schluß eine unvorbereitete Abänderung gab! Er und Fleck gewannen den erſten Preis, die Zuhörer waren entzückt, und beglückwünſchten den Vater wegen des ſo herrlich begabten Knaben. Doch jener ſchüttelte den Kopf, und meinte, der unerwartete einzelne Erfolg beweiſe nicht viel, es ſtehe doch nur ſchlecht mit dem Jungen, der leider gar wenig Anlagen habe, und aus dem ſchwerlich etwas werde zu machen ſein.

Dieſe Meinung mußte auch noch viele Jahre beſtehn. Das erſte Auftauchen einer ſeltnen Gabe wiederholte ſich nicht, und es blieb in der nächſten Zeit keine Spur davon. Auch wie Gentz in der Folge zu Berlin, wohin ſein Vater als Münzdirektor verſetzt worden war, das Joachimsthal'ſche Gymnaſium beſuchte, dann auf der Univerſität zu Frankfurt an der Oder die Rechte ſtudirte, hatte er nach keiner Seite die geringſte Auszeichnung, und in der Familie galt er für äußerſt ſchwach an Geiſt, ſo daß er es in nichts über das Mittelmäßige bringen würde. Dagegen war ſeine läſſige Sinnesart freundlich und gefällig genug, ſein Gemüth nahm nichts Widriges auf, und ſeine Gutmüthigkeit hatte keine Grenzen; nichts behielt er für ſich, ſeinen Schweſtern ſchenkte er alles, was ſie von ihm nur brauchen konnten; Geld beſonders hatte gar keinen Werth für ihn, er gab deſſen immer bereitwillig, ſo lange er hatte, und oft mehr, als er durfte und vermochte; dafür ſchien er auch wenig zu achten, wenn ihm jemand aushalf.

Erſt in Königsberg, wo er ſeine Univerſitätsſtudien fortſetzte und die Vorträge von Kant hörte, widerfuhr ſeinem Weſen eine gänzliche Umwandlung. Die Klarheit und Stärke des kritiſchen Philoſophen weckten ihn plötzlich aus ſeiner Dumpfheit, ſein Verſtand kam zum Durchbruch, mit dem Geiſte wurden zugleich alle Lebensanſprüche in ihm aufgeregt, und ein völlig veränderter Menſch, geiſtreich, lebhaft, kühn und gewandt, trat er im Jahre 1785 von Königsberg zurückkehrend in Berlin wieder auf, zum Erſtaunen Aller, die ihn vorher

gekannt, und zur Freude der Seinigen, denen schon seine Briefe diese Veränderung einigermaßen angedeutet hatten.

Er begann nun seine praktische Laufbahn in gewöhnlicher Weise, wurde als ein guter Kopf anerkannt, und schon im Jahr 1786 bei dem Königlichen Generaldirektorium als Geheimer Sekretair angestellt, wo er in Geschäftsarbeiten sich durch Fleiß und Umsicht auszeichnete, und bald als Kriegsrath eine höhere Stufe betrat. Eine in Königsberg angeknüpfte, den Wünschen des Herzens entsprechende und auch in weltlichen Aussichten vortheilhafte Verbindung hatte Hindernisse gefunden. Seine bald nachher in Berlin bewirkte Verheirathung, mit einer gebornen Gilly, sollte ihn bürgerlich noch mehr befestigen; allein der Versuch einer Häuslichkeit, welche seinem ganzen Wesen widersprach, mißglückte völlig und das Band wurde in der Folge gelöst. Daneben reizte ihn die gesellige Welt mit allen ihren geistigen und sinnlichen Genüssen; er huldigte den Frauen, besuchte die Schauspiele, und war überall zu finden, wo Geist und Gemüth sich in behaglicher Lebensfülle darboten. Seine Einführung in die angenehmsten Kreise der höhern Gesellschaft geschah durch Herrn von Schack, einen der glänzendsten und tüchtigsten Kavaliere damaliger Zeit, Rittmeister im Regiment Gendarmen, der den Mangel an Schulbildung durch natürlichen Verstand, Klugheit, Witz und Gewandtheit reichlich ersetzte, und recht wohl wußte, wen er in seinem Schützling empfahl und förderte. Das eigentliche Element desselben war das Gespräch in aller Beweglichkeit der mannigfachsten Form: zu erörtern, zu untersuchen, zu begründen, zu überführen, in allem Wechsel des Tons und der Dialektik, mit heitrer Laune, mit scharfem Unwillen, mit kurzen Schlagreden, mit wallender Ausführung, immer angeregt, leicht begeistert und entzückt! Diese Lust zu diskutiren wurde durch den Wohlklang seiner Stimme, die Wärme seines Ausdrucks und die Eleganz seines Benehmens durchaus liebenswürdig. Auch die Frauen hörten ihn gern, denn seine Beredsamkeit verschmähte keinen Gegenstand, ergriff mit Vorliebe die persönlichsten Bezüge. Wenn er, der wohlgebaute, rüstige und lebhafte junge Mann, mit sanft und weich blickenden Augen, mit einer edlen Dreistigkeit, die doch wieder von einer Art vornehmer Scheu begleitet war, für eignes Anliegen zu sprechen oder die eigne Neigung auszudrücken hatte, so war seinen strömenden Worten kaum zu widerstehen, und Männer und Frauen ließen sich von seiner schmeichelnden Rede hinreißen und bethören. Sein Umgang war ein Genuß, seine Liebe ein Reiz, dem viele Gunst werden konnte, hätte er diese nicht doch meist als die auserlesenste gewollt, die schwer, vielleicht unmöglich zu erlangen war. — — —

Durch seine schriftstellerische Thätigkeit, seinen politischen Geist und Gehalt war inzwischen Gentz persönlich zu großer Bedeutung aufgestiegen, ohne daß seine äußere Stellung sich merklich verändert hätte. Zwar unter den Gelehrten und politischen Wortführern des Tages sah er sich durch seinen Abfall von der Revolution vielfach angefeindet, und die Wirkung dieses gegen ihn erhobenen Partheihasses hat er lebenslang fühlen müssen; aber in den höheren Kreisen der Gesellschaft, in der

Hof- und Staatswelt, war ihm dafür ein ſchmeichelhafter Erſatz geboten. Mit Wilhelm und Alexander von Humboldt, mit Guſtav von Brinckmann, Friedrich Schlegel und andern vornehmen Geiſtern ſolcher Art, war er ſchon lange in vertrauter Nähe; jetzt aber ſuchten inſonderheit die Staatsmänner ſeinen Umgang, die fremden Geſandten bewarben ſich um ihn; ein ſolcher Wortführer war ein unſchätzbarer Gewinn für eine Sache, die mit den Waffen täglich ſchlechter verfochten wurde; man ſchmeichelte ihm, man pries ihn, und in der höchſten Klaſſe der Geſellſchaft wußte er gleicherweiſe die Frauen und die Männer durch ſeine beredten Geſpräche einzunehmen, durch ſeine eigenthümliche Geiſtesüberlegenheit zu feſſeln. Die hellern Köpfe unter den Emigrirten ſuchten ihre Hoffnungen an ihm zu beleben, der Prinz Louis Ferdinand ſah ihn mit aller Vertraulichkeit, der geniale Major von Gualtieri ſtellte ihn der ſchönen Königin vor, aus deren Munde er anmuthige Worte vernahm, der ruſſiſche Geſandte, damals der ältere Alopeus, zeichnete ihn aus; beſonders aber verſäumten die Geſandten von England und Oeſterreich keine Gelegenheit, den Mann zu ehren und zu ermuntern, der ihrer gemeinſamen Sache ſo erwünſcht und einzig die Kraft ſeines mächtigen Talentes lieh.

Der Wirbel eines ſolchen Lebens brachte genug Zerſtreuungen und Genüſſe; Gentz gab ſich dieſen in vollem Maße hin. In ihm war es längſt entſchieden, daß er den Mächtigen und Vornehmen nicht als ein demüthiger Sachwalter, den man abfindet, dienen wollte, ſondern als einer, der durch ſein Anſchließen ihnen gleich würde, an ihren Vortheilen, Genüſſen, Begünſtigungen Theil hätte, und nur um dieſen Preis konnte er ſich ihnen hingeben. Wozu ſchon ſein Naturell ihn unwiderſtehlich hinzog, zu Genuß und Ueppigkeit jeder Art, zu leichtſinnigem Verbrauch aller eignen Mittel und ſorgloſem Rechnen auf fremde oder künftige, dahin vervielfachte ſein neuer Lebenskreis ihm nun die Lockungen und Antriebe. Er machte Aufwand, ſcheute keinerlei Ausgabe, machte Liebſchaften, gab Geſchenke, beſonders aber verthat und vergeudete er mit ihm ſelbſt unbegreiflicher Leichtigkeit. Die geringe Beſoldung, das mäßige Honorar ſeiner Schriften, die Hülfe des Vaters, alles dies reichte bei weitem nicht aus, um ein ſolches Leben zu tragen. Er machte Schulden, und die unausbleibliche Unordnung, die ſich mit einer Lebensart verknüpft, deren Verlegenheiten nur auf Koſten größerer augenblicklich gehoben werden, und deren Anſprüche ſich immerfort ſteigern, ließ ihn bald in ein Labyrinth gerathen, aus welchem kein Ausweg möglich ſchien. Die Laſt, anfänglich noch manchmal abzuweiſen, legte ſich endlich drückend auf, die Hülfsmittel waren erſchöpft, die heftigſten Mahnungen ließen keine Ruhe, und die Noth des Augenblicks brachte zur Verzweiflung. Seine Scheu vor äußerer Gewalt, vor leidenſchaftlich roher Anſprache, denen er ſich ausgeſetzt wußte, bildeten ſich zur ängſtlichen Furchtſamkeit aus. Die ganze Lage war unleidlich. In den preußiſchen Verhältniſſen, in den knappen, auf Ordnung und Sparſamkeit gegründeten Vermögenszuſtänden, die er um ſich ſah, war keine Rettung. Auch die politiſche Richtung ließ keine außerordentliche Glücks-

fälle hoffen, durch welche ein Beruf und Talent, wie die seinen, aus der schmerzlich empfundenen Stockung befreit werden könnten.

Gentz beschloß unter diesen Umständen, seine preußische Laufbahn aufzugeben und Berlin zu verlassen. Der österreichische Gesandte Graf Philipp von Stadion hatte ihm günstige Aussichten in Oesterreich eröffnet. In diese vortheilhafter einzugehen, suchte er noch ein andres Verhältniß zu befestigen, das mit jenen wohl verknüpft werden konnte. Sein Name war in England sehr gepriesen, seine Schriften hatten dort großes Aufsehen gemacht. Die herrschende Parthei sah in ihm eines der trefflichsten Werkzeuge ihres Einflusses auf dem Festlande. Ein Aufsatz über die englischen Finanzen, englisch von Gentz geschrieben, hatte den Minister Pitt mit Bewunderung erfüllt. Von dem englischen Gesandten Elliot in Dresden eingeladen, machte Gentz mit diesem eine Reise nach London.

Er hielt hier eine reiche Aerndte: sein Ruhm, seine Fähigkeiten und sein Eifer trugen goldne Früchte. Die Minister Pitt und Grenville nahmen ihn mit schmeichelhaften Ehren auf, sie erkannten in ihm den außerordentlichen Geist, das staunenswerthe Talent, recht eigentlich geboren für die Krisis, in welche Europa sich immer tiefer versinken sah, vor Allen geeignet, die Interessen Großbritanniens, die er wie kein Andrer begriff, mit denen des Festlandes zusammenzuschlingen und gemeinsam zu fördern. Die glücklichen Wochen, die er hier in der glänzendsten Gastfreundschaft verlebte, waren erfüllt mit großartigen Eindrücken, schmeichelhaften Bekanntschaften, wichtigen Vertrauungen, berauschenden Genüssen. Es fanden hier Anknüpfungen Statt, welche sein ganzes folgendes Leben hindurch fortdauerten. Die englischen Gewalthaber ließen es bei ehrenvoller Anerkennung nicht bewenden, sie thaten mehr für ihn. Sie gaben ihm, was ihm fehlte und er bedurfte: Gold. Erst eine runde Summe, für den Anfang im Allgemeinen; dann auch die Zusicherung eines bestimmten Jahrgeldes. Er beschleunigte nun seine Rückreise, um in Oesterreich die Aussichten zu verfolgen, welche mit seinen hier empfangenen Antrieben zusammenstimmten. Als er zuerst wieder auf dem Festlande seine englische Baarschaft in deutschen Währungen überschlug, dünkte ihm die Summe so unermeßlich, daß er sie nicht verbrauchen zu können glaubte, und so verschwendete er mit vollen Händen, rief jeden flüchtigen Genuß, jede spielende Ueppigkeit herbei, nur um sich der neuen Macht, die ihm gegeben war, bis zum Mißbrauche zu ersättigen!

So lebensfroh kam er im Jahre 1803 nach Wien. Hier nahm ihn eine großartige Welt, ein reiches und kräftiges Treiben auf, und er zeigte sich den anspruchsvollen Verhältnissen, in die er eintrat und von denen er umgeben war, durchaus gewachsen. Seine Anstellung hatte zwar nur mäßigen Schein, aber Titel und Rang, auch der ansehnliche eines Kaiserlichen Hofraths und die Erhebung in den Adelstand, konnten nie den Maßstab seiner Bedeutung und Wirksamkeit geben. Durchaus eigenthümlich mußte seine ganze Lage sich gestalten; seine Persönlichkeit, seine Verbindungen, und die Art und Größe seines Talentes

brachten es mit sich, daß er nie zu untergeordneten Leistungen gebraucht wurde, sondern nur zu den höchsten und außerordentlichsten. Er fand ganze Zeiträume, wo er unbeschäftigt in völliger Muße lebte, und theils als Schriftsteller seine Aufgaben selber wählte, theils durch bloßes Mitleben und Mitsprechen in den höheren Kreisen erwies, wie nützlich und werthvoll ein guter Kopf und heller Geist schon durch jenes ihnen wird. In den besondern Verhältnissen, die sich für ihn ergaben, wurde es möglich und sogar schicklich, daß er längere Zeit gar nicht in Wien, sondern in Prag lebte, wo seine Lebensart und seine Thätigkeit ihr Element kaum verändert zu finden hatten. Die Verbindungen und Kriegsabsichten gegen Frankreich, die Bewachung der englischen und nordischen Verhältnisse, und die Beleuchtung der politischen Rechte und Interessen der Staaten, so wie die Aufdeckung der Gefahren, welche die gebieterische Willkür revolutionairer Gewaltherrschaft für Europa drohte, waren überall und immer der bleibende Gegenstand seiner beharrlichen Aufmerksamkeit, seines unermüdeten Fleißes. Es war ein Kampf der Selbstständigkeit und Freiheit, den er auf diese Art fortführte, mit großem Geistesmuthe, verkannt und verunglimpft auf der eignen Seite, als namhafter Feind gehaßt und geschmäht von dem Gegner, der im Siege nur stets furchtbarer wurde. Gentz hat Meisterwerke geliefert in dieser Epoche, Schriften, die auch in ganz veränderten Zeiten immer wiedergelesen zu werden verdienen, gleich denen der großen Redner des Alterthums. Nicht nur ein hoher Geist athmet darin, sondern auch ein warmes von edler Leidenschaft ergriffenes Herz, ein großer Karakter, der auch in den Jahren tiefsten Unglücks, 1805 und 1806, unter Bedrängnissen und Gefahren nie wankte, sondern mit Entschlossenheit ausharrte und seiner klaren Einsicht stets neue Quellen des Lichtes, der Stärke und der Hoffnung entströmen ließ.

Die Waffenerfolge Napoleons beugten endlich das ganze Festland, und als die kräftigen Anstrengungen Oesterreichs im Jahre 1809 unterlegen waren, schien wirklich die Sache, welche für Gentz der Inhalt seines Lebens geworden war, weit hinaus aufzugeben. Der Minister Graf von Stadion trat ab, unter dessen Leitung Gentz das letzte Manifest geschrieben und gleichsam die letzten Athemzüge deutscher Selbstständigkeit und Freiheit darin verhaucht hatte; die Verbindung mit England wurde völlig zerrissen, die Insel durch scharfe Gewaltmaßregeln wirklich abgetrennt von Europa. Schwer lastete dieser Zustand auf Gentz, dem nicht nur in Betreff der allgemeinen Angelegenheiten, sondern auch in seiner persönlichen die Einwirkung Englands ein unentbehrliches Moment war. — — —

In dieser Zeit übernahm der Graf von Metternich die Leitung der politischen Angelegenheiten Oesterreichs, und an dieses Ereigniß knüpfte sich für Gentz eine neue Lebensepoche, in welcher seine Stellung eine feste Grundlage, seine Thätigkeit neuen Aufschwung gewann, sein Talent zu dem höchsten Glanz und Erfolg aufstieg, und sein ganzes Wesen man kann sagen, zur Erfüllung kam. Wohl hatte er früh mit geübtem Scharfblicke die seltnen Eigenschaften dieses Staatsmannes erkannt und

die künftige Größe desselben geahndet. In mancher Erinnerung lebt noch der Ausdruck der Bewunderung, mit dem er dessen Gesandtschaftsberichte aus Paris als eine Reihe meisterhafter Darstellungen pries, denen an Geist, an Klarheit und Ruhe, in diesem Gebiete wenig zu vergleichen sei. Seine Anerkennung betraf zum Theil auch solche Eigenschaften, die er in sich selber vermißte, denn Gentz, ohne Zweifel der gründlichste und beredteste Publicist, konnte sich als eigentlicher Diplomat nicht gleicherweise rühmen. In Metternich zum erstenmale fand er, was er bedurfte und bisher immer entbehrt hatte, einen Obern, durch dessen Leitung seine Thätigkeit sich zu einem Ganzen und Stäten ordnete, einen Vorgesetzten, dem er sich unbedingt anschließen und überlassen konnte.

Noch während Napoleons Uebermacht erhob Oesterreich sich zu neuer Selbstständigkeit, und die Art selber, wie man sich mit der fremden Gewalt abfand und stellte, war eine Schwächung dieser. Auch Gentz konnte diesen einstweiligen Zuständen, der aufgedrungenen Wirklichkeit nachgiebig, in gewissem Sinne zustimmen. Erst jetzt wurde sein Standpunkt ganz österreichisch, das Interesse dieses bestimmten Staates sein ausschließliches Augenmerk, und Wohl und Wehe desselben zu dem seinen. Auch hatte sich bereits eine erwünschte Verbesserung seiner persönlichen Verhältnisse ergeben. Anstatt der englischen Hülfsquellen eröffneten sich andre, nicht minder ergiebige; die Hospodare der Moldau und Wallachei nahmen Gentz, auf gültige Fürsprache, zum diplomatischen Beauftragten in Wien, ein Verhältniß, welches die größten und mannigfachsten Vortheile gewährte.

Die Geschichtsereignisse wälzten sich hierauf allmählig einer Wendung zu, deren Umfang im Jahre 1813 völlig sichtbar wurde. Das Manifest Oesterreichs, die Kriegserklärung gegen Napoleon, ist von Gentz verfaßt, und ein bleibendes Denkmal seiner Meisterschaft. Die Siege der Verbündeten waren Triumphe für Gentz; in der Sache, für die er gestrebt und gewirkt, sah er alle Mächte des Festlandes und diese mit England vereint, dem wieder aufgeschlossenen und wirksamen; von allen Seiten berührten ihn die Erfolge, die günstigen Entwickelungen und Früchte des großen Zusammenwirkens, das in seiner Person schon lange vorher ein gemeinsames Organ gehabt und noch jetzt in ganzer Stärke fand. Den hohen Namen, welche in jenen Begebenheiten durch Kriegs- und Friedensthaten in erster Reihe glänzen, schließt der von Gentz billig als einer der ersten nachfolgenden sich an. — — —

Im Glück und Stolze seines neuen Lebens, im Vollgefühle der Kraft, welche seinen Geist und sein Herz emportrug, fühlte Gentz anfangs die Gewitterschläge wenig, mit welchen eine neue Revolution in Frankreich plötzlich ausbrach. Sie mußten in starken und nahen Wiederholungen, in furchtbarer Aufzeigung ihrer unwiderstehlichen Folgen, in persönlichen Verlusten und Gefahren ihn treffen, um in sein Gemüth mit allen ihren Schrecknissen einzudringen. Jetzt aber fühlte er die ganze Gewalt derselben, er sah die Welt auf's neue einer Richtung überliefert, welche ein vierzigjähriger Kampf und fünfzehnjährige Sieges-

macht nicht hatte bezwingen können, er ſah die Aufgabe und Frucht ſeines Lebens zertrümmert, und am Schluſſe deſſelben ſich wieder in den Anfang einer Laufbahn verſetzt, die zum zweitenmale zurückzulegen der Greis weder Muth noch Hoffnung haben konnte. Alle Stützen ſeiner Stellung ſchienen umgeriſſen, und eine öde bedrängte Zukunft ihm, nebſt allem übrigen Entbehren, auch das des einzigen Glückes aufzuerlegen, das gerettet ein Erſatz für jedes andre hätte ſein können, aber für ſich allein kaum zu retten war. Lebhaft ergoſſen ſich ſeine Bekümmerniſſe in beredten Klagen. Er forderte Troſt und Rath, den aufzunehmen er kaum noch fähig ſchien.

Jedoch Beiſpiel, Zuſpruch und die nähere Betrachtung der Verhältniſſe ſelbſt, welche ſchon wieder zu feſterer Geſtalt übergingen, erhoben bald ſeinen Muth auf die Höhe, wo er ſich vormals behauptet hatte. Zum zweitenmale ſah Gentz die Revolution zu einer Wendung gebracht, bei welcher noch nicht alles verloren ſchien; und ſo wie ſchon früher einmal ſogar der Sieg vielfache Wirkungen des Ueberwundenen als Beſtehendes aufgenommen und beſtätigt hatte, ſo glaubte Gentz auch jetzt, daß mit der Revolution ein Stillſtand nicht unmöglich ſei, der einigen ihrer Wirkungen gleichfalls die Rechte von Beſtehendem vorläufig einräumte. In dieſem Sinne ſchrieb er einen denkwürdigen Aufſatz, den Inbegriff ſeiner letzten politiſchen Ueberzeugung, das Vermächtniß ſeiner Anſichten. — — —

Indeſſen hatte er bereits das achtundſechzigſte Jahr angetreten, und eine Bahn zurückgelegt, welche als eine vollſtändige, als eine an die Gränzen ihrer Aufgaben, Wünſche und Hoffnungen, durch reiche und wiederholte Erfüllung glücklich hingelangte erſcheinen durfte. Größeres ſchien er nicht mehr erfahren, Schöneres ihm nicht mehr begegnen zu können, als bis hierher geſchehen war. In den Staatsgeſchäften konnte die volle Gunſt früherer Umſtände ſchwerlich wiederkehren; ſeine Liebe hingegen wurde mehrmals durch längere Trennung und durch die Ausſicht getrübt, daß die Zukunft ſolche nur ſtets entſchiedener herbeiführen müſſe. Allein noch genoß er einer guten Geſundheit, und ihn ängſtete keine Furcht nahen Sterbens. Da erſcholl unerwartet aus Weimar die Nachricht, Goethe ſei geſtorben. Goethe war dreiundachtzig Jahr alt geworden; Gentz hatte ihn niemals eigentlich geliebt, immer nur wider Willen ihn bewundert und verehrt; man hätte glauben ſollen, dieſer Tod würde ſein Gemüth am wenigſten berühren. Grade dieſer jedoch erſchütterte ihn durchaus. Er konnte nicht aufhören davon zu ſprechen, und daß auch ein Goethe, einer der größten Männer aller Zeiten, ſterben müſſe, wirkte auf ihn wie ein Wunder und ein Entſetzen. Völlig außer Faſſung brachte es ihn, daß dieſer Tod nicht größere Wirkung hervorbringe, daß alles ſo weitergehe; mehrmals rief er aus, dies ſei ja ein Weltereigniß, eine ungeheure Veränderung, daß Goethe nicht mehr da ſei, und daß dieſes Bewußtſein, dieſe Lebensgenoſſenſchaft aufgehört habe. Seitdem faßte er den Tod näher ins Auge, und er ſelbſt glaubte ſich ſterblicher. Vieles ordnete er jetzt in ſeinen Angelegenheiten, ver-

brannte den größten Theil seiner Papiere, unter welchen in eigner und fremder Handschrift die kostbarsten Schätze zu vermuthen waren.

Noch einige Zeit verstrich in erneuten Anreizungen des Lebens, noch mancher Tag warf einen lieblichen Schein; aber die Flamme selbst, indem sie heller leuchtete, nahte nur um so rascher dem Erlöschen. Ein allgemeines Sinken der Kräfte trat plötzlich ein. Gentz fühlte, daß er aus diesem Zusammenfallen sich nicht wieder aufrichten würde, er war gewiß, daß es mit ihm zu Ende ginge. Und der Schwache, der Muthlose, der sein ganzes Leben hindurch vor dem Tode gebebt, den die zufällige Mahnung an dies gemeinsame Geschick oft ganze Tage verstimmt hatte, der sah jetzt mit Entschlossenheit und Kraft dessen wirkliches Herannahen! Unverzagt blickte er ihm ins Auge, und fand die Schrecknisse nicht, die er gefürchtet. Mit starkem Geiste sprach er von seinem Zustande, der bald enden würde, bis dahin sollte man Geduld haben. Er sah den Fürsten von Metternich in gerührter Theilnahme an seinem Krankenlager; die treuste Pflege liebevoller Hände blieb ihm bis zum letzten Augenblick. Am 9. Juni 1832, ohne Schmerzen und fast ohne Leid, entschlief er sanft, denn in dem Maße, wie seine Kräfte, hatte auch seine Empfindung abgenommen. Wunder und Preis erweckte sein muthvolles Sterben, sein ruhiges Entschlafen; und die Gunst des Himmels, die ihm so vieles verliehen, schien ihr größtes Geschenk ihm bis zuletzt aufgespart zu haben.

Gentz war in der evangelischen Kirche geboren, und lebenslang in ihr verblieben; nie hatte er daran gedacht, katholisch zu werden. In seiner religiösen Denkart stand unerschütterlich der Geist der Aufklärung und des Vernunftglaubens fest, der im achtzehnten Jahrhundert allgemein vorherrschte. Das Sittengebot nahm er in einem weiteren und schlafferen Sinne, als die strenge Lehre Kants, dem sein Geist beharrlich anhing, es vorschreibt; aber sein Gefühl blieb stets dem Menschlichen, dem Wohlthun und der Güte zugewendet; seine Nächsten zu erfreuen war ihm ein Bedürfniß; besonders liebte er zärtlich seine beiden ihn überlebenden Schwestern, sandte ihnen nach Berlin Geschenke, und schrieb ihnen oft. Er haßte niemanden, und wer ihn zu hassen schien, den suchte er zu begütigen; Ungerechtigkeit und Härte auszuüben war er nicht fähig, außer wo Vergessen und Unterlassen, Leichtsinn und Zerstreuung, zu solcher Wirkung übergingen. — — —

Sein Tod machte allgemeinen Eindruck. Wohl strömten die Tagesfluthen wie bei Goethe's Tod, ihre großen und kleinen Wogen darüber hin; aber die Welt, in welcher Gentz gelebt, wußte was sie an ihm verloren hatte. Dieser Verstand, diese Kenntnisse, dieses Talent, mußten überall, wo sie gewirkt, vermißt werden. Die Staatsmänner, die Gesellschaft, und vor allem die Freunde, widmeten ihm dauernde Erinnerung. Auch aus andern Kreisen hallten ihm aufrichtige Klagen nach. Ihm hatte sich durch Vermittlung eines großen Geschäftshauses ein Briefwechsel mit einer hohen Person in Paris eröffnet, der zu dem vielen Seltnen und Wunderbaren gehörte, wodurch Gentzens Leben und Stellung immer als ganz einzig erscheinen mußten. Eines der Häupter

jenes Geſchäftshauſes ſagte nachher, als Gentz geſtorben war, von ihm bedauernd: „Das war ein Freund! ſolchen bekomme ich nie wieder! Er hat mich große Summen gekoſtet, man glaubt es nicht, wie große Summen, denn er ſchrieb nur auf einen Zettel was er haben wollte, und bekam es gleich: aber ſeit er nicht mehr da iſt, ſeh' ich erſt, was uns fehlt, und dreimal ſo viel möcht' ich geben, könnt' ich ihn ins Leben zurückrufen!"

Was er im Ganzen gewirkt und geleiſtet, läßt ſich mit äußerlichen Thatſachen nicht immer darlegen, ſondern muß geiſtig angeſchaut und erwogen werden; hier iſt der Ausſpruch der Wiſſenden allein gültig, und ſein Inhalt nicht zweifelhaft. Gentz war der erſte, und lange Zeit der einzige, wahrhaft ſtaatskundige Schriftſteller, der mit Talent und Nachdruck die Sache der Regierungen und der herkömmlichen Ordnung gegen die Revolution und deren Nachfolger vertheidigte. Unaufhörlich brachte er neue und ſchlagende Gründe; gedrängte Schlußfolgerungen, unwiderſtehliche Beweisführungen in den Kampf, um den ſchwierigſten Stand gegen öffentliche Meinung wie gegen herrſcherliche Gewalt mit beharrlicher Ausdauer zu behaupten. Nur er, ein geweſener Bürgerlicher und früherer Anhänger der Revolution, nur ein ſolcher, ſtark noch gegen den Feind durch den Geiſt und die Waffen, die er von ihm herübergebracht, konnte mit ſolchem Vortheil in dieſem Streit auftreten. Und auch als Mitſtrebende genug in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Bahn nachfolgten, blieb er ſtets der Erſte, durch Kraft und Sicherheit die Einen, durch Vornehmheit und Weltkunde die Andern weit überragend. Seine Gedanken und ſeine Beredſamkeit liehen den Verbindungen der Mächte einen Glanz und Schimmer, deren Mangel oft nachtheilig war empfunden worden; ſeine wundervolle Proſa erhob den Ausdruck der Kabinette zu der Höhe britiſcher Rednerbühne. Sein Geiſt wußte die mannigfachſten Werkzeuge zu beſeelen; in dem Organismus deſſelben fehlten vielleicht nur zwei äußerſte Glieder: ſtrenger Tiefſinn und raſcher Witz; alles was zwiſchen dieſen Endpunkten einzureihen iſt, beſaß er in reichſter Ausbildung und Brauchbarkeit.

Gentz hat keinen Nachfolger gehabt, und konnte keinen haben. Die Stellung, welche er genommen, war die ſeinige allein, das Erzeugniß ſeiner Zeit, ſeiner Eigenſchaften, ſeiner Perſönlichkeit. Sein jüngerer Freund Adam von Müller, der ſchon in Berlin ſich ihm eifrigſt angeſchloſſen hatte und ſpäter nach Oeſterreich gefolgt war, wäre fähig geweſen, ihn nach einigen Seiten zu erſetzen, nach allen keineswegs; er wirkte aus andren Geſichtspunkten, und ſtrebte mit ſchwächeren Schwingen zu vielleicht höherem Ziel.

Wir ſchließen hier unſre flüchtigen Umriſſe; ſie können das Bild nur andeuten, zu deſſen vollſtändiger Ausführung der Zeichner ſtets noch andre Gaben wünſchen dürfte als die ſeinigen; die reichen Lebensfarben eines Diderot, die ſcharfen Lichter eines Heine müßten hier behülflich ſein, und doch möchte zuletzt noch immer ein Zuſatz fehlen, den nur Gentz ſelber dem Bilde geben kann. Dieſer aber wird nicht immer fehlen. Seine meiſterhaften Schriften und Aufſätze werden geſammelt

werden, seine herrlichen Briefe nicht verschlossen bleiben, und aus diesen selbsteigenen Zeugnissen wird alles über ihn Gesagte erst in sein wahres Licht und Verständniß treten.

3. Charakterschilderung Rahels.

Ich darf hier keine Schilderung meiner geliebten Rahel versuchen; sie ganz zu kennen und zu würdigen, kann ich niemanden zumuthen, der nicht in anhaltender Fortdauer und in allen Beziehungen ihr vertrauter Lebensgenosse war; denn selbst ihre Briefe, wie reich und eigenthümlich auch die Quellen ihres Geistes und Gemüthes dort sprudeln, geben nur ein unvollkommenes Bild von ihrem Wesen, dessen Hauptsache grade die ursprüngliche, unmittelbare Lebendigkeit ist, wo alles ganz anders aussieht, leuchtet und schattet, erregt und fortreißt, begütigt und versöhnt, als irgend Bericht oder Darstellung wiederzugeben vermag. Ich will nur unternehmen, in kurzen Zügen den Eindruck zu bezeichnen, welchen dies Wesen damals auf mich machte.

Zuvörderst kann ich sagen, daß ich in ihrer Gegenwart das volle Gefühl hatte, einen ächten Menschen, dies herrliche Gottesgeschöpf in seinem reinsten und vollständigsten Typus vor Augen zu haben, überall Natur und Geist in frischem Wechselhauche, überall organisches Gebild, zuckende Faser, mitlebender Zusammenhang für die ganze Natur, überall originale und naive Geistes- und Sinnesäußerungen, großartig durch Unschuld und durch Klugheit, und dabei in Worten wie in Handlungen die rascheste, gewandteste, zutreffendste Gegenwart. Dieß alles war durchwärmt von der reinsten Güte, der schönsten, stets regen und thätigen Menschenliebe, die lebhafteste Theilnahme für fremdes Wohl und Weh. Die Vorzüge menschlicher Erscheinung, die mir bisher einzeln begegnet waren, fand ich hier beisammen, Geist und Witz, Tiefsinn und Wahrheitsliebe, Einbildungskraft und Laune, verbunden zu einer Folge von raschen, leisen, graziösen Lebensbewegungen, welche gleich Goethes Worten, ganz dicht an der Sache sich halten, ja diese selber sind, und mit der ganzen Macht ihres tiefsten Gehaltes augenblicklich wirken. Neben allem Großen und Scharfen quoll aber auch immerfort die weibliche Milde und Anmuth hervor, welche besonders den Augen und dem edlen Munde den lieblichsten Ausdruck gab, ohne den starken der gewaltigsten Leidenschaft und des heftigsten Aufwallens zu verhindern.

Ob man sich in dieser Mischung von entgegenstehenden Gaben und streitigen Elementen, wie ich sie anzudeuten versucht habe, sogleich zurecht finden wird, bezweifle ich fast. Mir wenigstens war es beschieden, erst vermittelst mancher Ungewißheit und manches Irrthums auf die rechte Bahn zu kommen, indem ich nur in Einem auf der Stelle bestimmt und auf immer fest war, daß mir der außerordentlichste und werthvollste Gegenstand vor Augen sey. Irgend ein Vorurtheil, wie das mißfällige Gerede der Leute aus den verschiedensten Kreisen und Standpunkten seit so langer Zeit mir wohl hätte aufbürden mögen, hatte ich nicht, auch wäre dasselbe an ihrer Gegenwart sogleich zerschellt; der schlichte, natürliche Empfang, die harmlose Klarheit und das anspruchlose Wohlbehagen

des anfänglich nur auf Gleichgültigkeiten fallenden Geſprächs, mußten jede mitgebrachte Spannung auflöſen, und nach und nach erhob ſich dagegen eine neue, die ganz dem Augenblicke ſelber angehörte, und ſchon darin begründet lag, daß jedes Wort, rein und lauter wie der friſche Quell aus dem Felſen, auch dem Gleichgültigſten einen Reiz des Lebens, einen Karakter von Wahrheit und Urſprünglichkeit gab, welche durch die bloße Berührung jedes Gewöhnliche zu Ungewöhnlichem verwandelten. Ich empfand auf dieſe Weiſe eine neue Atmosphäre, die mich wie Poeſie anwehte, und zwar durch das Gegentheil deſſen, was gemeinhin ſo heißt, durch Wirklichkeit anſtatt der Täuſchung, durch Aechtheit anſtatt des Scheins. Es konnte jedoch nicht fehlen, daß unſer Geſpräch, dem nach allen Seiten ſo viele Wege vollkommen vorbereitet waren, ſehr bald auf bedeutendere Dinge überging, und endlich ganz in Beziehungen des innern Lebens verweilte, zu welchen Bücher, Perſonen und Verhältniſſe, die jeder von ſeiner Seite kannte, und auch dem andern bekannt wußte, den ergiebigen Stoff nicht mangeln ließen. — — —

CXVIII.

Herrmann Fürſt von Pückler-Muskau.

(1785.)

Aus den „Briefen eines Verſtorbenen.“ *)

1. Der Gentleman.

(Erſter Theil. S. 185.)

Bei dieſer Gelegenheit muß ich doch erwähnen, was der bekannte Ausdruck „Gentleman“ eigentlich ſagen will, da die Bedeutung, welche man ihm im Lande giebt, die Engländer ungemein gut charakteriſirt. Ein Gentleman heißt weder ein Edelmann, noch ein edler Mann, ſondern, wenn man es ſtreng betrachtet, nur: ein durch Vermögen, und genaue Bekanntſchaft mit den Gebräuchen der guten Geſellſchaft unabhängiger Mann. Wer dem Publikum in irgend einer Art dient, oder für daſſelbe arbeitet, höhere Staatsdiener und etwa Dichter und Künſtler erſter Categorie ausgenommen, iſt kein, oder höchſtens nur zur Hälfte Gentleman. Ich war noch vor kurzem ſehr erſtaunt, einen bekannten Herrn, den wenigſtens alle Pferdeliebhaber im In- und Auslande kennen, der reich iſt, mit manchem Herzog und Lord auf vertrautem Fuße ſteht, und überhaupt recht viel Anſehn genießt, aber dennoch wöchentlich in einer großen Anſtalt Pferde verauctionirt, wodurch er dem Publikum gewiſſermaßen verpflichtet wird — von ſich ſelbſt ſagen zu hören: „Ich

*) „Briefe eines Verſtorbenen. Ein fragmentariſches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, (in den zwei letzten Bänden: „Deutſchland, Holland und England“) geſchrieben in den Jahren 1828 und 1829. München. F. G. Franckh. Vier Theile. 1830—1831.“ 8.

kann nicht begreifen, wie mir der Herzog von B... den Auftrag geben konnte, dem Grafen M... eine Ausforderung zu überreichen, dazu hätte er einen Gentleman wählen müssen — meine Sache ist so etwas nicht."

Ein wirklich armer Mann, der auch keine Schulden zu machen im Stande ist, kann unter keiner Bedingung ein Gentleman seyn, weil er von Allen der abhängigste ist. Ein reicher Schuft dagegen kann, wenn er eine gute Erziehung hat, so lange er seinen Charakter (Ruf) leidlich zu menagiren versteht, sogar für einen perfekt Gentleman gelten. In der exclusiven Gesellschaft Londons giebt es noch feinere Nüancen. Wer dort z. B. schüchtern und höflich gegen Damen sich beträgt, statt vertraulich, ohne viele Rücksicht und mit einer gewissen nonchalance sie zu behandeln, wird den Verdacht erregen, daß er kein Gentleman sey; sollte der Unglückliche aber, bei einem diné gar zweimal Suppe verlangen, oder, bei einem großen Frühstück, welches um Mitternacht endet und um 3 Uhr Nachmittags angeht, in einer Abendtoilette erscheinen — so mag er ein Fürst und Millionär seyn, aber ein Gentleman ist er nicht. — — —

2. Kunst, bequem zu reisen.

(Dritter Theil. S. 4.)

Leipzig, den 11.

In einem recht schönen Zimmer mit wohlgebohntem Parket, eleganten Meubeln und seidenen Vorhängen, alles noch in der ersten fraicheur, deckt man so eben den Tisch für mein diné, während ich die Zeit benütze, Dir ein Paar Worte zu schreiben.

Ich verließ heute früh um 10 Uhr Dresden in ziemlich guter Stimmung, das heißt, bunte Phantasiebilder für die Zukunft ausmahlend, nur die Sehnsucht nach Dir, gute Julie, und die daraus folgende Vergleichung meines faden und freudelosen Alleinseyns gegen die herrliche Lust, mit Dir in glücklicheren Verhältnissen diese Reise machen zu können, griffen mir oft peinlich an's Herz.

Vom Wege hierher ist nicht viel zu sagen, er ist nicht romantisch, selbst nicht die, mehr Sand als Grün zur Schau tragenden Weinberge bis Meißen. Doch erregt die zu offene, aber durch Fruchtbarkeit und Frische ansprechende Gegend zuweilen angenehme Eindrücke, unter andern bei Oschatz, wo der schön bebuschte Culmberg, wie ein jugendlich gelocktes Haupt in das Land hineinschaut. Die Chaussee ist gut, und es scheint, daß auch in Sachsen das Postwesen sich verbessert, seitdem in Preußen der vortreffliche Nagler eine neue Post-Aera geschaffen hat. Nichts ist mir dabei belustigender als B...'s frischer Eifer, der selbst die Gutwilligsten unter den Pflegmatischen rastlos antreibt, und sich gegen sie benimmt, als habe er bereits mit mir die ganze Welt durchreist, und es, wie sich von selbst versteht, überall besser gefunden, als im Vaterlande.

Bei dem gereizten Zustande meiner Gesundheit ist der bequeme englische Wagen eine wahre Wohlthat. Ich thue mir überhaupt etwas darauf zu Gute, das Reisen in gewisser Hinsicht besser als Andere zu

verstehen, nämlich die größte Bequemlichkeit, wozu auch das Mitnehmen der möglichsten Menge von Sachen gehört (in der Ferne oft liebe, gewohnte Andenken) mit dem geringsten Embarras und Zeitverlust zu verbinden zu wissen. Diese Aufgabe habe ich besonders dießmal vollkommen gelöst. Ehe ich in Dresden einpackte, glaubte man ein Waarenlager in meinen Stuben zu sehen. Jetzt ist Alles in den vielfachen Behältnissen des Wagens verschwunden, ohne diesem dennoch ein schweres überladenes Ansehen zu geben, das unsre Postillione so leicht erschreckt, und den Gastwirthen einen auf der großen Tour Begriffenen anzeigt. Jede Sache ist bei der Hand, und dennoch wohl gesondert, so daß, im Nachtquartier angekommen, in wenigen Minuten das „häusliche Verhältniß" in dem fremden Orte schon wieder hergestellt ist. Unterwegs aber geben mir die hellen Krystallfenster vom größten Format, die kein Gepäck und kein Bock verbaut, eben so freie Aussicht als eine offene Kalesche, und lassen mich zugleich Herr der Temperatur, die ich wünsche. Die Leute auf ihrem, hinter dem Wagen befindlichen hohen Sitze, übersehen von dort alles Gepäck und die Pferde, ohne in das Innere neugierige Blicke werfen, noch eine Conversation daselbst überhören zu können, wenn ja, im Lande der Brobdignacs oder Lilliputs angelangt, einmal Staatsgeheimnisse darin verhandelt werden sollten. — Ich könnte ein Collegium über dieses Kapitel lesen, das dem Reisenden gar nicht unwichtig ist, bin aber hier nur deshalb so weitläufig geworden, um Dir ein vollständiges Bild zu liefern, wie Du mich, die Welt durchziehend, Dir denken sollst, und das nomadische Wohnhaus, mit dem die wechselnden Postgäule mich täglich weiter Deinem Gesichtskreise entrücken. — — —

3. Besuch bei Goethe.

(Dritter Theil. S. 13.)

Den 14.

Diesen Abend stattete ich Goethe meinen Besuch ab. Er empfing mich in einer dämmernd erleuchteten Stube, deren clair obscur nicht ohne einige künstlerische Coquetterie arrangirt war. Auch nahm sich der schöne Greis mit seinem Jupiters-Antlitz gar stattlich darin aus. Das Alter hat ihn nur verändert, kaum geschwächt, er ist vielleicht weniger lebhaft als sonst, aber desto gleicher und milder, und seine Unterhaltung mehr von erhabener Ruhe als jenem blitzenden Feuer durchdrungen, das ihn ehemals, bei aller Grandezza, wohl zuweilen überraschte. Ich freute mich herzlich über seine gute Gesundheit, und äußerte scherzend, wie froh es mich mache, unsern Geister-König immer gleich majestätisch und wohlauf zu finden. „O, Sie sind zu gnädig," sagte er mit seiner immer noch nicht verwischten süddeutschen Weise, und lächelte norddeutsch, satyrisch dazu, „mir einen solchen Namen zu geben." „Nein," erwiederte ich, „wahrlich aus vollem Herzen," „nicht nur König, sondern sogar Despot, denn Sie reißen ja ganz Europa gewaltsam mit sich fort." Er verbeugte sich höflich, und befrug mich nun über einige Dinge, die meinen früheren Aufenthalt in Weimar betrafen, sagte mir

dann auch viel Gütiges über M. und mein dortiges Streben, mild-äußernd, wie verdienstlich er es überall finde, den Schönheitssinn zu erwecken, es sey auf welche Art es wolle, wie aus dem Schönen dann immer auch das Gute und alles Edle sich mannichfach von selbst entwickele, und gab mir zuletzt sogar, auf meine Bitte, uns dort einmal zu besuchen, einige aufmunternde Hoffnung. Du kannst Dir vorstellen, Liebste, mit welchem Empressement ich dies aufgriff, wenn es gleich nur eine façon de parler seyn mochte. Im fernern Verlauf des Gesprächs, kamen wir auf Sir Walter Scott. Goethe war eben nicht sehr enthusiastisch für den großen Unbekannten eingenommen. „Er zweifle gar nicht," sagte er, „daß er seine Romane schreibe, wie die alten Maler mit ihren Schülern gemeinschaftlich gemalt hätten, nämlich, er gäbe Plan und Hauptgedanken, das Skelett der Scenen an, lasse aber die Schüler dann ausführen, und retouchire nur zuletzt." Es schien fast, als wäre er der Meinung, daß es gar nicht der Mühe werth sey, für einen Mann von Walter Scott's Eminenz seine Zeit zu so viel fastidieusen Details herzugeben. *) „Hätte ich," setzte er hinzu, „mich zu bloßem Gewinnsuchen verstehen mögen, ich hätte früher mit Lenz und Andern, ja ich wollte noch jetzt Dinge anonym in die Welt schicken, über welche die Leute nicht wenig erstaunen, und sich den Kopf über den Autor zerbrechen sollten, aber am Ende würden es doch nur Fabrikarbeiten bleiben." Ich äußerte später, daß es wohlthuend für die Deutschen sey, zu sehen, wie jetzt unsere Literatur die fremden Nationen gleichsam erobere, und hierbei, fuhr ich fort, wird unser Napoleon kein Waaterloo erleben.

„Gewiß," erwiederte er," mein etwas fades Compliment überhörend, ganz abgesehen von unsern eignen Produktionen, stehen wir schon durch das Aufnehmen und völlige Aneignen des Fremden auf einer sehr hohen Stufe der Bildung. Die andern Nationen werden bald schon deshalb deutsch lernen, weil sie inne werden müssen, daß sie sich damit das Lernen fast aller andern Sprachen gewissermaßen ersparen können. Denn von welcher besitzen wir nicht die gediegensten Werke in vortrefflichen deutschen Uebersetzungen? die alten Classiker, die Meisterwerke des neueren Europas, indische und morgenländische Literatur, hat sie nicht alle der Reichthum und die Vielseitigkeit der deutschen Sprache, wie der treue deutsche Fleiß und tief in sie eindringende Genius besser wiedergegeben, als es in andern Sprachen der Fall ist? „Frankreich," fuhr er fort, „hat gar viel seines einstigen Uebergewichts in der Literatur dem Umstande zu verdanken gehabt, daß es am frühesten aus dem Griechischen und Lateinischen leidliche Uebersetzungen lieferte, aber wie vollständig hat Deutschland es seitdem übertroffen!"

Im politischen Felde schien er nicht viel auf die so beliebten Constitutions-Theorien zu geben. Ich vertheidigte mich und meine Meinung indeß ziemlich warm. Er kam hier auf seine Lieblings-Idee, die er

*) Sir Walter's offizielle Erklärung, daß alle jene Schriften von ihm allein seyen, war damals noch nicht gegeben.

mehrmals wiederholte, nämlich daß Jeder nur darum bekümmert seyn solle, in seiner speciellen Sphäre, groß oder klein, recht treu und mit Liebe fortzuwirken, so werde der allgemeine Segen auch unter keiner Regierungsform ausbleiben. Er für seine Person habe es nicht anders gemacht, und ich mache es in M. ja ebenfalls so, setzte er gutmüthig hinzu, unbekümmert was andere Interessen geböten. Ich meinte nun freilich, mit aller Bescheidenheit, daß, so wahr und herrlich dieser Grundsatz sey, ich doch glaube, eine constitutionelle Regierungsform müsse ihn eben erst recht ins Leben rufen, weil sie offenbar in jedem Individuum die Ueberzeugung größerer Sicherheit für Person und Eigenthum, folglich die freudigste Thatkraft und zugleich damit die zuverläßigste Vaterlandsliebe begründe, hierdurch aber dem stillen Wirken in eines Jeden Kreise eben eine weit solidere allgemeine Basis gegeben würde, und führte endlich, vielleicht ungeschickt, England als Beleg für meine Behauptung an. Er erwiederte gleich, das Beispiel sey nicht zum besten gewählt, denn in keinem Lande herrsche eben Egoismus mehr vor, kein Volk sey vielleicht wesentlich inhumaner in politischen und Privat-Verhältnissen, nicht von außen herein durch Regierungsform käme das Heil, sondern von innen heraus durch weise Beschränkung und bescheidene Thätigkeit eines Jeden in seinem Kreise. Dies bleibe immer die Hauptsache zum menschlichen Glücke, und sey am leichtesten und einfachsten zu erlangen.

Von Lord Byron redete er nachher mit vieler Liebe, fast wie ein Vater von seinem Sohne, was meinem hohen Enthusiasmus für diesen großen Dichter sehr wohl that. Er widersprach unter andern auch der albernen Behauptung, daß Manfred eine Nachbetung seines Faust sey, doch sey es ihm allerdings als etwas Interessantes aufgefallen, sagte er, daß Byron unbewußt sich derselben Maske des Mephistopheles wie er bedient habe, obgleich freilich Byron sie ganz anders spielen lasse. Er bedauerte es sehr, den Lord nie persönlich kennen gelernt zu haben, und tadelte streng, und gewiß mit dem höchsten Rechte, die englische Nation, daß sie ihren großen Landsmann so kleinlich beurtheile und im Allgemeinen so wenig verstanden habe. Doch hierüber hat sich Goethe so genügend und schön öffentlich ausgesprochen, daß ich nichts weiter hinzuzufügen brauche. Ich erwähnte zuletzt der Aufführung des Faust auf einem Privattheater zu Berlin, mit Musik vom Fürsten Radzivil und lobte den ergreifenden Effect einiger Theile dieser Darstellung. „Nun," sagte Goethe gravitätisch, „es ist ein eigenes Unternehmen, aber alle Ansichten und Versuche sind zu ehren."

Ich grollte meinem schlechten Gedächtniß, daß ich mich nicht mehr aus unsrer ziemlich belebten Unterhaltung eben erinnern kann. Mit hoher Ehrfurcht und Liebe verließ ich den großen Mann, den dritten im Bunde mit Homer und Shakspeare, dessen Name unsterblich glänzen wird, so lange deutsche Zunge sich erhält, und wäre irgend etwas von Mephistopheles in mir gewesen, so hätte ich auf der Treppe gewiß auch ausgerufen:

Es ist doch schön von einem großen Herrn,
mit einem armen Teufel so human zu sprechen. — — —

4. Das Wettrennen zu Newmarket.

(Dritter Band. S. 72.)

Newmarket, den 19. Oktober.

Die Schönheit des Landes, und die ungemeine Zierlichkeit aller Orte, durch die mein heutiger Weg mich führte, frappirte mich von neuem auf das angenehmste. Diese eben so fruchtbaren als geordneten Landschaften, diese Tausende von behaglichen und lieblichen Landhäusern, auf allen Punkten der Gegend vertheilt, dies fortwährende Gewühl von eleganten Wagen, Reitern und wohlgekleideten Fußgängern sind nur England eigen. Es hat aber dieses schöne Ganze doch einen Fehler, es ist alles zu kultivirt, zu vollendet, deshalb immer und überall dasselbe, und folglich auf die Länge ermüdend, ja ich kann mir sogar denken, daß es endlich widerlich werden muß, wie den Uebersatten eine duftende Schüssel voller Delikatessen aneckelt. Dies mag auch die große Reiselust der Engländer zum Theil erklären. Es ist gerade so wie im Leben, wo der Mensch ganz ungestörtes Glück am wenigsten vertragen kann, weshalb der liebe Gott vielleicht auch unsern Stammvater Adam hauptsächlich nur, um ihn nicht vor langer Weile daselbst umkommen zu lassen, aus dem Paradiese jagte.

Heute war indeß für einige Schattenbeimischung gesorgt. Wegen der großen Concurrenz zum Wettrennen traf ich auf allen Stationen nur höchst abgetriebene Pferde, manchmal gar keine, so daß ich, wenigstens nach englischem Maßstabe, erbärmlich gefahren wurde, und erst spät in der Nacht Newmarket erreichte.

Nirgends war in den Gasthöfen Platz zu finden, und ich mußte mich zuletzt noch sehr glücklich schätzen, in einem Privathause eine kleine Stube für 5 Guineen die Woche zu erhalten. Glücklicherweise traf ich einen guten Bekannten in demselben Hause an, einen kleinen ungarischen Magnaten-Sohn, der durch Anspruchslosigkeit und frohe Lebenslust dazu gemacht scheint, sich und Andern in der Welt zu gefallen. Ich verehre solche Naturen, weil sie so grade Alles besitzen, was mir fehlt.

Den nächsten Morgen schon ritt ich mit ihm umher, um uns ein wenig zu orientiren. Ein Tag gleicht hier dem andern, wie ein Ey dem andern. Früh halb 9 Uhr sieht man zuerst auf einem Hügel einige hundert Rennpferde, in Decken eingehüllt, ihre Morgenpromenade machen, Der weit ausgedehnte kahle Grashügel ist überall mit ihnen, wie mit einer Heerde bedeckt, einige gehen im Schritt umher, andere galloviren, bald langsamer, bald schneller, doch nie im vollen Lauf. Ein Aufseher, auf einem kleinen Pony reitend, begleitet in der Regel die Pferde, welche demselben Herrn gehören, oder bei demselben Trainingroom in Kost und Wartung sind. Die Rennpferde selbst werden hier alle von kleinen, nur halbangezogenen Jungen auf der Decke geritten, von denen auch gelegentlich einer zum Vergnügen der Zuschauer abgeworfen wird. Ist diese für den Pferdeliebhaber allerdings sehr interessante Besichtigung vorbei, so frühstückt man, geht wohl noch eine halbe Stunde auf die Pferdeauction, welche, von dem allbekannten

Herrn Tattersall geleitet, beinahe alle Tage auf offener Straße statt findet, und reitet oder fährt dann zum Wettrennen.

Dieses beginnt ziemlich pünktlich um 12 Uhr. Eine unabsehbare Grasplaine mit feinem dichten Hutungsrasen bewachsen, ist der Kampfplatz, wo verschiedene Distanzen, von einer ganzen deutschen Meile, als Maximum, bis zu $^1/_8$ und $^1/_{10}$ als Minimum, stets in grader Linie durchlaufen werden. Diese Bahn ist gegen das Ende hin auf beiden Seiten mit Stricken eingefaßt, längs welchen außerhalb drei- und vierfache Reihen größtentheils ausgespannter Wagen stehen, die von oben bis unten, inwendig und auswendig mit Zuschauern besetzt sind. Am Ziele selbst befindet sich ein Bretterhäuschen, ohngefähr wie die Schäfer in manchen Gegenden Deutschlands zu haben pflegen, auf Räder gestellt, so daß man es beliebig weiter rücken kann, wenn das Ziel verlängert oder verkürzt werden soll. In diesem sitzt der Kampfrichter, um vermöge einer gegenüber eingegrabenen Stange, genau visiren zu können, welches Pferdes Nase die erste in dieser Linie erscheint; denn oft entscheidet nur ein Zoll, und es ist eine sehr gescheite Politik und Hauptkunst der hiesigen Jokeys, die wahre Schnelligkeit ihrer Pferde so wenig als möglich zu verrathen, sondern nur grade so viel davon zu zeigen, als zum Gewinnen eben nöthig ist. Sehen sie, daß sie keine Chance mehr haben, so bleiben sie lieber gleich ganz zurück, da hingegen diejenigen, welche um den Sieg noch streiten, am Ziele immer nur sehr wenig auseinander sind. Das groteske Schauspiel eines Reiters, der, 1000 Schritt zurück, noch immer wie eine Dampfmaschine mit Sporen und Gerte sich auf seinem Pferde abarbeitet, sieht man nur in Deutschland und Frankreich. Sind zwei Pferde völlig in gleicher Linie am Ziele angekommen, so müssen sie noch einmal laufen, was öfters vorfällt. Der Kampfrichter ist daher vereidet, und von seinem Ausspruch kein Appell. Die englischen Jokeys (nicht kleine Jungens, wie man zuweilen im Auslande denkt, sondern oft alte Diminutiv-Greise von 60 Jahren) bilden eine eigne Zunft, und sind die besten praktischen Reiter, die ich kenne. Es sind immer möglichst kleine und schmächtige Leute, die sich durch künstliches Schwitzen, Purgiren u. s. w. fortwährend so viel als möglich reduziren. Du erinnerst Dich, daß ich selbst früher Rennpferde hielt, wo ich einen Newmarket Jokey eine Zeit lang im Dienst behielt, der unter andern in Wien eine bedeutende Wette für mich gewann. Es belustigte mich sehr, diesen Menschen zu sehen, wenn er sich selbst in training setzte, und, nachdem er sich durch mehrere Laranzen gestärkt hatte, in der größten Hitze, mit drei oder vier Pelzen bekleidet, im Trabe gewisse Distanzen ablief, bis der Schweiß stromweise von ihm herabrann, und er selbst vor Mattigkeit fast hinsank, mais tel était son plaisir, und je miserabler er sich fühlte, je zufriedener war er.

Auch dies kömmt jedoch auf die Bestimmung an; denn leichter, als wie zu einer Hauptgelegenheit, wo viel zu verdienen ist, erfordert wird, ist es nicht rathsam sich zu machen, indem Bley in den Gurt nehmen zu müssen für Pferd und Reiter unbequem ist, und Du weißt

schon, daß auf diese Weise das bestimmte Gewicht, welches ein Pferd tragen muß, regulirt wird.

In einer gewissen Distanz vom Ziele, nach dem Punkte des Auslaufs zu, steht, etwa hundert Schritt seitwärts, eine andere weiße Stange, the betting post genannt. Hier versammeln sich die Wettenden, nachdem sie vorher die Pferde in den Ställen, am Beginn der Bahn, satteln gesehen, und sich noch genau von allen etwa obwaltenden Umständen überzeugt, vielleicht auch den ergebenen Jokeys Winke ertheilt haben. Für Manchen möchte das, was hier vorgeht, von allem das befremdendste Schauspiel seyn. Es hat, des Lärmens und verworrenen Schreiens wegen, viel Aehnlichkeit mit einer Judenschule, nur daß mehr Leidenschaft dabei sichtbar wird, und das active Personal eben sowohl aus den ersten Pairs von England, als Livreebedienten, den gemeinsten sharpers und black legs (Betrüger und Gauner) besteht, kurz aus Allem, was Geld zu verwetten hat, und hier gleiche Rechte in Anspruch nimmt, auch im Aeußern keinen wesentlichen Unterschied darbietet noch verschieden mit einander umgeht. Die meisten haben Taschenbücher in der Hand, jeder schreit seine Anerbietungen aus, und wer sie annimmt, notirt es mit Jenem zugleich in sein Buch. Herzöge, Lords, Stallknechte, Spitzbuben, Alles brüllt durcheinander, und wettet mit einander, mit einer Volubilität und in Kunstausdrücken, aus denen ein Fremder ohne langes Studium nicht klug werden kann, bis plötzlich der Ruf ertönt: die Pferde sind abgelaufen.

Schnell stiebt nun der Haufe auseinander, die Wettlustigen suchen sich aber wieder an den Stricken, die die Bahn einfassen, zusammen zu finden. Eine Menge lange Perspektive, Operngucker, Lorgnetten sieht man, von den Wagen und Reitern aus, nach den von fern herankommenden Jokeys gerichtet. Mit Windesschnelle eilen diese immer näher, und einige Momente schwebt banges Schweigen über der bunten Menge, während ein Aufseher zu Pferde die Bahn frei hält, und jeden Eindringling ohne Umstände mit der Peitsche zurück zwingt. Doch nur Momente dauert die Ruhe, bald erhebt sich von Neuem das wildeste Getümmel, lautes Jauchzen und Klagen, Fluchen und Beifallsgeschrei schallt von allen Seiten, von Herren und Damen, herüber und hinüber. „Zehn gegen vier auf den Admiral, Hundert gegen eins auf Putana, Smallbeer against the field (Schmalbier gegen alle anderen) Karo-Bube gewinnt u. s. w." hört man wüthend von den Wettern schreien, und kaum hat man hie und da ein „Done" (es gilt) vernommen, so sind die edlen Thiere auch schon heran, im Nu vorbei, im Zweiten am Ziele, und das Schicksal, oder Geschicklichkeit, oder Betrug haben entschieden. — Starr sehen die großen Verlierer einen Augenblick vor sich hin, laut triumphiren die Gewinner, Manche machen bonne mine à mauvais jeu, Alle aber jagen jetzt schnell den Jokeys nach, um diese wiegen und die Pferde absatteln zu sehen, ob ihnen dort vielleicht eine vorgefallene Unregelmäßigkeit noch eine Chance gewähren möchte. In einer Viertelstunde beginnt mit andern Pferden dasselbe Spiel von Neuem, und wiederholt sich so sechs bis siebenmal. Voilà les courses de Newmarket.

CXIX. König Ludwig von Bayern.

(1786.)

Rede des Königs bei Eröffnung der bayrischen Ständekammer, am 8. März 1834.

(Allgemeine Zeitung. Nro. 69. Beilage S. 273 1834.)

Meine Lieben und Getreuen, die Stände des Reichs! Eifrig war ich bemüht, mit dem Königreiche Preußen, mit dem von Sachsen, dem Churfürstenthume und dem Großherzogthume Hessen, so wie mit den thüringischen Ländern einen Zollverein zu schließen, es ist gelungen; mit Freuden spreche ich davon, denn eine Quelle des Segens für Bayern wird dieser Zollverein sein, und fester das Band knüpfen, welches die Deutschen vereinigt. Daß sich dieser Zollverein ausdehne, und ein Handelsvertrag mit der österreichischen Monarchie zu Stande komme, hoffe ich, damit alle meine Unterthanen eines erweiterten Verkehrs theilhaftig werden. Eine neue Krone ist an mein Haus gekommen; nach Griechenlands Wunsch durch der drei verbündeten Mächte freundliche Einwirkung wurde mein geliebter Sohn Otto dessen König; meines Volkes warme Theilnahme erhöht mir den Werth dieses Ereignisses. Dem Handel und dem Gewerbsfleiße Bayerns wird hierdurch eine neue Straße geöffnet. Die Verehlichung einer geliebten Tochter mit dem Erbgroßherzoge von Hessen befreundete noch mehr zwei Häuser, die es bereits waren. Unordnungen haben seit dem letzten Landtage an einigen wenigen Orten des Königreichs stattgefunden, aber gerade, daß sie sich auf sehr wenige beschränkt, bezeugt des Landes gute Gesinnung. Ich weiß die meines Volkes von jener der Partei zu unterscheiden, die sich fälschlich für dessen Stimme ausgibt; herrschen will sie, alles Bestehende vernichten, sie will die Verfassung umstürzen, an die ich gewissenhaft halte. Meine Bayern lieben mich, sie kennen mein Bestreben für ihr Wohl. Der Rechnungen Vorlage wird durch meine Minister geschehen, deßgleichen werden sie mehrere Gesetzesentwürfe zum Beirath und zur Zustimmung den Ständen des Reichs vorlegen, darunter Verbesserungen derer, welche die Ansässigkeitsmachung, das Gewerbswesen und das Gemeindewesen betreffen, woraus meine Lieben und Getreuen die Stände des Reichs ersehen werden, daß auf ihre Wünsche von mir Bedacht genommen wurde. Die Erwartung habe ich, daß dieser Landtag sich rühmlich auszeichnen werde unter Allen, und diese Erwartung wird nicht getäuscht werden.

CXX. Johannes Voigt.

(1786.)

Marienburg als Meistersitz des deutschen Ordens.

Für das ganze Land war des Hochmeisters beständige Anwesenheit in Preußen von der wichtigsten Bedeutung; denn zunächst erhielten schon die einzelnen Bezirksverweser oder die Komthure des Landes eine ver-

änderte Stellung in Rücksicht ihrer Verwaltung. Sie waren nun nicht mehr einem Landmeister, einer vom Hochmeister in so manchen Beziehungen sehr abhängigen, oft wechselnden oder im Lande abwesenden und beständig durch Verhältnisse des Krieges und des Friedens vielfach beschäftigten Behörde, sondern nunmehr in allen wichtigen Dingen dem obersten Ordenshaupte unmittelbar selbst untergeben. Alles, was in ihren Landbezirken neu anzuordnen, in ihren Städten besser zu regeln, in der Verwaltung ihrer Gebiete näher zu beachten und in ihren Ordenshäusern neu einzurichten war, mußten sie nun mit dem Hochmeister, dem Landesfürsten selbst berathen und von ihm selbst erhielten sie die Bestätigung und Genehmigung ihrer Plane und Vorschläge in dem Geschäftskreise ihrer Aemter. Dadurch ward bald ein ganz anderer Geist in des Landes innerer Verwaltung herrschend; denn seit es jedem Unterthan möglich war, dem Landesfürsten selbst seine Bitten, Wünsche, Gebrechen und Klagen vorzutragen; seit der Meister selbst das Land öfter bereiste und den Gedrückten um Erleichterung, den Verarmten um Hülfe, den Verfolgten um Recht und Beistand selbst rufen hörte; seit er mit eignen Augen sah, wo die Unschuld Beihülfe, das Laster und Verbrechen strenge Strafe, das Vergehen neue Gesetze und der Mißbrauch neue Gebote erforderten; seit er selbst bemerkte, wo das Land noch mehr an Blüthe und Gedeihen durch fleißigen Anbau, durch Schutz gegen die Gewässer, durch Kultur der Wüstungen, durch Lichtung düsterer Waldungen oder durch Austrocknen der zahlreichen Seen und Sümpfe gewinnen konnte: seitdem mußten auch die Komthure als die Verwalter einzelner Gebiete in den Pflichten und Obliegenheiten ihres Amtes ihre Thätigkeit, ihre Sorgfalt und ihren Eifer für des Landes Aufnahme und Gedeihen in aller Weise verdoppeln. Und wie in dieser Hinsicht Alles sich bald anders gestaltete, so hatte des Hochmeisters Gegenwart im Lande auch auf des Volkes ganze geistige Bildung den bedeutendsten Einfluß. Die Geschichte zeigte, wie wenig im Ganzen im Verlaufe des dreizehnten Jahrhunderts unter den wilden Stürmen des Krieges für die religiöse und sittliche Bildung des Volkes, zumal der Abkömmlinge der alten Landesbewohner, in dem Verhältnisse zu den religiösen und sittlichen Bedürfnissen geschehen und wie oft die spärliche Saat, die man hie und da ausgeworfen und eine Zeit lang gepflegt hatte, wieder niedergetreten worden war. Allerdings hatte der Germanische Bildungsgeist durch die ganze Gestaltung der Verhältnisse des Landes schon so tiefe Wurzeln gefaßt, daß er nicht wieder aussterben konnte; auch trieb er hier und da zwar schon die erfreulichsten Früchte und wucherte gleichsam schon von selbst mit jedem Jahre weiter fort; aber er bedurfte doch immer noch der sorgsamen Wartung und Pflege, die das daneben noch fortkeimende Unkraut ausreutete; er bedurfte noch des Schutzes und fester Gesetze, unter deren Hut und Schirm er sich immer weiter verbreiten und unter deren Strenge die noch übrigen Reste und Spuren der altpreußischen Eigenthümlichkeit zurückgedrängt und in ihrer Gegenwirkung geschwächt werden konnten; es bedurfte überhaupt einer festeren Landesordnung, durch welche das geistige Leben in seinen verschiedenen Rich-

tungen mehr geregelt und sicherer geleitet und unter deren Einwirkung und Schutz die bürgerliche wie die sittliche und religiöse Bildung des Volkes ungestörter gedeihen und leichter gefördert werden konnte. Und auch dafür geschah von nun an ungleich mehr durch die Hochmeister vom Hause Marienburg aus.

Je mehr aber der deutsche Geist alle Erscheinungen des Lebens in Preußen selbst durchdrang und in der Gestaltung der Verhältnisse wirksam sich immer weiter verbreitete und entfaltete, desto mehr leuchtet auch hervor, wie wichtig des Meisters Ankunft in Preußen selbst für den ganzen Norden und für die ganze menschliche Bildung des nördlichen Europas war. Denn jener deutsche Geist hielt sich keineswegs nur in den engeren Grenzen des Ordensstaates, er ging vielmehr bald weit über diese hinaus; durch friedliche Verbindungen schritt er fort von Land zu Land und durch Kriege und kampfvolle Stürme brach er sich selbst überall neue Bahnen. Schon in den nächsten Jahren nach des Meisters Ankunft heimte er sich mehr und mehr in Pommern ein, er drang dann weiter auch nach Polen vor, obwohl hier nicht mit solcher siegenden Kraft herrschend wie in Preußen und Pommern, doch im Einzelnen auch immer heilsam wirkend. In den weitern Gebieten Esthlands, Livlands und Kurlands, selbst in dem wald- und dem wüstenreichen Litthauen keimte bald, hier weniger, dort mehr, deutsche Bildung; überall erzeugte die deutsche Bildung Menschlichkeit; überall hob Menschlichkeit die Völker aus der alten Rohheit mehr und mehr empor zum Adel der Gesinnung und zur Erhabenheit der menschlichen Natur. Allerdings mußten bis zur Erscheinung dieser großen und weitverbreiteten Wirkungen erst Fäden an Fäden durchs Leben hindurch geknüpft werden, also daß es dem Betrachter oft schwer wird, im Gewebe der Ereignisse die durchherrschende Einheit und Ordnung aufzufinden; allein es laufen doch alle die vielfachen Verschlingungen auf einen Punkt zurück, aus dem sich Alles entwickelt: es ist des Hochmeisters Ankunft in Marienburg, das Walten und Wirken eines deutschen Fürsten rings unter slavischen und rohen Völkern und durch sein Dasein die Erhebung Preußens zu einem deutschen Staate. —

CXXI. Ludwig Börne. *)

(1786.)

1. Ueber den Charakter des Wilhelm Tell in Schillers Drama.

(Zweiter Theil. S. 55.)

Aus Schillers liebevollem, weltumfluthenden Herzen entsprang Tells beschränktes, häusliches Gemüth und seine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes sind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur diesesmal möchte ich nicht mißdeutet seyn — ich

*) „Gesammelte Schriften von Ludwig Börne. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1829 — 1832. Acht Theile." 8.

vermisse, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunst kann eine Kostbarkeit entbehren, das Seltenste ist ein edler Geist. Dem liebenswürdigen Schiller stehen seine Mängel besser, als besseren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen soll, und formlos schwanken die Gestalten. Der Frost bildet glänzende Krystalle, bildet schöne Blumen an den Fensterscheiben, der Frühling schmilzt sie weg; das Glas wird leer, doch durchsichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge staunt nicht mehr an, aber es weint. Es thut mir leid um den guten Tell, aber er ist ein großer Philister. Er wiegt all sein Thun und Reden nach Drachmen ab, als stünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieses abgemessene Betragen, im Angesichte grenzenlosen Elends und unermeßlicher Berge, ist etwas abgeschmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schicksals, das einen so geringen Mann bei einer fürstlichen That Gewatter stehen und durch dessen linkisches Benehmen die ernste Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger, als von einem schlichten Landmann. Ohne aus seinem schlichten Verhältnisse zu treten, sieht er aus seinem Dachfenster über dasselbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängstlich. Als braver Mann hat er sich zwar den Kreis seiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur seine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphilosophie und ist mit Ueberlegung, was seine Landesleute und Standesgenossen aus bewußtlosem Naturtriebe sind. Er ist ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es ist sehr komisch, daß er seinen gesunden Bergesknaben, starken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung gibt, wie sie Salzmann in Schnepfenthal den seidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet sie ab, sie sollen ausgerüstet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht sich sogar, ihren Verstand aufzuklären, und die abergläubische Wirkung der Ammenmärchen zu zerstören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtsein körperlicher Kraft giebt; doch nicht den schönen Muth des Herzens, der, selbst unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er ist muthig mit dem Arm und furchtsam mit der Zunge; er hat eine schnelle Hand und einen langsamen Kopf, und so bringt ihn endlich seine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, sich hinter den Busch zu stellen, und einen schnöden Meuchelmord zu begehen, statt, mit edlem Trotze, eine schöne That zu thun.

Tells Charakter ist die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Gesellschaft und der Zufall angewiesen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht und er bekümmert sich nicht darum. Wie ein schlechter Arzt, sieht er in den Uebeln des Landes und seinen eigenen, nur die Symptome, und nur diese sucht er zu heilen. Geschickt und bereit den einzelnen Bedrängten und sich selbst zu helfen in der Noth, ist er unfähig und unlustig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten seine Landsleute um Beistand anfleht, denken diese mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, lassen sich erzählen, klagen um das Land und zau-

dern mit der Hülfe. Tell erscheint, sieht nicht auf die Verfolgung, sondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein solcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leisten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängstigten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann schwimmen, ich ziehe euch aus dem Wasser — wird er wie überall, wo der Charakter mit den Verhältnissen in Widerspruch steht, komisch erscheinen, und eine Wirkung hervorbringen, die der ernsten Würde der Tragödie schädlich ist.

Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Muth, sich zu verschwören, wenn er sagt:

Der Starke ist am mächtigsten allein —

so ist das nur die Philosophie der Schwäche. Wer freilich nur so viel Kraft hat, grade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein; wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Ueberschuß davon bleibt, der wird auch andere beherrschen, und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell versagt dem Hute auf der Stange seinen Gruß; doch man ärgert sich darüber. Es ist nicht der edle Trotz der Freiheit, dem schnöden Trotze der Gewalt entgegengesetzt: es ist nur Philisterstolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er sagen könne, er habe den Hut nicht gesehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen seines Ungehorsams zu Rede stellt, ist er demüthig, so demüthig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen — und wahrlich, hier ist Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelschuß war mir immer ein Räthsel, ja mehr ein Wunder. Er soll geschehen seyn, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur ist oft unnatürlich, sie schafft Mißgestalten, und die Geschichte ist oft undramatisch; aber man muß das liegen lassen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was sie sagen, beobachte die Schweigenden — sie alle haben sie verdammt. Ja die gelungene That ist noch ganz so häßlich, als es die gewagte war; das Entsetzen bleibt und die Furcht, der Vatrr hätte sein Kind treffen können, ist größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßlers Gebot so ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte, und er nicht mehr bedachte, was er that: so hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen sollen. Aber er war doch besonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und sein lieber Herr, lieber Herr zu sagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingestand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philisterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieses

ängstliche Wesen, diese Unbeholfenheit des guten Tell, entsprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor seinem Herrn — dieses Gefühl, wie wir später gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmanne gegenüber. Ganz anders betrug sich der Ritter Rudenz. Das ist es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken sollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Masse kämpfen lassen; man darf keinen Helden an seine Spitze stellen. Der schönste Kampf kommt in Gefahr dadurch lächerlich zu werden.

Es ist traurig — ja schlimmer: es ist verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen, schlechte Streiche machen zu müssen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber sittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und ist es nicht Verrath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell als der Landvogt sich auf dem See seiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiff entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme Preis giebt? Tell zeigt sich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoralist und buchstäblicher Worthalter. Er glaubt nicht den Landvogt getäuscht zu haben; er versprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, den Tell nach seiner Befreiung das Ereigniß erzählte, sagt er:

Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und stand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

Das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlichte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung gerathen?.... Jetzt kommt Geßler's Mord. Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich, und tödtet, ohne Gefahr, seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag diese That rechtfertigen, so gut es ihr möglich ist, aber die Kunst vermag es nie. Als Tell später mit Johann von Schwaben zusammentrifft, und dieser mit dem Mordgesellen Brüderschaft machen will, stößt ihn Jener mit Abscheu zurück und spricht:

Unglücklicher!
Darfst Du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrsucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — sollte diese ja, gegen eine rechtliche Obrigkeit, je rechtlich statt finden können — kann er sich nicht entschuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßler's Brust gerichtet hätte, wäre es Nothwehr gewesen, später war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und besser hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff

behandelt, kann eine wahre Geschichte nach seinem Gebrauch ummodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen, wie sie geschah. Eine geistige Ueberlieferung aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben, und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Ueberlieferung ist das Ereigniß mit Tell, aus diesem Zwange aber entsprangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht fertig werden konnte. Schiller führte uns, mit Bedacht und Geschicklichkeit, die Leiden der Schweizer vor Augen; wir sehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die übrigen dulden und fürchten. Diese Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zusammen, das Alles bedeckt; diese Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchisch vor, gehört nicht zu dem topographischen Schicksale der Schweiz, und ist übrigens der Mann nicht, eine monarchische Rolle zu spielen. Er ist zu ängstlich, bedenkt zu viel und duckt sich gern. Den Mann mit breiten Schultern, füllt nicht ganz seine Seele aus. Warum ihn aber Schiller so behandelt, ist schwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen lassen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochsinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben. Es ist mit Kunstwerken, wie mit Menschen: sie können bei den größten Fehlern liebenswürdig sein. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauspiel? Ein liebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das liebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jenes andere Frauenzimmer.

2. Bemerkungen über Sprache und Styl.

(Dritter Theil. S. 2.)

Seit jener Zeit habe ich oft und ernstlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich suchte, habe ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt Styl? Büffon sagte: le Style c'est l'homme. Büffon hatte einen schönen und glänzenden Styl, und es war also sein Vortheil, diesen Satz geltend zu machen. Ist aber der Satz richtig? Kann man sagen: wie der Styl so der Mensch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl so das Buch — wäre falsch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem schlechten Style geschrieben sind. Doch die Behauptung: der Mensch ist wie sein Buch; — ist noch falscher, und die Erfahrung spricht täglich dagegen. Der eine dichtet die zartesten Lieder, und ist der erste Grobian von Deutschland; der Andere macht Lustspiele, und ist ein trübsinniger Mensch; der Dritte ist ein fröhlicher Knabe, und schreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, schrieb seinen Prinzen, so daß er alle rechtschaffenen Psychologen in Verlegenheit und in solche Verwirrung gebracht, daß sie gar nicht mehr wußten, was sie sprachen, und sie behaupteten, Machiavelli habe eine politische Satyre geschrieben. Was heißt also Styl? Wie gesagt, ich weiß es nicht, und ich wünsche sehr, darüber belehret zu werden.

Die Schreibart eines Schriftstellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darstellung von dem Dargestellten, den Ausdruck von dem Gedanken sondern. Aber dieses wird zu oft mit einander verwechselt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterschieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteristische des Styls. Man kann sehr schön schreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne schön zu schreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge schließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Gesicht mit ausgesprochenen Zügen selten ein schönes, und ein Mann von Charakter selten ein liebenswürdiger ist. Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, sondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftstellers mehr vom Charakter als vom Geiste, mehr von seiner sittlichen, als von seiner philosophischen oder Kunstanschauung des Lebens ab. Cicero schreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäsar. Die Franzosen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in Frankreich schreibt, schreibt wie die guten französischen Schriftsteller, oder schreibt schlecht. Vergleicht man Rousseau mit Voltaire, so findet man zwar beider Styl sehr von einander verschieden; doch sind sie es nur so lange, als sich beider Ansichten von einander unterscheiden. Wo Rousseau denkt wie Voltaire, schreibt er auch wie er. Die deutsche Sprache hat — der Himmel sey dafür gepriesen — keinen Styl, sondern alle mögliche Freiheit, und dennoch giebt es so wenige deutsche Schriftsteller, die das schöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weise darzustellen, zu ihrem Vortheile benutzten! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht ist Lessing der Einzige, von dem man bestimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: woher kommt es, daß so viele deutsche Schriftsteller so sehr schlecht schreiben? Vielleicht kommt es daher, weil sie sich keine Mühe geben, und sie geben sich keine Mühe, weil sie, als Deutsche treu und ehrlich, sich mehr an die Sache und Wahrheit halten, es für eine Art Koketterie ansehen, den Ausdruck schöner zu machen als der Gedanke ist. Entspringt die Vernachlässigung des Styls aus dieser Quelle, so ist zwar gerne die gute Gesinnung zu loben; doch ist die Sittlichkeit, von der man sich dabei leiten läßt, eine falsche. Wie man sagt: der Gedanke schafft den Ausdruck, kann man auch sagen, der Ausdruck schafft den Gedanken. Worte sind nichtswerthe Muscheln, in welchen sich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man soll darum die Muscheln nicht verschmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man selten. Der geistreiche Schriftsteller unterscheidet sich von dem geistesarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, schon vorhandene Ideen, deren Daseyn jener gar nicht merkt, aufzufassen und sich anzueignen vermag; aber neue schafft er nicht. Der menschliche Geist müßte eine ungeheure Umwälzung, eine solche erfahren, von der

wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis seiner Wirksamkeit sich bedeutend erweitern sollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menschheit erlitten, war das Christenthum, und doch kann man nicht sagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd gewesen. Freilich erklärt sich dieses dadurch, daß auch schon vor Christus christliche Weltanschauung, wenn auch nicht in solcher Ausbreitung als jetzt, geherrscht hat. Kann aber der Schriftsteller keine neue Ideen schaffen, so vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen Natur die nämliche, und es nur die Gestalt ist, welche in der Wesenkette ein Geschöpf über das andere stellt, so wird auch der ewige, ungeborne Gedanke, durch einen edlern oder gemeineren Ausdruck, edler oder gemeiner dargestellt — und der Pflegevater ist auch ein Vater.

Die schlechte Schreibart, die man bei vielen Deutschen Schriftstellern findet, ist etwas sehr Verderbliches. In Büchern ist der Schaden, den ein vernachlässigter Styl verursacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von Solchen gelesen, die eine umschlossene oder gesicherte Bildung haben, und der sittliche und wissenschaftliche Werth dieser Werke kann ihren Kunstmangel vergüten. Zeitschriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks seine Bildung, wenigstens seine Fortbildung schöpft, schaden ungemein, wenn sie in einem schlechten Style geschrieben sind. Die wenigsten deutschen Zeitschriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es ist aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von solcher Art ist, daß sie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtsamkeit geschrieben hätten, die zu befolgen Pflicht ist, sobald man vor dreißig Millionen Menschen spricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunsttalent müsse angeboren seyn. Dieses ist aber nur in einem beschränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, so ist es das des Styls. Man nehme sich nur vor, nicht alles gleich niederzuschreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu lassen, wie man es niedergeschrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich sehr lächerlich) ist das Uebersetzen, besonders aus alten Sprachen. Ich meinerseits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Uebersetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutschen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, sondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateinischen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutschen wieder geben könne, ich ließ mich aber nicht abschrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu übersetzen sey, und erst am neunten kritischen Tag fand ich das richtige Wort. Mehrere deutsche Journalisten werden es einst bereuen, daß sie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbesserung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römischen

Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei herausſprechen darf, iſt man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die ſchönſten Stellen des Tacitus ſind, wo er von der alten Freiheit ſpricht, weil er dieſes verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiſer, aber doch unter einem Alleinherrſcher lebte. Unſere Zeit auch, verſtattet nicht, alles frei herauszuſagen, und durch dieſen Zwang befördert ſie ſehr den guten Styl. Man möchte von Conſtitution, von Spanien, von Italien ſprechen, aber es iſt verboten. Was thut ein erfinderiſcher Kopf? Statt Conſtitution ſagt er „Leibesbeſchaffenheit", ſtatt Spanien „Iberien", ſtatt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen", und gebraucht für dieſen und jenen Gedanken dieſen und jenen dichteriſchen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht verſteht. Denn darauf kommt jetzt alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe was wir wollen, ſondern fühle was wir gewollt.

3. Die Kunſt, in drei Tagen ein Originalſchriftſteller zu werden.

(Dritter Theil. S. 231.)

Es giebt Menſchen und Schriften, welche Anweiſung geben, die lateiniſche, griechiſche, franzöſiſche Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei ſogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original-Schriftſteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch iſt es ſo leicht! Man hat nichts dabei zu lernen, ſondern nur vieles zu verlernen; nichts zu erfahren, ſondern manches zu vergeſſen. Wie die Welt jetzt beſchaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und alſo auch ihre Werke, den alten Handſchriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faſeleien eines Mönchs, erſt abkratzen muß, um zu einem römiſchen Klaſſiker zu kommen. Jedem menſchlichen Geiſte ſind ſchöne Gedanken, und weil mit jedem Menſchen die Welt neu geſchaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht ſchreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken ſie. Man bekommt eine ziemliche richtige Anſicht von dieſer Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Geſtalt, was ſie ſind, erſcheinen ſie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerſtrauchs, einer Roſe eine wahre Anſchauung haben, der nur eine Rebhuhnpaſtete, Himbeerſaft und Roſenöl kennen gelernt? So iſt es aber mit den Wiſſenſchaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiſte und nicht durch die Sinne auffaſſen: zubereitet und verwandelt werden ſie uns vorgeſetzt, und in ihrer rohen und nackten Geſtalt lernen wir ſie nicht kennen. Die Meinung iſt die Küche, worin alle Wahrheiten abgeſchlachtet, gerupft, zerhackt, geſchmort und gewürzt werden. An nichts iſt größerer Mangel, als an Büchern ohne Verſtand, an ſolchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es giebt nur eine kleine Zahl origineller Schriftſteller, und die beſten unterſcheiden ſich von den minderguten viel weniger, als man nach einer

oberflächlichen Vergleichung denken mag. Einer schleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu seinem Ziele; aber Ziel und Weg ist Allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einsamkeit; wie gewinnt man aber die Einsamkeit? Man kann die Menschen fliehen, dann steht man auf dem geräuschvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus seinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntnisse, die der Unterricht hineingebracht? In der Kunst, sich unwissend zu machen, ist die wahre Kunst der Selbsterziehung, die nöthigste, die schönste, aber die am seltensten und am stümperhaftesten geübt wird. Wie es unter einer Million Menschen nur tausend Denker giebt, so giebt es unter tausend Denkern nur einen Selbstdenker. Ein Volk ist jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit giebt; etwas Kerniges und Festes findet sich nur an der Scharre, in der untersten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausschöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtschaft aufgehoben.

Das wahre wissenschaftliche Streben ist keine Columbische Entdeckungsreise, sondern eine Ulysses-Fahrt. Der Mensch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath suchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken ist das Herz: an dieser Quelle muß schöpfen, wer frisch trinken will; der Geist ist nur Strom, Tausende sind daran gelagert, und trüben das Wasser mit Waschen, mit Baden, mit Flachs rösten und andern schmutzigen Handthierungen. Der Geist ist der Arm, das Herz ist der Wille; Kraft kann man sich anbilden, man kann sie steigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Muth, sie zu gebrauchen? Eine schimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender als die Zensur der Regierungen ist die Zensur, welche die öffentliche Meinung über unsere Geisteswerke ausübt. Nicht an Geist, an Charakter mangelt es den meisten Schriftstellern, um besser zu seyn, als sie sind. Aus Eitelkeit entspringt diese Schwäche. Der Künstler, der Schriftsteller will seine Genossen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man sich ihm zur Seite stellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftsteller so vieles mit den schlechten gemein. Im guten steckt ganz der schlechte; nur ist er etwas mehr. Der gute geht ganz den Weg des schlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme seines Herzens hört, statt auf das Marktgeschrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der ist immer originell. Aufrichtigkeit ist die Quelle aller Genialität, und die Menschen wären geistreicher, wenn sie sittlicher wären. Und hier folgt die versprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und schreibt drei Tage hinter einander, ohne Falsch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch selbst, von euern Weibern, von dem Türkenkrieg, von Goethe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngsten Gerichte, von euern Vorgesetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was

ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das ist die Kunst, in drei Tagen ein Original-Schriftsteller zu werden!

4. Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Museum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.
(Vierter Theil. S. 46.)

Ein Stern ist untergegangen und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Priester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heiteren Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: Der himmlische Glaube, der in dem Erlöschen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: Die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie Alle die ihm unterthan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: Der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das ist der hohe Priester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahin geschieden und unsere Andacht hat keinen Dollmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirthliches Dach: die vornehmen, verzärtelten Geschmacks in den Pallast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Heerd waltet, und der heiße, beißende Wirth mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldne Zeit die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es,

wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott sein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palläſten der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leyer an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltnen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Palläſte; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dach jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner kümmerlichen Leyer, hat die Feyertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust, auf den Wonnen-Inseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort gesprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den rothen Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie

ängstlich lauscheſt du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die ſtillen Seufzer deiner Bruſt vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und ſagt dir leiſe und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgſt deine Freuden, weil ſie dir zu kindlich ſcheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichſt deine Schmerzen, weil ſie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verſtohlene Luſt und ſpricht: „Komm, ſpiele mit mir!“ Er ſchleicht ſich in die Kammer, wo du einſam weineſt, wirft ſich an dein Herz und ſagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Bruſt, und ſie erwacht, ſteht Jean Paul vor der Wiege, und vielleicht waren es nur ſeine Lieder, die dein Herz in ſolchen Schlaf und in ſolche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, ſpürt er nach den verborgenen Einöden im menſchlichen Herzen, er ſucht darin die verſteckten Paradieſe auf. Er löſet die Rinde von der verhärteten Bruſt und zeigt den weichen Baſt darunter; und in der Aſche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er ſeinem Volke wohlgethan, darin war er ſein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutſcher Jüngling, wenn er liebte, zu ſagen wagte: ich liebe dich. Züchtig und beſcheiden wie er war, ſagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinauf gerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, ſeinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerſt wagte, das jedem Deutſchen ſo grauſe Wort Ich auszuſprechen, und wenn die Freiheit nicht darin beſteht, daß man ohne Geſetze lebe, ſondern daß Jeder ſein eigner Geſetzgeber ſey, ſo war es Jean Paul, der für unſere Enkel die Saat der deutſchen Freiheit ausgeſtreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die ſchönſte und erhabenſte Weiſe, wie man dieſes Wort nur deuten mag. Einſt in ſeiner Jugend hatte er folgenden Eid geſchworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer ſchweren, es auch ſpreche, und will dich nie verkennen, du magſt wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schattenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magſt den Menſchen Frühlinge ſchenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunſch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ „Er hat den Eid geſchworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was iſt Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen ſchenkt, was er dem andern genommen. Jean Paul war auch ein Prieſter des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem ſie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein ſittlicher Sänger. Nie ſchmückte er häßliche Sünde mit den Blumen ſeiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde ſeiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit ſeinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuſchmeicheln; aber er hat es nicht

gethan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit seyn, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geisel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Riese Hochmuth ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihn, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinem Jagdgeschichtchen verlocken in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer schlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergiebt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient, und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo Jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volks. Die Klage ist verstummt, das Lied ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir seiner kranken Nachahmer, mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängniß toben, und freimüthig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum

Herzen, vom Herz zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen, Verrenkung ist ihnen Gewandheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm. Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Geist vergißt über das Mahl den Wirth, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohlthat vergißt, sich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend denken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Geld, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als Andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrthum verschuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geschlechter einer Familie heraberben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; Alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, theilt unbesonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um, und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von Wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt Ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen

Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht Ihr seine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet Ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet wie er.

5. Talma.

(Fünfter Theil. S. 59.)

Es war das erstemal, daß ich ihn sah. Er trat auf, und nach einer Viertelstunde seines Spieles, war ich erstaunt nicht erstaunt zu seyn. Vielleicht beherrschte mich jene Sinnestäuschung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorspiegelt, wir stünden stille, und die Ufer gingen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu seyn. Ich hatte keinen Maaßstab für Talma's Größe, denn er stand zu entfernt von allen Schauspielern, die ich je gesehen, um ihn abzumessen. Die andern überrumpeln unser Herz und benutzen die Verwirrung, die sie angestiftet, uns diebisch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unsre Brust, er öffnet die seine und läßt uns eintreten. So lange er spielte, glaubte ich den Ernst auf der Bühne, und die Mummerei unter den Zuschauern zu sehen. Er stellte den Regulus dar in dem Stücke gleiches Namens von dem jungen Arnault, und besser als die Geschichtschreiber, lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die so ungleich waren den Helden unserer Zeit, weil sie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht gesiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erscheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abwesend, wie Talma den Regulus gespielt hat; wem jenes die Natur versagt, der hätte auch anwesend, Talma's Spiel nicht verstanden. Darum wäre es überflüssig oder fruchtlos, beschreibend davon zu sprechen. Aber von den Zuschauern will ich reden — wenn es solche gab. Denn nur wir Fremden waren so zu nennen, die Franzosen Alle spielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiste der alten griechischen Tragödie, wenn auch in einer andern Gestalt. Unter Deutschen, die hundert Geschichten und keine Geschichte haben, möchte ich kein dramatischer Dichter seyn; es ist schwer, dem kühlen Urtheile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildnisse nur den Maler sucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge seiner Braut in ihm und vergißt die Kunst. Dem Franzosen ist der dramatische Dichter ein Zeiger ihrer Geschichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eisen ist; er rückt von Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen schlagen, ist er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnencensoren hier sind sehr zu beklagen. Sie löschen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug

aus, da sie aber das Gedächtniß der Zuschauer nicht auslöschen können, bleibt alles bedenklich, was die Feder übrig gelassen. Die Begeisterung, mit welcher jeder Vers beklatscht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anspielte, vermag ich unmöglich zu beschreiben. Man kann sich des Mitleids nicht enthalten, wenn man sieht, wie heißhungrig diese Menschen an den Knochen ihres Ruhms nagen. Ich aber, als das Schauspiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Carthaginienser Hamilcar gesprochen, als er, in Rom, Regulus, Senat und Volk erkannt:

De vertus, de fureurs, quel étrange assemblage!
Tout m'annonce aujourdhui la chute — — — de Carthage —

sagen Hamilcar und Reim.

CXXII. Ludwig Uhland. *)

(1787.)

Ueber nordische Mythologie.

(S. 3.)

Aus den Tiefen einer Vorzeit, in die keine äußere Geschichte hinabreicht, haben die Völker altnordischen Sprachstamms sich ein großartiges Geistesdenkmal gerettet, eine volle Mythologie, eine umfassende religiöse Weltanschauung in Sinnbildern.

Die beiden Hauptquellen dieser Mythologie, die unter dem Namen ältere oder Sämunds Edda bekannte Sammlung altnordischer Götter- und Heldenlieder, muthmaßlich in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts veranstaltet, sodann die jüngere oder Snorris Edda, **) ein mythologisch-poetisches Handbuch, dessen Grundlage dem Isländer Snorri in der vordern Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zugeschrieben wird, erhalten mannigfache Ergänzung durch die vielen mythischen Ueberlieferungen, die in isländischen Saga'n, in den Geschichtwerken Saxos und Snorris, in Volksliedern und Volkssagen, zum Theil noch jetzt gangbaren, aufbewahrt sind.

Bei aller Reichhaltigkeit der vorhandenen Quellen ist jedoch in diesen selbst auf manches nun Verlorene hingewiesen, wovon oft nur noch dürftige Andeutungen oder die bloßen Namen übrig geblieben sind. Aber auch die formelle Beschaffenheit jener Quellen erschwert auf verschiedene Weise den Gebrauch derselben. Die ältesten Urkunden, die mythischen Eddalieder von unbekannten Verfassern aus heidnischer Zeit, bedienen sich einer sehr gedrängten Darstellung, wobei der Gegenstand

*) „Sagenforschungen von Ludwig Uhland. I. Der Mythus von Thor. Stuttgart und Augsburg. 1836." 8.

**) Unter diesem Namen sind im Folgenden, der Kürze wegen, auch Skalda und die weiteren Anhänge in Rasks Ausgabe begriffen. Die Entstehung des Ganzen erörtert P. E. Müller. Ueber die Aechtheit der Asalehre u. s. w. übers. von L. C. Sander. Kopenhagen. 1811.

größtentheils als schon bekannt vorausgesetzt ist; einige Lieder dieser Art aber, die sich durch ihre Annäherung an den Kunststyl des nordischen Skaldengesangs als spätere verkünden, sind eben darum auch theilweise mit den Dunkelheiten des gedachten Styls behaftet. In viel stärkerem Maße trifft dieß die zahlreichen größeren und kleineren Bruchstücke von Liedern genannter Skalden des neunten und der folgenden Jahrhunderte, welche der j. Edda als Belege der hier angegebenen dichterischen Ausdrücke eingeflochten sind; die Sprache dieser Skaldenlieder, in welchen alte Mythen entweder als Hauptgegenstand behandelt oder zum dichterischen Redeschmucke benutzt waren, ist durch künstliche Bildlichkeit und durch die äußerste Freiheit der Umstellungen nicht selten so schwierig, daß die sprachkundigsten Erklärer, geborne Isländer, rathlos davor stehen. Die prosaischen Erzählungen der j. Edda, meist Auszüge und Paraphrasen noch vorhandener oder verlorener Mythenlieder, sind zwar an sich deutlich, müssen jedoch behutsam gebraucht werden, weil den Verfassern derselben schwerlich mehr ein tieferes Verständniß der Mythen zu Gebot stand und deßhalb die Auffassung hin und wieder ungenau oder verfehlt ist, wie man sich da, wo die reineren Quellen noch zugänglich sind, aus der Vergleichung überzeugen kann. Die mythischen Rahmen, worein diese Erzählungen, nach dem Beispiel der alten Lieder, gefaßt sind, und einige offenbare Einflüsse christlicher Ansicht müssen ohnedieß in Abzug gebracht werden. Bei Saxo hat man nicht bloß die Färbung durch ein rhetorisches Latein, in das er die heimischen Sagen übertragen hat, von diesen abzustreifen, sondern man muß auch bei ihm, wie in Snorris Geschichtsbuche, den historischen Gesichtspunkt, unter welchem beide die alte Götterwelt aufgefaßt und dadurch nothwendig verdunkelt haben, erst wieder auf den mythischen zurückführen. In den isländischen Saga's ist der ächte Mythenbestand häufig in das willkürlich Gefabelte hinübergespielt und aufgelöst, in den späteren Volkssagen und Volksliedern aber ist derselbe meist zum ergötzlichen Märchen geworden.

Zu diesen äußerlichen Schwierigkeiten kommt nun diejenige, die im Wesen der Mythen selbst liegt. Jede Mythologie ist ihrem Begriffe nach sinnbildlich, mögen daher auch ihre Bilder noch so vollständig und ungetrübt erhalten seyn, so fragt es sich dann erst um die Ergründung ihres Sinnes oder vielmehr um eine solche Aneignung derselben, wobei Bild und Bedeutung in unmittelbarer, ungetheilter Anschauung wirken. Die nordischen Mythen sind, nach dem Zeugnisse der Mythenquellen selbst, Runen, Geheimreden, Geheimnisse, sie wollen, nach Räthselart, gelöst seyn.

Es kann unter solchen Umständen nicht befremden, daß diese Mythologie sehr verschiedenartige Deutungen erfahren hat, und wer es, bei aller Anerkennung des durch vielfaches Verdienst bereits geleisteten, nicht für überflüssig hält, hierin Weiteres zu versuchen, hat sein Augenmerk vorerst darauf zu richten, welcher Weg zur Lösung durch die besondre Natur des Gegenstandes angezeigt sey. Hier bietet sich nun zunächst die unverkennbare Bedeutsamkeit der mythischen Namen dar, und zwar in einem Stufengange, der von den unmittelbarsten und klarsten Bezeich-

nungen in ſtätiger Folge zu entfernteren und verſteckteren fortleitet. Unter den Namen der mythiſchen Weſen ſind manche, noch im jetzigen Isländiſchen, das gebräuchliche und eigentliche Wort für denſelben Gegenſtand, den der Mythus damit bezeichnet; andre ſind zwar nicht minder eigentlich, müſſen aber, da ſie ſchon in den altnordiſchen Schriftdenkmälern nicht mehr in ſolchem Gebrauche vorkommen, in andern, näher oder ferner verwandten Sprachen aufgeſucht werden; noch andere halten zwar das mehr oder weniger unmittelbar bezeichnende Wurzelwort feſt, fügen aber Endformen bei, durch welche Perſon und Geſchlecht ſchärfer hervortreten; weiter gibt es ſolche, in denen Eigenſchaften oder Thätigkeiten des damit benannten Weſens bald leicht erkenntlich und wieder eigentlich ausgeſprochen, bald bildlich und in tieferliegenden Beziehungen angedeutet ſind. Von allen dieſen Benennungsweiſen, oder auch von Spielarten und Uebergängen derſelben, werden ſich im folgenden Beiſpiele ergeben. Daß gleichwohl manche Namen, ſey es etymologiſch in der Wurzel oder in der beſtimmteren Beziehung zu ihrem Gegenſtand, auch der beharrlichſten Forſchung ſich verſchließen mögen, hebt den Nutzen nicht auf, der aus einem aufmerkſamen Verfolgen der in den Namenbildungen gegebenen Fingerzeige und aus einer vertrauteren Beobachtung des dabei ſtattgefundenen Verfahrens für die Erklärung des inneren Mythengehaltes gezogen werden kann.

Selbſt der ſprachlich unzweifelhafteſte Name gewährt jedoch nur dann eine ſichere Mythendeutung, wenn das Weſen, dem er angehört, auch durch ſeine Erſcheinung in Lied oder Sage demſelben wirklich entſpricht. Weit mehr noch iſt man bei zweifelhaften oder gänzlich unerklärbaren Namen auf die Anſchauung des Gegenſtandes verwieſen, aus welcher umgekehrt oft der Name ſelbſt erſt deutlich wird. Schon bei der erſten unbefangenen Betrachtung laſſen die nordiſchen Mythenbilder in ihrer Geſammtheit einen entſchiedenen Eindruck zurück, ſie machen ſich auf einen gewiſſen Grad verſtändlich und laſſen weiteres Verſtändniß ahnen. Dieß iſt die Folge davon, daß ſie aus dichteriſch ſchaffendem Geiſte hervorgegangen ſind. Sie können darum auch nur mit poetiſchem Auge richtig erfaßt werden, dieſem aber werden ſie ſich bei näherem Anblick immer voller und lebendiger entfalten. Jede Deutung dagegen, die in der Einbildungskraft keinen Anhalt findet, die den Bildern einen Sinn unterlegt, durch welchen ihr anſchaulicher Zuſammenhang aufgehoben würde, muß eine unrichtige ſeyn, weil für ſie in der Natur des dichteriſchen Hervorbringens überall keine Möglichkeit gegeben iſt. Erſt im Vereine mit der poetiſchen Anſchauung wird nun auch die etymologiſche Forſchung ihre rechte Wirkſamkeit üben, beide werden ſich wechſelsweiſe prüfen, beſtätigen und ergänzen. Aber nicht bloß die allgemeinen Bedingungen des poetiſchen Geſtaltens hat ſich der Erklärer zur Richtſchnur zu nehmen; die myſtiſche Symbolik hat ſich bei verſchiedenen Völkern ſo verſchiedenartig angelaſſen, ihre Plaſtik iſt ſo mannigfach, die Rechte des Bildes einerſeits und der inwohnenden Idee andrerſeits ſind ſo abweichend ausgetheilt, daß es nöthig iſt, auch hierin je die Eigenthümlichkeit der beſondern Götterlehre zu beachten, weil die Deu-

tung im Einzelnen glaubhaft und im Ganzen übereinstimmend werden soll.

Der Gesammtumfang nordischer Mythen ist allerdings von durchgreifenden Gedanken über göttliches Wesen und Wirken, über Leben und Schicksal der Welt beherrscht, allein diese Gedanken sind vornherein auf die mythische Darstellung gerichtet, sie werden daher nicht als nackte Lehrsätze vorgetragen, sondern sind durchaus in Bild und bildliche Handlung gesetzt, ja sie treten oft ganz in den Hintergrund und überlassen das Feld der absichtloseren Lust des dichterischen Gestaltens. Die vielen Mythen vom Wechsel der Jahreszeiten, des Lichtes und des Dunkels vom Streite wohlthätiger und verderblicher Naturkräfte, hängen zwar alle mit jenen Grundgedanken zusammen, sollten aber auch sie durchaus in der Richtung erforscht werden, Philosopheme oder physikalische Weisheit des Alterthums in ihnen zu ergründen, so würde entweder die Ausbeute sehr karg ausfallen, man würde unter der sinnbildlichen Verhüllung doch oft nur die bekanntesten Naturerscheinungen wiederfinden, oder man müßte, wie es wohl auch geschehen ist, Ansichten und Denkweise einer viel späteren Zeit in die Erzeugnisse der früheren hineinlegen. Der Drang des menschlichen Geistes, sich mittelst der ihm eingeborenen Vermögen der Außenwelt zu bemächtigen, ist in philosophischen Zeitaltern vorzugsweise durch die Reflexion, in poetischen durch die Einbildungskraft thätig. Wie die Natur selbst ihre Spiegel hat, im Wasser und in der Luft, so will auch die Dichterseele von den äußeren Dingen ein Gegenbild innerlich hervorbringen, und diese Aneignung für sich schon ist ein geistiger Genuß, der sich auch andern Betrachtern des Bildes mittheilt. Gewinnt ja doch das Bekannteste in irgend einer Wiederspieglung den Reiz des Fabelhaften und stammen wohl eben daher die Wunder des Zauberspiegels. Das Innere des Menschen aber strahlt nichts zurück, ohne es mit seinem eignen Leben, seinem Sinnen und Empfinden getränkt und damit mehr oder weniger umgeschaffen zu haben. So tauchen aus dem Borne der Phantasie die Kräfte und die Erscheinungen der unpersönlichen Natur als Personen und Thaten in menschlicher Weise wieder auf. Die nordische Mythologie zeigt diesen Hergang in allen Graden der Belebung und Gestaltung, und wer sie in ihrem eignen Sinne würdigen will, muß dieser Wiedergeburt im Bilde, als solcher schon, ihre selbstständige Geltung einräumen. Gleich den Kräften und Erscheinungen der Natur sind aber auch die des Geistes in den Mythen persönlich geworden; selbst die abgezogensten Begriffe, namentlich die Formen und Verhältnisse der Zeit, haben sich als handelnde Wesen gestaltet. Indem so einerseits die Natur durch Personification beseelt wird, andrerseits der Geist durch dasselbe Mittel äußere Gestaltung erlangt, werden beide fähig, auf dem gleichen Schauplatze sinnbildlicher Darstellung zusammenzutreten.

Es macht sich übrigens wohl fühlbar, daß die nordische Mythendichtung nicht auf die bildende Kunst gerichtet oder von letzterer bestimmt war. Wenn es gleich nicht an Beispielen fehlt, daß an heiliger Stätte Götterbilder aufgestellt, daß zur Weihung oder zum Schmucke des

Hauses, des Ehrensitzes, des Schiffes, des Schildes, Bildwerke aus der Götterwelt angebracht waren, so spricht doch nichts dafür, daß diese Kunstübung ein allgemeineres Bedürfniß des Volkslebens gewesen sey oder irgend eine höhere Stufe der Ausbildung erreicht habe. So blieb die mythische Symbolik von den Bedingungen der künstlerischen Darstellbarkeit unabhängig und nur denen der inneren Anschauung unterworfen, ihr Inhalt konnte daher auch nicht in der äußeren Vollendung des Bildes aufgehen. Der Gedanke in seiner Versinnlichung, der Naturgegenstand in seiner Personification blieb doch zugleich er selbst. Nimmt man hiezu die vorbemerkte Bedeutsamkeit der Namen, so kann es nicht befremden, daß in manchen Fällen die Allegorie ziemlich unverschleiert heraustritt. Der Gebrauch der Sinnbilder erscheint als ein bewußter und ist eben deshalb ein freierer; derselbe Gegenstand kann in verschiedenen Beziehungen auch unter verschiedenen Namen und Bildern aufgeführt seyn, es können sich Mythengruppen bilden, die unter sich wenig oder äußerlich gar nicht zusammenhängen, es kann selbst Widerspruch zwischen einzelnen Mythen oder mehrfachen Darstellungen des nämlichen Mythus stattfinden. Ob man geneigt sey oder nicht, ein solches Bewußtseyn der Mythenbildung im nordischen Alterthum anzuerkennen, die Thatsache liegt in den Mythen selbst. Diese Mythik ist darum doch nicht in trockenen Abstractionen erstarrt, denn da für Gegenstände der religiösen Weltbetrachtung noch keine andere Weise des Ausdrucks, ja des Denkens selbst, gefunden war, als eben die bildliche, so steht der Gedanke doch niemals ausgeschieden neben dem Bilde, wohl aber theilt er den aus der Natur und der menschlichen Erscheinung entnommenen Gebilden seine eigene schrankenlosere Bewegung mit, und so erhält das Natürliche, indem es theils seinen gewohnten, theils fremden und höheren Gesetzen folgt, den Zauber des Wunderbaren die Mythendichtung im Ganzen aber den Charakter des Tiefsinns und der sicheren Kühnheit.

Jene Thatsache der selbstbewußten oder sich fühlenden Symbolik hebt auch nicht den Glauben an göttliche Persönlichkeit auf, der überall als religiöses Bedürfniß vorauszusetzen ist, nur wird oft schwer zu bestimmen seyn, wo das Sinnbild aufhöre und der wahrhaft persönliche Gott eintrete. Im Allgemeinen befindet diese Frage sich in der Schwebung zwischen der dem sinnlichern Volksglauben und dem herkömmlichen Götterdienste zugewandten Außenseite und dem innersten Sinne des durchgebildeten Mythus. Der Mythenforscher wird somit zwar auch die rohere Volkssage und die zerstreuten Nachrichten über den heidnischen Cultus als Hülfsmittel zu gebrauchen haben, obwohl mit Vorsicht gegen die Befangenheit der christlichen Aufzeichner, stets aber werden ihm die Mythen selbst sowie der eigentliche Gegenstand der Betrachtung, so auch die Hauptquelle der Erklärung seyn. Hier nun weichen allerdings die Persönlichkeiten größtentheils entweder nach außen in die Natur oder nach innen in den Begriff zurück, allein auch die bewußt sinnbildliche Personification zeugt von dem Verlangen und Erfühlen eines lebendigen Gottes, für dessen mannigfaches Walten und Wirken in Natur und Geisteswelt kein anderer Ausdruck genügt, als Gestalt und Bewegung

lebendiger, begeistigter Wesen. Diese persönlichen Gestaltungen, besonders die bedeutendern, durch älteste Ueberlieferung geheiligten, wurden denn auch fortwährend nicht rein bildlich genommen, sondern sie wirkten mit dem Hauche des göttlichen Lebens, das in ihnen zur Erscheinung kam, und so vermittelte sich der tiefere Geist des Mythus mit der sinnlichern Volksansicht.

Während auf dem angezeigten Wege sich der etymologischen Forschung und der poetischen Anschauung die einzelnen Durchblicke lichten, wird zugleich der vorausgefaßte Gesammteindruck sich bestimmter gestalten, der Geist des Ganzen, von innen herausarbeitend, stets näher und vernehmbarer entgegenkommen und so die Genauigkeit im Besonderen mit der umfassenden Uebersicht zum rechten Verständnisse zusammenwirken.

Diese Bemerkungen über Mittel und Wege der Mythendeutung können zwar nur an der näheren Beleuchtung ihres Gegenstandes selbst sich bewähren, doch schienen sie geeignet, über manches Nachfolgende einleitend zu verständigen und die Wiederkehr allgemeinerer Betrachtungen abzuschneiden.

Die Erforschung des Einzelnen darf sich, wie eben bemerkt, vom Hinblick auf das Ganze, dem Jenes angehört, niemals lossagen, da aber die umfassendere Erkenntniß doch nicht mit einem Schritte zu erlangen ist, so wird es auch zu ihr am sichersten führen, wenn vom Leichteren zum Schwierigeren, vom Helleren zum Dunkleren fortgeschritten wird. Mythen, die im Naturgebiete verkehren, liegen nun gewiß dem Verständniß offener, als solche, die sich auf die innere Welt beziehen; dort sind die stoffartigen und greifbaren Dinge, hier die körperlosen und übersinnlichen. In der nordischen Götterlehre fällt auf diese Seite der Mythus von Odin, auf jene der von Thor; im ersteren Mythenkreise ist vorzugsweise das Geistesleben, im letzteren das Naturleben vergegenwärtigt. Schon die Anerkennung dieser verschiedenen Gebiete und die Auseinanderhaltung dessen, was der einen oder der anderen Seite angehört, ist ein erheblicher Schritt zur richtigen Auffassung des Ganzen. Thor waltet überall in der Natur und befindet sich im unablässigen und mannigfachsten Zusammenstoße mit den gewaltsamsten Naturkräften, deren mythische Erscheinung denn auch am meisten in die Sinne fällt. — —

CXXIII. Johann Valentin Adrian.

(1793.)

Aus den „Skizzen aus England.“ *)

Ein Nachmittag zu Norwood.

(Erster Theil. S. 216.)

Mein Lieblingsweg nach dem Dörfchen Camberwell war nicht mehr zu finden; das freundliche Grün, das sich zu beiden Seiten der Straße

*) „Skizzen aus England. Von Adrian. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 2 Theile. 1830.“

emporrankt, Rosen und Geisblatt, welche bescheidene Cottages umschlungen, und glänzende Wiesen, welche Gruppen von Bäumen und duftiges Gebüsch malerisch begrenzt hatten, waren verschwunden und Reihen stattlicher Wohnungen an ihre Stelle getreten. Ich eilte, aus dem Bereiche der unermeßlichen Hauptstadt zu kommen, und nach acht Tagen wieder einmal in einer reinen, gesunden, vom goldnen Sonnenlicht durchglänzten Atmosphäre frei zu athmen.

Der schöne Sonntag-Nachmittag lockte eine Menge Menschen auf das Land heraus; Wagen aller Art flogen an mir vorüber; Jung und Alt, Männer und Frauen klommen die Anhöhen um Dulwich und Sexton hinauf, um sich unter den schattigen Bäumen ein Ruheplätzchen zu suchen. Hunderte von neuen Landhäusern waren in wenigen Jahren hier entstanden. Dort lachte eine geschmackvolle Villa aus farbigem Gebüsch; hier stieg eine Art Burg aus einer saftigen Wiese empor; dort glänzte ein Haus im chinesischen Geschmack im Schooße eines Rosengartens, und hier hob ein weitläuftiger, geschmackloser Bau, in Form eines Vogelkäfigs, sich aus stolzen Ulmen.

Gar fröhlich ging es in dem „halben Monde," auf der Wegscheide von Dulwich und Sexton, her; das kleine, schön gelegene Haus konnte die Gäste nicht fassen, die in zahlreichen Gruppen im Garten und um das Haus malerisch gelagert waren. Jetzt glänzte mir die neue Kirche von Norwood entgegen; der Weg rechts an dem Wall hinauf war belebt, und auf Westow Hill wimmelte es von Menschen.

Welche reiche Aussicht! Rechts das herrliche Themse-Thal; das Silberband des stolzen Stromes in der Sonne glänzend; vor mir Dulwich und weiter hin die Höhen von Greenwich; zur Linken in der Entfernung London, in einem Meere von Dunst schwimmend; näher die vielen malerisch zerstreuten Lodges und Cottages, die schattigen Parks, (besonders der herrliche Norwood-Park, wo einst Nelson mit seiner Maitresse lebte), die buschigen Anhöhen und auf ihnen die Windmühlen, ihre schwerfälligen Flügel hebend und senkend. Ich gehe eine kleine Strecke auf den Weg nach Sydenham fort, und ein neues Gemälde bietet sich dem überraschten Auge dar: das reichbebaute Thal, von dem Kanal durchschnitten, beleben zahlreiche Dörfer; durch das üppige Grün der Auen sind weidende Heerden zerstreut, und im Schatten der Fruchtbäume ziehen sich die belebten Straßen dahin, welche nach Brighton, der Insel Whigt, Plymouth u. s. w. führen und sich auf den fernen Höhen, deren Fuß das Meer bespült, verlieren. Im Gebüsche um mich tönt heiteres Gelächter; wo ein schattiges Rasenplätzchen sich fand, hat eine Gruppe fröhlicher Menschen gelagert, und freuet sich des schönen Spätsommertags; da und dort schleicht ein Zigeunermädchen umher und läßt das kluge Auge über die bunten Gruppen schweifen, um zu erspähen, wo man seine Weisheit in Anspruch nehmen möchte.

Auf dem Wege nach dem Hügel zurück sehe ich Wagen, Reiter und Fußgänger sich auf der schönen Höhe sammeln; an der Straße spielen Kinder, sind die Bewohner der Höhe gelagert, bieten wortreiche Weiber Kuchen, Obst, Branntwein u. s. w. aus, trippeln Zigeunerinnen

in ihren rothen Mänteln auf und ab, gläubige Seelen und freigebige Hände suchend, und schlendern Müßiggänger und Neugierige umher, schöne Gesichter mit den Augengläsern musternd und hier und da mit einem hübschen Zigeunermädchen freundliche Blicke und Worte wechselnd.

Welches Leben in dem Woodman! In dem Hofe elegante Reitknechte, welche sich herablassen, mit den Mägden des Wirthshauses einige unfeine Scherze zu treiben; dicke rothbäckige Postillons in weißen Hosen, gelbseidenen Wämsen und weißen Hüten, welche, alle Hände in den Taschen, um ein umgestürztes Faß stehen, und, den langen Ale-Gläsern zuweilen zusprechend, behaglichen Witz auskramen; bescheiden schleicht das arme Schusterlein an ihnen vorüber nach dem Stall, um nach dem alten Gaule zu sehen, der ihn mit Frau, Schwägerin und Base nebst zwölf Kindern auf die Höhe geschleppt hat, während ein frecher Zigeunerbube sich an das Faß drängt und den gelbseidnen Burschen, deren Aufmerksamkeit ein eben angekommener stattlicher Renner in Anspruch nimmt, das Ale austrinkt. —

In den unteren Stuben fließt das Bier über die schmalen Eichenbohlen, welche man Tische zu nennen beliebt; Tom hat, in trunkener Begeisterung, die von Gesundheit, Liebe und Ale glühende Nance umschlungen und schwört unter den gräßlichsten Flüchen, daß er sie heute noch heirathen würde, wenn — es sich thun ließe. Bets (Elisabeth) legt mit sehnsüchtigem Blick ihre beiden Hände in die Rechte ihres treuen John, der mit dem einen Auge sie, mit dem andern das in der Linken erhobene Branntweinglas anlächelt, offenbar noch unentschieden, ob er Bets oder den Branntwein mehr liebe. Ein Matrose wiegt sich auf der Bank und johlt, den breitrandigen Strohhut schwingend, als zöge er am Geitau; das dampfende Glas vor ihm hat ihn in die glücklichste Stimmung versetzt; er glaubt auf seinem Schiffe zu seyn und mit vollen Segeln irgend einer Insel im Südmeer entgegen zu fliegen; auch wiegt er sich so lange, bis die Bank mit ihm zu Boden liegt, wo denn zwei seiner Kameraden, die sich bisher mit einem bunt herausgeputzten Mohrenmädchen unterhielten, herbeikommen und ihn aufheben. —

Ich stieg eine Treppe hinauf: in den ziemlich eleganten Zimmern saßen größtentheils ehrsame Bürger von London mit geputzten Weibern und Töchtern, Beefsteaks und „bottled beer," vor sich. Ein schmuckes Mädchen wies mich in ein für „Gentlemen", wie sie mit Nachdruck sagte, bestimmtes Gemach und kramte redselig aus, was an Fischen, Geflügel und Fleisch in der Küche zu finden sey. Sie lächelte gefällig, als ich ihr anheimstellte, für mich zu wählen, und beeilte sich, den Tisch zu decken. Ich bedauerte es gar nicht, daß ich eine halbe Stunde auf das Essen warten mußte, da es mir an Unterhaltung nicht fehlte.

Vor dem Hause trieben ein brauner Zigeunerbube und seine Schwester mancherlei Scherze und Spiele, welche die Umstehenden nicht wenig belustigten. Das Mädchen schien kaum fünfzehn Jahre alt zu seyn; aber sie hatte bereits alle Künste inne, welche ihren ältern Schwestern von Norwood eine so ausgezeichnete Gunst bei den Besuchern dieses Stammorts der englischen Zigeuner erwarben. Ihre Bewegungen waren

leicht; ihr Tanz reizend; ihr großes Auge ging feuersprühend umher und senkte sich dann schmachtend unter die langen Wimpern. Sie wurde eingeladen zu singen, und der Bube brachte eine alte Mandoline herbei. Nach einigem Geklimper sang sie zum Aerger aller Frommen, die eine Entweihung des Sonntags darin sahen *), mit einer reinen Stimme und vielem Ausdruck einige Zigeunerliedchen, für welche sie sich nicht nur von den Umstehenden eine Gabe erbat, sondern auch diese Gelegenheit benutzte, in die Gastzimmer zu dringen, um zu betteln und wahrzusagen. Sie machte leise die Thüre meines Zimmerchens auf, blickte mich mit ihren großen braunen Augen lächelnd und fragend an, und schoß, da ich ihr winkte, wie ein Pfeil in die Stube. Im Wahrsagen war sie, bei mir wenigstens, nicht glücklich: der Himmel weiß, warum ich durchaus ein Amerikaner seyn sollte; von diesem falschen Vordersatze ausgehend, mißglückten die meisten, übrigens recht gut gemeinten Ergüsse ihres prophetischen Geistes. Ich versprach ihr einige Shillinge zu geben, wenn sie mir die zwei Liedchen, die sie gesungen, niederschreiben wollte. Das arme Ding konnte aber weder lesen noch schreiben. Sie wußte jedoch schnell Rath; sie warf die dicken schwarzen Locken, die um das Gesicht flatterten, sah mich mit den brennenden Augen scharf an, als wollte sie erspähen, ob ich mein Wort zu halten gesonnen sey, und eilte davon. Sie ging vor dem Wirthshause hin, sprach mit den Burschen, welche, die Hände in den Taschen, da umher hockten, und deutete zuweilen auf das Fenster, an dem ich saß. Es war offenbar, daß von allen diesen jungen Leuten keiner schreiben konnte. Plötzlich wendete sie sich auf dem Absatz und schoß die Straße hinab. Nach einer halben Stunde brachte sie mir die Liedchen, die ich als Andenken an Norwood mitnahm und hier mittheile:

1.

A poor little gipsy I wander forlorn,
My fortune was told long before I was born;
So fortunes I tell, as forsaken I stray,
And in search of my lover, I'm lost on my way,
Spare a halfpenny!
Spare a poor little gipsy a halfpenny!

I fear from this line you have been a sad man,
And to harm us poor girls have formed many a plan;
But beware, lest repentance too late cause you pain,
And attend to the lesson I give in my strain:
Spare a halfpenny!
Spare a poor little gipsy a halfpenny! **)

*) Man ist seit wenigen Jahren in dieser Hinsicht sehr nachsichtig geworden. Man darf nur Sonntag Nachmittags durch die Straßen von London gehen, um überall Harfen und Fortepianos zu hören — früher etwas ganz Unerhörtes.

**) Ein armes kleines Zigeunermädchen wandre ich einsam; mein Geschick wurde bestimmt lange, bevor ich geboren ward; so wahrsag' ich, während ich verlassen irre, und habe, meinen Geliebten suchend, meinen Weg verloren. Vergönnt einen halben Pfennig! Vergönnt einem

2.

Merry gipsies all are we
And from Norwood do we come;
Oft with cheerfull song and glee
Thus we wander far from home
With a fal lal la etc.

Thro' the wood and o'er the wild
In the darksome night we roam,
And oft have we the hours beguil'd
With legend tales we learn'd at home.
With a fal lal la.

When the moon hangs over head,
And the stars are twinkling high'r,
On the heath with grouso o'erspread
Oft we trim our social fire.
With a fal lal la.

But when morning lights the sky,
Then we rise and haste away;
O'er the hills and plains we hie,
And little birds upon the spray
With a fal lal la. *)

Durch einige Shillinge zutraulich gemacht, erfuhr ich Folgendes von der geschwätzigen Kleinen. Sie hieß Mary und war die jüngste Tochter einer Zigeunerin, die unten herumstrich und den Leuten wahrsagte. Ihr Vater war längst verschollen. Sie hatte drei Schwestern und fünf Brüder. Die älteste Schwester ist zu Norwood verheirathet und besucht die Höhe, wie die übrigen Zigeunerinnen. „Wenn Ihr" — sagte das Mädchen und begleitete ihre Worte mit einem nachdrucksvollen Geberdenspiel —: „Wenn Ihr eine hohe und dabei starke Gestalt seht, mit glänzend schwarzem Haar und Auge, — das ist meine Schwester Rosie. Meine zweite Schwester, die man, ihrer bräunlichen Farbe ungeachtet, für eine der ersten Schönheiten Englands ansah, ist an einen reichen Pachter verheirathet, der sie erziehen ließ, und mit dem sie aus

armen kleinen Zigeunermädchen einen halben Pfennig! — Nach dieser Linie fürcht' ich, ihr seyd ein harter Mann und habt manchen Plan gemacht, uns armen Mädchen zu schaden; aber nehmt euch in Acht, damit Reue euch nicht zu spät schmerze, und hört auf die Lehre, die ich gebe in meinem Liede: Vergönnt einen halben Pfennig u. s. w.

*) Fröhliche Zigeuner sind wir alle und von Norwood kommen wir; oft wandern wir so mit heiterm Gesang und Scherz fern von der Heimath.

Durch den Wald und über die Wildniß streifen wir in der dunkeln Nacht, und oft haben wir mit Geschichten, die wir zu Haus gelernt, die Stunden verkürzt.

Wenn der Mond da droben hängt und die Sterne höher blinken, schüren wir auf der mit Haselhühnern bedeckten Haide unser geselliges Feuer.

Aber wenn der Morgen den Himmel erhellt, stehen wir auf und ziehen davon; über Hügel und Ebenen eilen wir und die kleinen Vögel auf die Zweige.

Dankbarkeit die Langeweile des gewöhnlichen Lebens theilt, den Freuden entsagend, welche unser freies, wanderndes Leben in so hohem Grade gewährt."

„Ihr wohnt also nicht immer in Norwood?"

Wir haben eine Hütte hier? aber wer kann ewig an einem Orte bleiben? Wohin ich gehe, in England, Schottland und Ireland, finde ich Freunde und Freundinnen, die sich nach Norwood nennen, deren Voreltern von hier in die weite, schöne Welt zogen. *)

„Wo sind Deine Brüder?"

Weiß ich's? Einer nach dem andern verschwand von hier, wo ihnen die Zeit so lange und alles so solid und ordentlich und alltäglich war, wie mir. Dabei knixte das kleine Ding und eilte aus der Stube.

„Der stürmische Waldteufel!" schnurrte die Aufwärterin, die mit dem Essen eintrat; „sie hätte mir fast die Schüsseln aus der Hand geschleudert. Ihr habt ihr doch nichts gegeben? Man kann sein Geld wahrlich besser anwenden! Die Hexe ist noch nicht sechszehn Jahre alt und hat schon einen kleinen hübschen braunen Waldteufel zu Haus und niemand weiß, wer der Vater ist. Ja, Ihr wundert Euch — das ist bei diesem Volke nicht anders." —

Ich ging nach dem Essen in's Freie. Rechts zieht, von hohen Baumgruppen umschattet, eine schöne Wiese die Anhöhe hinab. Ich ging über die Wiese und sah da und dort am Rand des Gebüsches junge Mädchen, offenbar aus den höhern Ständen, sitzen, welche aufmerksam den Worten der rothbemäntelten Hexen lauschten und sich bei meiner Annäherung eilig hinter das Laubwerk zurückzogen. Einer schattigen Baumgruppe mich nähernd, bog ich um eine Felsecke und sah plötzlich ein junges Wesen von ungewöhnlicher Schönheit gedankenvoll in den leeren Luftraum hinaussehend, wenige Schritte vor mir. In demselben Augenblicke tönte es von der Straße her: „Elen!" sie schlug den Schleier über das dunkelbraune Gelock und die süßen blauen Augen und verschwand. Um die Baumstämme aber drängte sich, scheu umherblickend, eine junge Zigeunerin thalabwärts und verschwand im Gebüsch. Der Gestalt nach war es Rosie. Ich schnitt ihr den Weg zur Höhe ab.

Soll ich Euch wahrsagen, Herr? fragte sie und warf den rothen Mantel, unter dem sie ein Kind trug, zurück.

„Hier ist meine Hand. Aber sage mir etwas Erfreulicheres, als Du eben da oben unter den Bäumen der jungen Dame gesagt haben magst."

Bewahre! Rosie hat nichts Unerfreuliches gesagt. Die Hand des schönen Mädchens zitterte, als ich ihre lilienweißen Finger öffnete und dieses Zittern hätte mir schon das Nöthige gesagt, wenn ich nicht von der Lage dieses Mädchens unterrichtet gewesen wäre. Ei! Ihr seyd ja

*) Ich weiß aus einer zuverlässigen Quelle, daß in England allein 12,000 Zigeunerinnen leben.

ein Kind des Glückes! Briefe für Euch unterwegs — in der Heimath ein liebendes Herz, das Euch mit Sehnsucht erwartet, — nun, nun — Ihr kehrt über die See zurück, habt eine glückliche Fahrt, eine Menge blühender Kinder." — Ich gab der Schwätzerin sechs Pence und ließ sie, wieder dem Wirthshause entgegen gehend, neben mir her trollen und plaudern.

„Die Schöne im Schleier wird Dich schwerlich reich belohnt haben für Dein albernes Geschwätz."

Sie giebt mir immer so viel, daß ich Abends meinen Thee trinken und mir einige Schnitten geröstetes Brod kaufen kann. Wäre sie glücklich —

„Sie liebt ohne Gegenliebe zu finden?"

Die fand sie, leider. Die Männer taugten nie viel, jetzt aber sind sie ganz schlecht geworden — ich spreche von den Männern in unserm Lande, Herr; es ist gut, wenn's bei Euch anders ist — und das ist gewiß, je vornehmer, desto schlimmer. Das hübsche Kind liebt und wurde geliebt. Plötzlich reiste der junge Mensch, auf Vorschrift des Arztes, wie er sagte, nach Italien. Seine Nachrichten waren selten, frostig. Endlich blieben sie ganz aus, und man erfuhr, daß er in Florenz einer vornehmen Frau angelegentlich den Hof mache. Der Vater des Mädchens sieht das Verhältniß zu dem Elenden für gebrochen an, und ein von ihm begünstigter Bewerber ist aufgetreten; aber sie trägt ihre Wunde schwer im Herzen und, so gewiß ich meine Linien zu deuten verstehe — in einem halben Jahre liegt sie unter dem grünen Gras, wenn die Sachen sich nicht ändern.

In diesem Augenblick flogen zwei Mädchen, die Hände in einander geschlungen, mit freudestrahlenden Augen die Anhöhe hinab. Eine alte Zigeunerin sah ihnen freundlich grinsend nach und sagte zu Rosie einige Worte in der Zigeunersprache, die nach dem Spiele der Mienen nichts anders ausdrückten, als: „Verliebten ist am besten wahrsagen."

Der Lärm vor dem Woodman war verstummt; aus den Schornsteinen der Zigeunerhütten umher kräuselte sich der blaue Rauch empor; der Abend neigte sich, und alles machte sich zum Aufbruch fertig. Das Schusterlein spannte mit ungeschicktem Eifer seinen alten Gaul ein und hob Frau, Schwägerin und Base in den Kasten, während seine Kinder schreiend von allen Seiten in die Arche brachen und sich zum Theil unter den Kleidern und Tüchern der Frauen verloren. Mit Mühe bewegte sich das steife Thier vorwärts, und war noch nicht zehn Schritte gegangen, als von dem Hofe her ein gellendes Geschrei sich erhob. Der Schuster hatte eines seiner Kinder vergessen, hob es polternd in den Wagen, und nun mußten alle die Kleinen die Köpfe in die Höhe recken und er nahm eine gewissenhafte Zählung vor: da er das Dutzend voll fand, trieb er den Gaul zu einem langsamen Trab an und rollte die Höhe hinab. —

Von Sternen umglänzt fuhr ich gegen neun Uhr an den reich beleuchteten Villen vorbei nach London zurück.

CXXIV. K. Ph. Fr. von Martius.*)

(1794.)

1. Einfahrt in den Hafen von Rio de Janeiro.

(Erster Theil. S. 84.)

Mit welcher Sehnsucht sahen wir dem Moment entgegen, wo uns, nach einer Reise von zwei und vierzig Tagen, wieder der Anblick eines Continentes zu Theil werden sollte! Auf das genaueste bestätigte sich die Aussage des Capitains, und am Morgen des 14. Julius erschien im Westen, gleichsam im Nebel schwimmend, eine lang gestreckte Gebirgskette. Allmählich zertheilten sich die täuschenden Wolken und wir erkannten in grauer Ferne deutlicher das waldige Gebirge von Cabo frio, welches zuerst von den Wachen auf dem Maskorbe und dann von der ganzen Schiffsgesellschaft mit Jubel begrüßt wurde.

Der Tag war entzückend klar und helle, und ein günstiger Wind trieb uns an dem hohen Cap vorüber; alsbald öffnete sich unserm Blicke, obgleich noch entfernt, der herrliche Eingang der Bai von Rio de Janeiro Rechts und links erheben sich, gleich Pforten des Hafens, steile Felsenberge, von den Wellen des Meeres bespült; der südliche derselben, Pão d'açucar, in Form eines Zuckerhutes emporragend, ist das bekannte Wahrzeichen für ferne Schiffe. Nach Mittag gelangten wir, immer mehr der zauberhaften Perspective uns nähernd, bis zu jenen colossalen Felsenthoren, und endlich durch sie hindurch in ein großes Amphitheater, aus welchem der Spiegel des Meeres wie ein friedlicher Landsee hervorglänzte, und labyrinthisch zerstreute, duftende Inseln, im Hintergrunde durch einen waldigen Gebirgszug begrenzt, wie ein paradiesischer Garten voll Ueppigkeit und Majestät, emporgrünten. Von dem Forte de S. Cruz aus, durch welches der Stadt unsere Ankunft signalisirt wurde, brachte uns ein Seeofficier die Erlaubniß weiter zu segeln (Practica). Bis dieses Geschäft beendigt war, weideten sich die Augen Aller an einer Gegend, deren Lieblichkeit, bunte Mannichfaltigkeit und Pracht alle Naturschönheiten weit übertraf, welche wir noch je gesehen hatten. Von der dunkelblauen See erheben sich die Ufer im hellen Sonnenglanze, und aus ihrem lebendigen Grün blinken zahlreiche weiße Häuser, Capellen, Kirchen und Forts hervor. Hinter ihnen thürmen sich kühn, in großartigen Formen Felsenkuppen auf, deren Seitenabhänge in aller Ueppigkeit und Fülle eines tropischen Waldes prangen. Ein ambrosischer Duft verbreitet sich von diesen köstlichen Waldungen, und entzückt fährt der fremde Schiffer an den vielen, mit herrlichen Palmenwäldern bedeckten Inseln vorüber. So wechselten stets neue, anmuthige und erhabene Scenen vor unseren erstaunten Blicken, bis endlich die Hauptstadt des jungen König-

*) „Reise in Brasilien auf Befehl Sr. Majestät Maximilian Joseph I. Königs von Baiern in den Jahren 1817—1820 gemacht und beschrieben von Dr. Joh. Bapt. von Spix und Dr. Carl Friedrich Phil. von Martius. München. Lindauer. I—III. 1823—1831." 4.

reiches, von der Abendsonne festlich beleuchtet, vor uns ausgebreitet lag, und wir, an der kleinen Insel das Cobras vorbei, ganz in ihre Nähe gelangt, Abends fünf Uhr die Anker fallen ließen. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich unser Aller in dem Momente, da der Anker auf den Grund eines andern Continentes hinabrauschte, und der Donner der Kanonen mit einfallender Kriegsmusik das ersehnte Ziel der glücklich vollendeten Seereise begrüßend verkündete.

2. Schilderung eines Tags unter dem Aequator.

(Ein Tagbuchsblatt.)

(Dritter Theil. S. 889.)

Pará, den 16. August 1819. Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen, und wie zum Triumphgesang zusammentönen, zeitiget Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtschreiber der Natur seyn. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es zu erfassen in seiner göttlichen Pragmatik, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlten Wonneschauern. — Es ist 3 Uhr Morgens, ich verlasse meine Hangmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden, und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Varanda und betrachte meine trauten Freunde, Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung herstehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagsschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Natur auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süßduftende Paullinienhecken begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind der in Osten aufsteht, bewegt sie langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Kuppeln der domartig gewölbten Caryocar-, Bertholetia- und Symphoniastämme. Die Zweige, die Blätter regen sich; die Träumer wachen auf, und baden

CXXIV. K. Ph. Fr. von Martius.*)

(1794.)

1. Einfahrt in den Hafen von Rio de Janeiro.

(Erster Theil. S. 84.)

Mit welcher Sehnsucht sahen wir dem Moment entgegen, wo uns, nach einer Reise von zwei und vierzig Tagen, wieder der Anblick eines Continentes zu Theil werden sollte! Auf das genaueste bestätigte sich die Aussage des Capitains, und am Morgen des 14. Julius erschien im Westen, gleichsam im Nebel schwimmend, eine lang gestreckte Gebirgskette. Allmählich zertheilten sich die täuschenden Wolken und wir erkannten in grauer Ferne deutlicher das waldige Gebirge von Cabo frio, welches zuerst von den Wachen auf dem Mastkorbe und dann von der ganzen Schiffsgesellschaft mit Jubel begrüßt wurde.

Der Tag war entzückend klar und helle, und ein günstiger Wind trieb uns an dem hohen Cap vorüber; alsbald öffnete sich unserm Blicke, obgleich noch entfernt, der herrliche Eingang der Bai von Rio de Janeiro. Rechts und links erheben sich, gleich Pforten des Hafens, steile Felsenberge, von den Wellen des Meeres bespült; der südliche derselben, Päo d'açucar, in Form eines Zuckerhutes emporragend, ist das bekannte Wahrzeichen für ferne Schiffe. Nach Mittag gelangten wir, immer mehr der zauberhaften Perspective uns nähernd, bis zu jenen colossalen Felsenthoren, und endlich durch sie hindurch in ein großes Amphitheater, aus welchem der Spiegel des Meeres wie ein friedlicher Landsee hervorglänzte, und labyrinthisch zerstreute, duftende Inseln, im Hintergrunde durch einen waldigen Gebirgszug begrenzt, wie ein paradiesischer Garten voll Ueppigkeit und Majestät, emporgrünten. Von dem Forte de S. Cruz aus, durch welches der Stadt unsere Ankunft signalisirt wurde, brachte uns ein Seeofficier die Erlaubniß weiter zu segeln (Practica). Bis dieses Geschäft beendigt war, weideten sich die Augen Aller an einer Gegend, deren Lieblichkeit, bunte Mannichfaltigkeit und Pracht alle Naturschönheiten weit übertraf, welche wir noch je gesehen hatten. Von der dunkelblauen See erheben sich die Ufer im hellen Sonnenglanze, und aus ihrem lebendigen Grün blinken zahlreiche weiße Häuser, Capellen, Kirchen und Forts hervor. Hinter ihnen thürmen sich kühn, in großartigen Formen Felsenkuppen auf, deren Seitenabhänge in aller Ueppigkeit und Fülle eines tropischen Waldes prangen. Ein ambrosischer Duft verbreitet sich von diesen köstlichen Waldungen, und entzückt fährt der fremde Schiffer an den vielen, mit herrlichen Palmenwäldern bedeckten Inseln vorüber. So wechselten stets neue, anmuthige und erhabene Scenen vor unseren erstaunten Blicken, bis endlich die Hauptstadt des jungen König-

*) „Reise in Brasilien auf Befehl Sr. Majestät Maximilian Joseph I. Königs von Baiern in den Jahren 1817 — 1820 gemacht und beschrieben von Dr. Joh. Bapt. von Spix und Dr. Carl Friedrich Phil. von Martius. München. Lindauer. I — III. 1823 — 1831." 4.

reiches, von der Abendsonne festlich beleuchtet, vor uns ausgebreitet lag, und wir, an der kleinen Insel das Cobras vorbei, ganz in ihre Nähe gelangt, Abends fünf Uhr die Anker fallen ließen. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich unser Aller in dem Momente, da der Anker auf den Grund eines andern Continentes hinabrauschte, und der Donner der Kanonen mit einfallender Kriegsmusik das ersehnte Ziel der glücklich vollendeten Seereise begrüßend verkündete.

2. Schilderung eines Tags unter dem Aequator.

(Ein Tagbuchsblatt.)

(Dritter Theil. S. 889.)

Pará, den 16. August 1819. Wie glücklich bin ich hier, wie tief und innig kommt hier so Manches zu meinem Verständnisse, das mir vorher unerreichbar stand! Die Heiligkeit dieses Ortes, wo alle Kräfte sich harmonisch vereinen, und wie zum Triumphgesang zusammentönen, zeitiget Gefühle und Gedanken. Ich meine besser zu verstehen, was es heiße, Geschichtschreiber der Natur seyn. Ich versenke mich täglich in das große und unaussprechliche Stillleben der Natur, und vermag ich auch nicht, es zu erfassen in seiner göttlichen Pragmatik, so erfüllt mich doch die Ahnung seiner Herrlichkeit mit nie gefühlten Wonneschauern. — Es ist 3 Uhr Morgens, ich verlasse meine Hangmatte, denn der Schlaf flieht mich Aufgeregten; ich öffne die Läden, und sehe hinaus in die dunkle, hehre Nacht. Feierlich flimmern die Sterne, und der Strom glänzt im Widerscheine des untergehenden Mondes zu mir herüber. Wie geheimnißvoll und stille ist Alles um mich her! Ich wandle mit der Blendlaterne hinaus in die kühle Varanda und betrachte meine trauten Freunde, Bäume und Gesträuche, die um die Wohnung herstehen. Manche schlafen mit dicht zusammengelegten Blättern, andere aber, die Tagsschläfer sind, ragen ruhig ausgebreitet in die stille Natur auf; wenige Blumen stehen geöffnet; nur ihr, süßduftende Paullinienhecken begrüßet mit feinstem Wohlgeruche den Wanderer, und du erhabene, düsterschattende Manga, deren dichtbelaubte Krone mich gegen den Nachtthau schützet. Gespensterhaft flattern große Nachtschmetterlinge um die verführenden Lichter meiner Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die frisch aufathmenden Wiesen, und die Nachtluft legt sich feucht auf die erwärmten Glieder. Eine Cicade, die im Hause wohnet, lockt mich mit heimischem Gezirpe wieder hinein, und leistet dem glücklichen Halbträumer Gesellschaft, der den Tag erwartet, vom Gesumse der Mosquiten, den paukenähnlichen Schlägen eines Ochsenfrosches, oder dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers wach erhalten. Um fünf Uhr seh' ich ringsum den Morgen dämmern; ein feines gleichmäßiges Grau, mit Morgenroth verschmolzen und davon erheitert, umzieht den Himmel; nur der Zenith ist dunkler. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind der in Osten aufsteht, bewegt sie langsam; — schon schimmern rosenrothe Lichter und Reflexe um die Kuppeln der domartig gewölbten Caryocar-, Bertholetia- und Symphoniastämme. Die Zweige, die Blätter regen sich; die Träumer wachen auf, und baden

emporrankt, Rosen und Geisblatt, welche bescheidene Cottages umschlungen, und glänzende Wiesen, welche Gruppen von Bäumen und duftiges Gebüsch malerisch begrenzt hatten, waren verschwunden und Reihen stattlicher Wohnungen an ihre Stelle getreten. Ich eilte, aus dem Bereiche der unermeßlichen Hauptstadt zu kommen, und nach acht Tagen wieder einmal in einer reinen, gesunden, vom goldnen Sonnenlicht durchglänzten Atmosphäre frei zu athmen.

Der schöne Sonntag-Nachmittag lockte eine Menge Menschen auf das Land heraus; Wagen aller Art flogen an mir vorüber; Jung und Alt, Männer und Frauen klommen die Anhöhen um Dulwich und Sexton hinauf, um sich unter den schattigen Bäumen ein Ruheplätzchen zu suchen. Hunderte von neuen Landhäusern waren in wenigen Jahren hier entstanden. Dort lachte eine geschmackvolle Villa aus farbigem Gebüsch; hier stieg eine Art Burg aus einer saftigen Wiese empor; dort glänzte ein Haus im chinesischen Geschmack im Schooße eines Rosengartens, und hier hob ein weitläuftiger, geschmackloser Bau, in Form eines Vogelkäfigs, sich aus stolzen Ulmen.

Gar fröhlich ging es in dem „halben Monde," auf der Wegscheide von Dulwich und Sexton, her; das kleine, schön gelegene Haus konnte die Gäste nicht fassen, die in zahlreichen Gruppen im Garten und um das Haus malerisch gelagert waren. Jetzt glänzte mir die neue Kirche von Norwood entgegen; der Weg rechts an dem Wall hinauf war belebt, und auf Westow Hill wimmelte es von Menschen.

Welche reiche Aussicht! Rechts das herrliche Themse-Thal; das Silberband des stolzen Stromes in der Sonne glänzend; vor mir Dulwich und weiter hin die Höhen von Greenwich; zur Linken in der Entfernung London, in einem Meere von Dunst schwimmend; näher die vielen malerisch zerstreuten Lodges und Cottages, die schattigen Parks, (besonders der herrliche Norwood-Park, wo einst Nelson mit seiner Maitresse lebte), die buschigen Anhöhen und auf ihnen die Windmühlen, ihre schwerfälligen Flügel hebend und senkend. Ich gehe eine kleine Strecke auf den Weg nach Sydenham fort, und ein neues Gemälde bietet sich dem überraschten Auge dar: das reichbebaute Thal, von dem Kanal durchschnitten, beleben zahlreiche Dörfer; durch das üppige Grün der Auen sind weidende Heerden zerstreut, und im Schatten der Fruchtbäume ziehen sich die belebten Straßen dahin, welche nach Brighton, der Insel Whigt, Plymouth u. s. w. führen und sich auf den fernen Höhen, deren Fuß das Meer bespült, verlieren. Im Gebüsche um mich tönt heiteres Gelächter; wo ein schattiges Rasenplätzchen sich fand, hat eine Gruppe fröhlicher Menschen gelagert, und freuet sich des schönen Spätsommertags; da und dort schleicht ein Zigeunermädchen umher und läßt das kluge Auge über die bunten Gruppen schweifen, um zu erspähen, wo man seine Weisheit in Anspruch nehmen möchte.

Auf dem Wege nach dem Hügel zurück sehe ich Wagen, Reiter und Fußgänger sich auf der schönen Höhe sammeln; an der Straße spielen Kinder, sind die Bewohner der Höhe gelagert, bieten wortreiche Weiber Kuchen, Obst, Branntwein u. s. w. aus, trippeln Zigeunerinnen

in ihren rothen Mänteln auf und ab, gläubige Seelen und freigebige Hände suchend, und schlendern Müßiggänger und Neugierige umher, schöne Gesichter mit den Augengläsern musternd und hier und da mit einem hübschen Zigeunermädchen freundliche Blicke und Worte wechselnd.

Welches Leben in dem Woodman! In dem Hofe elegante Reitknechte, welche sich herablassen, mit den Mägden des Wirthshauses einige unfeine Scherze zu treiben; dicke rothbäckige Postillons in weißen Hosen, gelbseidenen Wämsen und weißen Hüten, welche, alle Hände in den Taschen, um ein umgestürztes Faß stehen, und, den langen Ale-Gläsern zuweilen zusprechend, behaglichen Witz auskramen; bescheiden schleicht das arme Schusterlein an ihnen vorüber nach dem Stall, um nach dem alten Gaule zu sehen, der ihn mit Frau, Schwägerin und Base nebst zwölf Kindern auf die Höhe geschleppt hat, während ein frecher Zigeunerbube sich an das Faß drängt und den gelbseidnen Burschen, deren Aufmerksamkeit ein eben angekommener stattlicher Renner in Anspruch nimmt, das Ale austrinkt. —

In den unteren Stuben fließt das Bier über die schmalen Eichenbohlen, welche man Tische zu nennen beliebt; Tom hat, in trunkener Begeisterung, die von Gesundheit, Liebe und Ale glühende Nance umschlungen und schwört unter den gräßlichsten Flüchen, daß er sie heute noch heirathen würde, wenn — es sich thun ließe. Bets (Elisabeth) legt mit sehnsüchtigem Blick ihre beiden Hände in die Rechte ihres treuen John, der mit dem einen Auge sie, mit dem andern das in der Linken erhobene Branntweinglas anlächelt, offenbar noch unentschieden, ob er Bets oder den Branntwein mehr liebe. Ein Matrose wiegt sich auf der Bank und johlt, den breitrandigen Strohhut schwingend, als zöge er am Geitau; das dampfende Glas vor ihm hat ihn in die glücklichste Stimmung versetzt; er glaubt auf seinem Schiffe zu seyn und mit vollen Segeln irgend einer Insel im Südmeer entgegen zu fliegen; auch wiegt er sich so lange, bis die Bank mit ihm zu Boden liegt, wo denn zwei seiner Kameraden, die sich bisher mit einem bunt herausgeputzten Mohrenmädchen unterhielten, herbeikommen und ihn aufheben. —

Ich stieg eine Treppe hinauf: in den ziemlich eleganten Zimmern saßen größtentheils ehrsame Bürger von London mit geputzten Weibern und Töchtern, Beefsteaks und „bottled beer," vor sich. Ein schmuckes Mädchen wies mich in ein für „Gentlemen", wie sie mit Nachdruck sagte, bestimmtes Gemach und kramte redselig aus, was an Fischen, Geflügel und Fleisch in der Küche zu finden sey. Sie lächelte gefällig, als ich ihr anheimstellte, für mich zu wählen, und beeilte sich, den Tisch zu decken. Ich bedauerte es gar nicht, daß ich eine halbe Stunde auf das Essen warten mußte, da es mir an Unterhaltung nicht fehlte.

Vor dem Hause trieben ein brauner Zigeunerbube und seine Schwester mancherlei Scherze und Spiele, welche die Umstehenden nicht wenig belustigten. Das Mädchen schien kaum fünfzehn Jahre alt zu seyn; aber sie hatte bereits alle Künste inne, welche ihren ältern Schwestern von Norwood eine so ausgezeichnete Gunst bei den Besuchern dieses Stammorts der englischen Zigeuner erwarben. Ihre Bewegungen waren

edle Muster, alte und — man verkenne es nicht — auch neue; doch habe ich sie nicht nachzuahmen gewagt: ihre Welt war eine andere. Es giebt für sie ein erhabenes Ideal: das ist die Begebenheit selbst in ihrer menschlichen Faßlichkeit, ihrer Einheit, ihrer Fülle; ihr wäre beizukommen: ich weiß, wie weit ich davon entfernt geblieben. Was ist zu sagen? Man bemüht sich, man strebt, am Ende hat man's nicht erreicht. Daß nur Niemand darüber ungeduldig werde! Die Hauptsache ist immer, wovon wir handeln, wie Jakobi sagt, Menschheit wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich! das Leben des Einzelnen, der Geschlechter, der Völker, zuweilen die Hand Gottes über ihnen. —

2. Karl V. *)

(Erster Band. S. 103.)

Wenn die alte Sage ihre Helden schildert, gedenkt sie zuweilen auch solcher, die erst eine lange Jugend hindurch unthätig zu Hause sitzen, aber alsdann, nachdem sie sich einmal erhoben, nie wieder ruhen, sondern in unermüdlicher Freudigkeit von Unternehmung zu Unternehmung fortgehen. Erst die gesammelte Kraft findet die Laufbahn, die ihr angemessen ist.

Man wird Karl V. mit einer solchen Natur vergleichen können. Bereits in seinem sechszehnten Jahre war er zur Regierung berufen, doch fehlte viel, daß er in seiner Entwickelung dahin gewesen wäre, sie zu übernehmen. Lange war man versucht, einen Spottnamen, den sein Vater gehabt, weil er seinen Räthen allzuviel glaubte, auch auf ihn zu übertragen. Sein Schild führte das Wort: „Noch nicht." Ein Croi leitete ihn und seinen Staat vollkommen. Selbst während seine Heere Italien unterwarfen und wiederholte Siege über die tapfersten Feinde davontrugen, hielt man ihn, der indeß ruhig in Spanien saß, für untheilnehmend, schwach und abhängig. Man hielt ihn so lange dafür, bis er im Jahre 1529, im dreißigsten seines Lebens, in Italien erschien.

Wie viel anders zeigte er sich da, als man erwartete! Wie zuerst so ganz sein eigen und vollkommen entschieden! Sein geheimer Rath hatte nicht gewollt, daß er nach Italien ginge, hatte ihn vor Johann Andrea Doria gewarnt und ihm Genua verdächtig gemacht. Man erstaunte, daß er dennoch nach Italien ging, daß er gerade auf Doria sein Vertrauen setzte, daß er dabei blieb, in Genua an's Land steigen zu wollen. Er war durchaus derselbe. Man nahm keinen überwiegenden Einfluß eines Ministers wahr; an ihm selbst erfand man weder Leidenschaft noch Uebereilung, sondern alle seine Entschlüsse waren gereift; es war alles überlegt; sein erstes Wort war sein letztes.

Dies bemerkte man zuerst an ihm; darauf, wie selbstthätig, wie arbeitsam er war. Es erforderte einige Geduld, die langen Reden der italienischen Gesandten anzuhören; er bemühte sich, die verwickelten Ver-

*) „Fürsten und Völker von Süd-Europa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschafts-Berichten von Leopold Ranke. Hamburg. Perthes. 1827. Drei Bände." 8.

hältnisse ihrer Fürsten und Mächte genau zu fassen. Der venetianische Botschafter wunderte sich, ihn um nicht weniges zugänglicher und gesprächiger zu finden, als er drei Jahre zuvor in Spanien gewesen war. In Bologna hatte er ausdrücklich darum eine Wohnung genommen, aus welcher er den Papst unbemerkt besuchen konnte, um dies so oft zu thun wie möglich, um alle Streitpunkte selbst auf's Reine zu bringen.

Von dem an begann er seine Unterhandlungen persönlich zu leiten, seine Heere selber anzuführen; er fing an von Land zu Land und immer dahin zu eilen, wo das Bedürfniß und die Lage der Geschäfte seine Gegenwart erforderten. Wir sehen ihn bald in Rom sich bei den Cardinälen über die unversöhnliche Feindschaft Franz I. beklagen, bald in Paris die Gunst der Estampes suchen und gewinnen bald in Deutschland dem Reichstage vorsitzen, um die religiöse Entzweiung beizulegen, bald in den castilischen Cortes bemüht, im Servicio stimmen zu lassen. Dies sind friedliche Bemühungen; öfter aber steht er an der Spitze seiner Heere. Er dringt über die Alpen in Frankreich vor und überschwemmt die Provence; er setzt Paris von der Marne aus in Schrecken. Dann kehrt er um nach Osten und Süden. Den Siegeslauf Soliman's hält er ein an der Raab; er sucht den Halbmond bei Algier auf. Das Heer, das ihm in Afrika gedient, folgt ihm an die Elbe, und auf der Lochauer Haide hört man das Feldgeschrei Hispania. Da ist Karl das am meisten beschäftigte Haupt der Welt. Gar manchmal schifft er über das Mittelmeer, über den Ocean. Indessen sind seine Seeleute Entdecker in früher nie befahrnen Meeren, seine Krieger Eroberer von früher nie betretenen Erden. In so weiter Ferne bleibt er ihr Regierer und Herr. Sein Wahlspruch: „Mehr, weiter," hat eine glorreiche Erfüllung.

So ist sein Leben, wenn wir es im Ganzen betrachten, nach ungewöhnlich langem Ruhen volle Thätigkeit. Nun ist es merkwürdig genug, daß die nämliche Erscheinung, anfangs Ruhen, Warten, Zusehen, spät die That, auch während seines bewegtesten Lebens in den einzelnen Ereignissen immer wiederkehrt.

Obwohl in der allgemeinen Willensrichtung völlig entschieden, faßte er, Fall für Fall, doch nur langsame Entschlüsse. Auf jeden Vortrag antwortete er anfangs unbestimmt, und man mußte sich hüten, seine vieldeutigen Ausdrücke nicht für eine Gewährung zu nehmen. Dann berieth er sich mit sich selbst. Er schrieb sich oft die Gründe für und wider auf; da brachte er alles in so guten Zusammenhang, daß, wer ihm den ersten Satz zugab, ihm den letzten zuzugeben gewiß genöthigt war. Den Papst besuchte er zu Bologna, einen Zettel in der Hand, auf welchen er alle Punkte der Unterhandlung genau verzeichnet hatte. Nur Granvella'n pflegte er jeden Bericht, jeden Vortrag mitzutheilen; diesen fanden die Botschafter immer bis auf die einzelnen Worte, welche sie geäußert, unterrichtet. Zwischen Beiden nun wurden alle Beschlüsse gefaßt. Langsam geschah es. Häufig hielt Karl den Courier noch ein paar Tage länger auf.

War es aber einmal so weit, so war nichts auf der Welt vermögend, ihm eine andere Meinung beizubringen. Man wußte dies wohl.

Man sagte, er werde eher die Welt untergehen lassen, als eine erzwungene Sache thun. Es war kein Beispiel, daß er jemals durch Gewalt oder Gefahr zu irgend etwas genöthigt worden. Er äußerte sich selbst mit einem naiven Geständniß hierüber. Er sagte zu Contarini: „Ich bestehe von Natur hartnäckig auf meinen Meinungen.“ „Sire,“ entgegnete dieser, „auf guten Meinungen bestehen, ist nicht Hartnäckigkeit, sondern Festigkeit.“ Karl fiel ihm in's Wort: „Ich bestehe zuweilen auch auf schlechten.“

Der Beschluß ist indeß noch lange nicht die Ausführung. Karl hatte eine Scheu, die Dinge anzugreifen, auch wenn er sehr gut wußte, was zu thun war. Im Jahre 1538 sagt Tiepolo von ihm, er zögere so lange, bis seine Sachen gefährdet, bis sie ein wenig im Nachtheil seyen. Eben das fühlte Papst Julius III.: Karl räche sich wohl, doch müsse er erst einige Stöße fühlen, ehe er sich erhebe. Auch hatte Karl nicht eben immerfort Geld. Die verwickelte Politik gebot ihm tausend Rücksichten.

Indeß er nun harren mußte, behielt er seine Feinde unausgesetzt im Auge. Er beobachtete so genau, daß die Gesandten erstaunt waren, wie gut er ihre Regierungen kannte, wie treffend er zum voraus beurtheilte, was sie thun würden. Endlich kam die Gelegenheit, die günstige oder die dringende Stunde doch. Dann war er auf, dann führte er aus, was er vielleicht seit zwanzig Jahren im Sinne gehabt.

Das ist die Politik, die seinen Feinden verabscheuungswürdig und Hinterlist, seinen Freunden ein Muster von Klugheit schien. Sie ist wenigstens kaum willkürlich. Dies Harren, Ruhen, Sich unterrichten, nur spät Schlagen ist eben Karls Natur.

In wie viel andern Dingen war es mit ihm nicht anders bestellt! Er bestrafte zwar, doch ließ er sich zuvor viel gefallen. Er belohnte wohl, aber freilich nicht sogleich. Mancher mußte Jahre lang unbezahlt ausharren, dann aber bedachte er ihn mit einem jener Lehen, mit einer jener Pfründen, deren er so viele hatte, daß er reich machen konnte, wen er wollte, und ohne selbst etwas auszugeben. Hiedurch brachte er Andere dahin, in seinem Dienst alle Mühseligkeiten der Welt zu erdulden.

Wenn man ihm die Waffen anzog, so bemerkte man, daß er über und über zitterte. Erst wenn er gerüstet war, dann ward er muthig, so muthig, daß man glaubte, er trotze darauf, daß noch nie ein Kaiser erschossen worden.

Ein solcher Mensch voll Ruhe und Mäßigung, leutselig genug, um sich Verschiedenen zu bequemen, scharf genug, um Viele zugleich in Unterwerfung zu halten, scheint wohl geeignet, mehreren Nationen zusammen vorzustehen. Man lobt Karl'n, daß er durch Herablassung die Niederländer, durch Klugheit die Italiener, durch Würde die Spanier an sich geknüpft. Was hatte er aber, um den Deutschen zu gefallen? Seine Natur war nicht fähig, sich zu jener treuherzigen Offenheit zu entwickeln, welche unsere Nation an ausgezeichneten und hochgestellten Menschen zu

allererſt anerkennt, liebt und verehrt. Ob er wohl die Manier, wie die alten Kaiſer ſich mit Fürſten und Herren gehalten, gern nachahmte; ob er ſich wohl bemühte, deutſche Sitten anzunehmen, und ſogar den Bart in Deutſchland nach deutſcher Weiſe trug, ſo erſchien er den Deutſchen doch immer als ein Fremder. Ein Vorſpänner bei dem Geſchütz, den er heftig antreibt, läßt ihn die Peitſche fühlen; vor Algier legt ein Landsknecht ſogar auf ihn an; beide, weil ſie ihn für einen Spanier halten. Beſonders ſeit dem ſchmalkaldiſchen Krieg zerfiel er mit der Meinung der Nation. Man nannte ſeine beiden Gegner die Großmüthigen; er aber, Karl von Gent, wie man ihn hieß, habe hämiſch gelacht, wie er den guten Kurfürſten gefangen genommen; mit welcher Hinterliſt habe er ſich in Halle des Landgrafen bemächtigt! Während die Italiener ſeine Einfachheit preiſen, wenn er unter einem glänzenden und reichgekleideten Gefolge ſelber in einem unſcheinbaren Mantel in ihre Städte einritt, fanden die Deutſchen auch an ſolchen Dingen etwas auszuſetzen. Als er vor Naumburg von einem Regen überraſcht ward, ließ er ſich ſein altes Baret aus der Stadt holen und nahm das neue, das er trug, indeß unter den Arm. „Armer Kaiſer, dachte ich," ſagt Saſtrow, „der Tonnen Goldes verkriegt und um eines ſammtnen Käppchens willen im Regen hält." Genug, in Deutſchland ward ihm nie recht wohl. Die Entzweiungen nahmen alle ſeine Thätigkeit hin, ohne ihm Ruhm zu gewähren; das Klima war ſeiner Geſundheit nachtheilig; er konnte die oberdeutſche Sprache nicht recht; die Mehrzahl der Nation mißverſtand ihn und war ihm abgeneigt.

Sein Leben fing ſpät an ſelbſtſtändig zu werden und ging ihm früh dahin. Lange wollte er nicht wachſen, und man verſuchte manche Küche, um ihn beſſer zu fördern. Seine Entwickelung blieb ungewöhnlich zurück, bis man im Jahre 1521 bemerkte, daß er einen Bart bekomme und männlicher werde. Seitdem blühete er eine Zeitlang in geſunder Jugend. Er fing an die Jagd zu lieben. In den Alpurarren, in den toledaniſchen Halden verlor er ſich mehr als einmal ſo weit, daß Niemand ſein Horn hörte, daß etwa ein Moriske ihm am Abend den Weg weiſen mußte, und man in der Stadt ſchon Lichter in die Fenſter geſtellt hatte und die Glocken zog, um ihn zu ſuchen. Zu Pferde turnirte er bald in Schranken, bald in offenem Felde; er verſuchte ſich mit Rohr und Gineta; auch zu Fuß blieb er nicht zurück. Den Streit, den er mit Franz I. hatte, durch einen Zweikampf zu endigen, war wenigſtens bei ihm voller Ernſt. Wir haben aus dieſer Zeit ein Bild von ihm, mit noch geſchloſſenem, etwas befehlshaberiſchem Mund, großem und feurigem Auge, gedrungenen Zügen; es iſt ganze Geſtalt; er faßt einen Jagdhund am Halsband. Aber allmälig und nur allzubald entwickelte ſich die Trennung zwiſchen der obern und der untern Hälfte ſeines Geſichts, welche ſeine meiſten Bilder charakteriſirt. Die untere tritt hervor; der Mund bleibt offen, die Augenlieder ſenken ſich. So wie er vollkommen in das thätige Leben eintritt, iſt er bereits nicht

gesund mehr; und mit einer sonderbaren Art von Neid sieht er den Heißhunger an, mit dem ein eben von der Reise gekommener Geheimschreiber den Braten aufzehrt, den man ihm vorgesetzt hat. In seinem 36. Jahre, zu Neapel, gerade als er sich schmücken wollte, um etwa auch, wie er gesteht, den Damen zu gefallen, bemerkte er die ersten weißen Haare an seinen Schläfen. Nur vergebens ließ er sie wegnehmen: sie kamen immer wieder. Im 40. Jahre fühlte er seine Kraft schon halb gebrochen. Es mangelte ihm das alte Vertrauen zu sich selbst und zu seinem Glück; und es ist bemerkenswürdig, daß er sich seiner Begegnisse vor diesem Jahre besser zu erinnern wußte, als der nachfolgenden, obwohl dieselben so viel neuer waren. Seitdem griff ihn besonders die Gicht an. Er mußte meist in der Sänfte reisen. Zuweilen brachte er zwar noch einen Hirsch, ein wildes Schwein von der Jagd, doch gewöhnlich mußte er sich begnügen, mit der Büchse in's Holz zu gehen und nach Krähen und Dohlen zu schießen. Sein Vergnügen war zu Hause, wo ihm der Narr hinter seinem Tische zuweilen ein halbes Lächeln abnöthigte, wo ihn sein Hofmeister Monfalconet mit treffenden Antworten reizte und ergötzte. Doch immer heftiger setzte ihm die Krankheit zu. Die Gicht, sagt Cavallo 1550, steigt ihm manchmal bis zum Kopf und droht ihn einmal plötzlich zu tödten. Die Aerzte riethen ihm dringend, Deutschland zu verlassen; die steigende Verwirrung der Geschäfte hielt ihn in diesen Gegenden fest. Da entwickelte sich ein Hang zu schwermüthiger Einsamkeit, der lange in ihm gewesen, zu überwiegender Stärke: im Grunde doch der nämliche, der seine Mutter, so lange auf der Welt, so lange der Welt entfremdet gehalten. Karl sah Niemand, wen er nicht ausdrücklich rufen lassen. Oft war er unmuthig, nur zu unterschreiben. Selbst einen Brief zu eröffnen, machte ihm Schmerzen in der Hand. In einem schwarz ausgeschlagenen Gemach, das mit sieben Fackeln erhellt war, lag er stundenlang auf den Knieen. Als seine Mutter gestorben, glaubte er zuweilen ihre Stimme zu vernehmen, die ihn rufe nachzukommen.

In diesem Zustande entschloß er sich das Leben zu verlassen, ehe er noch starb. —

CXXVI. Carl Spindler. *)

(1795.)

Der Sabbath.

(Erster Band. S. 49.)

> Ein dreitausendjähriges Gesetz! Seine Wurzel in den Pyramiden, seine Wipfel allenthalben Schatten werfend: ein vom Blitz gespaltner Stamm, grünend dennoch durch die Thränenströme ausgestoßner Sclaven! . . . .

Die zwischen dem Mainstrom und der Domkirche gelegene Judengasse zu Frankfurt war mit ihren alterthümlichen Häusern in das Dunkel

*) „Der Jude. Deutsches Sittengemälde aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Von C. Spindler. Zweite Auflage. Drei Bände. Stuttgart Franckh. 1829." 8.

eines späten Freitag-Abends versunken. Still und einsam war die enge und krumme Straße, und es wimmelte nicht mehr das geschwätzige Volk darin umher, das wohl zu den Zeiten Ludwigs des Baiern sich darin bewegte. Das Geschick dieses Volkes hatte sich seit dem Tode jenes Fürsten nach und nach gewaltig umgestaltet, und in Folge des harten Drucks, der sogar dann und wann in offene Schlachten ausbrach, war der israelitische Stamm zu Frankfurt ausgegangen bis auf wenige Geschlechter. Diese hausten nun abgezogen von der übrigen bürgerlichen Welt in ihren halbverfallnen Gebäuden, deren Nachbarhäuser in Ermanglung der ehemaligen jüdischen Besitzer die blutärmsten Einwohner der Reichsstadt inne hatten. Diese Letzteren, dem bitteren Mangel unterthan, belauerten mit eifersüchtigen Blicken das Thun und Treiben der Juden, die Bedürfniß und Gewinnsucht auf den Handel anwies, und die alle List anzuwenden hatten, ihren wachsenden Wohlstand vor den neidischen Augen ihrer Nachbarn zu verbergen. Darum ließen sie ihre Wohnungen von Außen verfallen, darum schlichen sie umher in der zerlumpten Tracht mit Zwerchsack und Wanderstab, darum ließen sie den seltenen Gästen, die sich in ihre Häuser wagten, nur die in Elend und Schmutz versunkene Unterstube sehen; darum schlossen sie sorgfältig am Sabbath ihre Fensterladen und Hausthüren, daß nicht durch die Ersteren der Lichter Schein, durch die Letzteren der Geruch der Festspeisen dringen und einen Schimmer von Wohlhabenheit verrathen möge, der ihnen hätte gefährlich werden können.

So waren auch heute ihre Fenster und Pforten verriegelt, und der Feierabend eingekerkert zwischen vier Mauern. Das Haus des Aeltesten unter ihnen, des in der ganzen Umgegend wegen seines Alters, seiner Leiden und Erfahrungen hochgeachteten David Ben Jochai, machte keine Ausnahme. Schwarz und düster sah es gleich den übrigen in die Straße, aber, hatte man den endlosen finstern Hausgang durchmessen, die dunkle Wendelstiege überschritten, und sich durch die Nacht nach dem Hintergebäude fortgegriffen, so trat man plötzlich in einen heiter geschmückten Ort, wo der Sabbath walten durfte in prächtiger Heimlichkeit. Eine im länglichen Viereck gebaute Stube, getäfelt an den Wänden, und geschmückt mit Vorhängen und buntem Schnitzwerk war der Haustempel. Ein großblumiger Teppich bedeckte den größten Theil des Fußbodens. Von der Decke schwebte der siebenarmige Leuchter, unter welchem der runde Tisch stand, überhangen mit einer rothwollenen Decke, über die erst wieder eine andere kleinere gebreitet war, von weißem feinem Linnenzeuge. Um den Tisch, — den drei silberne und reich gearbeitete Becher schmückten, auf einer silbernen Kredenzplatte aufgestellt, — standen drei Stühle mit hohen goldverzierten Lehnen und Polstern von geschornem Sammet. Unfern von der Tafel glänzte aus einer Nische der Mauer das silberne Waschbecken, in welches, sobald man den oben angebrachten vergoldeten Hahn umdrehte, das klare Wasser sprudelte. Feine Linnentücher lagen zum Abtrocknen bereit. In der Ecke war der Tisch zu schauen, der die Festspeisen trug und den blinkenden Weinkrug. Den Hintergrund der Stube nahm aber ein auf morgenländische Weise

geordnetes Lager von bequemen Seidenpolstern ein, überlegt mit einem köstlichen gewirkten Stück. Auf diesem Lager ruhte nun die Enkelin des Hausherrn, Esther, die an Schönheit ihres Gleichen nicht hatte am ganzen Rhein- und Mainstrom; angethan mit prächtigen Gewändern, nach der Sitte des Vaterlandes geschnitten, glänzende Gehänge in den Ohren, und viele kostbare Ringe an den Fingern. Sie hielt eine Schnur von farbigen Glaskugeln in den Händen und ließ sie gedankenlos auf- und niedergleiten, — ein erlaubtes Spielwerk. Aber aufmerksam lieh sie ihr Ohr dem Großvater, der zu ihren Füßen saß, in eine schön gefütterte Pelzschaube gehüllt, das silberweiße Haar mit einem Sammetkäpplein bedeckt. Wer ihn betrachtet hätte, den alten Mann, wie er so da saß, gebückt von den Jahren, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, und die Hände lebhaft bewegend wie die redende Lippe, und den schneeigen, bis über den Gürtel fallenden Bart, hätte ihn für die Zeit selbst halten sollen, die der Frau Venus Mährlein erzählt von vergangenen Tagen. Und in der That war es auch die Zeit, die auf den Lippen des Alten saß, und die Vergangenheit gab er wieder in eifrigen Worten. Das Geschick hatte ihn bereits durch einen Kreis von hundert Lebensjahren geführt, und hundert bittere Jahre waren es, von denen er Kunde geben konnte. Nun ist die Zeit des Leidens die unerschöpflichste; denn während ein frohes Jahr vorüberschäumt wie der brausende Geist feurigen Weins, schleichen die trüben Tage gleich Jahrhunderten dahin, schaukelnd auf langsamer fauler Woge, und lassen dem Mitschwimmer Muße genug, in die Tiefen zu schauen — in die Klüfte, die sich aufreißen während seiner Bahn, damit er sich alle ihre Schrecknisse einpräge im sichern Gedächtniß. Diese ernsten Anschauungen mitzutheilen, ist ein Bedürfniß des Alters, das ohnehin nur allzuoft den kecken Gang kraftbewußter Jugend in den prüfenden Schritt der alternden Bedächtigkeit verkehren möchte. Der greise Jochai öffnete also auch, sobald der Ruheabend eingebrochen, den Schatz seiner Rede und Erfahrung, und unterhielt den Sohn und die Enkelin von den Schicksalen und Begebenheiten ihres Volkes. Heute hörte ihm jedoch nur die reizende Esther zu, da ihr Vater unbegreiflicher Weise von seiner Handelswanderung noch nicht zurückgekommen war. Es schien überhaupt an diesem Abend ein besonderer Unstern die Ordnung des Hauses zu verrücken, denn auch der Diener und Mitgenosse desselben war ausgeblieben, und sein Platz hinter dem Ofen von der Sabbathmagd, der stummen Grete, eingenommen, die darin gähnend mit dem Schlafe kämpfte, und nur dann und wann aus dem Winkel hervorschlich, um die verdüsterten Lampen zu putzen.

„Die Möglichkeit, zu vergessen solche Greuel, wie ich sie erlebt," sprach Jochai, mit gepreßter Stimme seine Erzählung endend, — „liegt außer der Gewalt des Menschen. Der fromme Rabbi Simeon, mein weiser Lehrer, dem das Paradies sey, sprach zu mir auf seinem Sterbelager, wo er noch in Frieden dahinfuhr: Junger Bube; wir leben noch anjetzo in goldener Gefangenschaft. Wir haben einen Herrn, einen harten Herrn, aber er ist gerecht und gönnt uns den Schatten seiner

Gesetzpalmen. Aber, es wird kommen eine Zeit — wohl mir, daß ich sie nicht mehr sehe, — eine Zeit der höchsten Trübsal und Prüfung. Wehe wird gerufen werden über Israel! Machet aber nicht, daß die Gerechten im Paradiese über euch Wehe schreien. Haltet fest an den Büchern eurer Väter, an dem Gesetz, das unmittelbar gekommen ist, von dem, den ich nicht ausspreche, und habt ihr gekostet die bittere Frucht der Zeit, so mischet den Wermuth ihres Gedächtnisses dann und wann in die Speise eurer Kinder und Enkel, daß sie nicht ablassen zu flehen zu dem Allmächtigen, dessen Herrlichkeit unmittelbar unsere Scheitel berührt, damit er endlich seine Verheißung erfülle, und uns den Messias sende, den Ersehnten; — Ach! sie ist erfüllt worden des frommen Rabbi's Prophezeihung, ... wir haben sie gekostet, die bittere Frucht der Zeiten, die da sind, aber noch immer zögern die Jahre, die da kommen sollen im Gefolge des Missiah!"

„O, sage doch, lieber Großvater," fragte Esther neugierig: „werden sie denn wirklich so schön seyn, die Tage, über die der Verheißne als König gebietet?"

„Herrlich, meine Tochter!" erwiederte der Greis mit leuchtenden Augen: „herrlich, über alle Beschreibung. Wir werden wieder seyn wie der Sand am Meere, herrschend über alle Völker der Erde. Das Leben wird verfließen in unvergänglichen Laub- und Friedenshütten! Das neuerbaute Jerusalem wird seyn die Stadt der Welt, und in seinem Tempel werden alle die vom Weibe geboren sind, dienen und opfern. An Ueppigkeit werden die Saaten ins Unendliche gedeihen, das Korn zu riesenhohen Garben erwachsen, die Weinstöcke ungeheure Trauben erzeugen, die Flüsse Milch und Honig fluthen. Selbst die Gestirne werden sich des herrlichen Zeitalters freuen, der Sonne dreihundertfältiger Strahl den Himmel in Paradiesesglut tauchen, des Mondes Schein die Nacht zum schönsten Maientag verklären!"

„Welch' reizende Zukunft!" rief Esther hingerissen: „Warum ist sie nicht schon zur Gegenwart geworden!"

„Noch zürnt der Gebenedeite!" versetzte Jochai mit zerknirschter Beugung des Hauptes: „noch hört er nicht die Stimmen seiner Kinder, die zu ihm schreien aus der Tiefe. Noch hält der Vater des Bösen, der Fürst der Wildniß, der grausame Sammael das Ohr des Herrn verstopft, weil er nicht will, daß unsere Gebeine ruhen im Schooße des gelobten Landes. Aber endlich wird der Schrei unsrer Noth dennoch zu dem lieblichen Gabriel dringen, dem Boten der Barmherzigkeit, und jede neue Morgenröthe kann uns den Verheißnen senden, — mit ihm unsere Rettung."

„Käme sie doch morgen schon!" seufzte Esther: „Ich verliere alle Lust zum Leben, und mir ist gar oft der sündhafte Gedanke gekommen, als wäre doch am Ende besser, eine Christin zu seyn auf Erden als...."

„Rede nicht aus!" fuhr Jochai auf: „Der Herr nehme den Greuel von Dir, den Du gedacht! Warum hegst Du so thöricht Verlangen, das Dich in das Feuer der Gehenna bringen könnte?"

„Verzeihe mir, Großvater!" sprach die liebliche Esther, und legte

die Hände bereuend auf die Brust: „aber gestehe, daß wir dahin leben, wie die trauernde Weide am sumpfigen Teiche. Ihr Männer geht aus in die Welt, seht Länder und Menschen, und gewinnt mühsam dem geizigen Gojim Euer Leben ab. Diese Art zu seyn hat manche Freiheit, manche Lust. Wir aber, wir vertrauern unsre Tage daheim. Versorgt auch Eure Güte uns mit den Leckerbissen, die uns behagen, mit der Bequemlichkeit, die unsre Lust ist, mit dem köstlichen Putz, der uns so sehr gefällt, ... was hilft uns dieses Alles? Von der harten Fessel eingeklemmt, müssen wir all die Herrlichkeit genießen, verstohlen, wie ein Dieb seinen Raub. Vor der gaffenden Welt erscheinen wir nicht, oder im unscheinbaren Gewande, in erlogner Dürftigkeit. Die gesellige Freude ist ausgeschlossen aus unserm Hause. Hinter Schloß und Riegel gefällt uns nicht der Prunk, nicht die leckere Tafel, nicht das weiche Lager, von dem wir uns kaum erheben."

„Verblendete!" eiferte Jochai: „In Fesseln liegst Du, aber in denen der verdammlichen Eitelkeit, die über dem Spiegel das Gesetz vergißt. Gefallsüchtige! Nicht auf den unzüchtigen Tänzen der Ungläubigen, nicht bei ihren heidnischen Feierlichkeiten und unsittlichen Schmausereien sollst Du glänzen. Gefalle Deinem Vater, gefalle Deinem Manne! Die übrige Welt kenne Dich nicht."

Purpurfarbe überzog Esthers Gesicht. Verlegen lächelte sie, schlug dann die großen schwarzen Augen, um Versöhnung flehend, zu dem Alten auf, und reichte ihm die Hand. — „Dir und dem Vater will ich ja auch nur gefallen," sprach sie bittend: „und einst dem Manne, den mir David erwählen wird. — Wo bleibt aber der Vater? Die Sanduhr zeigt bereits die siebente Stunde. Es wird ihm doch kein Leid zugestoßen seyn?"

„Dem wahre der Fürst Israel!" erwiederte Jochai mit gläubigem Vertrauen. — „Gewiß ist mein Sohn zurückgehalten worden von den Freunden, oder es hat ihn der Sabbath auf freiem Felde überrascht, und ein wahrer Gesetzfreund heiligt ihn durch Ruhe und ein friedlich Mahl, wo es auch sey."

In dem Augenblick pochte es gelinde an die Hausthüre. Der Schall verbreitete sich schnell durch den leeren Vorderbau in das festliche Gemach. Großvater und Enkelin fuhren etwas zusammen. Die alte Christenmagd zündete die Traglampe an, und langte nach dem Schlüssel an der Wand. — „Bedächtig!" flüsterte ihr Jochai zu: „Ich gehe mit, um vom Fenster herab zu ersehen, wer der Klopfende ist. Komme, alte Magd! Vorsicht ist von Nöthen." —

Die Alte leuchtete dem Hausherrn vor, und Esther blieb allein zurück, sinnend den Kopf in die Hand gestützt. „Hm!" seufzte sie nach einer Weile: „der Großvater hat gut reden. Das Eis seiner hundert Jahre hat eine Rinde um ihn gelegt, daß er das Sehnen und Wünschen der Jugend nicht begreift. Und dennoch, trotz seinen Ermahnungen und Bußreden wird er mich nicht überzeugen. — Ich bin recht unglücklich!" fuhr sie nach einer kleinen Stille fort: „unglücklicher als ich mir's

vielleicht selbst träumen lasse, ... und, ach! — nur Eins fehlt zu meinem Glücke; aber auch das unerringbar Einzige!"

Schwermüthig ließ sie das Haupt sinken. Da trat Jochai herein, hinter ihm sein Sohn David, ein Knäbchen an der Hand führend. Freudig eilte die Tochter an des Vaters Hals, und erkundigte sich angelegen ob seines langen Wegbleibens. — — —

CXXVII. Karl Immermann.

(1796.)

Bekehrungsgeschichte eines Arztes.*)

(Dritter Theil. S. 303.)

Mich machten alle diese Vorfälle, Mißgeschicke, Krankheiten sehr unglücklich. Das Feuer einer verbotenen Leidenschaft hatte mich unter Menschen getrieben, die sich nun allgemach von mir und von einander ablöseten. Alles Behagen um mich her war dahin. Meine Zeit schien in dieser Einöde ohne Frucht vergangen zu seyn und die Beziehungen des Lebens kamen mir wie kurze Fäden vor, die man mit Mühe von einem verworrenen Knäuel abwickelt. Meinen Kranken widmete ich zwar eine pflichtmäßige Sorgfalt, aber ohne Freude am Berufe zu haben. Das eigentliche Leiden der Welt schien mir dem Arzte so unerreichbar zu seyn, daß seine ganze Beschäftigung mir kleinlich und nutzlos vorkam. Wie sich das Leben vor meinen Augen zersetzte, so bröckelte mir auch die Wissenschaft auseinander und wurde ein lockeres Aggregat problematischer Einzelheiten, welchen der eigentliche Mittelpunkt fehlte.

Auch mich warfen die Anstrengungen und Gemüthsbewegungen, verbunden mit einer starken Erkältung, die ich mir bei einem nächtlichen Ritte zuzog, auf das Lager. Ein starkes Fieber hielt mich drei Wochen lang zwischen glühenden Phantasien gefangen, und möchte leicht einen gefährlichen, nervösen Charakter angenommen haben, wären meine Eingeweide nicht frei von jeder Indigestion gewesen.

Als ich erstand, war ich wie neugeboren, ich hatte das Gefühl eines Kindes, dem jeder Gegenstand tausend frische unabgenutzte Seiten zeigt, in den unbedeutendsten Dingen erkannte ich ein Glück, der Gruß eines Bekannten, seine Frage, wie es mir gehe? konnte mir auf einen ganzen Tag Freude machen.

So lebte ich einige Wochen für mich hin, mit Eifer meine Berufsgeschäfte treibend, und mich um die Wirrsale der Welt wenig kümmernd. Da wurde mir eines Tages, es war gerade um zwölf Uhr Mittags, die wunderbarste innere Erfahrung. Sie kam ungesucht, unvorbereitet, wohl recht, wie das Höchste erscheinen muß.

Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, will gestehn, daß auch nachmals mein Innres voll Schlacken geblieben ist, aber ich kann,

*) „Epigonen. Familienmemoiren in Neun Büchern. Herausgegeben von Karl Immermann. Drei Theile. Düsseldorf. Schaub. 1836." 8.

wie Cromwell, von mir behaupten, daß ich einmal im Stande der Gnade gewesen bin, und deßhalb nicht verloren gehn werde.

Ich wanderte für mich eine grade, keineswegs zur Erhebung stimmende Landstraße hin, ruhig, ohne Bewegung des Gemüths, nur an eine ganz gewöhnliche Tagesobliegenheit denkend. Da, auf einmal, fühlte ich in mir die Existenz Gottes, und seine unmittelbarste Gegenwart in mir, so daß ich nun ganz bestimmt wußte: Er ist. Und zwar nicht als Begriff, Idee, sondern sein Daseyn ist ein reelles. Der Sitz dieser Empfindung war der ganze Mensch zwar, jedoch hauptsächlich und vorzugsweise das Herz, in welchem sich dieselbe wie ein sanftes Wirbeln gestaltete, welches das Herz zugleich in den Mittelpunkt des Weltalls rückte, und es auf einen Zug begreifen lehrte, in welchen Gesetzen der Unschuld, Schönheit und Güte dieses ungeheure Ganze erbaut worden sey. Damals wußte ich auch sofort, daß wir nie Gott anschauen werden, daß vielmehr die Seligkeit darin bestehen soll einen solchen Moment für immer zu haben, und daß dann Gott, wie ein ewiges Pulsiren der Heiligkeit, in uns die Stelle des fleischlichen Herzens einnehmen wird. Alles dieses war keine Phantasie, keine Speculation, sondern eine fast sinnliche Gewißheit. Es dauerte nur wenige Secunden; auch kann ich den Moment nicht näher beschreiben, denn es würde doch nur auf schmückende Armseligkeiten hinauslaufen. Das Ganze aber war ein Gemüthswunder, welches sich nachmals nicht hat wiederholen wollen, mir jedoch auch in seiner einzelnen und einzigen Erscheinung zur Beruhigung über einen höheren Zusammenhang der Dinge vollkommen genügt. Bin ich Ihnen in meinem Wesen umgestimmt erschienen, so ist es die Nachwirkung dieses Augenblicks gewesen. — — —

Der Arzt hat eine große Aufgabe in der Gegenwart zu lösen. Krankheiten, besonders die Nervenübel, wozu seit einer Reihe von Jahren das Menschengeschlecht vorzugsweise disponirt ist, sind das moderne Fatum. Was in frischeren, kürzer angebundnen Zeiten sich mit einem Dolchstoße, mit anderen raschen Thaten der Leidenschaft Luft machte, oder hinter die Mauern des Klosters flüchtete, das nagt jetzt inmitten scheinbar-erträglicher Zustände langsam an sich, untergräbt sich von innen aus, zehrt unbemerkt an seinen edelsten Lebenskräften, bis denn jene Leiden fertig und ausgebildet dastehn.

Zwischen diese verlarvten Schicksale ist nun der Arzt gestellt. Er muß, will er seinen Beruf mit Weisheit erfüllen, ein Eingeweihter seyn, Gott und die Welt im Busen tragen, er muß gewissermaßen das Amt eines Priesters und Hierophanten üben. Mittel und Wege hat er aufzufinden, wozu ihm die materia medica keine Anleitung giebt.

Unserer Wissenschaft steht überhaupt eine Umbildung bevor, und wenn es erlaubt ist, der Entwicklung der Dinge vorzugreifen, so möchte ich sagen: Wir werden uns der antiken Richtung wieder näher anschließen. Lange genug haben wir mit Pulvern und Pillen die Natur zu zwingen gewähnt, oder den lebendigen Leib an das Kreuz des Systems geschlagen, in Zukunft werden wir mehr beobachten. Selbst der Auswuchs

der jetzigen Heilkunde, die Homöopathie, deutet schon diesen richtigeren Weg an, wenn sie verschmäht, die sogenannten inneren Ursachen analysirend sich zur Anschauung zu bringen, in welcher isolirten Analysis auch eigentlich nichts mehr vorhanden ist, was dem Arzte einen Fingerzeig geben könnte.

CXXVIII. Wolfgang Menzel.

(1798.)

Nationalität.*)

(Erster Theil. S. 39.)

Die Literatur ist in der neuesten Zeit so sehr die glänzendste Erscheinung unserer Nationalität geworden, daß wir diese eher aus jener erklären können, als umgekehrt. Es ist uns beinahe nichts übrig geblieben, wodurch wir unser Daseyn bemerklich machen, als eben Bücher. Wie die Griechen zuletzt durch nichts mehr ausgezeichnet waren, als durch Wissenschaften und Künste, so haben auch wir nichts mehr, was uns würdig machte, den deutschen Namen fortzuführen. Leben wir nicht als einige Nation wirklich nur in Büchern? versammelt sich das heilige Reich noch irgend anders wo als auf der Leipziger Messe? Indeß scheint eben darum die geheime Wahlverwandtschaft mit den Büchern der tiefste Zug unseres Nationalcharakters; wir wollen sie die Sinnigkeit nennen.

Schon in den ältesten Zeiten waren die Deutschen eine phantastische Nation, im Mittelalter wurden sie mystisch, jetzt leben sie ganz im Verstande. Zu allen Zeiten offenbarten sie eine überschwengliche Kraft und Fülle des Geistes, die aus dem Innern hervorbrach und auf die Aeußerlichkeiten wenig achtete. Zu allen Zeiten waren die Deutschen im praktischen Leben unbehülflicher als andere Nationen, aber einheimischer in der innern Welt, und alle ihre nationellen Tugenden und Laster können auf diese Innerlichkeit, Sinnigkeit, Beschaulichkeit zurückgeführt werden. Sie ist es die uns jetzt vorzugsweise zu einem literarischen Volk macht, und zugleich unsrer Literatur ein eigenthümliches Gepräge aufdrückt. Die Schriften anderer Nationen sind praktischer, weil ihr Leben praktischer ist, die unsrigen haben einen Anstrich von Uebernatürlichkeit oder Unnatürlichkeit, etwas Geistermäßiges, Fremdes, das nicht recht in die Welt passen will, weil wir immer nur die wunderliche Welt unsres Innern im Auge haben. Wir sind phantastischer als andere Völker, nicht nur weil unsere Phantasie ins Ungeheuere von der Wirklichkeit ausschweift, sondern auch weil wir unsere Träume für wahr halten. Wie die Einbildungskraft schweift unser Gefühl aus von der albernen Familiensentimentalität bis zur Ueberschwenglichkeit pietistischer Sekten. Am weitesten aber schweift der Verstand hinaus ins Blaue und wir

*) „Die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel. Zweite vermehrte Auflage. Vier Theile. Stuttgart. Hallberger. 1836." 8.

sind als Speculanten und Systemmacher überall verschrieen. Indem wir aber unsre Theorien nirgends einigermaßen zu realisiren wissen, als in der Literatur, so geben wir der Welt der Worte ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht über das Leben selbst, und man nennt uns mit Recht Bücherwürmer, Pedanten.

Dieß ist indeß nur die Schattenseite, über die wir uns allerdings nicht täuschen wollen. Ihr gegenüber behauptet unser sinniges literarisches Treiben auch eine lichte Seite, die von den Fremden weit weniger gewürdigt wird. Wir streben nach allseitiger Bildung des Geistes und bringen derselben nicht umsonst unsre Thatkraft und unsern Nationalstolz zum Opfer. Die Erkenntnisse, die wir gewinnen, dürften dem menschlichen Geschlecht leicht heilsamer seyn, als noch einige sogenannte große Thaten, und die Lust, von den Fremden zu lernen, dürfte uns mehr Ehre machen, als ein Sieg über dieselben. In unsrem Nationalcharakter liegt ein ganz eigener Zug zur Humanität. Wir wollen alle menschlichen Dinge recht im Mittelpunkt ergreifen und in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens das Räthsel der verborgnen Einheit lösen. Darum fassen wir das große Werk der Erkenntniß von allen Seiten an; die Natur verleiht uns Sinn für Alles und unser Geist sammelt aus der größten Weite die Gegenstände seiner Wißbegierde und bringt in die innerste Tiefe aller Mysterien der Natur, des Lebens, der Seele. Es gibt keine Nation von so universellem Geist als die deutsche, und was dem Individuum nicht gelingt, wird in der Mannigfaltigkeit derselben erreicht. An die Masse sind die zahlreichen Organe vertheilt, durch welche die Erkenntniß allen vermittelt wird.

Die deutsche Sinnigkeit war immer mit einer großen Mannigfaltigkeit eigenthümlicher Geistesblüthen gepaart. Der innere Reichthum schien sich nur in dem Maaß entfalten zu können, als er an keine Norm gebunden war. Mehr als in irgend einer andern Nation hat die Natur in der unsern die unerschöpfliche Fülle eigenthümlicher Geister aufgeschlossen. In keiner Nation gibt es so verschiedene Systeme, Gesinnungen, Neigungen und Talente, so verschiedene Manieren und Style zu denken und zu dichten, zu reden und zu schreiben. Man sieht, es mangelt diesen Geistern an aller Norm und Dressur, sie sind wild aufgewachsen hier und dort, verschieden von Natur und Bildung, und ihr Zusammenfluß in der Literatur gibt eine baroke Mischung. Sie reden in einer Sprache, wie sie unter einem Himmel leben, aber Jeder bringt einen eigenthümlichen Accent mit. Die Natur waltet vor, wie streng auch die Disciplin einzelner Schulen die sogenannte Barbarei ausrotten möchte. Der Deutsche besitzt wenig gesellige Geschmeidigkeit, doch um so stärker ist seine Individualität und sie will frei sich äußern bis zum Eigensinn und bis zur Karrikatur. Das Genie bricht durch alle Dämme und auch bei dem Gemeinen schlägt der Mutterwitz vor. Wenn man die Literatur anderer Völker überschaut, so bemerkt man mehr oder weniger Normalität, oder französische Gartenkunst, nur die deutsche ist ein Wald, eine Wiese voll wilder Gewächse. Jeder Geist ist eine Blume, eigenthümlich an Gestalt, Farbe, Duft. Nur die niedrigsten kommen in

ganzen Gattungen vor, und nur die höchsten vereinigen in sich die Bildungen vieler andern; in einigen wird ein großer Theil der Nation gleichsam personificirt, und in seltenen Genien scheint die Menschheit selbst ihr großes Auge aufzuschlagen, Genien, die auf der Höhe des Geschlechts stehen und das Gesetz offenbaren, das in den Massen schlummert.

Der Genius wird immer nur geboren, und die reichen Originalitäten in der deutschen Geisterwelt sind unmittelbare Wirkungen der Natur. Mittelbar mag die große Verschiedenheit der deutschen Stämme, Stände, Bildungsstufen, durch die Erziehung und das Leben auf die Schriftsteller wirken, aber diese Verschiedenheit ist selbst nur eine Folge der Volksnatur. Diese hat unter allen Verhältnissen die Normalität unmöglich gemacht. Unter allen Völkern bot das deutsche von jeher die reichste Mannigfaltigkeit, Gliederung und Abstufung dar, wie äußerlich, so geistig. Diese Mannigfaltigkeit ist durch die ewig junge Naturkraft von unten her aus dem Volk beständig genährt worden und hat sich nie einer von oben her gebotenen Regelmäßigkeit gefügt. Mit ihr ist zugleich alles Herrliche, was den deutschen Geist auszeichnet, von unten frei und wild hervorgewachsen.

Nur eins ist der Masse unserer Schriftsteller gemeinsam, die wenige Rücksicht auf das praktische Leben, das Ueberwiegen der inneren Beschaulichkeit. Doch sind gerade dadurch die Ansichten um so mehr vervielfältigt worden. In den engen Schranken des praktischen Lebens hätten sich die Geister in wenige Parteien und für einfache Zwecke vereinigen müssen. In der unendlichen Welt der Phantasie und Speculation aber fand jeder eigenthümliche Geist den freiesten Spielraum. Der Deutsche sucht instinktartig dies freie Element. Kaum gehn wir einmal aus dem Traum heraus und erfassen das praktische Leben, so geschieht es nur, um es wieder in das Gebiet der Phantasie und der Theorien zu ziehn; während umgekehrt die Franzosen von der Speculation und Einbildungskraft nur die Hebel für das öffentliche Leben borgen. Der Franzose braucht eine naturphilosophische Idee, um sie auf die Medicin oder Fabrikation anzuwenden; der Deutsche braucht die physikalischen Erfahrungen am liebsten, um wundervolle Hypothesen darauf zu bauen. Der Franzose erfindet Tragödien, um auf den politischen Sinn der Nation zu wirken; dem Deutschen blieben von seinen Thaten und Erfahrungen eben nur Tragödien. Die Franzosen haben eine arme Sprache, doch treffliche Redner. Wir könnten weit besser sprechen, doch wir schreiben nur. Jene reden, weil sie handeln; wir schreiben, weil wir nur denken.

Das originelle, physiognomische, aller Normalität widerstrebende Wesen in der deutschen Literatur ist noch immer wie in der Zeit der Chroniken wahre Naivetät, mehr, als mancher Autor, der Griechen, Römer, Engländer oder Franzosen im Auge gehabt, selbst wissen mag. Wenn sich nun aber auch diese Naivetät der deutschen Schriften streng nachweisen läßt, so darf man doch damit ja nicht die sogenannte deutsche Ehrlichkeit verwechseln. Allerdings herrscht noch eine große Gutmüthig-

keit und Redlichkeit unter den Autoren, und sie ließe sich schon aus dem eisernen, wenn auch oft fruchtlosen Fleiße, und aus der Weitläuftigkeit, aus dem sichtbaren Bestreben nach deutlicher Belehrung erkennen, wenn man auch den vielen Versicherungen von Ehrlichkeit und Liebe mit Recht mißtrauen dürfte. Aber eben diese sentimentalen Schwüre zeigen nur zu deutlich, daß wir den Stand der Unschuld bereits verlassen haben. Die deutsche Sprache ist der vollkommene Ausdruck des deutschen Charakters. Sie ist dem Geist in allen Tiefen und in dem weitesten Umfang gefolgt. Sie entspricht vollkommen der Mannigfaltigkeit der Geister und hat jedem den eigenthümlichen Ton gewährt, der ihn schärfer auszeichnet, als irgend eine andre Sprache vermöchte. Die Sprache selbst gewinnt durch diese Mannigfaltigkeit des Gebrauchs. Das bunte Wesen und die Vielgestaltigkeit ist ihr eigen und steht ihr schön. Ein Blumenfeld ist edler als ein einfaches Grasfeld, und gerade die schönsten Länder haben den reichsten Wechsel von Gegenden und Temperaturen. Alle Versuche, den deutschen Schriftstellern einen Normalsprachgebrauch aufzudrängen, sind, schmählich gescheitert, weil sie der Natur widerstrebten. Jeder Autor schreibt, wie er mag. Jeder kann von sich mit Göthe sagen: „ich singe wie der Vogel singt, der auf den Zweigen lebt."

Es ist gewiß ein nationeller Zug, daß unsere Gelehrten und Dichter sogar noch keine durchgreifende Rechtschreibung haben, und daß uns dieß so selten auffällt. Wie viele Wörter werden nicht bald so, bald anders geschrieben, wie viele Willkür herrscht in den zusammengesetzten Wörtern! und wer tadelt es, als hin und wieder die Grammatiker, von denen sich die Autoren so wenig belehren lassen, als die Künstler von den Aesthetikern.

Die grammatische Mannigfaltigkeit erscheint aber nur unbedeutend gegen die rhetorische und poetische, gegen den unendlichen Reichthum in Styl und Manier, worin uns kein Volk auf Erden gleich kommt. Es mag dahin gestellt seyn, ob keine andere Sprache so viel Physiognomik zuläßt, gewiß aber ist, daß in keiner so viel Physiognomik wirklich ausgedrückt wird. Diese ungebundene Weise der Aeußerung ist uns mit so manchem andern Zug unsrer Natur aus den Wäldern angestammt, und auf ihr beruht die ganze freie Herrlichkeit unsrer Poesie. Je besser der Conversationston, desto elender die Dichter, wie in Frankreich. Je schlechter der Canzleystyl, desto origineller die Dichter, wie in Deutschland. Jeder neue Adelung wird vor einem neuen Göthe, Schiller, Tieck zu Spott werden. Titanen brauchen keine Fechtschule, weil sie doch jede Parade durchschlagen. Den großen Dichter und Denker hält sein Genie, den gemeinen seine angeborne Natur, alle der gänzliche Mangel einer Regel, eines gesetzgebenden Geschmacks und eines richtenden Publikums von dem Zwang einer attischen oder pariſischen Censur entfernt.

Im Ganzen hat die deutsche Sprache im Fortschrit der Zeit auf der einen Seite gewonnen, auf der andern verloren. Die Reinheit, eine Menge Stammwörter, einen bewundernswürdigen Reichthum von feinen und wohllautenden Biegungen hat sie seit einem halben Jahrtausend verloren. Dagegen hat sie von dem, was ihr übrig geblieben, einen

desto bessern Gebrauch gemacht. In der jetzt ärmern und klanglosern Sprache ist unendlich viel gedacht und gedichtet worden, das uns die verlornen Laute vermissen läßt. Ausgezeichnete Meister haben aber auch diese neue hochdeutsche Sprache durch Virtuosität des Gebrauchs zu einer eigenthümlichen Schönheit zu bilden gewußt, und man hat angefangen, sie sogar aufs Neue aus dem Schatz der Vorzeit zu schmücken. Es gehört nicht zu den geringsten Verdiensten der Romantiker, daß sie die deutsche Sprache wieder auf den alten Ton gestimmt haben, so weit es ihre gegenwärtige Instrumentation vertragen kann.

Diese lebendige, organische Wiedergeburt der reinen alten Sprache, durch welche die fremden Schmarotzergewächse verdrängt werden, ist das schönste Zeugniß von der angebornen Kraft unsrer Nationalität im Gegensatz gegen die affectirte Kraft, womit wir es den Fremden gleich zu thun gestrebt haben. Diese organische Entwickelung der deutschen Ursprache stellt zugleich die mechanischen Versuche der Puristen gänzlich in den Schatten. Nichts ist kläglicher, als jener Purismus eines Campe und Anderer, welche die aus der Philosophie verschwundene Atomenlehre noch einmal in der Grammatik aufzufrischen und die atomistischen deutschen Silben nach einer Cohärenz, die nicht im Organismus deutscher Sprachbildung, sondern nur in der Analogie des fremden Wortes lag, zusammen zu schmieden versuchten, die uns Wörter aus Silben machten, wie Voß aus Wörtern eine Sprache machte, die weder deutsch noch griechisch war, und die man erst wieder ins Griechische übersetzen mußte, um sie zu verstehen.

Der Purismus ist löblich, wenn er uns denselben Begriff, den ein fremdes Wort ausdrückt, eben so umfassend und verständlich durch ein deutsches ausdrücken lehrt, jederzeit aber zu verwerfen, wenn das fremde Wort umfassender oder verständlicher ist, oder wenn es einen unsrer Sprache gänzlich fremden Begriff bezeichnet: denn Mittheilung der Begriffe ist der erste Zweck der Sprache, Deutlichkeit der Wörter das Mittel dazu. Wenn wir nur unsre Begriffe durch einen fremden vermehren, so laßt uns immer das fremde Wort dazu nehmen. Das Denken soll nicht verarmen, damit die Sprache mit Reinheit prahlen könne.

Wenn der falsche Purismus zu verwerfen ist, so ist doch der wahre, wie ihn schon Luther kräftig gehandhabt, höchst verdienstlich. Allerdings gibt es unter den fremden Wörtern, die wir als das Kleid fremder und neuer Begriffe ehren müssen, noch eine Menge anderer, die sich statt eben so guten, und deßfalls für uns besserer, deutscher Wörter eingeschlichen haben, die ganz bekannte alte Begriffe ausdrücken, und nur aus einer lächerlichen Eitelkeit oder Neuerungssucht von uns gebraucht werden. Der Gelehrte will zeigen, daß er in alten Sprachen bewandert ist, der Reisende, daß er fremde Zungen gehört hat, das übrige Volk, daß es mit weisen und erfahrenen Menschen oder Büchern bekannt ist, oder die Vornehmeren, wollen ihre höheren Begriffe auch in einer fremden Sprache von der Denkungsart des Pöbels geschieden wissen, und der Pöbel thut vornehm, indem er ihnen die fremden Laute nachäfft. So ungefähr ist die deutsche Sprachmengerei entstanden, sofern sie

nicht nothwendig mit fremden Begriffen auch fremde Wörter borgen mußte, und so ist sie durchaus verwerflich, ein Schandfleck der Nation und ihrer Literatur. Möchten die Puristen uns für immer davon befreien können. Jedes Jahrhundert befreit uns wenigstens von der Thorheit der vorhergehenden. Klopstock bemerkt sehr richtig: „Zu Karls V. Zeiten mischte man spanische Worte ein, vermuthlich aus Dankbarkeit für den schönen kaiserlichen Gedanken, daß die deutsche Sprache eine Pferdesprache sey, und damit ihm die Deutschen etwas sanfter wiehern möchten. Wie es diesen Worten ergangen ist, wissen wir und sehen daraus zugleich, wie es künftig allen heutigstägigen Einmischungen ergehen werde, so arg nämlich, daß dann einer kommen und erzählen muß, aus der oder der Sprache wäre damals, zu unserer Zeit nämlich, auch wieder eingemischt worden; aber die Sprache, die das nun einmal schlechterdings nicht vertragen könnte, hätte auch damals wieder Uebelkeiten bekommen."

Ist nun aber auch die deutsche Sprache siegreich aus den Kämpfen mit andern Sprachen hervorgegangen, so hat sie doch darüber manches an ihrer innern Ausbildung vernachläßigt. In dem Zeitalter zwischen Luther und Lessing, also gerade in der Periode jenes Kampfes, drückte die vorübergehende Langeweile der Zeit der deutschen Sprache einen bleibenden Ausdruck von Phlegma auf. Aus dieser Zeit stammt nämlich die heillose Phraseologie, die aufs umständlichste mit mehreren Wörtern sagt, was sie weit einfacher und kräftiger mit einem einzigen sagen würde, z. B. in Anspruch nehmen, anstatt ansprechen; in Untersuchung ziehen, anstatt untersuchen; in Versuchung führen, statt versuchen; in Anschlag bringen, statt anrechnen u. s. w.

Wenn man diese weitschweifigen Phrasen aufgibt, den Gebrauch des „haben, seyn und werden" durch erlaubte Auslassung möglichst einschränkt und statt der mißtönigen Imperfecte und Participien z. B. fragte, biegte, wägte, gedingt, entsprießt ꝛc. die volltautenden „frug, bog, wog, gedungen, entsprossen ꝛc." gebraucht, so muß unsre heute einmal übliche Sprachweise um vieles verschönert werden.

Ein anderer Uebelstand, der aus derselben Zeit herrührt, ist die Uebertreibung der gelehrten Terminologie. Man lese ein philosophisches Werk von Hegel, und frage sich, ob es je in der Welt eine Nation geben wird, die eine solche Sprache als die ihrige anerkennen würde.

Zwar hat sich die deutsche Sprache seit Lessing und Wieland und insbesondere im gegenwärtigen Jahrhundert sehr ausgebildet, hat je mehr und mehr dem alten langweiligen Phlegma und der gelehrten Pedanterei entsagt, ist elastisch und fließend worden und erfreut sich namentlich eines schnelleren Rhythmus; allein es scheint mir doch nicht, als ob sie auf der gegenwärtigen Stufe der Entwicklung werde stehen bleiben, und ich sehe im Geist den Leser lächeln, dem vielleicht nach fünfhundert Jahren einmal dieses Buch in die Hände und diese Stelle in die Augen fällt.

Der deutsche Genius und das deutsche Verdienst ist übrigens nicht von der Sprache abhängig. Mit Ausnahme der Poesie ist fast Alles,

was die deutsche Literatur vor der Reformation in wissenschaftlicher Hinsicht Großes geleistet hat, lateinisch geschrieben, ohne darum weniger deutsch zu seyn. Zwar empfingen unsre Ahnen im Mittelalter wie die lateinische Sprache, so auch mit ihr die erste wissenschaftliche Anregung, aber sie bildeten dieselbe allmählig sehr eigenthümlich aus in dem naiven Styl der Chroniken, in den tiefsinnigen Systemen der Mystik, in den wunderbaren Naturansichten, in der gothischen Kunst und in der Legislatur und Jurisprudenz. Hier liegt im lateinischen Wort überall der deutsche Geist, und ich möchte daher nicht wie Wachter und Andre die lateinisch geschriebenen Werke unsrer Vorfahren von der deutschen Nationalliteratur ausschließen, wenn ich hier überhaupt von unserer älteren Literatur handeln wollte.

CXXIX. Eduard Gans.

(1798.)

Der Salon der Madame Recamier. *)

(S. 147.)

In der Mitte des rue de Sevres liegt ein Haus, dessen erneuerte und schöne Bauart kaum anzudeuten scheint, daß es noch heute zum Theil zu klösterlichen Einrichtungen dient. Es ist die abbaye aux Bois, so genannt, weil sie wohl in ältern Zeiten außerhalb der Ringmauern der Stadt Paris liegen mochte. Das Kloster hat sich heut zu Tage mit der Weltlichkeit abgefunden, und neben den geweihten Schwestern sieht man auch einige wenige Mietherinnen daselbst, von deren Wohnung zwar auf die Zurückgezogenheit der Gesinnung, aber nicht auf das Aufgeben aller weltlichen Interessen geschlossen werden darf. Unter Anderem ist das Haus auch dadurch seit mehreren Jahren berühmt geworden, daß Madame Recamier in demselben wohnt.

Es würde kaum gestattet seyn, in die Schilderung eines Privatlebens oder einer Seite desselben einzugehen, wenn es nicht selbst zu den Zierrathen und Ausschmückungen des öffentlichen Geistes gehörte, und wenn nicht gerade in seiner Ergründung eine tiefere Einsicht, als sonst irgendwo, in die mannichfach versteckten Fäden dessen, was sich begiebt, zu erlangen wäre. Madame Recamier hat nun seit so vielen Jahren an der Spitze des weiblichen Theils der französischen Bevölkerung gestanden, daß man ihr auch in ihre Zurückgezogenheit folgen darf, um zu sehen, für welche Seite des heutigen Weltganges ihr einfacher und äußerlich unscheinbarer Gesellschaftssaal eine Anziehungskraft bewährt. Man denke sich eine Frau in den Fünfzigen, die von Allem, was die Schönheit Ewiges und Unverwelkliches enthält, nicht blos die Spuren, sondern vielmehr das Wesen und die Substanz erhalten hat, die in ihrem reichen Umgange mit Allem, was seit einigen dreißig Jahren in der Weltge-

*) „Rückblicke auf Personen und Zustände. Von Eduard Gans. Berlin. Veit. 1836." 8.

schichte Bedeutendes hervortrat, eine Sicherheit des Blickes und des Betragens gewonnen, die in Erstaunen setzen würden, wenn sie nicht in der allgemein menschlichen Liebenswürdigkeit verloren gegangen zu seyn schienen. Man denke sich diese Frau, noch heute umgeben von den Edelsten ihres Volkes, und allen Fremden, die den Vorzug genießen, bei ihr eingeführt zu werden, einen eigenen Lebenslauf besitzend, welcher gleichsam der Mikrokosmus des allgemeinen Weltganges ist, und man wird nicht erst fragen dürfen, ob es wichtig und bedeutend sey, in diesen Kreis gesehen zu haben.

Madame Recamier nimmt die bei ihr eingeführten Herren gewöhnlich um vier Uhr Nachmittags auf. Sie sitzt in der Regel an irgend einer Stickerei oder sonstigen weiblichen Arbeit. Ihr Gesellschaftssaal faßt kaum dreißig Menschen, und nur in seltenen Fällen ist diese Zahl des Abends, etwa zwei Mal im Monate vollständig. Die Arbeit, mit der sich Madame Recamier befaßt, ist das Symbol ihres Geistes: es ist ein durchaus weiblicher. Keine jener riesenhaften Abnormitäten, die in das Gebiet des anderen Geschlechts hinüberspielen und die Unterschiede wenigstens einen Augenblick verwischen, Nichts, was dem Manne sogleich den Faden aus den Händen spielt und ihn zum Organe und Nachbeter des schöpferischen Webes macht, ist hier anzutreffen. Vielmehr besitzt Madame Recamier gerade die vielleicht seltene Fähigkeit, nach Allem, was um sie herum gesprochen wird, zu lauschen, die streitenden und bisweilen kreuzenden Meinungen in sich aufzunehmen und so zu erfahren, zu lernen und zu verarbeiten, was die tägliche Werkstatt ihrer Gesellschafter an geistigen Neuigkeiten, an Einfällen oder an Tiefem und Erhabenem hervorbringt. Es wird zum Beispiel von der Todesstrafe gehandelt, und ein juristischer Kopf, von der Nothwendigkeit derselben ergriffen, beweist, daß, wenn man die Abschaffung derselben zugeben wolle, er auch das Verschwinden eines Verbrechens verlangen müsse. Gegen diese strenge und philosophische Ansicht erhebt sich nun ein christliches Gemüth, ein moralischer Mann, der Menschen dieses Recht der Todesstrafe nicht zusprechen zu können glaubt. Es wird scharf hin- und hergeredet: sehr oft berühren sich die Kämpfenden mit den Spitzen ihrer Gründe, aber wie feine und gewandte Männer verwunden sie sich nicht. Madame Recamier, immer emsig mit ihrer Arbeit beschäftigt, hat genau zugehört: kein Wort ist ihr entgangen: je nachdem der Eine, oder der Andere der Kämpfenden siegreich zu seyn scheint, hat sie ihn wohl angesehen, mit ihren ermunternden Augen verfolgt, und so bisweilen zu einem glücklichen Angriffe, oder Gegengrunde verholfen. Ist der Streit nunmehr beendet, so belohnt sie durch ein Wort des Lobes die Kämpfer, wenn sie sich mannhaft und gut geschlagen haben, und oft gar resumirt sie die Streitpunkte, und sucht sich selbst zu einem Endurtheile zu verhelfen. Denn man muß nicht glauben, daß es die leblose Passivität ist, die sich bei ihr vorfindet. Durch eine feine, nur nicht Alles beherrschen wollende Bemerkung weiß sie sehr oft den wechselnden Reden den richtigen Gesichtspunkt vorzuschreiben: eine liebenswürdige, niemals aber verletzende Satire bringt oft Salz und Leben in abgedroschene

Gegenstände, und die Kunst, mit leiser, fast unbemerklicher Beweglichkeit von einem Stoffe zum andern, übergehen zu machen, sichert vor Denen, die sich und ihre Erzählungen zum bleibenden Typus erheben möchten. Nie wird die sanfte und weibliche Liebenswürdigkeit durch Witz überwogen, nie der Geist durch die Weichheit gesellschaftlicher Formen verdrängt. Beide Weisen anzuziehen, sind sich gewachsen, und in ihrer ächten und wahrhaften Durchdringung gewähren sie einen Genuß, wie er nicht leicht an einem andern Orte, und selbst hier, nicht oft in anderer Gesellschaft zu finden ist.

Doch wer ist der kleine Mann, der allein auf dem Canape unter dem Bilde der Corinna sitzt? Er ist zwar schon über die Blüthenzeit des Mannesalters hinaus, aber so kräftig und rüstig als einer, der sich darin befindet. Seine ergrauenden Haare geben kein Bild irgend einer Abnahme, und sein feuriger Blick zeigt die unverwüstliche Kraft, die die Jugend auf das ungeschwächte Alter überträgt. Er ist auf sein Stöckchen gestützt, und besieht sich das Ende desselben. Bisweilen bereichert er das vor ihm hersummende Gespräch mit keinem Wort, und Fremde, die ihn nur ein einziges Mal gesehen, würden ihn, wenn er nicht das Auge bewegte, für einen stummen Einsiedler, oder für einen bloß zuhörenden Geist halten. Aber zufällig läßt einer der Anwesenden die Rede auf die Bretagne, auf alte französische Zustände, oder auch auf die neuen, die sich bilden wollen, kommen. Der bisher stumm Gewesene bewegt sich nun, und instinctmäßig schweigen die Andern. Denn wie auch Glück und Verdienst Manchen über die Grenze selbst seiner Erwartungen hinausgetragen haben mögen, so ist doch die Achtung vor Dem, was wirklich einmal langjährig erworben, und in Sicherheit gebracht worden ist, eine weit gründlichere und gebietendere. Der jetzt plötzlich redselig Gewordene ist nämlich Chateaubriand. Viele französische Schriftsteller erkämpfen sich noch ihren Platz, und schweben in jener Mitte zwischen der Verdammniß und Apotheose, die man mit Recht das literarische Fegefeuer nennen könnte. Er dagegen hat seine Stelle über jede Anzweiflung erhoben, und wie Voltaire, Rousseau und Diderot nicht mehr in die Kategorie Derer gehören, die durch lebensvolle Befangenheit zu beurtheilen sind, so hat Chateaubriand das Glück, gleichsam zu den großen Gestorbenen gerechnet werden zu können. Wie sich der Staatsmann und ein langes politisches Leben zur literarischen Erscheinung gesellt, soll hier nicht weiter geprüft werden, aber Treue und Beharrlichkeit haben ein Recht, als seltene Vorkommenheiten geehrt zu seyn, und wenn zu ihnen unter allen Umständen noch die Liebe zur Freiheit als eine erwärmende Sonne tritt, so gibt es keine so verschiedene Ansicht, welche sich abgestoßen fühlte.

Von wem spricht aber Chateaubriand in diesem Augenblicke? Er spricht von einem großen Verstorbenen: er spricht von Benjamin Constant. Hört, wie er ihn lobt, wie er ihn neben Voltaire, dem feinen Verstande nach, setzt, wie geistreich er auf die französische Academie loszieht, die ihm den großen Vienet vorgezogen, weil dieser die Epistel an die Lumpensammler geschrieben hatte. Von nun an bleibt der bisher

Stumme Herr und Meister der Rede; der Uebergang auf die Zeit, in der wir uns gerade befinden, ist gleich gemacht. Das Preßgesetz wird sofort besprochen, und der Mann, dessen ganzes Leben der Freiheit der Presse huldigt, wird wohl am liebsten gehört werden, wenn es darauf ankommt, in ihren Irrsalen e pure si muove zu rufen. Plötzlich schweigt die lebendige Rede, und wie vorher besieht sich wieder Chateaubriand mit aller Ruhe das kleine Stöckchen. Man wendet sich einmal um, aber wenn man nach dem Platze wieder hinschaut, auf welchem er gesessen hatte, ist er verschwunden. Um fünf Uhr verläßt er das Zimmer, ohne sich zu empfehlen.

Jener Andere, der neben Chateaubriand auf einem Lehnstuhle sich ausbreitet, und meistens kaum den Mund öffnet, als wenn es darauf ankommt, auf eine an ihn gethane Frage zu antworten, oder eine kleine eingestreute Bemerkung zu machen, ist ein großer Theosoph der Geschichte, und wenn man etwa einen Preis im französischen Styl zuerkennen will, wird er zu den Wenigen gehören, die man nennt. Es ist ein noch nicht überall gekannter Mann, denn er hat seine Werke auf eigene Kosten drucken lassen, und sie an seine Freunde vertheilt. Es ist Ballanche. Jünger, wie Chateaubriand, hat er doch ein älteres und weniger rüstiges Aussehen aber vollkommen alle guten und lieben Eigenschaften, die einen Franzosen des ancien régime angenehm und werth machen konnten. Er ist freundlich und dienstfertig denen, die er liebt, treu ergeben, und kaum auf einen Tag, wenn es nur angeht, von ihnen getrennt. In seinen geschichtlichen Ansichten kommen erstaunenswürdig tiefe Blicke zum Vorschein, aber sie wachsen auf einem ganz eigenthümlichen, und von allen andern Philosophen getrennten Boden. Idyllische Geschichten, wie bei unserm Geßner, Ossianische Nebelgestalten, bilden den Hintergrund, auf dem sich alsdann die Formel für den Orient, und für das römische Abendland erbaut; aus der leichten Vorerzählung wird wie bei Plato auf das Tiefste hingeleitet, und dann nimmt sich der Theosoph wieder in seinen leichteren Anfang zurück. Bisweilen hat er, wie Hegel, das Eigentliche gesagt, gleichsam durch eine innere Anschauung dazu geführt, aber er ist abstracter und zieht sich öfter und mehr in das Gehäuse der Formel zurück. Deswegen fängt erst jetzt die französische Jugend an, ihn nach und nach zu verstehen. Früher blos dem Kundigen offen, wird er bald dazu kommen, ein Schriftsteller der Nation zu seyn, und seine Darstellung wird dem schwierigen Gedanken die Porten des Verständnisses öffnen. Die leichten Waffen der Conversation kann Ballanche nicht wie die schweren der Geschichtsergründung führen; nur selten erregt er durch eine caustische Bemerkung, oder durch eine wohlangebrachte Satyre, die Aufmerksamkeit seiner Umgebung. Er sieht meist immer wie ein Aufnehmender aus, der gleich beim Hören damit beschäftigt ist, die Spreu von den Goldkörnern zu scheiden, die ihm gereicht werden, und nur eine Geschichte vergangener Zeiten bewegt sich in seinem Munde, wie ein Zaubernektar in einem vergüldeten Gefäße.

Ein Mann tritt ins Zimmer und grüßt die Dame vom Hause und die beiden Gegenwärtigen, die wir genannt haben. Er ist ziemlich groß

gewachsen und hat das Ansehen eines Cavallerieoffiziers. Die Gelegenheit, das Wort zu ergreifen, wird nicht, wie bei Chateaubriand und Ballanche erst erwartet: sie ist gekommen, weil er da ist. Von den Nichtswürdigkeiten des heutigen Theaters, von Robert Macaire anfangend, geht er zu dem Charakter der gegenwärtigen Zeit über; er meint, eine Philosophie sey vor Allem in Frankreich nothwendig, um neuen und weitern Stoff für die Weltgeschichte zu liefern; nur müsse man nicht den Eklekticismus des Herrn Victor Cousin als eine solche betrachten, da der Urheber sie selbst wie eine Nothtreppe abgebrochen habe, nachdem sie ihn in die von ihm ausersehnte Pairskammer geführt hätte. Jetzt sitze Herr Cousin, wie ein Taschenspieler im warmen Stübchen, und lache, wenn er allein sey, über den schönen Hocus Pocus, der ihn zum reichen Mann gemacht habe, und sinne auf andere Späße ähnlicher Art. Aber Herr Lerminier, und wer wird nicht wissen, daß wir von Herrn Lerminier sprechen, bleibt nicht lange bei seinem philosophischen Gegner stehen: er kommt von der Philosophie auf den Staat, und mit demselben Gleichmuth und derselben Geläufigkeit greift er das Preßgesetz und die veränderte Geschwornenabstimmung an. Er ist ein gefährlicher Gegner: denn er hat Geistesgegenwart und Redefülle: seine Gedankensätze schwellen an und bäumen sich, und werden dann wieder von dem Sprecher, wie es sich geziemt, gebändigt, und im Zaum gehalten. Wenn er in die Deputirtenkammer käme, und er sinnt darauf, hineinzukommen, so dürfte er durch manche Gaben einen großen Eindruck hervorbringen. Gesellte sich zur Fülle der Abstraction nun auch die Kenntniß der Einzelheit, zum Donner der Stimme auch die sanfte Suada, zur Philosophie auch das Philosophem, so könnten wir einen Nacheiferer des Mirabeau haben, dem nur der Hintergrund der guten alten Zeit, das anziehende Unglück, ein durchschwärmtes Leben und die Abenteuerlichkeit der Schicksale abgehen möchten.

Ihm gegenüber hat ein junger Mann von kränklichem Ansehen und blasser Gesichtsfarbe Platz genommen. Man beweist ihm die vollste Aufmerksamkeit und eine zarte Rücksicht. Er spricht in einer sich nicht hervordrängenden Weise von England und Amerika: nicht wie Jemand, der diese Stoffe gemacht hat, sondern wie Einer, der sie zu erforschen suchte. In seinem Betragen gefällt die Artigkeit und Freundlichkeit, die der jüngeren französischen Generation weniger, wie der älteren eigenthümlich sind. Wer ist der junge Mann? fragte ich meinen Begleiter, denn er war mir gleich als bedeutend aufgefallen. Es ist Herr von Toqueville, antwortete dieser, der neuerdings das ausgezeichnete Buch über die Demokratie in den vereinigten Staaten von Nordamerika geschrieben hat. Dieses Buch hat ein eignes Schicksal gehabt. Es hat allen Parteien zu gleicher Zeit gefallen, und die Liberalen wie die Carlisten erheben es, ohne daß deswegen das juste milieu widerspricht. Wie es wenig Franzosen gibt, die einen so scharfen Geist ächter Beobachtung besitzen, als dieser junge Mann, so haben auch wenige Zeitgenossen sich einer solchen Aufnahme erfreuen dürfen. Er wird vergöttert und angebetet, alle Kreise wünschen ihn zu besitzen, denn wenn er auch

einer altdynastischen Familie angehört, so hat er doch ächte und wahre Freiheitsliebe, und dem Einen genügt seine Geburt, dem Andern seine geistige Errungenschaft. Sein Reisegefährte, Herr Beaumont, ist vollkommen durch ihn verdrängt worden, und der amerikanische Roman ist durch und durch genöthigt gewesen, vor dem Beobachtungsbuche die Segel zu streichen. Ich freute mich, Herrn von Toqueville schon vor Tische gesehen zu haben, denn ich war denselben Mittag auf ihn gebeten worden, und fand auch späterhin Alles bestätigt, was mir mein Freund gemeldet hatte.

Die Thüre ging nunmehr auf, und einer der längsten Männer, die ich jemals gesehen hatte, trat herein. Er litt an den Augen, und ein Anwesender stand auf, um ihm einen Platz zu suchen, der seine Leiden weniger schärfe. Beim sich Niedersetzen operirte der lange Mann mit seinen Beinen dergestalt, daß man ihn sitzend nicht für so groß gehalten hätte. Er war einer der Bibliothekare des Königs, der ein höchst brauchbares Handbuch für Reisende in Italien geschrieben hatte, nämlich Herr Valerys. Er hatte anmuthige und spaßhafte Geschichten zu erzählen, wußte in manchen Dingen Bescheid, und schien überhaupt einer der täglichen Gäste zu seyn, die dem Kreise wesentlich angehörten.

Einer der spätesten war ein junger Mann, dessen erster Anblick gleich zu zeigen schien, daß es ein philosophirender Poet sey. Was er sagte, erhob sich über den Kreis gemeiner Anschauung: seine Aeußerungen waren gewagt, aber sie hatten eine gewisse Substanz, und seine sprudelnde Ideenromantik erinnerte an eine Verwandtschaft mit deutscher Bildung. In der That war er derselben theilhaftig geworden, und hatte sich eine Zeit lang mit Heidelberger Marke ernährt. Freudig begrüßte ich meinen Commilitonen, und das Angedenken an Thibaut, Daub und Creuzer sollte, sonderbar genug, in einem französischen Salon erweckt werden. Der neu gewonnene Freund war Herr Edgar Quinet, ein junger überbegabter Mann, mit reichwogenden Gedanken, die nur noch im Begriff waren, das Bett zu suchen, in welches sie sich niederlassen dürften. Er hatte damit begonnen, die Herderschen Ideen den Franzosen zu übersetzen, hatte dann im Ahasverus einen noch nicht genug begränzten Ausdruck seiner Anschauungen gefunden, und so eben trat er mit einem großen Gedichte, Napoleon, hervor, in welchem Helden er die ganze Zeit, die Vergangenheit und Gegenwart, so wie die Erwartung der Zukunft darzustellen sucht. Wir sprachen alsdann viel von seinem Helden, der mir nicht minder, als das schaffende Princip der gegenwärtigen Welt erscheint, und wie Alles bei den Franzosen sogleich mächtig zur Heutigkeit hinzieht, so kamen wir denn auch bald auf den vor uns liegenden Zustand. Quinet hatte hier einen eigenen und originellen Gedanken. Alle Schwankung und Unsicherheit in seinem Volke, den Wechsel, der in allen Verhältnissen sich kund gibt, will er von der Invasion der fremden Truppen herleiten, die eine Zerrissenheit des Bewußtseyns hervorgerufen habe, aus der man sich noch nicht wieder zur Verständigung und Einigung habe zusammenfassen können. Erst

wenn die moralische Nachdröhnung dieser Zeit vorüber wäre, dürfte man auf Eigenes und Beständiges gefaßt seyn.

Aber fehlt es denn dem sich um Madame Recamier versammelnden Kreise ganz an weiblichen Gestalten? Das auf demselben Flure mit Madame Recamier wohnende Fräulein Clarke erscheint bisweilen. Es ist eine Engländerin, die aber schon seit langen Jahren mit ihrer bejahrten Mutter in Paris wohnt. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit handhabt sie die französische Sprache, und sie ist gewiß eine der Wenigen ihrer Nation, die man geneigt wäre, für eine Französin zu halten. Die politischen Gesinnungen der Miß und ihrer Mutter sind sich entgegengesetzt. Während die erstere sich einer aus wenigen bestehenden Aristokratie erfreuen möchte, ist die Mutter mehr zu radicalen Aenderungen hingeneigt. Doch führt selten bei Engländern eine politische Verschiedenheit zu geselliger Entzweiung, und noch seltener werden die Bande des Blutes dadurch loser. Der sich am andern Ende des Stockwerks um Miß Clarke sammelnde Kreis besteht zum Theil auch aus solchen, die die Gesellschaft der Madame Recamier besuchen.

Sehr oft wechseln die im Salon der Madame Recamier erscheinenden Personen. Nur Chateaubriand, Ballanche und vielleicht auch Herr Valerys bilden die Seite der Stetigkeit.

Wollen Sie Herrn St. Beuve sehen, der seiner früheren überdemokratischen Romantik Zügel angelegt, und sie in das Joch der Anerkennung des juste milieu gefügt hat, Herrn Präsidenten Pasquier, der in seiner ernsten Juristenmiene die Sorge um den Fieschischen und Aprilproceß trägt; Herrn Fauriel, den meine liebste Freundin den deutschesten der Franzosen nennt, Herrn Guizard, welcher zur rechten Mitte der öffentlichen Arbeiten gehört, Herrn von Kergorlay, den freisinnigen, vielfach umsichtigen Neffen des hartnäckigen Carlistenpairs; die beiden Amperes, beide Mitglieder des Instituts, Beide am College de France, und Beide berühmt; den Russen, Herrn Turgueneff, dem bisweilen die Erlaubniß zu Theil wird, seinen verbannten Bruder in Paris sehen zu dürfen; nun so suchen Sie um die Erlaubniß nach, Madame Recamier Ihre Aufwartung machen zu können. Es schlägt drei Viertel auf Sechs, und die Gesellschaft hat sich plötzlich verloren. Jeder geht in seinen vielleicht ganz verschiedenen und abweichenden Kreis, in seine Restauration, oder zu einem Freunde, der ihn geladen hat: aber die Eindrücke, welche diese gesellige Zusammenkunft bald reicher, bald dürftiger hervorbringt, die Anziehungspunkte, die man gefunden hat, geben Kraft und Muth zu gestählter Thätigkeit, und gehört Jemand einmal zu den Eingesessenen dieser Gesellschaft, so wird er schwer dazu kommen, sich wieder loszureißen.

Dies führt uns schließlich zu den Vorzügen, welche die französische Geselligkeit darbietet. Bei keinem Volke der Erde ist wie bei den Franzosen das Wesen derselben die Gleichheit derer, welche sich sehen. Die Unterschiede des Standes, der zufälligen Prärogativen, der Geburt, des Reichthums, sind in jedem Salon von vorn herein ausgelöscht; bei den Ministern, wie bei Privaten, bewegt man sich mit jener Leichtigkeit,

die durch das Gefühl erzeugt wird, daß man ein Mensch sey, und daß diese Qualität durch nichts, was noch dazutritt, aufgewogen werden würde. In keiner Gesellschaft herrscht ein übermäßiger Respect vor der Stellung eines Anwesenden; man hat sich selbst durch Verstand, Geist und Wendungsfähigkeit eine bleibende Achtung zu sichern. Ist aber Gleichheit das Fundamentalgesetz der Gesellschaft, so bedarf diese, um zu bestehen, auch nur ihrer selbst. In Deutschland wird noch immer Etwas außer dem Zusammenseyn gefordert, damit man zusammenkomme. Man will essen und trinken, lange bei Tische sitzen, man braucht Spielkarten und Musik, wenn man es aushalten soll. Wirth und Gäste rücken sich wie Potentaten entgegen, beobachten sich, und man macht wechselweise aneinander Ansprüche. In England gibt es eigentlich gar keine Geselligkeit. Es kommen mehr Einladungen vor, als irgendwo, aber außer denselben ist nichts, als der baare, enge und langweilige Familienkreis. Jedes Haus muß besonders, wie eine Festung, erobert werden, aber wenn es capitulirt hat, könnt ihr euch auf dasselbe verlassen. Wagt es aber auch hier einmal, euch bei der Familie ansagen zu lassen, wenn sie unvorbereitet am Kaminfeuer sitzt, und wenn ihr jemals sonderbare Gesichter sehen wollet, so werdet ihr sie hier finden. In Italien gibt es nicht allein keine Geselligkeit, sondern auch keine Gesellschaft. Die Familien sind außerhalb, im Kaffeehaus oder auf der Straße. Seid ihr recht warm empfohlen, nun, so wird euch ein Platz in der Loge, oder, wenn es hoch kommt, eine Stelle im Wagen zu Theil, damit ihr den einförmigen Spaziergang auf dem Corso mitmachen dürfet. Das geistreichste, lebendigste und genialste Volk muß, so will es leider das Gesetz der Geschichte, seine Thüren den Fremden verschließen, die Gastfreundschaft verlangen.

Die Geselligkeit, welche die reine Geselligkeit, die Gesellschaft, welche die reine Gesellschaft ist, bleibt somit lediglich in Frankreich zu Haus. Hier ist sie mit sich selber eins, gleich, leicht sich findend, wendend und wiederfindend, ohne Ansprüche und Drangsal, ohne Kosten und Verderben, eine Tochter des Gottes, der den Menschen zu seinem Ebenbild erschaffen, damit er in Jedem auch den göttlichen Ursprung erkenne.

CXXX. Heinrich Leo.

(1799.)

Ueber die künstlerische Natur des Italieners. *)

(Aus der Einleitung in die Geschichte von Italien. S. 8.)

Weil in Italien der Einzelne sich als solcher freier, isolirter fühlt, haben hier die persönlichen Leidenschaften und persönlichen Interessen zu allen Zeiten ein schwereres Moment in allen, auch den öffentlichen Angelegenheiten gebildet, als irgendwo sonst in dem modernen Europa.

*) „Geschichte der italienischen Staaten von H. Leo. Gotha. Fünf Bände. 1829 — 30." 8.

Es folgt daraus, daß, wer die liebenswürdigen und beneidenswerthen Eigenschaften des italienischen Volkes kennen lernen will, dieses Volk nicht in seinem Familien-, auch nicht in seinem Staatsleben, überhaupt nicht da aufsuchen darf, wo der Einzelne seine Individualität unterordnen soll, sondern da, wo die geistige Fülle des einzelnen Menschen reich und glänzend sich entwickeln kann, im Gebiete der Kunst.

Wer überhaupt von der Geschichte einer ihm fremden Nation etwas mehr kennen lernen will, als Namen und Jahrzahlen, muß darauf gefaßt sein, für einzelne Interessen, die er bei seiner Nation verfolgen kann, bei jener nicht den mindesten Sinn zu finden; und will er nicht eine krankhafte und trübe Ansicht gewinnen, so bleibt ihm dann nichts übrig, als auch auf die Richtungen des fremden Volkes mit Liebe einzugehen, für welche das Leben im Vaterlande weniger Sinn in ihm zu wecken und zu nähren geeignet war. Wer wissen will, was Italien der Welt war, der muß Sinn für bildende und redende Künste mitbringen, und er muß durch die Bewunderung jener herrlichen Kraft, die dem Italiener so viele ewige Werke hervorbringen ließ, selbst sich die Fähigkeit erwerben, ihn auch da geistig anzuerkennen, wo sich derselbe zu anderem Thun weniger tüchtig gezeigt hat.

Uns erscheint die Kunst gar zu leicht als Nebenzweck, als eine Art Zierpflanze, als ein Luxusartikel des Lebens, und wir beurkunden dadurch nur, daß unserer Zeit im Allgemeinen jenes Vermögen und jenes Bedürfniß verschwunden ist, welches die Kunst ins Dasein rief.

Wie ein Pflanzkeim, der sich entwickelt, die unvollkommenen Umhüllungen, die eine Zeitlang das allein Sichtbare an ihm waren, absterben läßt, so wie vollkommnere Theile genugsam erstarkt sind, um ihrer nicht mehr zu bedürfen, so hat der Mensch im Verlauf der Geschichte gewisse Perioden vorzugsweise gewissen Richtungen gewidmet, die dann, nachdem sie durchlaufen waren, eben dadurch, daß sie, die früher von unendlicher Wichtigkeit waren, weil ihr Ende und ihre Schranken unbekannt waren, jetzt nicht mehr als allem geistlichen Leben Bewegung und Bedeutung verleihend, sondern selbst als eine einzelne Bewegung erschienen, nicht mehr das Streben der Zeit, das höchste Interesse des Geistes ausmachen konnten. Das sicherste Kennzeichen, daß eine Tendenz in einer Zeit auf die angegebene Weise dominirt, daß man von ihrer Verfolgung die Befriedigung der höchsten Wünsche des Geistes erwartet, ist ihre innige Verknüpfung mit der Religion. Zugleich aber ist dies ein Beweis, daß die Tendenz nach ihren letzten Resultaten noch dunkel ist. Gott ist überall zu finden, und wer das Göttliche vorzugsweise auf einem Wege glaubt suchen und darstellen zu müssen, zeigt dadurch nur, daß er diesen Einen Weg noch nicht als einen einzelnen, beschränkten, erkannt hat, daß er ihn nicht in seinem vollen Umfange übersieht.

Es ist also das erste Erscheinen einer Richtung, als höchstes Interesse der Zeit, ein Zeichen, daß der Mensch in dieser Hinsicht noch geistig gebunden, noch unwissend ist, daß er aber ein Bewußtsein über seine Unwissenheit gewonnen hat, daß sie ihn drückt und er deßhalb Anstrengungen macht, auf dieser Bahn fortschreitend, das Ziel zu dem dieselbe

führt, kennen zu lernen. So lange auf derselben noch eine große Strecke in Dunkel gehüllt vorliegt, tritt zugleich der Reiz einer gewissen Sehnsucht, die dieses Dunkel mit dem Höchsten, über welches die Phantasie gebietet, erfüllt, ein, und so gehen äußere Ungeschicklichkeit und jene gebundene Religiosität, die Andacht, gleichen Schritt. Nur während solcher geistigen Zustände vermögen Bilder, wie das alte Crucifix in Santa Maria Novella zu Florenz, eine ganze Stadt nicht blos in Bewegung, sondern sogar dahin zu bringen, daß die Vollendung des Gemäldes in allem Ernst als eines der größten Zeitereignisse angesehen wird. Wie die äußere Ungeschicklichkeit allmählig abnimmt, der Mensch freier über das Material, in welchem er das, was ihn geistig beschäftigt, darstellen will, gebietet, wird auch das religiöse Bewußtseyn ein freieres und die Vollendung der Kunst ist zugleich eine Befreiung für den Gedanken. Dieß ist es, was den Gebildeten auszeichnen soll in jeder Beziehung, daß er das allgemeine Bedeutung Enthaltende seinem Auge nicht durch verhüllende Namen entrücken lasse. Die großen italienischen Künstler haben eben so viel gethan für die geistige Befreiung und Entwickelung der Welt, als die deutschen Reformatoren: denn so lange jene alten, düsteren, strengen Heiligen- und Gottes-Bilder noch die Herzen der Gläubigen fesseln konnten, so lange in der Kunst die äußere Ungeschicklichkeit noch nicht überwunden war, war darin ein Zeichen gegeben, daß der Geist selbst noch in einer engen Beschränkung, in drückender Gebundenheit beharrte. Die Freiheit in der Kunst entwickelte sich mit der Freiheit des Gedankens in gleichem Maaße, und beider Entwickelung war gegenseitig bedingt. Erst als man an der Kunst wieder ein freies Wohlgefallen fand, war man auch wieder fähig die Classiker der alten Welt aufzunehmen, sich an ihnen zu erfreuen und in ihrem Sinne weiter zu arbeiten; und ohne die Aufnahme der alten classischen Literatur wäre die Reformation nie etwas Anderes, als ein kirchliches Schisma, wie das der Hussiten war. Als sich das Interesse jedes freieren Strebens des Geistes mit der Reformation verbinden konnte und verband, ward sie ein Panier für Alles, was sich geistig seit jener Zeit ausgezeichnet hat. Die Beziehung der Kunst und Wissenschaft zu der Religion war also in der damaligen Zeit keineswegs, wie sich manche Protestanten vorstellen mögen, eine künstliche; sondern ein unzerreißbares Band umschlang und verband beide, und nur gleichen Schrittes konnten sie der Befreiung entgegengehen.

Bis zur Reformation giengen Deutschland und Italien, die früher so innig verschwisterten Länder, diesen gleichen Schritt, sich stets ergänzend und vielseitig freundlich berührend. Seitdem sind sie auseinander gegangen. Italien hatte die Welt der Kunst in ihrem ganzen Umfang zu seinem Interesse gemacht; in Deutschland blieb das Interesse des Gedankens das höchste; Italien verschmähte später die Freiheit deutscher Wissenschaft, Deutschland Italiens Kunst, und während Deutschlands Wissenschaft dadurch zu einem nüchternen, hohlen, von Lebenskraft entblößten Gemächt des gemeinen Verstandes zu werden drohte, ist Italiens Kunst zu einem frivolen Spiel geworden, welches geistigen Eckel erregt,

und eine Flucht der Religion vor der Kunst erzeugt, wobei die letztere ganz zu sinnlicher Ergötzung bestimmt, langweilig und leer zugleich wird.

Wenn dieß aber jetzt auch der Fall ist, wo Italien unter die verknöcherte Form der Hierarchie gedrückt, politisch durch fremde Interessen bestimmt und auf diese Weise zurückgehalten ist von der lebendigen Theilnahme an dem, was die Zeit verlangt, so ruft doch die ganze Geschichte und jeder Schritt breit italienischen Landes uns zu, daß, wenn in den politischen Verhältnissen in Italien das Land es war und seine Beschaffenheit, welche fast überall die Motive der Gestaltungen hergab, und also die Natur hier den Menschen besiegte, im Gegentheil in der Kunst der Mensch sich als Sieger der Natur zeigte, und daß er sich aus diesem ganzen Lande Ein großes Denkmal seiner geistigen Herrlichkeit geschaffen hat.

Daß dieß möglich werden konnte, dazu reichte es nicht hin, daß das italienische Volk eine Reihe hochbegabter Künstlernaturen hervorbrachte; es mußte auch in jedem Individuum dieser Nation eine gewisse Genußfähigkeit, die Fähigkeit vorhanden sein, das Schöne zu erkennen und zu achten; denn nie wird ein ausgezeichnetes Werk vollbracht werden, wenn nicht ein großer Kreis sich darnach sehnt und an seiner Vollbringung Theil nimmt. In einem Volke kann aber jene Genußfähigkeit, jener Sinn das Geistige in der sinnlichen Gestalt zu fassen, jener Sinn für das Schöne nie stattfinden, wenn ganze Klassen desselben durch rohe Arbeit sinnlich abgestumpft und selbst aller graziösen Haltung beraubt werden. Die Muße ist die Mutter der Künste.

In Italien hat diese Mutter so fruchtbar sich gezeigt, daß selbst der gewöhnliche Acker mit seinen Blumenreihen, seinen Rohrbüschen und Weinguirlanden, daß selbst das gewöhnliche Gehöft des Bauern mit seinen offnen, wie auf Säulen ruhenden Vorrathsgebäuden, mit den Häusern, die das schöne flache Dach bedeckt, daß selbst die Kleidung der gemeinsten Frau vom Lande mit ihren fast überall geschmackvoll zusammengestellten Farben und mit dem einfach und zierlich geordneten Haar noch als Beweis eines der ganzen Nation eigenthümlichen Schönheitssinnes angeführt werden kann. Doch wer beschreibt die Herrlichkeit einer Aussicht über jene Kunststadt Toscana's und der Welt, über Florenz und den Garten ihrer Umgebung? Wer malt die äußerste Begrenzung derselben von da an, wo Fiesole mit seinen freundlichen Thürmen herüber winkt, bis wo die blauen Buckel der Lucheseeberge auf dem goldnen Hintergrunde des westlichen Abendhimmels sich erheben; wie hier Alles, Alles die Spuren mehrtausendjähriger Arbeit geistvoller Menschen an sich trägt? Wie eine Wasserlilie hervorragt über den Spiegel des Sees, so ruht auf diesem reizenden Boden das reizende Florenz mit seinen ewigen Werken, mit seinem unerschöpflichen Reichthum. Von dem kühnen, luftigen Thurme des Pallastes, der wie ein schlanker Mast emporsteigt, bis zu Brunelleschis Wundergebäu, der herrlichen Kuppel der Kathedrale, von dem alten Hause der Spini bis zu dem großartigsten Pallast, den die Welt gesehen, dem Hause des Pitti; von dem Garten des Franziskanerklosters bis zu den wunder-

würdigen Anlagen der Cascinen ist Alles unvergleichlich herrlich und voll Grazie; jede Straße von Florenz ist eine Welt für die Kunst; die Mauern von Florenz sind der Kelch, der die schönste Blume menschlichen Geistes umschließt.

Und dieß ist nur der reichste Edelstein in dem Diadem, womit das italienische Volk die Erde geschmückt hat. Und wenn auch kein anderer ihm ganz an die Seite gesetzt werden kann, verschwindet doch fast sein Glanz unter der Menge der ihn umgebenden, die alle in eigenthümlicher Herrlichkeit leuchten. Man muß sehr armseligen Geistes oder sehr schwächlichen Gemüths sein, um sich durch irgend ein Ungemach abhalten zu lassen, Italien in seiner Hoheit und die Italiener, wie sie der Geschichte angehören, in ihrer Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit anzuerkennen. —

CXXXI. August Lewald.

Ludlamshöhle. *)

Erinnerungen aus Wien.

(Erster Theil. S. 103.)

Ich hatte seit frühester Jugend einen ganz eigenen Begriff von Wien; ich konnte mich nicht enthalten an Utopien dabei zu denken. Alles, was man von dort hörte, klang so zauberisch; einige Gemälde, die ich täglich vor Augen sah, und wovon das Eine eine prächtige Schlittenfahrt vorstellte, die über den Mehlmarkt fuhr, das Andere aber Wien im Sonnenglanze und Sommerschmucke zeigte, vom Belvedere aufgenommen, hatten meine jugendliche Phantasie ganz wunderbar erhitzt. Die weißen Dächer, und die großen, alten Häuser des Mehlmarktes, der Schnee auf dem weiten Brunnenbassin und die grotesken Formen der Schlitten, die reichen und prächtigen Pferde, reitende Dienerschaft, und die vornehmen Herrschaften selbst in dem abenteuerlichsten Wintercostüm aus der Zeit Maria Thresia's, an denen der Maler keine grelle Farbe gespart hatte; auf dem andern Bilde das regelmäßige Palais, mit den gradlinichten Alleen und den Parterres im Geschmack Ludwigs XV., und der Aussicht auf den Kern der altehrwürdigen Stadt. Zu diesen Vorstellungen kam noch die Bekanntschaft mit einem alten Wiener, der durch ungewöhnliche Schicksale in meine ferne Vaterstadt verschlagen wurde, der „spat" für „spät" sagte, und „halt" blos zum Vergnügen, wie aus Uebermuth; ein Wort, das gar nichts bedeutet und überall an seinem Platze steht; nichts verdirbt oder verunstaltet, ohne doch zum Verständniß etwas beizutragen. Dieser Mann war ein Mystiker und mit Joseph II. nicht eben sehr zufrieden; er trieb einen Lederhandel und sprach jeden Abend von Fasanen mit Kraut, wie von

*) „Aquarelle aus dem Leben. Von August Lewald. Zwei Theile. Mannheim. Hoff. 1836." 8.

einem verlorenen Glück, von einer schönen Erinnerung, von einem Jugendtraum, dessen Verwirklichung er nie mehr erleben sollte. — — —

Einige Jahre waren verstrichen, ich hatte mich in der Welt bereits umgesehen, und dachte nicht mehr mit großer Vorliebe an Wien, als ein guter Freund, der eben von dort heimkehrte, plötzlich wieder eine starke Sehnsucht dahin in mir erweckte. Es war die Zeit als ein ernster Schauspieler aus der Provinz, ganz Wien zum Lachen brachte; als der tolle, phantastische, übersprudelnde Raimund, der Franz Moor und Tyrannenspieler der weitentfernten, ungarischen Comitate, auf das Leopoldstädter Theater sprang, um den travestirten Tamino zu geben, und den guten, hausbackenen Wiener Ignaz Schuster, mit der spießbürgerlichen Philisterei in ihrer ganzen Trockenheit, die man freilich auch belachen mußte, zu vertreiben anfing. Zu dieser ergötzlichen Erscheinung kam noch eine weit ergötzlichere, welche damals die Seele der Unterhaltung für die lebensfrohen Wiener war; ich meine das Kinderballet unter Horschelt. Man kann sich kaum vorstellen, welche Zauberwirkung solche Dinge auf die Volksmenge einer großen Städt hervorzubringen im Stande sind; auch war mein referirender Freund ganz selig vor Entzücken, wenn er sich daran erinnerte; dabei pries er mit vollen Backen das freundliche Entgegenkommen, die herzliche Aufnahme, das lustige Beisammenleben aller verwandten Geister, der Schriftsteller, Schauspieler, Musiker und Maler; Tag und Nacht vergehe in Scherz und Fröhlichkeit, und die Ständchen, die nach dem Theater ihren Anfang nähmen, endeten erst mit dem Morgen. Aber als den Mittelpunkt dieses herrlichen Schlaraffenlebens bezeichnete er mir die „Ludlamshöhle."

Die Ludlamshöhle! was dachte ich mir dabei im ersten Augenblicke? Klingt es doch so schauerlich, nordisch; und die Wahrheit zu gestehen, obgleich mein Freund viele angenehme Stunden dort verlebt hatte, und mir die Mitglieder alle mit ihren Doppelnamen zu nennen, alle Späße, Witze und Scherze, die dort vorfielen, getreulich zu berichten wußte, so hatte er leider versäumt dem Historischen nachzuforschen, und konnte mir über den Ursprung des Namens nicht das Geringste offenbaren.

Mein Entschluß war bald gefaßt, ich wollte an Ort und Stelle mich besser unterrichten; ich reiste nach Wien .....

Am Ende des Grabens, der Rue de la Paix der alten Kaiserstadt, liegt ein Gäßchen, das Schlossergassel geheißen, und in diesem ist ein Bierhaus, das Pfundner'sche genannt, welches damals von einem Manne Namens Haidvogl bewirthschaftet wurde. Hier hatte sich eine kleine Anzahl sinniger Freunde zusammengefunden, die sich früher in dem „Blumenstöckel" im Ballgässel zu treffen pflegten, um Castelli, den liebenswürdigsten, heitersten Gesellschafter, der dort wohnte, noch zu sehen, wenn er Abends aus seiner Cotterie heimkehrte, und ein Glas Regensburger Bier zu trinken pflegte, ehe er in seine Wohnung hinaufstieg. Dieß ist in Kürze das Geschichtliche von dem Entstehen dieses merkwürdigen Vereins: „im Anfange saßen Männer im Blumenstöckel," so begann die Legende im Gedenkbuche der Gesellschaft. Wirthschafts-

verhältnisse hatten diese Stifter zur Auswanderung aus dem poetischen Revier des Blumenstöckels in das anfänglich prosaischere des Pfundner'schen Bierhauses bewogen; der Zufall war aber schon geboren, der ihm die höhere Weihe ertheilen sollte.

Oehlenschläger war nach Wien gekommen, um auf dem damals so phantastischen Theater an der Wien, wo jeden Abend ein duftiges Mährchen Leben und Gestalt erhielt, sein nordisches Nebelmährchen aufführen zu lassen. Dieß war die nachmals im Druck erschienene: „Ludlamshöhle." Wir wollen es den guten Wienern nicht eben so hoch anrechnen, daß sie an diesem phantasielosen Gewebe kein Erbauen finden konnten, und den Dichter zum Pathen seiner Schande machten. Selbst die zahlreichen Freunde Oehlenschlägers vermochten es nicht, das Stück vom Falle zu retten und konnten nichts Anders thun, als ihren Vereinigungspunkt im Schlossergassel, den auch der scandinavische Dichter besuchte, ihm zu Ehren „Ludlamshöhle" zu heißen, und so diesen Namen in der Literärgeschichte Wien's, eine zwar kurze, jedoch interessante Rolle spielen zu lassen. —

Wenn man einige Schritte in dem krummen, engen Gäßchen gemacht hatte, fielen die Blicke auf einen nackten Bacchus, der auf einem Faße ritt; hier trat man in eine niedre Thüre und schwang sich dann eine enge Wendeltreppe hinauf, um sich in einem mäßig großen, dunkeln Wirthszimmer zu sehen; nun stand man in den Propyläen. Man durchschritt sie und die Menge profaner Gäste, die sich hier ihren Magen mit trockener und flüssiger Kost auf ganz gewöhnliche Weise füllten, und befand sich dann in dem innern, geheiligten Raume, wo Ludlam ihre Söhne an den geheimnißvollen Brüsten säugte, wo der Witz keine theure Waare war, und der Scherz kein seltenes Kraut, wo in einem Abende mehr Weisheit im Narrengewande zu Markte gebracht wurde, als die Berliner Mittwochsgesellschaft, mit allem Ernste in einem Jahre zu Markte bringt. Das Lokal hatte nur ein Fenster, dabei war es lang, hoch, räucherig; ein langer Tisch, um den Stühle gereiht waren, nahm den ganzen Raum ein; ein paar Wandschränke und Haken, um die Hüte aufzuhängen, das war das ganze Ameublement. Wer sucht in einer Höhle mehr?

Als ich zum ersten Male am Tische der Ludlamshöhle als bescheidener Gast Platz genommen hatte, ließ ich meine Augen im Kreise der Anwesenden umherschweifen, um mir Diejenigen herauszurathen, deren Bekanntschaft ich zu machen wünschte. Der alte, gefällige Hofschauspieler Schwarz hatte mich eingeführt, und mich auf meine Bitte mit Niemanden bekannt gemacht; es machte mir stets Vergnügen nur nach und nach, wie sich mir die Leute zeigten, mich auch ihnen zu nähern, um zugleich auch im Errathen meinen Scharfsinn zu üben. Viele kannte ich schon dem Namen nach von den ehrenwerthen Mitgliedern der Höhle: Castelli, Deinhardstein, Grillparzer, und Andre noch. Ich dachte bei mir, wer mag hier wohl Castelli sein, der lebensfrohe, heitre Dichter? und nachdem ich mir die Gesellschaft gemustert hatte, fiel mein Blick auf einen Mann mit freundlichem Gesichte, hoher Stirne, schwarzen

Haaren, der gar gesprächig war, und wenn auch eben nicht witzig, doch manches scherzhafte Wort zum Besten gab, worüber die neben ihm Sitzenden häufig lachten. Meine Meinung war endlich zur Gewißheit geworden, und ich sah in dem Manne so fest Castelli, daß ich eben aufstand, um mich ihm selbst vorzustellen, als zufällig Einer, nach der Uhr sehend, ausrief: „Aber mein Gott, wo bleibt denn heute der Castelli!" Ich setzte mich sogleich wieder gelassen hin, und schluckte das bereits fertige Antrittscompliment bis auf Weiteres hinunter. Der, den ich aber für Castelli gehalten, war der Hoboebläser Söllner, Professor am Prager Conservatorium.

Neben mir saß ein Paar, das wohl auch im Stande war, meine Aufmerksamkeit anzuziehen. Ein junger, schmächtiger Mensch, mit einem geistreichen Gesichte, hoher Stirne, und freundlich lächelndem Munde, aus dem eine fremdartige Aussprache tönte, die den Franzosen verrieth; der Andere, eine kurzgedrungene Gestalt, sorgfältig gekleidet, in schwarzen Escarpins und feiner Wäsche. Der Ton und das überaus laute Sprechen, die gemessene Bewegung, und der Nachdruck mit dem das Gesprochene begleitet wurde, ließ auf einen Gelehrten vom Fache schließen. Eine gutmüthige Derbheit gab sich im ganzen Wesen kund; vom Brode wurde weder gebrochen noch geschnitten, sondern immer herzhaft ein tüchtiges Stück abgebissen; jeder Eintretende mit den Worten „ich grüße Sie!" bewillkommt; und endlich tönte das Lob Steyermarks bei scherzhafter wie ernsthafter Gelegenheit so gemüthlich in der Unterhaltung dieses Mannes wieder, daß ich keinen Augenblick im Zweifel bleiben konnte, daß es Julius Schneller war, der an meiner Seite saß, und von dessen Anwesenheit in Wien ich bereits gehört hatte. Wir wurden bald bekannt, später vertrauter. Wie lebhaft erinnerten mich, in seiner von E. Münch veranstalteten Briefsammlung, jene vom Oktober 1818 an jene Stunden; welche trübe Tage voll schwankender Hoffnung und getäuschter Erwartung hatte damals der Mann, der oft die Seele unserer heitersten Abende war! — — —

Unter großem Geräusche waren jetzt mehre neue Gäste hereingekommen um sich ziemlich ungestüm der noch leeren Plätze am Tische zu bemächtigen. Das Theater an der Burg war geendet. Jetzt war auch Castelli unter uns. Ohne ihn beim Namen rufen gehört zu haben, hätte ich ihn nicht erkannt. Ein so jovialer Sänger, der die ernstesten Dinge selbst nur leicht nimmt, würde in jedem andern Lande als Oesterreich anders aussehen müssen. Das „air enjoué" der Franzosen fehlte; und an einen Berliner Beranger durfte man gar nicht denken.

Castelli erschien ganz anspruchlos. Sein Gesicht zeigte keinen scharfen Geist; die Augen waren hinter der Brille verschanzt, das Haar war dünn und glatt, die Nase kurz und dick, den Mund zierte der Ausdruck der Gutmüthigkeit. Castelli war unerschöpflich an Späßen, die er mit dem unveränderlichsten Ernste vortrug; Niemand verstand es so gut wie er, Anekdoten zu improvisiren; Niemand war sinnreicher im Erfinden abentheuerlicher Schwänke, die er sogleich, ohne sich lange zu besinnen, in die Scene setzte. Man wird es schwer glauben, in dieser

Zeit des Ernstes und der Trübsal, wo jede Freude, die ins Oeffentliche greift, so hoch verpönt ist, welche Lustigkeit damals über dem Wiener Treiben verbreitet war. Keine Schnurre war zu toll, die nicht ausgeführt wurde, und die grellsten Possen wurden jede Nacht von uns Dilettanten auf der Straße oder in Gasthäusern aufgeführt. Castelli war ihr Dichter und Regisseur, und sein erster Held Deinhardstein, voll Muthwillen und feiner Ironie, der jetzt aber schon lange diese lustige Miene abgelegt hat, und von der Heldenrolle in jenen improvisirten Stücken, sich zu der wichtigern eines Dirigenten des Hoftheaters hinaufgearbeitet hat.

Deinhardstein zeigte in seinem Aeußern mehr von dem Geiste, der ihm inwohnte, als Castelli. Seinem Gesichte fehlte der Ausdruck der süddeutschen Gutmüthigkeit, es war markirt, ohne im Geringsten hübsch zu sein, und oft zu satyrischem Lachen verzogen. In Kleidung und Haltung zeigte er nichts von der Eleganz, die Castelli auszeichnete; sie waren nachlässig, cynisch; ein in Wien seltener Fall, und nur dadurch erklärbar, daß Deinhardstein damals nicht in der feinen und höhern Welt Zutritt hatte.

Carl Blum, der zu jener Zeit in Wien lebte, und zu einigen Balleten die Musik componirte, war ein eifriger Besucher der Höhle, obgleich er dort eine ziemlich langweilige Figur spielte und von den Wienern, seines unübertrefflichen Phlegma's wegen, auf ächt wienerisch, das heißt: auf die gutmüthigste Weise verspottet wurde.

Ein beständiger Gast war ein Mann in weißen Haaren, mit Feueraugen, und slavischem Ausdruck in den Zügen; dies war Adalbert Gyrowetz, dessen Augenarzt und Agnes Sorel damals noch in ganz gut erhaltenem Gedächtnisse waren, da noch der große Vogl wirkte, für den die herrlichen Baritonpartien in allen diesen Sachen geschrieben waren. Auch Salieri fand man dort, mit einer so liebenswürdigen Bonhommie, wie sie wohl selten bei einem Italiener angetroffen werden wird. Unbegreiflich war es mir in der Ferne zu hören, daß man den greisen Vater des Tarare, zu einer Hofmann'schen Figur stempeln wollte, und ihm Mozarts Vergiftung und Gewissensbisse und den Teufel mit der ganzen Hölle im Gefolge andichtete. Der alte Salieri dichtete und componirte ein allerliebstes italienisches Sonnet für das Gedenkbuch der Ludlamisten, wie sich die Mitglieder der Ludlamshöhle jetzt zu nennen beliebten. — Moscheles, jung und voll Eifer für seine Kunst, fehlte zu jener Zeit nie bei den Versammlungen, und recht herzlich erfreute es mich, als wir uns einst nach Jahren wiedersahen, und er mich bei dem Namen nannte, den ich in der Höhle führte; denn besondere Namen erhielten wir Alle, wie ich später berichten werde. Wenn ich zu den hier Genannten, noch die Elite der Wiener musikalischen Welt, Künstler erster Größe, Maiseder, Merk u. s. w. als Mitglieder der Gesellschaft bezeichne, und sogar hinzufüge, daß Beethoven selbst manchmal zugegen war, und Theil nahm an der heitern, geistreichen Unterhaltung, so wird man mir wohl einräumen, daß die musikalische Partie, die bei Weitem Interessantere war. Und es entspannen sich oftmals Debatten zwischen den Musikern

und den Dichtern, die größtentheils junge Leute waren, die keine Berühmtheit, keine Autorität in die Schaale legen konnten, wie Jene, und nur ihrer geläufigern Suade und ihren bessern Lungen den Sieg, den sie erfochten, zu verdanken hatten. Grillparzer, nach seiner Sapho, der Abgott der Wiener und der Berühmteste unter den Dichtern, war damals kränkelnd, konnte den Tabaksrauch nicht vertragen und erschien nur selten. Ich erinnere mich nicht ob Herr von Hammer zugegen war. Ein junger Arzt, Alois Jeitteles, der mit Castelli, als Bruder Fatalis den Schicksalsstrumpf strickte, und manch artiges lyrisches Gedicht machte; sein Vetter Ignaz Jeitteles, der sich mehr im Felde der Kritik bewegte, und erst in diesen Tagen ein tüchtiges Werk: das ästhetische Lexicon bei Gerold herausgab; Kuffner, ein gemüthlicher Schriftsteller und ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit; Lembert, Töpfer, Mitglieder des Burgtheaters, und beliebte Lustspieldichter; mehre andre Mitglieder des Burgtheaters, den alten Schwarz an der Spitze; und dann noch ein ganzer Schwarm herrlicher, genialer, heiterer Lebemenschen, und vor Allem du, liebenswürdiger, anspruchloser und doch so tiefer Schimmer, du Frühgeschiedener, dem ich nach so langer Zeit diesen wehmüthigen Nachruf weihe! — — —

Jeder Fremde, der ein Mitglied der Höhle kannte, ließ sich sogleich einführen, und sie war in Ost und West, in Süd und Nord des Vaterlandes so berühmt worden, daß man eifrig nach dieser Ehre geizte. Es war die leichteste Art mit Allem in Berührung zu kommen, was Wien an Künstlern und Schriftstellern en vogue zu jener Zeit besaß; und obgleich die Sitzungen nach den bestehenden Polizeigesetzen nicht bei verschlossenen Thüren gehalten werden durften, sondern an allen Debatten, wenn auch stillschweigend, doch die ganze anwesende Gesellschaft des Haidvogl'schen Bierhauses, die sich dann vor der geöffneten Höhle horchend einfand, Theil nehmen konnte; so war die Polizei dennoch leutselig genug, die Ludlamshöhle in besondere Affection zu nehmen, und wenn man sich nach der Wohnung von Diesem oder Jenem auf dem Fremdenbüreau erkundigte, so pflegte lächelnd die Antwort gegeben zu werden: „den werden Sie am sichersten in der Ludlamshöhle finden!"

Und doch war der Zeitpunkt nicht fern, wo selbst dieser unschuldige Scherz den Argwohn erregte, wo man der Meinung war, es könne hoher Ernst sich unter der Narrenkappe bergen; wo man die heitern Documente geistreicher Narrheit mit schweren Amtssiegeln belegte und vor Gericht schleppte, und die lustigen Vorstände der weltberühmten Innung ins Verhör nahm, als handle es sich hier um Demagogen und Carbonari, die das Gleichgewicht der Welt zu zerstören beabsichtigten.

Der Zuwachs, den die Gesellschaft täglich erhielt, schien es nöthig zu machen, ihr eine festere Gestaltung zu geben, und nun sann man auf Scherze, um die Formen der Aufnahme und Einweihung anderer geschlossenen Gesellschaften, auf eine ergötzliche Weise zu parodiren. Man schritt zur Wahl eines Vorstandes, der in der Person des Hofschauspielers Schwarz einen würdigen Repräsentanten fand, und mit dem Ehrentitel eines Chalifen bekleidet wurde. Die Mitglieder erhielten

besondere Höhlennamen, und Gesetze mannichfacher Art wurden gegeben. Es waren fröhliche Stunden, wo diese Einrichtungen getroffen wurden. Laune, Witze, Tollheiten wurden aufgeboten, um die Ludlamshöhle auf ordentliche Weise zu constituiren.

Welche Eingebungen schufen die Namen: Cif Charon der Höhlenzote, Haggi Bio'n von Wudidlhé, Glazzo Barbirimi di Lanzetta, Tasto der Kälberfuß, Roller der Unbegreifliche, Salami di Sardele, Conte di Salada, Blut von Sine, Rossini von Nowgorod, Nils das Nordenkind, Faiser von Faisersheim und so viele Andre noch! Die sehr sinnvolle Erklärung dieser Namen würde zu weitläuftig sein und wird mir daher erlassen werden. Nur des Chalifen Namen-Deutung erlaube ich mir noch, des großen „Rauchmar des Zigaringers." Wer jemals des hohen Glückes theilhaft ward, Ihn zu sehen mit der unveränderlichen Miene, in der Beschauung versunken, wenn der bläuliche, leichte Dampf um das Vorgebirge der Nase schwebte, deren Röthe wie Sonnenaufgang durch den leichten Duft des Morgens strahlte; wer die stieren Augen je beobachtet hat, die nur auf diese Nasenspitze und diesen Dampf gerichtet waren, unbekümmert um das Treiben der Thoren umher, diesen Mund der zwischen festverschlossenen Lippen die glimmende Cigarre hielt, und sie nicht los ließ, wie der Geliebte der sich an der Lippe seines Mädchens festgesogen, der wird es begreifen können, warum dieser Mann „Rauchmar der Zigaringer" heißen mußte und nicht anders. Wären die Verhältnisse nicht so augenscheinlich verschieden gewesen, man hätte das bekannte Shakespear'sche Wort parodirend ausrufen können „Jeder Zoll eine Cigarre!" so klingt aber der Vergleich besser: „der Mann und seine Cigarre waren Eins!" Und er war uns ein liebender Vater! Gewöhnlich nannte er uns „liebe Kinder!" und that was wir wollten; wir ehrten und liebten ihn aber auch dafür; von Widersetzlichkeit war nie die Rede. „Der Chalif will es so," war genug auch den Eigensinnigsten zur Ordnung zurückzuführen. Epigramme und Scherze auf rothe Nasen wurden stets huldreich verziehen; die Spötter mußten doch am Ende schweigen, denn die Nase wurde nicht weiß, und ihr Witz schliff sich ab an diesem Felsen von rothem Urgranit. Ein Naseweiß als Chalif würde uns auch nicht im Geringsten behagt haben, und deshalb hatten wir eben mit ganz besonderer Vorsicht eine Nase gewählt, deren ächter Carmin, nach langjähriger Erfahrung, in allen politischen, tellurischen und siderischen Constellationen sich als ächt bewährt und Farbe gehalten hatte. Castelli's Epigramme auf diesen geliebten Gegenstand, erschienen damals als passende und geschmackvolle Gelegenheitsgedichte; und selbst Legenden vom „rothen Mohren," die aus alten Archiven aufgestöbert wurden, erhielten ihre leichte und gefällige Deutung. Einst an einem schönen Abende verließen wir, nach vollständiger Sitzung, die Ludlamshöhle mit einem muthwilligen Streiche. Das war nichts Seltenes! Unser Chalif war, trotz des Lärmens, den wir machten, eingeschlafen, denn die Sitzung hatte lange gewährt; im äußern Zimmer des Bierhauses, war es ganz leer geworden, und diese Gelegenheit zu einladend. Wir löschten lachend und scherzend die Lichter, stellten Tische

und Stühle vor die Thüre und liefen davon, um unten auf der Straße das schöne Erwachen unsers Hauptes in Geduld abzuwarten. Wir mußten lange warten, endlich dröhnte ein dumpfes Brüllen in unser Ohr, dem alsbald ein tolles Gepolter folgte; fluchend und schreiend keuchte der Chalif die Treppe hinab, und ich glaube, daß wenn er Einen von uns im Schlossergäßel gefunden hätte, das erste Blut den Frieden seines Chalifats befleckt haben würde. Zum Glück aber ließen wir uns in dem engen, finstern Gäßchen nicht fangen, sondern eilten lichteren Regionen zu, wo uns der Zorn des Höchsten nicht mit seinem ganzen Gewicht treffen konnte, und wo sich Alles nur auf einige leis herausgestoßene Schimpfworte beschränken mußte, da unser würdiger Chalif am dritten Orte nie die äußere Wohlanständigkeit verletzte. — — —

..... Auch ein Gedenkbuch wurde gestiftet, worin die kunstverständigen Mitglieder Ludlams ihre Zeichnungen, Dichtungen und Compositionen niederlegten, und wo nun so manche theuere Reliquie enthalten ist. Jeder der Einmal in der Höhle war, mußte sich in das Gedenkbuch schreiben, und da konnte es denn nicht fehlen, daß Mancher in Verlegenheit kam, neben berühmten Namen und pikanten Einfällen etwas Passendes zu bringen. Besonders war dies bei den Musikern der Fall, die sich in der Absicht einführen ließen, Leute von der Feder zu gewinnen, wenn sie sich in Wien hören zu lassen beabsichtigten, die aber selbst nur sehr unvollkommen mit der Feder umzugehen wußten. Diese wandten sich dann ängstlich an diesen oder jenen der anwesenden Schriftsteller um sich Raths zu erholen, und um nun ein für Allemal sich dieser Last zu entledigen, wurde ein bombastischer, hohl klingender Satz erfunden, und fürder Jedem zugeflüstert, der des Gedenkbuches wegen, in Verlegenheit gerieth. Es war höchst lustig beim Durchblättern recht oft auf diesen Satz zu stoßen und dann gewöhnlich einen Namen darunter zu lesen, der sich unter die Vormundschaft eines losen Spaßvogels hatte begeben müssen.

Nach dem Gedenkbuch kam eine Zeitschrift auf, worin die interessantesten Artikel standen, leichte Scherze, himmlische Dummheiten, unbegreiflicher Wahnsinn. Unter Andern ist mir folgender Scherz Castelli's noch gegenwärtig:

Impromptü an meinen Freund X. als er nieste.

Prosit! —

Auch Zeichnungen lagen dem Blatte bei. —

Nach mehren glücklich verlebten Monaten in Wien, reiste ich nach Brünn. Ohne mündlich von meinen Freunden Abschied zu nehmen, sandte ich eine Karte in die Ludlamshöhle, an einem Abende, wo eben feierliche Versammlung gehalten wurde, mit den Worten:

Der Schuhmacher Ahasverus aus Jerusalem

p. p. c.

Erst lange nachher erfuhr ich, welche trübe Stimmung diese Karte an jenem Abend erregte; man deutete mein Verschwinden auf romantische Weise, und trauete mir den tragischen Humor zu, mit diesem originellen Scherze aus der Welt gegangen zu sein.

Zu den Späßen, die in der Ludlamshöhle geschmiedet wurden, gehörten auch die, schwülstige Sonnette oder alterthümliche Balladen zu ersinnen und sie dann irgend einer Redaction zu senden, mit dem Gesuche sie aufzunehmen. Bäuerle wurde dadurch oft hinter's Licht geführt. Einst sandte man ihm ein Sonnet, voll der schönsten Floskeln, richtig gemessen und wohlgereimt. Es war „Sonnenaufgang" betitelt, und jede Zeile sagte eben nichts Anders, als daß die Sonne aufgegangen sei. Das Sonnet war von Verschiedenen zeilenweise verfertigt worden. Welche Freude erregte es dann in Ludlam, das treffliche Machwerk in dem nächsten Stück der Theaterzeitung abgedruckt zu sehen und darunter eine Note des trefflichen Herrn Bäuerle zu lesen: „daß er sich durch dergleichen Einsendungen hochgeehrt und geschmeichelt fühle und recht sehr den Dichter ersuche damit vorzufahren."

Nachdem dies lustige Wirken und Treiben der Ludlam eine lange Zeit bestanden hatte und selbst bedeutende Staatsbeamte, (in Oesterreich ein inhaltschweres Wort) in ihrem Heiligthume sah; nachdem durch die vielen Fremden, die dort aufgenommen wurden, und ihren Ruf in allen Landen verbreiteten, ihre Celebrität weit und breit gediehen war, erschienen an einem schönen Tage die Männer der Gewalt, die sich der Korrespondenz, des Gedenkbuches, der Zeitung, kurz des ganzen Archivs bemächtigten und die Pforten für immer schlossen. „Die lustige Landmannschaft" hatte aufgehört. Während draußen Demagogie und schreckliche Untersuchungen ihr finstres Wesen trieben, vertändelten wir in Oesterreich unsere Zeit mit artigen Scherzen, wie sie Boccacio ersann, um zur Zeit der Pest seine edle florentinische Gesellschaft damit zu erheitern.

So war Wien wie ich es im Jahre 1818 fand. Ich gab die Hälfte meiner Briefe nicht ab, und versäumte die angenehmsten Häuser, um der Ludlamshöhle ganz anzugehören; es war eine Wuth; man gefiel sich nirgends wohl als da. Und besuchte man andre Gesellschaften, so sprach man doch sicher im Nachhausegehen in der Höhle ein, und war gewiß, auch noch so spät, seine Leute dort zu finden.

Die Witze der Ludlamshöhle kursirten damals in den ersten Zirkeln Wien's, und die feinsten Damen ließen sich Bülletins der dortigen Verhandlungen mittheilen; ein bekannter Spaßmacher, der in verschiedenen Städten vom Witzmachen lebte, hat jahrelang seine versiegende Ader durch Ausbeutung der Ludlamsscherze im Fluß erhalten, und dadurch Aufsehen erregt.

Nach langer Zeit, als sich zufällig mehre ehemalige Mitglieder der Ludlam in Hamburg zusammenfanden, wurde ein ähnlicher Verein in der freien Hansestadt versucht. Namen, Gedenkbuch, Lieder, Zeitung, Alles wurde erneuert; statt des Chalifen wurde ein Inca erwählt und „Dumien" zählte seine Künstler, Schriftsteller, Gelehrte, Beamte und Kaufleute. Aber wie artete die ursprüngliche Idee doch so bald aus! Statt der Scherze, ernste Debatten, Gesetzesentwürfe, Reden; ein glänzendes Local, splendide Soupers, endlich sogar Kartenspiel — mit diesem wurde der Verein zu Grabe gebracht. Deutschlands Norden ist

nicht für den harmlosen Scherz; es steht den Söhnen Holsteins nicht gut an, wenn sie mit Art wahnsinnig sein wollen. Das hat der Süden voraus; er ist phantastischer.

Hamburg ist gastfrei und reich, aber Wien ist dabei sorglos und lustig. Hamburg und Wien sind die einzigen Großstädte die Deutschland aufweisen kann. Dies findet Jeder, der große Städte kennt, und nicht zufällig ein geborner Berliner ist. — —

CXXXII. Heinrich Heine.

(1799.)

1. Aus den „Reisebildern." *)

a. Die Wanderung auf den Brocken.

(Erster Theil. S. 193.)

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar: er wußte wohl, daß so ein Dichtermensch viel Hübsches wiedererzählen kann, und er ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht Jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur Wenige gesehen; in meinen Augenwimpern flimmerten eben so kostbare Perlen, wie in den Gräsern des Thals. Morgenthau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man sagt, das seyen die Heerdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stand der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Heerde stieß, und der Hirt, ein freundlich-blonder junger Mensch, sagte mir: der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einem **Déjeuner dinatoire**, das aus Käse und Brod bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein sprangen um uns herum, und klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt schien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König ist, der mir Brod gegeben hat, so will ich ihn auch königlich besingen.

— — — — — —

*) „Reisebilder von H. Heine. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1826." 8.

Wir nahmen freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich, in jeder Hinsicht, Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersäet, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen, und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe empor geschwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester als ihre bequemen Collegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. So stehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Ueberwinden früher Hemmungen und Hindernisse sich erst recht gestärkt und befestigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menschen, und säugte den schmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.

Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchen-Zungen, wie mit tausend Mädchen-Augen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wundersam breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Mährchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erscheint — ach, daß sie so schnell wieder verschwindet!

Je höher man den Berg hinauf steigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammen zu schrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeer-Sträuche und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunder-

lichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgis-Nacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen, und die abentheuerlich verruchte Luft beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu schauen ist auf den hübschen Faustbildern des Meister Retzsch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reise von Berlin nach Göttingen in der ersten Mainacht am Brocken vorbei ritt, bemerkte sogar, wie einige belletristische Damen auf einer Bergecke ihre ästhetische Thee-Gesellschaft hielten, sich gemüthlich die Zeitung vorlasen, ihre poetischen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetisch umhüpften, als Universal-Genie priesen, und über alle Erscheinungen in der deutschen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch als sie auf den „Ratkliff" und „Almansor" geriethen, und dem Verfasser alle Frömmigkeit und Christlichkeit absprachen, da sträubte sich das Haar des jungen Mannes, Entsetzen ergriff ihn — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorüber.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberg-Geschichten zu denken, und besonders an die große, mystische, deutsche National-Tragödie vom Doktor Faust. Mir war immer, als ob der Pferdefuß neben mir hinaufklettere, und Jemand humoristisch Athem schöpfe. Und ich glaube, auch Mephisto muß mit Mühe Athem holen, wenn er seinen Lieblingsberg ersteigt; es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt ist, bloß aus einem Parterre besteht, und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stollberg-Wernigerode erbaut, für dessen Rechnung es auch, als Wirthshaus, verwaltet wird. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter: das Dach ist niedrig, in der Mitte desselben steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine, in frühern Zeiten, den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

b. Der Brocken.

(S. 204.)

Ja, in hohem Grade wunderbar erscheint uns Alles beim ersten Hinabschauen vom Brocken, alle Seiten unseres Geistes empfangen neue Eindrücke, und diese, meistens verschiedenartig, sogar sich widersprechend, verbinden sich in unserer Seele zu einem großen, noch unentwirrenen, unverstandenen Gefühl. Gelingt es uns, dieses Gefühl in seinem Begriffe zu erfassen, so erkennen wir den Charakter des Berges. Dieser Charakter ist ganz deutsch, sowohl in Hinsicht seiner Fehler, als auch seiner Vorzüge. Der Brocken ist ein Deutscher. Mit deutscher Gründlichkeit zeigt er uns, klar und deutlich, wie ein Riesen-Panorama, die vielen hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meistens nördlich liegen, und ringsum alle Berge, Wälder, Flüsse, Flächen, unendlich weit. Aber eben

Zeit des Ernstes und der Trübsal, wo jede Freude, die ins Oeffentliche greift, so hoch verpönt ist, welche Lustigkeit damals über dem Wiener Treiben verbreitet war. Keine Schnurre war zu toll, die nicht ausgeführt wurde, und die grellsten Possen wurden jede Nacht von uns Dilettanten auf der Straße oder in Gasthäusern aufgeführt. Castelli war ihr Dichter und Regisseur, und sein erster Held Deinhardstein, voll Muthwillen und feiner Ironie, der jetzt aber schon lange diese lustige Miene abgelegt hat, und von der Heldenrolle in jenen improvisirten Stücken, sich zu der wichtigern eines Dirigenten des Hoftheaters hinaufgearbeitet hat.

Deinhardstein zeigte in seinem Aeußern mehr von dem Geiste, der ihm inwohnte, als Castelli. Seinem Gesichte fehlte der Ausdruck der süddeutschen Gutmüthigkeit, es war markirt, ohne im Geringsten hübsch zu sein, und oft zu satyrischem Lachen verzogen. In Kleidung und Haltung zeigte er nichts von der Eleganz, die Castelli auszeichnete; sie waren nachlässig, cynisch; ein in Wien seltener Fall, und nur dadurch erklärbar, daß Deinhardstein damals nicht in der feinen und höhern Welt Zutritt hatte.

Carl Blum, der zu jener Zeit in Wien lebte, und zu einigen Balleten die Musik componirte, war ein eifriger Besucher der Höhle, obgleich er dort eine ziemlich langweilige Figur spielte und von den Wienern, seines unübertrefflichen Phlegma's wegen, auf ächt wienerisch, das heißt: auf die gutmüthigste Weise verspottet wurde.

Ein beständiger Gast war ein Mann in weißen Haaren, mit Feueraugen, und slavischem Ausdruck in den Zügen; dies war Adalbert Gyrowetz, dessen Augenarzt und Agnes Sorel damals noch in ganz gut erhaltenem Gedächtnisse waren, da noch der große Vogl wirkte, für den die herrlichen Baritonpartien in allen diesen Sachen geschrieben waren. Auch Salieri fand man dort, mit einer so liebenswürdigen Bonhommie, wie sie wohl selten bei einem Italiener angetroffen werden wird. Unbegreiflich war es mir in der Ferne zu hören, daß man den greisen Vater des Tarare, zu einer Hofmann'schen Figur stempeln wollte, und ihm Mozarts Vergiftung und Gewissensbisse und den Teufel mit der ganzen Hölle im Gefolge andichtete. Der alte Salieri dichtete und componirte ein allerliebstes italienisches Sonnet für das Gedenkbuch der Ludlamisten, wie sich die Mitglieder der Ludlamshöhle jetzt zu nennen beliebten. — Moscheles, jung und voll Eifer für seine Kunst, fehlte zu jener Zeit nie bei den Versammlungen, und recht herzlich erfreute es mich, als wir uns einst nach Jahren wiedersahen, und er mich bei dem Namen nannte, den ich in der Höhle führte; denn besondere Namen erhielten wir Alle, wie ich später berichten werde. Wenn ich zu den hier Genannten, noch die Elite der Wiener musikalischen Welt, Künstler erster Größe, Maiseder, Merk u. s. w. als Mitglieder der Gesellschaft bezeichne, und sogar hinzufüge, daß Beethoven selbst manchmal zugegen war, und Theil nahm an der heitern, geistreichen Unterhaltung, so wird man mir wohl einräumen, daß die musikalische Partie, die bei Weitem Interessantere war. Und es entspannen sich oftmals Debatten zwischen den Musikern

und den Dichtern, die größtentheils junge Leute waren, die keine Berühmtheit, keine Autorität in die Schaale legen konnten, wie Jene, und nur ihrer geläufigern Suade und ihren bessern Lungen den Sieg, den sie erfochten, zu verdanken hatten. Grillparzer, nach seiner Sapho, der Abgott der Wiener und der Berühmteste unter den Dichtern, war damals kränkelnd, konnte den Tabaksrauch nicht vertragen und erschien nur selten. Ich erinnere mich nicht ob Herr von Hammer zugegen war. Ein junger Arzt, Alois Jeitteles, der mit Castelli, als Bruder Fatalis den Schicksalsstrumpf strickte, und manch artiges lyrisches Gedicht machte; sein Vetter Ignaz Jeitteles, der sich mehr im Felde der Kritik bewegte, und erst in diesen Tagen ein tüchtiges Werk: das ästhetische Lexicon bei Gerold herausgab; Kuffner, ein gemüthlicher Schriftsteller und ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit; Lembert, Töpfer, Mitglieder des Burgtheaters, und beliebte Lustspieldichter; mehre andre Mitglieder des Burgtheaters, den alten Schwarz an der Spitze; und dann noch ein ganzer Schwarm herrlicher, genialer, heiterer Lebemenschen, und vor Allem du, liebenswürdiger, anspruchloser und doch so tiefer Schimmer, du Frühgeschiedener, dem ich nach so langer Zeit diesen wehmüthigen Nachruf weihe! — — —

Jeder Fremde, der ein Mitglied der Höhle kannte, ließ sich sogleich einführen, und sie war in Ost und West, in Süd und Nord des Vaterlandes so berühmt worden, daß man eifrig nach dieser Ehre geizte. Es war die leichteste Art mit Allem in Berührung zu kommen, was Wien an Künstlern und Schriftstellern en vogue zu jener Zeit besaß; und obgleich die Sitzungen nach den bestehenden Polizeigesetzen nicht bei verschlossenen Thüren gehalten werden durften, sondern an allen Debatten, wenn auch stillschweigend, doch die ganze anwesende Gesellschaft des Haidvogl'schen Bierhauses, die sich dann vor der geöffneten Höhle horchend einfand, Theil nehmen konnte; so war die Polizei dennoch leutselig genug, die Ludlamshöhle in besondere Affection zu nehmen, und wenn man sich nach der Wohnung von Diesem oder Jenem auf dem Fremdenbüreau erkundigte, so pflegte lächelnd die Antwort gegeben zu werden: „den werden Sie am sichersten in der Ludlamshöhle finden!"

Und doch war der Zeitpunkt nicht fern, wo selbst dieser unschuldige Scherz den Argwohn erregte, wo man der Meinung war, es könne hoher Ernst sich unter der Narrenkappe bergen; wo man die heitern Documente geistreicher Narrheit mit schweren Amtssiegeln belegte und vor Gericht schleppte, und die lustigen Vorstände der weltberühmten Innung ins Verhör nahm, als handle es sich hier um Demagogen und Carbonari, die das Gleichgewicht der Welt zu zerstören beabsichtigten.

Der Zuwachs, den die Gesellschaft täglich erhielt, schien es nöthig zu machen, ihr eine festere Gestaltung zu geben, und nun sann man auf Scherze, um die Formen der Aufnahme und Einweihung anderer geschlossenen Gesellschaften, auf eine ergötzliche Weise zu parodiren. Man schritt zur Wahl eines Vorstandes, der in der Person des Hofschauspielers Schwarz einen würdigen Repräsentanten fand, und mit dem Ehrentitel eines Chalifen bekleidet wurde. Die Mitglieder erhielten

besondere Höhlennamen, und Gesetze mannichfacher Art wurden gegeben. Es waren fröhliche Stunden, wo diese Einrichtungen getroffen wurden. Laune, Witze, Tollheiten wurden aufgeboten, um die Ludlamshöhle auf ordentliche Weise zu constituiren.

Welche Eingebungen schufen die Namen: Elf Charon der Höhlenzote, Haggi Bio'n von Wadidlhé, Glazzo Barbirimi di Lanzetta, Tasto der Kälberfuß, Roller der Unbegreifliche, Salami di Sardele, Conte di Salada, Blut von Sine, Rossini von Nowgorod, Nils das Nordenkind, Faiser von Faisersheim und so viele Andre noch! Die sehr sinnvolle Erklärung dieser Namen würde zu weitläuftig sein und wird mir daher erlassen werden. Nur des Chalifen Namen-Deutung erlaube ich mir noch, des großen „Rauchmar des Zigaringers." Wer jemals des hohen Glückes theilhaft ward, Ihn zu sehen mit der unveränderlichen Miene, in der Beschauung versunken, wenn der bläuliche, leichte Dampf um das Vorgebirge der Nase schwebte, deren Röthe wie Sonnenaufgang durch den leichten Duft des Morgens strahlte; wer die stieren Augen je beobachtet hat, die nur auf diese Nasenspitze und diesen Dampf gerichtet waren, unbekümmert um das Treiben der Thoren umher, diesen Mund der zwischen festverschlossenen Lippen die glimmende Cigarre hielt, und sie nicht los ließ, wie der Geliebte der sich an der Lippe seines Mädchens festgesogen, der wird es begreifen können, warum dieser Mann „Rauchmar der Zigaringer" heißen mußte und nicht anders. Wären die Verhältnisse nicht so augenscheinlich verschieden gewesen, man hätte das bekannte Shakespear'sche Wort parodirend ausrufen können „Jeder Zoll eine Cigarre!" so klingt aber der Vergleich besser: „der Mann und seine Cigarre waren Eins!" Und er war uns ein liebender Vater! Gewöhnlich nannte er uns „liebe Kinder!" und that was wir wollten; wir ehrten und liebten ihn aber auch dafür; von Widersetzlichkeit war nie die Rede. „Der Chalif will es so," war genug auch den Eigensinnigsten zur Ordnung zurückzuführen. Epigramme und Scherze auf rothe Nasen wurden stets huldreich verziehen; die Spötter mußten doch am Ende schweigen, denn die Nase wurde nicht weiß, und ihr Witz schliff sich ab an diesem Felsen von rothem Urgranit. Ein Naseweiß als Chalif würde uns auch nicht im Geringsten behagt haben, und deshalb hatten wir eben mit ganz besonderer Vorsicht eine Nase gewählt, deren ächter Carmin, nach langjähriger Erfahrung, in allen politischen, tellurischen und siderischen Constellationen sich als ächt bewährt und Farbe gehalten hatte. Castelli's Epigramme auf diesen geliebten Gegenstand, erschienen damals als passende und geschmackvolle Gelegenheitsgedichte; und selbst Legenden vom „rothen Mohren," die aus alten Archiven aufgestöbert wurden, erhielten ihre leichte und gefällige Deutung. Einst an einem schönen Abende verließen wir, nach vollständiger Sitzung, die Ludlamshöhle mit einem muthwilligen Streiche. Das war nichts Seltenes! Unser Chalif war, trotz des Lärmens, den wir machten, eingeschlafen, denn die Sitzung hatte lange gewährt; im äußern Zimmer des Bierhauses, war es ganz leer geworden, und diese Gelegenheit zu einladend. Wir löschten lachend und scherzend die Lichter, stellten Tische

und Stühle vor die Thüre und liefen davon, um unten auf der Straße das schöne Erwachen unsers Hauptes in Geduld abzuwarten. Wir mußten lange warten, endlich dröhnte ein dumpfes Brüllen in unser Ohr, dem alsbald ein tolles Gepolter folgte; fluchend und schreiend keuchte der Chalif die Treppe hinab, und ich glaube, daß wenn er Einen von uns im Schlossergäßel gefunden hätte, das erste Blut den Frieden seines Chalifats befleckt haben würde. Zum Glück aber ließen wir uns in dem engen, finstern Gäßchen nicht fangen, sondern eilten lichteren Regionen zu, wo uns der Zorn des Höchsten nicht mit seinem ganzen Gewicht treffen konnte, und wo sich Alles nur auf einige leis herausgestoßene Schimpfworte beschränken mußte, da unser würdiger Chalif am dritten Orte nie die äußere Wohlanständigkeit verletzte. — — —

..... Auch ein Gedenkbuch wurde gestiftet, worin die kunstverständigen Mitglieder Ludlams ihre Zeichnungen, Dichtungen und Compositionen niederlegten, und wo nun so manche theuere Reliquie enthalten ist. Jeder der Einmal in der Höhle war, mußte sich in das Gedenkbuch schreiben, und da konnte es denn nicht fehlen, daß Mancher in Verlegenheit kam, neben berühmten Namen und pikanten Einfällen etwas Passendes zu bringen. Besonders war dies bei den Musikern der Fall, die sich in der Absicht einführen ließen, Leute von der Feder zu gewinnen, wenn sie sich in Wien hören zu lassen beabsichtigten, die aber selbst nur sehr unvollkommen mit der Feder umzugehen wußten. Diese wandten sich dann ängstlich an diesen oder jenen der anwesenden Schriftsteller um sich Raths zu erholen, und um nun ein für Allemal sich dieser Last zu entledigen, wurde ein bombastischer, hohl klingender Satz erfunden, und fürder Jedem zugeflüstert, der des Gedenkbuches wegen, in Verlegenheit gerieth. Es war höchst lustig beim Durchblättern recht oft auf diesen Satz zu stoßen und dann gewöhnlich einen Namen darunter zu lesen, der sich unter die Vormundschaft eines losen Spaßvogels hatte begeben müssen.

Nach dem Gedenkbuch kam eine Zeitschrift auf, worin die interessantesten Artikel standen, leichte Scherze, himmlische Dummheiten, unbegreiflicher Wahnsinn. Unter Andern ist mir folgender Scherz Castelli's noch gegenwärtig:

Impromptü an meinen Freund X. als er nieste.

Prosit! —

Auch Zeichnungen lagen dem Blatte bei. —

Nach mehren glücklich verlebten Monaten in Wien, reiste ich nach Brünn. Ohne mündlich von meinen Freunden Abschied zu nehmen, sandte ich eine Karte in die Ludlamshöhle, an einem Abende, wo eben feierliche Versammlung gehalten wurde, mit den Worten:

Der Schuhmacher Ahasverus aus Jerusalem

p. p. c.

Erst lange nachher erfuhr ich, welche trübe Stimmung diese Karte an jenem Abend erregte; man deutete mein Verschwinden auf romantische Weise, und trauete mir den tragischen Humor zu, mit diesem originellen Scherze aus der Welt gegangen zu sein.

würdigen Anlagen der Caseinen ist Alles unvergleichlich herrlich und voll Grazie; jede Straße von Florenz ist eine Welt für die Kunst; die Mauern von Florenz sind der Kelch, der die schönste Blume menschlichen Geistes umschließt.

Und dieß ist nur der reichste Edelstein in dem Diadem, womit das italienische Volk die Erde geschmückt hat. Und wenn auch kein anderer ihm ganz an die Seite gesetzt werden kann, verschwindet doch fast sein Glanz unter der Menge der ihn umgebenden, die alle in eigenthümlicher Herrlichkeit leuchten. Man muß sehr armseligen Geistes oder sehr schwächlichen Gemüths sein, um sich durch irgend ein Ungemach abhalten zu lassen, Italien in seiner Hoheit und die Italiener, wie sie der Geschichte angehören, in ihrer Tüchtigkeit und Eigenthümlichkeit anzuerkennen. —

CXXXI. August Lewald.

Ludlamshöhle. *)

Erinnerungen aus Wien.

(Erster Theil. S. 103.)

Ich hatte seit frühester Jugend einen ganz eigenen Begriff von Wien; ich konnte mich nicht enthalten an Utopien dabei zu denken. Alles, was man von dort hörte, klang so zauberisch; einige Gemälde, die ich täglich vor Augen sah, und wovon das Eine eine prächtige Schlittenfahrt vorstellte, die über den Mehlmarkt fuhr, das Andere aber Wien im Sonnenglanze und Sommerschmucke zeigte, vom Belvedere aufgenommen, hatten meine jugendliche Phantasie ganz wunderbar erhitzt. Die weißen Dächer, und die großen, alten Häuser des Mehlmarktes, der Schnee auf dem weiten Brunnenbassin und die grotesken Formen der Schlitten, die reichen und prächtigen Pferde, reitende Dienerschaft, und die vornehmen Herrschaften selbst in dem abenteuerlichsten Wintercostüm aus der Zeit Maria Theresia's, an denen der Maler keine grelle Farbe gespart hatte; auf dem andern Bilde das regelmäßige Palais, mit den gradlinichten Alleen und den Parterres im Geschmack Ludwigs XV., und der Aussicht auf den Kern der altehrwürdigen Stadt. Zu diesen Vorstellungen kam noch die Bekanntschaft mit einem alten Wiener, der durch ungewöhnliche Schicksale in meine ferne Vaterstadt verschlagen wurde, der „spat" für „spät" sagte, und „halt" blos zum Vergnügen, wie aus Uebermuth; ein Wort, das gar nichts bedeutet und überall an seinem Platze steht; nichts verdirbt oder verunstaltet, ohne doch zum Verständniß etwas beizutragen. Dieser Mann war ein Mystiker und mit Joseph II. nicht eben sehr zufrieden; er trieb einen Lederhandel und sprach jeden Abend von Fasanen mit Kraut, wie von

*) „Aquarelle aus dem Leben. Von August Lewald. Zwei Theile. Mannheim. Hoff. 1836." 8.

einem verlorenen Glück, von einer schönen Erinnerung, von einem Jugendtraum, dessen Verwirklichung er nie mehr erleben sollte. — — —

Einige Jahre waren verstrichen, ich hatte mich in der Welt bereits umgesehen, und dachte nicht mehr mit großer Vorliebe an Wien, als ein guter Freund, der eben von dort heimkehrte, plötzlich wieder eine starke Sehnsucht dahin in mir erweckte. Es war die Zeit als ein ernster Schauspieler aus der Provinz, ganz Wien zum Lachen brachte; als der tolle, phantastische, übersprudelnde Raimund, der Franz Moor und Tyrannenspieler der weitentfernten, ungarischen Comitate, auf das Leopoldstädter Theater sprang, um den travestirten Tamino zu geben, und den guten, hausbackenen Wiener Ignaz Schuster, mit der spießbürgerlichen Philisterei in ihrer ganzen Trockenheit, die man freilich auch belachen mußte, zu vertreiben anfing. Zu dieser ergötzlichen Erscheinung kam noch eine weit ergötzlichere, welche damals die Seele der Unterhaltung für die lebensfrohen Wiener war; ich meine das Kinderballet unter Horschelt. Man kann sich kaum vorstellen, welche Zauberwirkung solche Dinge auf die Volksmenge einer großen Städt hervorzubringen im Stande sind; auch war mein referirender Freund ganz selig vor Entzücken, wenn er sich daran erinnerte; dabei pries er mit vollen Backen das freundliche Entgegenkommen, die herzliche Aufnahme, das lustige Beisammenleben aller verwandten Geister, der Schriftsteller, Schauspieler, Musiker und Maler; Tag und Nacht vergehe in Scherz und Fröhlichkeit, und die Ständchen, die nach dem Theater ihren Anfang nähmen, endeten erst mit dem Morgen. Aber als den Mittelpunkt dieses herrlichen Schlaraffenlebens bezeichnete er mir die „Ludlamshöhle."

Die Ludlamshöhle! was dachte ich mir dabei im ersten Augenblicke? Klingt es doch so schauerlich, nordisch; und die Wahrheit zu gestehen, obgleich mein Freund viele angenehme Stunden dort verlebt hatte, und mir die Mitglieder alle mit ihren Doppelnamen zu nennen, alle Späße, Witze und Scherze, die dort vorfielen, getreulich zu berichten wußte, so hatte er leider versäumt dem Historischen nachzuforschen, und konnte mir über den Ursprung des Namens nicht das Geringste offenbaren.

Mein Entschluß war bald gefaßt, ich wollte an Ort und Stelle mich besser unterrichten; ich reiste nach Wien .....

Am Ende des Grabens, der **Rue de la Paix** der alten Kaiserstadt, liegt ein Gäßchen, das Schlossergassel geheißen, und in diesem ist ein Bierhaus, das Pfundner'sche genannt, welches damals von einem Manne Namens Haidvogl bewirthschaftet wurde. Hier hatte sich eine kleine Anzahl sinniger Freunde zusammengefunden, die sich früher in dem „Blumenstöckel" im Ballgässel zu treffen pflegten, um Castelli, den liebenswürdigsten, heitersten Gesellschafter, der dort wohnte, noch zu sehen, wenn er Abends aus seiner Cotterie heimkehrte, und ein Glas Regensburger Bier zu trinken pflegte, ehe er in seine Wohnung hinaufstieg. Dieß ist in Kürze das Geschichtliche von dem Entstehen dieses merkwürdigen Vereins: „im Anfange saßen Männer im Blumenstöckel," so begann die Legende im Gedenkbuche der Gesellschaft. Wirthschafts-

verhältnisse hatten diese Stifter zur Auswanderung aus dem poetischen Revier des Blumenstöckels in das anfänglich prosaischere des Pfundner'schen Bierhauses bewogen; der Zufall war aber schon geboren, der ihm die höhere Weihe ertheilen sollte.

Oehlenschläger war nach Wien gekommen, um auf dem damals so phantastischen Theater an der Wien, wo jeden Abend ein duftiges Mährchen Leben und Gestalt erhielt, sein nordisches Nebelmährchen aufführen zu lassen. Dieß war die nachmals im Druck erschienene: „Ludlamshöhle." Wir wollen es den guten Wienern nicht eben so hoch anrechnen, daß sie an diesem phantasielosen Gewebe kein Erbauen finden konnten, und den Dichter zum Pathen seiner Schande machten. Selbst die zahlreichen Freunde Oehlenschlägers vermochten es nicht, das Stück vom Falle zu retten und konnten nichts Anders thun, als ihren Vereinigungspunkt im Schlossergassel, den auch der scandinavische Dichter besuchte, ihm zu Ehren „Ludlamshöhle" zu heißen, und so diesen Namen in der Literärgeschichte Wien's, eine zwar kurze, jedoch interessante Rolle spielen zu lassen. —

Wenn man einige Schritte in dem krummen, engen Gäßchen gemacht hatte, fielen die Blicke auf einen nackten Bacchus, der auf einem Faße ritt; hier trat man in eine niedre Thüre und schwang sich dann eine enge Wendeltreppe hinauf, um sich in einem mäßig großen, dunkeln Wirthszimmer zu sehen; nun stand man in den Propyläen. Man durchschritt sie und die Menge profaner Gäste, die sich hier ihren Magen mit trockener und flüssiger Kost auf ganz gewöhnliche Weise füllten, und befand sich dann in dem innern, geheiligten Raume, wo Ludlam ihre Söhne an den geheimnißvollen Brüsten säugte, wo der Witz keine theure Waare war, und der Scherz kein seltenes Kraut, wo in einem Abende mehr Weisheit im Narrengewande zu Markte gebracht wurde, als die Berliner Mittwochsgesellschaft, mit allem Ernste in einem Jahre zu Markte bringt. Das Lokal hatte nur ein Fenster, dabei war es lang, hoch, räucherig; ein langer Tisch, um den Stühle gereiht waren, nahm den ganzen Raum ein; ein paar Wandschränke und Haken, um die Hüte aufzuhängen, das war das ganze Ameublement. Wer sucht in einer Höhle mehr?

Als ich zum ersten Male am Tische der Ludlamshöhle als bescheidener Gast Platz genommen hatte, ließ ich meine Augen im Kreise der Anwesenden umherschweifen, um mir Diejenigen herauszurathen, deren Bekanntschaft ich zu machen wünschte. Der alte, gefällige Hofschauspieler Schwarz hatte mich eingeführt, und mich auf meine Bitte mit Niemanden bekannt gemacht; es machte mir stets Vergnügen nur nach und nach, wie sich mir die Leute zeigten, mich auch ihnen zu nähern, um zugleich auch im Errathen meinen Scharfsinn zu üben. Viele kannte ich schon dem Namen nach von den ehrenwerthen Mitgliedern der Höhle: Castelli, Deinhardstein, Grillparzer, und Andre noch. Ich dachte bei mir, wer mag hier wohl Castelli sein, der lebensfrohe, heitre Dichter? und nachdem ich mir die Gesellschaft gemustert hatte, fiel mein Blick auf einen Mann mit freundlichem Gesichte, hoher Stirne, schwarzen

Haaren, der gar gesprächig war, und wenn auch eben nicht witzig, doch manches scherzhafte Wort zum Besten gab, worüber die neben ihm Sitzenden häufig lachten. Meine Meinung war endlich zur Gewißheit geworden, und ich sah in dem Manne so fest Castelli, daß ich eben aufstand, um mich ihm selbst vorzustellen, als zufällig Einer, nach der Uhr sehend, ausrief: „Aber mein Gott, wo bleibt denn heute der Castelli!" Ich setzte mich sogleich wieder gelassen hin, und schluckte das bereits fertige Antrittscompliment bis auf Weiteres hinunter. Der, den ich aber für Castelli gehalten, war der Hoboebläser Söllner, Professor am Prager Conservatorium.

Neben mir saß ein Paar, das wohl auch im Stande war, meine Aufmerksamkeit anzuziehen. Ein junger, schmächtiger Mensch, mit einem geistreichen Gesichte, hoher Stirne, und freundlich lächelndem Munde, aus dem eine fremdartige Aussprache tönte, die den Franzosen verrieth; der Andere, eine kurzgedrungene Gestalt, sorgfältig gekleidet, in schwarzen Escarpins und feiner Wäsche. Der Ton und das überaus laute Sprechen, die gemessene Bewegung, und der Nachdruck mit dem das Gesprochene begleitet wurde, ließ auf einen Gelehrten vom Fache schließen. Eine gutmüthige Derbheit gab sich im ganzen Wesen kund; vom Brode wurde weder gebrochen noch geschnitten, sondern immer herzhaft ein tüchtiges Stück abgebissen; jeder Eintretende mit den Worten „ich grüße Sie!" bewillkommt; und endlich tönte das Lob Steyermarks bei scherzhafter wie ernsthafter Gelegenheit so gemüthlich in der Unterhaltung dieses Mannes wieder, daß ich keinen Augenblick im Zweifel bleiben konnte, daß es Julius Schneller war, der an meiner Seite saß, und von dessen Anwesenheit in Wien ich bereits gehört hatte. Wir wurden bald bekannt, später vertrauter. Wie lebhaft erinnerten mich, in seiner von E. Münch veranstalteten Briefsammlung, jene vom Oktober 1818 an jene Stunden; welche trübe Tage voll schwankender Hoffnung und getäuschter Erwartung hatte damals der Mann, der oft die Seele unserer heitersten Abende war! — — —

Unter großem Geräusche waren jetzt mehre neue Gäste hereingekommen um sich ziemlich ungestüm der noch leeren Plätze am Tische zu bemächtigen. Das Theater an der Burg war geendet. Jetzt war auch Castelli unter uns. Ohne ihn beim Namen rufen gehört zu haben, hätte ich ihn nicht erkannt. Ein so jovialer Sänger, der die ernstesten Dinge selbst nur leicht nimmt, würde in jedem andern Lande als Oesterreich anders aussehen müssen. Das „air enjoué" der Franzosen fehlte; und an einen Berliner Beranger durfte man gar nicht denken.

Castelli erschien ganz anspruchlos. Sein Gesicht zeigte keinen scharfen Geist; die Augen waren hinter der Brille verschanzt, das Haar war dünn und glatt, die Nase kurz und dick, den Mund zierte der Ausdruck der Gutmüthigkeit. Castelli war unerschöpflich an Späßen, die er mit dem unveränderlichsten Ernste vortrug; Niemand verstand es so gut wie er, Anekdoten zu improvisiren; Niemand war sinnreicher im Erfinden abentheuerlicher Schwänke, die er sogleich, ohne sich lange zu besinnen, in die Scene setzte. Man wird es schwer glauben, in dieser

Zeit des Ernstes und der Trübsal, wo jede Freude, die ins Oeffentliche greift, so hoch verpönt ist, welche Lustigkeit damals über dem Wiener Treiben verbreitet war. Keine Schnurre war zu toll, die nicht ausgeführt wurde, und die grellsten Possen wurden jede Nacht von uns Dilettanten auf der Straße oder in Gasthäusern aufgeführt. Castelli war ihr Dichter und Regisseur, und sein erster Held Deinhardstein, voll Muthwillen und feiner Ironie, der jetzt aber schon lange diese lustige Miene abgelegt hat, und von der Heldenrolle in jenen improvisirten Stücken, sich zu der wichtigern eines Dirigenten des Hoftheaters hinaufgearbeitet hat.

Deinhardstein zeigte in seinem Aeußern mehr von dem Geiste, der ihm inwohnte, als Castelli. Seinem Gesichte fehlte der Ausdruck der süddeutschen Gutmüthigkeit, es war markirt, ohne im Geringsten hübsch zu sein, und oft zu satyrischem Lachen verzogen. In Kleidung und Haltung zeigte er nichts von der Eleganz, die Castelli auszeichnete; sie waren nachlässig, cynisch; ein in Wien seltener Fall, und nur dadurch erklärbar, daß Deinhardstein damals nicht in der feinen und höhern Welt Zutritt hatte.

Carl Blum, der zu jener Zeit in Wien lebte, und zu einigen Balleten die Musik componirte, war ein eifriger Besucher der Höhle, obgleich er dort eine ziemlich langweilige Figur spielte und von den Wienern, seines unübertrefflichen Phlegma's wegen, auf ächt wienerisch, das heißt: auf die gutmüthigste Weise verspottet wurde.

Ein beständiger Gast war ein Mann in weißen Haaren, mit Feueraugen, und slavischem Ausdruck in den Zügen; dies war Adalbert Gyrowetz, dessen Augenarzt und Agnes Sorel damals noch in ganz gut erhaltenem Gedächtnisse waren, da noch der große Vogl wirkte, für den die herrlichen Baritonpartien in allen diesen Sachen geschrieben waren. Auch Salieri fand man dort, mit einer so liebenswürdigen Bonhommie, wie sie wohl selten bei einem Italiener angetroffen werden wird. Unbegreiflich war es mir in der Ferne zu hören, daß man den greisen Vater des Tarare, zu einer Hofmann'schen Figur stempeln wollte, und ihm Mozarts Vergiftung und Gewissensbisse und den Teufel mit der ganzen Hölle im Gefolge andichtete. Der alte Salieri dichtete und componirte ein allerliebstes italienisches Sonnet für das Gedenkbuch der Ludlamisten, wie sich die Mitglieder der Ludlamshöhle jetzt zu nennen beliebten. — Moscheles, jung und voll Eifer für seine Kunst, fehlte zu jener Zeit nie bei den Versammlungen, und recht herzlich erfreute es mich, als wir uns einst nach Jahren wiedersahen, und er mich bei dem Namen nannte, den ich in der Höhle führte; denn besondere Namen erhielten wir Alle, wie ich später berichten werde. Wenn ich zu den hier Genannten, noch die Elite der Wiener musikalischen Welt, Künstler erster Größe, Maiseder, Merk u. s. w. als Mitglieder der Gesellschaft bezeichne, und sogar hinzufüge, daß Beethoven selbst manchmal zugegen war, und Theil nahm an der heitern, geistreichen Unterhaltung, so wird man mir wohl einräumen, daß die musikalische Partie, die bei Weitem Interessantere war. Und es entspannen sich oftmals Debatten zwischen den Musikern

und den Dichtern, die größtentheils junge Leute waren, die keine Berühmtheit, keine Autorität in die Schaale legen konnten, wie Jene, und nur ihrer geläufigern Suade und ihren bessern Lungen den Sieg, den sie erfochten, zu verdanken hatten. Grillparzer, nach seiner Sapho, der Abgott der Wiener und der Berühmteste unter den Dichtern, war damals kränkelnd, konnte den Tabaksrauch nicht vertragen und erschien nur selten. Ich erinnere mich nicht ob Herr von Hammer zugegen war. Ein junger Arzt, Alois Jeitteles, der mit Castelli, als Bruder Fatalis den Schicksalsstrumpf strickte, und manch artiges lyrisches Gedicht machte; sein Vetter Ignaz Jeitteles, der sich mehr im Felde der Kritik bewegte, und erst in diesen Tagen ein tüchtiges Werk: das ästhetische Lexicon bei Gerold herausgab; Kuffner, ein gemüthlicher Schriftsteller und ein Mann von umfassender Gelehrsamkeit; Lembert, Töpfer, Mitglieder des Burgtheaters, und beliebte Lustspieldichter; mehre andre Mitglieder des Burgtheaters, den alten Schwarz an der Spitze; und dann noch ein ganzer Schwarm herrlicher, genialer, heiterer Lebemenschen, und vor Allem du, liebenswürdiger, anspruchloser und doch so tiefer Schimmer, du Frühgeschiedener, dem ich nach so langer Zeit diesen wehmüthigen Nachruf weihe! — — —

Jeder Fremde, der ein Mitglied der Höhle kannte, ließ sich sogleich einführen, und sie war in Ost und West, in Süd und Nord des Vaterlandes so berühmt worden, daß man eifrig nach dieser Ehre geizte. Es war die leichteste Art mit Allem in Berührung zu kommen, was Wien an Künstlern und Schriftstellern en vogue zu jener Zeit besaß; und obgleich die Sitzungen nach den bestehenden Polizeigesetzen nicht bei verschlossenen Thüren gehalten werden durften, sondern an allen Debatten, wenn auch stillschweigend, doch die ganze anwesende Gesellschaft des Haidvogl'schen Bierhauses, die sich dann vor der geöffneten Höhle horchend einfand, Theil nehmen konnte; so war die Polizei dennoch leutselig genug, die Ludlamshöhle in besondere Affection zu nehmen, und wenn man sich nach der Wohnung von Diesem oder Jenem auf dem Fremdenbüreau erkundigte, so pflegte lächelnd die Antwort gegeben zu werden: „den werden Sie am sichersten in der Ludlamshöhle finden!"

Und doch war der Zeitpunkt nicht fern, wo selbst dieser unschuldige Scherz den Argwohn erregte, wo man der Meinung war, es könne hoher Ernst sich unter der Narrenkappe bergen; wo man die heitern Documente geistreicher Narrheit mit schweren Amtssiegeln belegte und vor Gericht schleppte, und die lustigen Vorstände der weltberühmten Innung ins Verhör nahm, als handle es sich hier um Demagogen und Carbonari, die das Gleichgewicht der Welt zu zerstören beabsichtigten.

Der Zuwachs, den die Gesellschaft täglich erhielt, schien es nöthig zu machen, ihr eine festere Gestaltung zu geben, und nun sann man auf Scherze, um die Formen der Aufnahme und Einweihung anderer geschlossenen Gesellschaften, auf eine ergötzliche Weise zu parodiren. Man schritt zur Wahl eines Vorstandes, der in der Person des Hofschauspielers Schwarz einen würdigen Repräsentanten fand, und mit dem Ehrentitel eines Chalifen bekleidet wurde. Die Mitglieder erhielten

besondere Höhlennamen, und Gesetze mannichfacher Art wurden gegeben. Es waren fröhliche Stunden, wo diese Einrichtungen getroffen wurden. Laune, Witze, Tollheiten wurden aufgeboten, um die Ludlamshöhle auf ordentliche Weise zu constituiren.

Welche Eingebungen schufen die Namen: Cif Charon der Höhlenzote, Haggi Bio'n von Wudidlhé, Glazzo Barbirimi di Lanzetta, Tasto der Kälberfuß, Roller der Unbegreifliche, Salami di Sardele, Conte di Salada, Blut von Sine, Rossini von Nowgorod, Nils das Nordenkind, Faifer von Faifersheim und so viele Andre noch! Die sehr sinnvolle Erklärung dieser Namen würde zu weitläuftig sein und wird mir daher erlassen werden. Nur des Chalifen Namen-Deutung erlaube ich mir noch, des großen „Rauchmar des Zigaringers." Wer jemals des hohen Glückes theilhaft ward, Ihn zu sehen mit der unveränderlichen Miene, in der Beschauung versunken, wenn der bläuliche, leichte Dampf um das Vorgebirge der Nase schwebte, deren Röthe wie Sonnenaufgang durch den leichten Duft des Morgens strahlte; wer die stieren Augen je beobachtet hat, die nur auf diese Nasenspitze und diesen Dampf gerichtet waren, unbekümmert um das Treiben der Thoren umher, diesen Mund der zwischen festverschlossenen Lippen die glimmende Cigarre hielt, und sie nicht los ließ, wie der Geliebte der sich an der Lippe seines Mädchens festgesogen, der wird es begreifen können, warum dieser Mann „Rauchmar der Zigaringer" heißen mußte und nicht anders. Wären die Verhältnisse nicht so augenscheinlich verschieden gewesen, man hätte das bekannte Shakespear'sche Wort parodirend ausrufen können „Jeder Zoll eine Cigarre!" so klingt aber der Vergleich besser: „der Mann und seine Cigarre waren Eins!" Und er war uns ein liebender Vater! Gewöhnlich nannte er uns „liebe Kinder!" und that was wir wollten; wir ehrten und liebten ihn aber auch dafür; von Widersetzlichkeit war nie die Rede. „Der Chalif will es so," war genug auch den Eigensinnigsten zur Ordnung zurückzuführen. Epigramme und Scherze auf rothe Nasen wurden stets huldreich verziehen; die Spötter mußten doch am Ende schweigen, denn die Nase wurde nicht weiß, und ihr Witz schliff sich ab an diesem Felsen von rothem Urgranit. Ein Naseweiß als Chalif würde uns auch nicht im Geringsten behagt haben, und deshalb hatten wir eben mit ganz besonderer Vorsicht eine Nase gewählt, deren ächter Carmin, nach langjähriger Erfahrung, in allen politischen, tellurischen und siderischen Constellationen sich als ächt bewährt und Farbe gehalten hatte. Castelli's Epigramme auf diesen geliebten Gegenstand, erschienen damals als passende und geschmackvolle Gelegenheitsgedichte; und selbst Legenden vom „rothen Mohren," die aus alten Archiven aufgestöbert wurden, erhielten ihre leichte und gefällige Deutung. Einst an einem schönen Abende verließen wir, nach vollständiger Sitzung, die Ludlamshöhle mit einem muthwilligen Streiche. Das war nichts Seltenes! Unser Chalif war, trotz des Lärmens, den wir machten, eingeschlafen, denn die Sitzung hatte lange gewährt; im äußern Zimmer des Bierhauses, war es ganz leer geworden, und diese Gelegenheit zu einladend. Wir löschten lachend und scherzend die Lichter, stellten Tische

und Stühle vor die Thüre und liefen davon, um unten auf der Straße das schöne Erwachen unsers Hauptes in Geduld abzuwarten. Wir mußten lange warten, endlich dröhnte ein dumpfes Brüllen in unser Ohr, dem alsbald ein tolles Gepolter folgte; fluchend und schreiend keuchte der Chalif die Treppe hinab, und ich glaube, daß wenn er Einen von uns im Schlossergäßel gefunden hätte, das erste Blut den Frieden seines Chalifats befleckt haben würde. Zum Glück aber ließen wir uns in dem engen, finstern Gäßchen nicht fangen, sondern eilten lichteren Regionen zu, wo uns der Zorn des Höchsten nicht mit seinem ganzen Gewicht treffen konnte, und wo sich Alles nur auf einige leis herausgestoßene Schimpfworte beschränken mußte, da unser würdiger Chalif am dritten Orte nie die äußere Wohlanständigkeit verletzte. — — —

..... Auch ein Gedenkbuch wurde gestiftet, worin die kunstverständigen Mitglieder Ludlams ihre Zeichnungen, Dichtungen und Compositionen niederlegten, und wo nun so manche theuere Reliquie enthalten ist. Jeder der Einmal in der Höhle war, mußte sich in das Gedenkbuch schreiben, und da konnte es denn nicht fehlen, daß Mancher in Verlegenheit kam, neben berühmten Namen und pikanten Einfällen etwas Passendes zu bringen. Besonders war dies bei den Musikern der Fall, die sich in der Absicht einführen ließen, Leute von der Feder zu gewinnen, wenn sie sich in Wien hören zu lassen beabsichtigten, die aber selbst nur sehr unvollkommen mit der Feder umzugehen wußten. Diese wandten sich dann ängstlich an diesen oder jenen der anwesenden Schriftsteller um sich Raths zu erholen, und um nun ein für Allemal sich dieser Last zu entledigen, wurde ein bombastischer, hohl klingender Satz erfunden, und fürder Jedem zugeflüstert, der des Gedenkbuches wegen, in Verlegenheit gerieth. Es war höchst lustig beim Durchblättern recht oft auf diesen Satz zu stoßen und dann gewöhnlich einen Namen darunter zu lesen, der sich unter die Vormundschaft eines losen Spaßvogels hatte begeben müssen.

Nach dem Gedenkbuch kam eine Zeitschrift auf, worin die interessantesten Artikel standen, leichte Scherze, himmlische Dummheiten, unbegreiflicher Wahnsinn. Unter Andern ist mir folgender Scherz Castelli's noch gegenwärtig:

Impromptü an meinen Freund X. als er nieste.

Prosit! —

Auch Zeichnungen lagen dem Blatte bei. —

Nach mehren glücklich verlebten Monaten in Wien, reiste ich nach Brünn. Ohne mündlich von meinen Freunden Abschied zu nehmen, sandte ich eine Karte in die Ludlamshöhle, an einem Abende, wo eben feierliche Versammlung gehalten wurde, mit den Worten:

Der Schuhmacher Ahasverus aus Jerusalem

p. p. c.

Erst lange nachher erfuhr ich, welche trübe Stimmung diese Karte an jenem Abend erregte; man deutete mein Verschwinden auf romantische Weise, und trauete mir den tragischen Humor zu, mit diesem originellen Scherze aus der Welt gegangen zu sein.

Zu den Späßen, die in der Ludlamshöhle geschmiedet wurden, gehörten auch die, schwülstige Sonnette oder alterthümliche Balladen zu ersinnen und sie dann irgend einer Redaction zu senden, mit dem Gesuche sie aufzunehmen. Bäuerle wurde dadurch oft hinter's Licht geführt. Einst sandte man ihm ein Sonnet, voll der schönsten Floskeln, richtig gemessen und wohlgereimt. Es war „Sonnenaufgang" betitelt, und jede Zeile sagte eben nichts Anders, als daß die Sonne aufgegangen sei. Das Sonnet war von Verschiedenen zeilenweise verfertigt worden. Welche Freude erregte es dann in Ludlam, das treffliche Machwerk in dem nächsten Stück der Theaterzeitung abgedruckt zu sehen und darunter eine Note des trefflichen Herrn Bäuerle zu lesen: „daß er sich durch dergleichen Einsendungen hochgeehrt und geschmeichelt fühle und recht sehr den Dichter ersuche damit vorzufahren."

Nachdem dies lustige Wirken und Treiben der Ludlam eine lange Zeit bestanden hatte und selbst bedeutende Staatsbeamte, (in Oesterreich ein inhaltschweres Wort) in ihrem Heiligthume sah; nachdem durch die vielen Fremden, die dort aufgenommen wurden, und ihren Ruf in allen Landen verbreiteten, ihre Celebrität weit und breit gediehen war, erschienen an einem schönen Tage die Männer der Gewalt, die sich der Korrespondenz, des Gedenkbuches, der Zeitung, kurz des ganzen Archivs bemächtigten und die Pforten für immer schlossen. „Die lustige Landmannschaft" hatte aufgehört. Während draußen Demagogie und schreckliche Untersuchungen ihr finstres Wesen trieben, vertändelten wir in Oesterreich unsere Zeit mit artigen Scherzen, wie sie Boccacio ersann, um zur Zeit der Pest seine edle florentinische Gesellschaft damit zu erheitern.

So war Wien wie ich es im Jahre 1818 fand. Ich gab die Hälfte meiner Briefe nicht ab, und versäumte die angenehmsten Häuser, um der Ludlamshöhle ganz anzugehören; es war eine Wuth; man gefiel sich nirgends wohl als da. Und besuchte man andre Gesellschaften, so sprach man doch sicher im Nachhausegehen in der Höhle ein, und war gewiß, auch noch so spät, seine Leute dort zu finden.

Die Witze der Ludlamshöhle kursirten damals in den ersten Zirkeln Wien's, und die feinsten Damen ließen sich Bülletins der dortigen Verhandlungen mittheilen; ein bekannter Spaßmacher, der in verschiedenen Städten vom Witzmachen lebte, hat jahrelang seine versiegende Ader durch Ausbeutung der Ludlamsscherze im Fluß erhalten, und dadurch Aufsehen erregt.

Nach langer Zeit, als sich zufällig mehre ehemalige Mitglieder der Ludlam in Hamburg zusammenfanden, wurde ein ähnlicher Verein in der freien Hansestadt versucht. Namen, Gedenkbuch, Lieder, Zeitung, Alles wurde erneuert; statt des Chalifen wurde ein Inca erwählt und „Dumien" zählte seine Künstler, Schriftsteller, Gelehrte, Beamte und Kaufleute. Aber wie artete die ursprüngliche Idee doch so bald aus! Statt der Scherze, ernste Debatten, Gesetzesentwürfe, Reden; ein glänzendes Local, splendide Soupers, endlich sogar Kartenspiel — mit diesem wurde der Verein zu Grabe gebracht. Deutschlands Norden ist

nicht für den harmlosen Scherz; es steht den Söhnen Holsteins nicht gut an, wenn sie mit Art wahnsinnig sein wollen. Das hat der Süden voraus; er ist phantastischer.

Hamburg ist gastfrei und reich, aber Wien ist dabei sorglos und lustig. Hamburg und Wien sind die einzigen Großstädte die Deutschland aufweisen kann. Dies findet Jeder, der große Städte kennt, und nicht zufällig ein geborner Berliner ist. — —

CXXXII. Heinrich Heine.

(1799.)

1. Aus den „Reisebildern." *)

a. Die Wanderung auf den Brocken.

(Erster Theil. S. 193.)

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen, wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar: er wußte wohl, daß so ein Dichtermensch viel Hübsches wiedererzählen kann, und er ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht Jeder sah. Aber auch mich sah der Harz, wie mich nur Wenige gesehen; in meinen Augenwimpern flimmerten eben so kostbare Perlen, wie in den Gräsern des Thals. Morgenthau der Liebe feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen und in der Ferne klang's wunderbar geheimnißvoll, wie Glockengeläute einer verlornen Waldkirche. Man sagt, das seyen die Heerdenglöckchen, die im Harz so lieblich, klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stand der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Heerde stieß, und der Hirt, ein freundlich-blonder junger Mensch, sagte mir: der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einem Déjeuner dinatoire, das aus Käse und Brod bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein sprangen um uns herum, und klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen, und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen. Wir tafelten recht königlich; überhaupt schien mir mein Wirth ein echter König, und weil er bis jetzt der einzige König ist, der mir Brod gegeben hat, so will ich ihn auch königlich besingen.

— — — — — —

*) „Reisebilder von H. Heine. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1826." 8.

Wir nahmen freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, für die ich, in jeder Hinsicht, Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen großen Granitblöcken übersäet, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen, und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über jene Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in der freien Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe empor geschwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester als ihre bequemen Collegen im zahmen Forstboden des flachen Landes. So stehen auch im Leben jene großen Männer, die durch das Ueberwinden früher Hemmungen und Hindernisse sich erst recht gestärkt und befestigt haben. Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Thier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu tödten. Solch ein Thier war barmherziger als die Menschen, und säugte den schmachtenden Schmerzenreich der heiligen Genovefa.

Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hier und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Kaskaden. Da läßt sich gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Mädchen-Zungen, wie mit tausend Mädchen-Augen schauen uns an die seltsamen Bergblumen, sie strecken nach uns aus die wundersam breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Mährchen, es ist Alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher, ein uralter Traum wird lebendig, die Geliebte erscheint — ach, daß sie so schnell wieder verschwindet!

Je höher man den Berg hinauf steigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammen zu schrumpfen, bis nur Heidelbeer- und Rothbeer-Sträuche und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunder-

lichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, die sich die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgis-Nacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen, und die abentheuerlich verruchte Lust beginnt, wie die glaubhafte Amme es erzählt, und wie es zu schauen ist auf den hübschen Faustbildern des Meister Retzsch. Ja, ein junger Dichter, der auf einer Reise von Berlin nach Göttingen in der ersten Mainacht am Brocken vorbei ritt, bemerkte sogar, wie einige belletristische Damen auf einer Bergecke ihre ästhetische Thee-Gesellschaft hielten, sich gemüthlich die Zeitung vorlasen, ihre poetischen Ziegenböckchen, die meckernd den Theetisch umhüpften, als Universal-Genie priesen, und über alle Erscheinungen in der deutschen Literatur ihr Endurtheil fällten; doch als sie auf den „Ratkliff" und „Almansor" geriethen, und dem Verfasser alle Frömmigkeit und Christlichkeit absprachen, da sträubte sich das Haar des jungen Mannes, Entsetzen ergriff ihn — ich gab dem Pferde die Sporen und jagte vorüber.

In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberg-Geschichten zu denken, und besonders an die große, mystische, deutsche National-Tragödie vom Doktor Faust. Mir war immer, als ob der Pferdefuß neben mir hinaufklettere, und Jemand humoristisch Athem schöpfe. Und ich glaube, auch Mephisto muß mit Mühe Athem holen, wenn er seinen Lieblingsberg ersteigt; es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das, wie durch vielfache Abbildungen bekannt ist, bloß aus einem Parterre besteht, und auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stollberg-Wernigerode erbaut, für dessen Rechnung es auch, als Wirthshaus, verwaltet wird. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter: das Dach ist niedrig, in der Mitte desselben steht eine thurmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine, in frühern Zeiten, den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

b. Der Brocken.

(S. 204.)

Ja, in hohem Grade wunderbar erscheint uns Alles beim ersten Hinabschauen vom Brocken, alle Seiten unseres Geistes empfangen neue Eindrücke, und diese, meistens verschiedenartig, sogar sich widersprechend, verbinden sich in unserer Seele zu einem großen, noch unentworrenen, unverstandenen Gefühl. Gelingt es uns, dieses Gefühl in seinem Begriffe zu erfassen, so erkennen wir den Charakter des Berges. Dieser Charakter ist ganz deutsch, sowohl in Hinsicht seiner Fehler, als auch seiner Vorzüge. Der Brocken ist ein Deutscher. Mit deutscher Gründlichkeit zeigt er uns, klar und deutlich, wie ein Riesen-Panorama, die vielen hundert Städte, Städtchen und Dörfer, die meistens nördlich liegen, und ringsum alle Berge, Wälder, Flüsse, Flächen, unendlich weit. Aber eben

dadurch erscheint Alles wie eine scharfgezeichnete, rein illuminirte Spezialkarte, nirgends wird das Auge durch eigentlich schöne Landschaften erfreut; wie es immer geschieht, daß wir deutschen Compilatoren, wegen der ehrlichen Genauigkeit, womit wir Alles und Alles hingeben wollen, nie daran denken können, das Einzelne auf eine schöne Weise zu geben. Der Berg hat so etwas Deutschruhiges, Verständiges, Tolerantes; eben weil er die Dinge so weit und klar überschauen kann. Und wenn solch ein Berg seine Riesen-Augen öffnet, mag er wohl noch etwas mehr sehen, als wir Zwerge, die wir mit unsern blöden Aeuglein auf ihm herumklettern. Viele wollen zwar behaupten, der Brocken sei sehr philiströse, und Claudius sang: „Der Blocksberg ist der lange Herr Philister!" Aber das ist Irrthum. Durch seinen Kahlkopf, den er zuweilen mit einer weißen Nebelkappe bedeckt, gibt er sich einen Anstrich von Philiströsität; aber, wie bei manchen andern großen Deutschen, geschieht es aus purer Ironie. Es ist sogar notorisch, daß der Brocken seine burschikosen, phantastischen Zeiten hat, zum Beispiel die erste Mai-Nacht. Dann wirft er seine Nebelkappe jubelnd in die Lüfte, und wird, eben so gut wie wir Uebrigen, recht echt deutsch romantisch verrückt.

2. Aus den „Nachträgen zu den Reisebildern."

Lord Brougham. *)

(S. 252.)

— — Auf der ersten Bank, zur linken Seite des Sprechers, sitzt eine Gestalt, die so lange bei der Studierlampe gehockt zu haben scheint, bis nicht bloß die Blüthe des Lebens, sondern die Lebenskraft selbst zu erlöschen begonnen; und doch ist es diese scheinbar hülflose Gestalt, die alle Augen des ganzen Hauses auf sich zieht, und die, so wie sie sich in ihrer mechanischen, automatischen Weise zum Aufstehen bemüht, alle Schnellschreiber hinter uns in fluchende Bewegung setzt, während alle Lücken auf der Gallerie, als sey sie ein massives Steingewölbe, ausgefüllt werden und durch die beiden Seitenthüren noch das Gewicht der draußenstehenden Menschenmenge hereindrängt. Unten im Hause scheint sich ein gleiches Interesse kund zu geben; denn so wie jene Gestalt sich langsam in einer vertikalen Krümmung, oder vielmehr in einem vertikalen Zickzack steif zusammengefügter Linien, auseinander wickelt, sind die paar sonstigen Zeloten auf beiden Seiten, die sich schreiend entgegendämmen wollten, schnell wieder auf ihre Sitze zurückgesunken, als hätten sie eine verborgene Windbüchse unter der Robe des Sprechers bemerkt.

Nach diesem vorbereitenden Geräusch und während der athemlosen Stille, die darauf folgte, hat sich Henry Brougham langsam und bedächtigen Schrittes dem Tische genähert, und bleibt dort zusammengebückt stehen — die Schultern in die Höhe gezogen, der Kopf vorwärts gebeugt, seine Oberlippe und Nasenflügel in zitternder Bewegung, als fürchte er

*) „Nachträge zu den Reisebildern von H. Heine. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1831." 8.

ein Wort zu sprechen. Sein Aussehen, sein Wesen gleicht fast einem jener Prediger, die auf freiem Felde predigen — nicht einem modernen Manne dieser Art, der die müßige Sonntagsmenge nach sich zieht, sondern einem solchen Prediger aus alten Zeiten, der die Reinheit des Glaubens zu erhalten und in der Wildniß zu verbreiten suchte, wenn sie aus der Stadt und selbst aus der Kirche verbannt war. Die Töne seiner Stimme sind voll und melodisch, doch sie erheben sich langsam, bedächtig, und wie man zu glauben versucht ist, auch sehr mühsam, so daß man nicht weiß, ob die geistige Macht des Mannes unfähig ist, den Gegenstand zu beherrschen, oder ob seine physische Kraft unfähig ist, ihn auszusprechen. Sein erster Satz, oder vielmehr die ersten Glieder seines Satzes — denn man findet bald, daß bei ihm jeder Satz in Form und Gehalt weiter reicht, als die ganze Rede mancher anderen Leute — kommen sehr kalt und unsicher hervor, und überhaupt so entfernt von der eigentlichen Streitfrage, daß man nicht begreifen kann, wie er sie darauf hinbiegen wird. Jeder dieser Sätze, freilich, ist tief, klar, an und für sich selbst befriedigend, sichtbar mit künstlicher Wahl aus den gewähltesten Materialien deduzirt, und mögen sie kommen aus welchem Fache des Wissens es immerhin seyn mag, so enthalten sie doch dessen reinste Essenz. Man fühlt, daß sie alle nach einer bestimmten Richtung hingebogen werden, und zwar hingebogen mit einer starken Kraft; aber diese Kraft ist noch immer unsichtbar wie der Wind, und wie von diesem, weiß man nicht woher sie kommt und wohin sie geht.

Wenn aber eine hinreichende Anzahl von diesen Anfangssätzen vorausgeschickt sind, wenn jeder Hülfssatz, den menschliche Wissenschaft zur Feststellung einer Schlußfolge bieten kann, in Dienst genommen worden, wenn jeder Einspruch durch einen einzigen Stoß erfolgreich vorgeschoben ist, wenn das ganze Heer politischer und moralischer Wahrheiten in Schlachtordnung steht — dann bewegt es sich vorwärts zur Entscheidung, fest zusammengeschlossen wie eine macedonische Phalanx, und unwiderstehlich wie Hochländer, die mit gefälltem Bajonette eindringen.

Ist ein Hauptsatz gewonnen mit dieser scheinbaren Schwäche und Unsicherheit, wohinter sich aber eine wirkliche Kraft und Festigkeit verborgen hielt, dann erhebt sich der Redner, sowohl körperlich als geistig, und mit kühnerem und kürzerem Angriff ersicht er einen zweiten Hauptsatz. Nach dem zweiten erkämpft er einen dritten, nach dem dritten einen vierten, und so weiter, bis alle Principien und die ganze Philosophie der Streitfrage gleichsam erobert sind, bis jeder im Hause, der Ohren zum Hören und ein Herz zum Fühlen hat, von den Wahrheiten, die er eben vernommen, so unwiderstehlich, wie von seiner eigenen Existenz, überzeugt ist, so daß Brougham, wollte er hier stehen bleiben, schon unbedingt als der größte Logiker der St. Stephanskapelle gelten könnte. Die geistigen Hülfsquellen des Mannes sind wirklich bewunderungswürdig, und er erinnert fast an das altnordische Mährchen, wo einer immer die ersten Meister in jedem Fache des Wissens getödtet hat und dadurch der Alleinerbe ihrer sämmtlichen Geistesfähigkeiten geworden

ist. Der Gegenstand mag seyn wie er will, erhaben oder gemeinplätzig, abstruse oder praktisch, so kennt ihn dennoch Heinrich Brougham, und er kennt ihn ganz aus dem Grunde. Andre mögen mit ihm wetteifern, ja einer oder der andre mag ihn sogar übertreffen in der Kenntniß äußerer Schönheiten der alten Literatur, aber niemand ist tiefer als er durchdrungen von der herrlichen und glühenden Philosophie, die gewiß als ein kostbarster Edelstein hervorglänzt aus jenen Schmuckkästchen, die uns das Alterthum hinterlassen hat. Brougham gebraucht nicht die klare, fehlerfreie und dabei etwas hofmäßige Sprache des Cicero; eben so wenig sind seine Reden in der Form denen des Demosthenes ähnlich, obgleich sie etwas von dessen Farbe an sich tragen; aber ihm fehlen weder die strenglogischen Schlüsse des römischen Redners noch die schrecklichen Zornworte des Griechen. Dazu kommt noch, daß keiner besser, als er es versteht, das Wissen des Tages in seinen Parlamentsreden zu benutzen, so daß diese zuweilen, abgesehen von ihrer politischen Tendenz und Bedeutung, schon als bloße Vorlesungen über Philosophie, Literatur und Künste, unsre Bewunderung verdienen würden.

Es ist indessen gänzlich unmöglich, den Charakter dieses Mannes zu analysiren, während man ihn sprechen hört. Wenn er, wie schon oben erwähnt worden, das Gebäude seiner Rede auf einen guten philosophischen Boden und in der Tiefe der Vernunft gegründet hat; wenn er nochmals zu dieser Arbeit zurückgekehrt, Senkblei und Richtmaß angelegt, um zu untersuchen, ob alles in Ordnung ist, und mit einer Riesenhand zu prüfen scheint, ob alles auch sicher zusammenhält; wenn er die Gedanken aller Zuhörer mit Argumenten festgebunden, wie mit Seilen, die keiner zu zerreißen im Stande ist — dann springt er gewaltig auf das Gebäude, das er sich gezimmert hat, es erhebt sich seine Gestalt und sein Ton, er beschwört die Leidenschaften aus ihren geheimsten Winkeln, und überwältigt und erschüttert die maulaufsperrenden Parlamentsgenossen und das ganze, dröhnende Haus. Jene Stimme, die erst so leise und anspruchslos war, gleicht jetzt dem betäubenden Brausen und den unendlichen Wogen des Meeres; jene Gestalt, die vorher unter ihrem eigenen Gewichte zu sinken schien, sieht jetzt aus, als hätte sie Nerven von Stahl, Sehnen von Kupfer, ja als sey sie unsterblich und unveränderlich wie die Wahrheiten, die sie eben ausgesprochen; jenes Gesicht, welches vorher blaß und kalt war, wie ein Stein, ist jetzt belebt und leuchtend, als wäre der innere Geist noch mächtiger, als die gesprochenen Worte; und jene Augen, die uns anfänglich mit ihren blauen und stillen Kreisen so demüthig ansahen, als wollten sie unsre Nachsicht und Verzeihung erbitten, aus denselben Augen schießt jetzt ein meteorisches Feuer, das alle Herzen zur Bewunderung entzündet. So schließt der zweite, der leidenschaftliche oder deklamatorische Theil der Rede.

Wenn er das erreicht hat, was man für den Gipfel der Beredsamkeit halten möchte, wenn er gleichsam umher blickt, um die Bewunderung, die er hervorgebracht, mit Hohnlächeln zu betrachten, dann sinkt seine Gestalt wieder zusammen und auch seine Stimme fällt herab bis

zum sonderbarsten Flüstern, das jemals aus der Brust eines Menschen hervorgekommen. Dieses seltsame Herabstimmen, oder vielmehr Fallenlassen des Ausdrucks, der Geberde und der Stimme, welches Brougham in einer Vollkommenheit besitzt, wie es bei gar keinem anderen Redner gefunden wird, bringt eine wunderbare Wirkung hervor; und jene tiefen, feierlichen, fast hingemurmelten Worte, die jedoch bis auf den Anhauch jeder einzelnen Sylbe vollkommen vernehmbar sind, tragen in sich eine Zaubergewalt, der man nicht widerstehen kann, selbst wenn man sie zum erstenmale hört und ihre eigentliche Bedeutung und Wirkung noch nicht kennen gelernt hat. Man glaube nur nicht etwa, der Redner oder die Rede sey erschöpft. Diese gemilderten Blicke, diese gedämpften Töne bedeuten nichts, weniger als den Anfang einer Peroraziо, womit der Redner, als ob er fühle, daß er etwas zu weit gegangen, seine Gegner wieder besänftigen will. Im Gegentheil, dieses Zusammenkrümmen des Leibes ist kein Zeichen von Schwäche, und dieses Fallenlassen der Stimme ist kein Vorspiel von Furcht und Unterwürfigkeit: es ist das lose, hängende Vorbeugen des Leibes, bei einem Ringer, der die Gelegenheit erspäht, wo er seinen Gegner desto gewaltsamer umwinden kann, es ist das Zurückspringen des Tigers, der gleich darauf mit desto sicherern Krallen auf seine Beute losstürzt, es ist das Zeichen, daß Heinrich Brougham seine ganze Rüstung angelegt und seine mächtigste Waffe ergreift. In seinen Argumenten war er klar und überzeugend; in seiner Beschwörung der Leidenschaften war er zwar etwas hochmüthig, doch auch mächtig und siegreich; jetzt aber legt er den letzten, ungeheuersten Pfeil auf seinen Bogen — er wird fürchterlich in seinen Invektiven. Wehe dem Manne, dem jenes Auge, das vorher so ruhig und blau war, jetzt entgegenflammt aus dem geheimnißvollen Dunkel dieser zusammengezognen Brauen! Wehe dem Wicht, dem diese halbgeflüsterten Worte ein Vorzeichen sind von dem Unheil, das über ihn heranschwebt!

Wer als ein Fremder vielleicht heute zum erstenmal die Gallerie des Parlamentes besucht, weiß nicht, was jetzt kommen wird. Er sieht blos einen Mann, der ihn mit seinen Argumenten überzeugt, mit seiner Leidenschaft erwärmt hat, und jetzt mit jenem sonderbaren Flüstern einen sehr lahmen, schwächlichen Schluß anzubringen scheint. O Fremdling! wärest du bekannt mit den Erscheinungen dieses Hauses und auf einem Sitze, wo du alle Parlamentsglieder übersehen könntest, so würdest du bald merken, daß diese in Betreff eines solchen lahmen, schwächlichen Schlusses durchaus nicht deiner Meinung sind. Du würdest manchen bemerken, den Partheisucht oder Anmaßung in dieses stürmische Meer, ohne gehörigen Ballast und das nöthige Steuerruder, hineingetrieben hat, und der nun so furchtsam und ängstlich umherblickt, wie ein Schiffer auf dem chinesischen Meere, wenn er an einer Seite des Horizontes jene dunkle Ruhe entdeckt, die ein sicheres Vorzeichen ist, daß von der andern Seite, ehe eine Minute vergeht, der Typhon heranweht mit seinem verderblichen Hauche; — du würdest irgend einen kleinen Mann bemerken, der fast greinen möchte und an Leib und Seele schauert wie ein kleines Vögelchen, das in die Zaubernähe einer Klapperschlange

gerathen ist, seine Gefahr entsetzlich fühlt und sich doch nicht helfen kann und mit jämmerlich närrischer Miene dem Untergange sich darbietet; — du würdest einen langen Antagonisten bemerken, der sich mit schlotternden Beinen an der Bank festklammert, damit der heranziehende Sturm ihn nicht fortfegt; — oder du bemerkst sogar einen stattlichen, wohlbeleibten Repräsentanten irgend einer fetten Grafschaft, der beide Fäuste in das Kissen seiner Bank hineingräbt, völlig entschlossen, im Fall ein Mann von seiner Wichtigkeit aus dem Hause geschleudert würde, dennoch seinen Sitz zu bewahren und unter sich von dannen zu führen.

Und nun kommt es: — die Worte, welche so tiefgeflüstert und gemurmelt wurden, schwellen an so laut, daß sie selbst den Jubelruf der eignen Parthei übertönen, und nachdem irgend ein unglückseliger Gegner bis auf die Knochen geschunden, und seine verstümmelten Glieder durch alle Redefiguren durchgestampft worden, dann ist der Leib des Redners wie niedergebrochen und zerschlagen von der Kraft seines eignen Geistes, er sinkt auf seinen Sitz zurück und der Beifallärm der Versammlung kann jetzt unaufhaltbar hervorbrechen.

Ich habe es nie so glücklich getroffen, daß ich Brougham während einer solchen Rede im Parlamente ruhig betrachten konnte. Nur stückweis oder Unwichtiges hörte ich ihn sprechen, und nur selten kam er mir dabei selbst zu Gesicht. Immer aber — das merkte ich gleich — sobald er das Wort nahm, erfolgte eine tiefe, fast ängstliche Stille. Das Bild, das oben von ihm entworfen worden, ist gewiß nicht übertrieben. Seine Gestalt, von gewöhnlicher Manneslänge, ist sehr dünn, ebenfalls sein Kopf, der mit kurzen, schwarzen Haaren, die sich der Schläfe glatt anlegen, spärlich bedeckt ist. Das blasse, längliche Gesicht erscheint dadurch noch dünner, die Muskeln desselben sind in krampfhafter, unheimlicher Bewegung, und wer sie beobachtet, sieht des Redners Gedanken, ehe sie gesprochen sind. Dieses schadet seinen witzigen Einfällen; denn für Witze und Geldborger ist es heilsam, wenn sie uns unangemeldet überraschen. Obgleich sein schwarzer Anzug, bis auf den Schnitt des Fracks, ganz gentlemännisch ist, so trägt solcher doch dazu bei, ihm ein geistliches Ansehen zu geben. Vielleicht bekommt er dieses noch mehr durch seine oft gekrümmte Rückenbewegung und die lauernde, ironische Geschmeidigkeit des ganzen Leibes. Einer meiner Freunde hat mich zuerst auf dieses „Klerikalische" in Broughams Wesen aufmerksam gemacht, und durch die obige Schilderung wird diese feine Bemerkung bestätigt. Mir ist zuerst das „Advokatische" im Wesen Broughams aufgefallen, besonders durch die Art, wie er beständig mit dem vorgestreckten Zeigefinger demonstrirt, und mit vorgebeugtem Haupte selbstgefällig dazu nickt.

Am bewunderungswürdigsten ist die rastlose Thätigkeit dieses Mannes. Jene Parlamentsreden hält er, nachdem er vielleicht schon acht Stunden lang seine täglichen Berufsgeschäfte, nämlich das Advoziren in den Gerichtssälen, getrieben, und vielleicht die halbe Nacht an Aufsätzen für das Edinburgh Review oder an seinen Verbesserungen des Volksunterrichts und der Criminalgesetze gearbeitet hat. Erstere Arbeiten, der

Volksunterricht, werden gewiß einst schöne Früchte hervorbringen. Letztere, die Criminalgesetzgebung, womit Brougham und Peel sich jetzt am meisten beschäftigen, sind vielleicht die nützlichsten, wenigstens die dringendsten; denn Englands Gesetze sind noch grausamer als seine Oligarchen. Der Proceß der Königin begründete zuerst Broughams Celebrität. Er kämpfte wie ein Ritter für diese hohe Dame, und wie sich von selbst versteht, wird Georg IV. niemals die Dienste vergessen, die er seiner lieben Frau geleistet hat. Deßhalb, als vorigen April die Opposition siegte, kam Brougham dennoch nicht ins Ministerium, obgleich ihm, als leader of the opposition, in diesem Falle, nach altem Brauch, ein solcher Eintritt gebührte.

3. Aus der „Romantischen Schule." *)

Clemens Brentano und Ludwig Achim von Arnim.

(S. 207.)

Kennt Ihr China, das Vaterland der geflügelten Drachen und der porzellanenen Theekannen? Das ganze Land ist ein Raritätenkabinet, umgeben von einer unmenschlich langen Mauer und hunderttausend tartarischen Schildwachen. Aber die Vögel und die Gedanken der europäischen Gelehrten fliegen darüber, und, wenn sie sich dort sattsam umgesehen und wieder heimkehren, erzählen sie uns die köstlichsten Dinge von dem kuriosen Land und kuriosen Volke. Die Natur mit ihren grellen verschnörkelten Erscheinungen, abenteuerlichen Riesenblumen, Zwergbäumen, verschnitzelten Bergen, barok wollüstigen Früchten, aberwitzig geputzten Vögeln, ist dort eine eben so fabelhafte Carrikatur, wie der Mensch mit seinem spitzigen Zopfkopf, seinen Bücklingen, langen Nägeln, altklugem Wesen und kindisch einsilbiger Sprache. Mensch und Natur können dort einander nicht ohne innre Lachlust ansehen. Sie lachen aber nicht laut, weil sie beide viel zu civilisirt höflich sind; und, um das Lachen zu unterdrücken, schneiden sie die ernsthaft possierlichsten Gesichter. Auf buntscheckigen Häusern aber heben sich über einander eine Menge Dächer, die wie aufgespannte Regenschirme aussehen, und woran lauter metallne Glöckchen hängen, so daß sogar der Wind, wenn er vorbeistreift, durch ein närrisches Geklingel sich lächerlich machen muß.

In einem solchen Glockenhause wohnte einst eine Prinzessin, deren Füßchen noch kleiner waren, als die der übrigen Chinesinnen, deren kleine, schräggeschlitzte Aeuglein noch süßträumerischer zwinkten als die der übrigen Damen des „himmlischen Reiches", und in deren kleinem kicherndem Herzchen die allertollsten Launen nisteten. Es war nämlich ihre höchste Wonne, wenn sie kostbare Seiden- und Goldstoffe zerreißen konnte. Wenn das recht knisterte und knackte unter ihren zerreißenden Fingern, dann jauchzte sie vor Entzücken. Als sie aber endlich ihr ganzes Vermögen an solcher Liebhaberei verschwendet, als sie all ihr

*) „Die romantische Schule von H. Heine. Hoffmann und Campe. 1836." 8.

Hab und Gut zerrissen hatte, ward sie, auf Anrathen sämmtlicher Mandarine, als eine unheilbare Wahnsinnige in einen runden Thurm eingesperrt.

Diese chinesische Prinzessin, die personifizirte Caprize, ist zugleich die personifizirte Muse eines deutschen Dichters der romantischen Poesie. Es ist die Muse, die uns aus den Poesien des Herrn Clemens Brentano so wahnsinnig entgegenlacht. Da zerreißt sie die glattesten Atlasschleppen und die glänzendsten Goldtressen, und ihre zerstörungssüchtige Liebenswürdigkeit, und ihre jauchzend blühende Tollheit erfüllt unsere Seele mit unheimlichem Entzücken und lüsterner Angst. Seit mehr als fünfzehn Jahren lebt aber Herr Brentano entfernt von der Welt, eingeschlossen, ja, eingemauert in seinem Katholizismus. Es gab nichts Kostbares mehr zu zerreißen. Er hat, wie man sagt, die Herzen zerrissen, die ihn liebten. Jeder seiner Freunde klagt über Verletzungen. Gegen sich selbst und sein poetisches Talent hat er am meisten seine Zerstörungssucht ausgelassen. Ich mache besonders aufmerksam auf ein Lustspiel, betitelt: „Ponce de Leon.“ Es gibt nichts Zerrisseneres als dieses Stück, in Gedanken wie in der Sprache. Aber alle diese Fetzen leben und kreiseln in bunter Lust. Man glaubt einen Maskenball von Worten und Gedanken zu sehen. Wie Harlekine rennen die verrücktesten Wortspiele durch das ganze Stück und schlagen überall hin mit ihrer glatten Pritsche. Eine ernsthafte Redensart tritt manchmal auf, stottert aber wie der Dottore von Bologna. Da schlendert eine Phrase wie ein weißer Pierrot mit zu weiten schleppenden Aermeln und allzugroßen Westenknöpfen. Da springen buckligte Witze mit kurzen Beinchen, wie Policinelle. Liebesworte, wie neckende Columbinen, flattern umher, mit Wehmuth im Herzen. Und das tanzt und hüpft und wirbelt und schnarrt, und drüberhin erschallen die Trompeten der bachantischen Zerstörungslust.

Eine große Tragödie desselben Dichters, „die Gründung Prags“ ist ebenfalls sehr merkwürdig. Es sind Scenen darin, wo man von den geheimnißvollsten Schauern der uralten Sagen angeweht wird. Da rauschen die dunkel böhmischen Wälder, da wandeln noch die zornigen Slavengötter, da schmettern noch die heidnischen Nachtigallen; aber die Wipfel der Bäume bestrahlt schon das sanfte Morgenroth des Christenthums. Auch einige gute Erzählungen hat Herr Brentano geschrieben, namentlich „die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Nanerl.“ Als das schöne Nanerl noch ein Kind war und mit ihrer Großmutter in die Scharfrichterei ging, um dort, wie das gemeine Volk in Deutschland zu thun pflegt, einige heilsame Arzneien zu kaufen, da bewegte sich plötzlich etwas in dem großen Schranke, vor welchem das schöne Nanerl eben stand, und das Kind rief mit Entsetzen: eine Maus! eine Maus! Aber der Scharfrichter erschrack noch weit mehr, und wurde ernsthaft wie der Tod, und sagte zu der Großmutter: „liebe Frau! in diesem Schranke hängt mein Richtschwert, und das bewegt sich jedesmal von selbst, wenn ihm Jemand nahet, der einst damit geköpft werden soll. Mein Schwert lechzt nach dem Blute dieses Kin-

des. Erlaubt mir, daß ich die Kleine nur ein wenig damit am Hälschen ritze. Das Schwert ist dann zufrieden gestellt mit einem Tröpfchen Blut und trägt kein fürderes Verlangen." Die Großmutter gab jedoch diesem vernünftigen Rathe kein Gehör, und mochte es späterhin genugsam bereuen, als das schöne Nanerl wirklich geköpft wurde mit demselben Schwerte.

Herr Clemens Brentano mag wohl jetzt 50 Jahre alt sein, und er lebt zu Frankfurt, einsiedlerisch zurückgezogen, als ein korrespondirendes Mitglied der katholischen Propaganda. Sein Name ist in der letzten Zeit fast verschollen; nur wenn die Rede ist von den Volksliedern, die er mit seinem verstorbenen Freunde Achim von Arnim herausgegeben, wird er noch zuweilen genannt. Er hat nämlich, in Gemeinschaft mit letzterem, unter dem Titel: „des Knaben Wunderhorn", eine Sammlung Lieder herausgegeben, die sie, theils noch im Munde des Volkes, theils auch in fliegenden Blättern und seltenen Druckschriften gefunden haben. Dieses Buch kann ich nicht genug rühmen; es enthält die holdseligsten Blüthen des deutschen Geistes, und wer das deutsche Volk von einer liebenswürdigen Seite kennen lernen will, der lese diese Volkslieder. — — —

Des Knaben Wunderhorn und das Nibelungenlied spielten eine Hauptrolle in der romantischen Periode der Deutschen. Es war lange Zeit von nichts Anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klassischen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieses Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber stritt, welches von beiden Gedichten das Vorzüglichere sey? Das Publikum sah dabei aus wie ein Knabe, den man ernsthaft fragt: hast du lieber ein Pferd oder einen Pfefferkuchen? Jedenfalls ist aber dieses Nibelungenlied von großer gewaltiger Kraft. Es ist eine Sprache von Stein und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da, aus den Spalten, quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen. Von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Gedichte bewegen, könnt Ihr kleinen, artigen Leutchen Euch keinen Begriff machen. Denkt Euch: es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothischen Dome von Europa hätten sich ein Rendez-vous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene. Da kämen nun ruhig herangeschritten der Straßburger Münster, der Kölner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen u. s. w., und diese machten der schönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Cour. Es ist wahr, daß ihr Gang ein bischen unbeholfen ist, daß einige darunter sich sehr linkisch benehmen, und daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wuth gerathen, wie sie sich unter einander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlägt. Aber nein, ihr kennt euch auch dann von

den Hauptpersonen des Nibelungenlieds keinen Begriff machen; kein Thurm ist so hoch und kein Stein so hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Chrimhilde.

Wer hat aber dieses Lied verfaßt? Eben so wenig, wie von den Volksliedern weiß man den Namen des Dichters, der das Nibelungenlied geschrieben. Sonderbar! Von den vortrefflichsten Büchern, Gedichten, Bauwerken und sonstigen Denkmälern der Kunst, weiß man selten den Urheber. Wie hieß der Baumeister, der den Kölner Dom erdacht? Wer hat dort das Altarbild gemalt, worauf die schöne Gottesmutter und die heiligen drei Könige so erquicklich abkonterfeit sind? Wer hat das Buch Hiob gedichtet, das so viele leidende Menschengeschlechter getröstet hat? Die Menschen vergessen nur allzu leicht ihre Wohlthäter, wie viel mehr deren Namen. Der Baum der Menschheit weiß nicht den stillen Gärtner, der ihn gepflegt in der Kälte, getränkt in der Dürre und vor schädlichen Thieren geschützt hat. Aber er bewahrt treulich die Namen, die man ihm in seine Rinde unbarmherzig eingeschnitten mit scharfem Stahl, und er überliefert sie in immer wachsender Größe den spätesten Geschlechtern.

Wegen ihrer gemeinschaftlichen Herausgabe des „Wunderhorns", pflegt man auch Brentano und Arnim zusammen zu nennen. Ludwig Achim von Arnim ist ein großer Dichter, und war einer der originellsten Köpfe in der romantischen Schule. Die Freunde des Phantastischen werden an diesem Dichter mehr als an jedem anderen deutschen Schriftsteller Geschmack finden. Er übertrifft hier den Hoffmann sowohl als den Novalis. Er wußte noch inniger als dieser in die Natur hineinzuleben, und konnte weit grauenhaftere Gespenster beschwören als Hoffmann. Im Volke ist dieser Schriftsteller ganz unbekannt geblieben, und die Literaten, obgleich sie ihm die unbedingteste Anerkennung zollten, haben doch nie öffentlich ihn nach Gebühr gepriesen. Ja, einige pflegten sogar wegwerfend von ihm sich zu äußern, während sie seine Weise nachahmten. — — —

Warum hat Herr Tieck nie von Arnim gehörig gesprochen, er, der über so manches unbedeutende Machwerk so viel Geistreiches sagen konnte? Die Herren Schlegel haben ebenfalls den Arnim ignorirt. Nur nach seinem Tode erhielt er eine Art Nekrolog von einem Mitglied der Schule. Ich glaube Arnim's Renommee konnte besonders deßhalb nicht aufkommen, weil er seinen Freunden, der katholischen Partei, noch immer viel zu protestantisch blieb, und weil wieder die protestantische Partei ihn für einen Kryptokatholiken hielt. — —

Warum vernachläßigte das deutsche Volk einen Schriftsteller, dessen Phantasie von weltumfassender Weite, dessen Gemüth von schauerlichster Tiefe, und dessen Darstellungsgabe so unübertrefflich war? Etwas fehlte, und dieses Etwas ist es eben, was das Volk in den Büchern sucht: das Leben! Das Volk verlangt, daß die Schriftsteller seine Tagesleidenschaften mitfühlen, die Empfindungen seiner eigenen Brust entweder angenehm anregen oder verletzen; das Volk will bewegt werden. Dieses Bedürfniß konnte Arnim nie befriedigen. In allem, was er

schrieb, herrscht nur eine schattenhafte Bewegung; die Figuren tummeln sich hastig, sie bewegen die Lippen, als wenn sie sprächen, aber man sieht nur ihre Worte, man hört sie nicht. Diese Figuren springen, ringen, stellen sich auf den Kopf, nahen sich uns heimlich, und flüstern uns leise in's Ohr: Wir sind todt! Solches Schauspiel würde allzu grauenhaft und peinigend seyn, wäre nicht die Arnim'sche Grazie über jede dieser Dichtungen verbreitet, wie das Lächeln eines Kindes, aber eines todten Kindes. Arnim kann die Liebe schildern, zuweilen auch die Sinnlichkeit, aber sogar da können wir nicht mit ihm fühlen. Wir sehen schöne Leiber, wogende Busen, feingebaute Hüften, aber ein kaltes, feuchtes Leichengewand umhüllt dieses Alles. Manchmal ist Arnim witzig, jedoch gewöhnlich ernsthaft, und zwar wie ein todter Deutscher. Ein lebendiger Deutscher ist schon ein hinlänglich ernsthaftes Geschöpf, und nun erst ein todter Deutscher! Ein Franzose hat gar keine Idee davon, wie ernsthaft wir erst im Tode sind; da sind unsere Gesichter noch viel länger, und die Würmer, die uns speisen, werden melancholisch, wenn sie uns dabei ansehen. — —

Ludwig Achim von Arnim ward geboren 1784, in der Mark Brandenburg, und starb den Winter 1830. Er schrieb dramatische Gedichte, Romane und Novellen. Seine Dramen sind voll intimer Poesie. Namentlich ein Stück darunter betitelt „der Auerhahn." Die erste Scene wäre selbst des allergrößten Dichters nicht unwürdig. Wie wahr, wie treu ist die betrübteste Langeweile da geschildert! Der eine von den drei natürlichen Söhnen des verstorbenen Landgrafen sitzt allein, in dem verwaisten weiten Burgsaal, und spricht gähnend mit sich selber, und klagt, daß ihm die Beine unter dem Tische immer länger wüchsen, und daß ihm der Morgenwind so kalt durch die Zähne pfiffe. Sein Bruder, der gute Franz, kommt nun langsam hereingeschlappt, in den Kleidern des seligen Vaters, die ihm viel zu weit am Leibe hängen, und wehmüthig gedenkt er, wie er sonst um diese Stunde dem Vater beim Anziehen half, wie dieser ihm oft eine Brodkruste zuwarf, die er mit seinen alten Zähnen nicht mehr beißen konnte, und wie er ihm manchmal verdrießlich einen Tritt gab. Diese letztere Erinnerung rührt den guten Franz bis zu Thränen, und er beklagt, daß nun der Vater todt sey und ihm keinen Tritt mehr geben könne.

Arnim's Romane heißen „die Kronwächter" und die „Gräfin Dolores". Auch ersterer hat einen vortrefflichen Anfang. Der Schauplatz ist oben im Wartthurm von Waiblingen, in dem traulichen Stübchen des Thürmers und seiner wackeren dicken Frau, die aber doch nicht so dick ist, wie man unten in der Stadt behauptet. In der That, es ist Verläumdung, wenn man ihr nachsagte, sie sey oben in der Thurmwohnung so korpulent geworden, daß sie die enge Thurmtreppe nicht mehr herabsteigen könne, und, nach dem Tode ihres ersten Ehegatten, des alten Thürmers, genöthigt gewesen sey, den neuen Thürmer zu heirathen. Ueber solche böse Nachrede grämte sich die arme Frau droben nicht wenig; und sie konnte doch nur deßhalb die Thurmtreppe nicht hinabsteigen, weil sie am Schwindel litt.

Der zweite Roman von Arnim, „die Gräfin Dolores", hat ebenfalls den allervortrefflichsten Anfang, und der Verfasser schildert uns da die Poesie der Armuth und zwar einer adeligen Armuth, die er, der damals selber in großer Dürftigkeit lebte, sehr oft zum Thema gewählt hat. Welch ein Meister ist Arnim auch hier in der Darstellung der Zerstörniß! Ich meine es immer vor Augen zu sehen, das wüste Schloß der jungen Gräfin Dolores, das um so wüster aussieht, da es der alte Graf in einem heiter italienischen Geschmack, aber nicht fertig gebaut hat. Nun ist es eine moderne Ruine, und im Schloßgarten ist alles verödet: die geschnittenen Tarusalleen sind struppig verwildert, die Bäume wachsen sich einander in den Weg, der Lorbeer und der Oleander ranken schmerzlich am Boden, die schönen großen Blumen werden von verdrießlichem Unkraut umschlungen, die Götterstatuen sind von ihren Postamenten herabgefallen, und ein paar muthwillige Bettelbuben kauern neben einer armen Venus, die in hohem Grase liegt, und mit Brennesseln geißeln sie ihr den marmornen Hintern.

Wenn der alte Graf, nach langer Abwesenheit, wieder in sein Schloß heimkehrt, ist ihm das sonderbare Benehmen seiner Hausgenossenschaft, besonders seiner Frau, sehr auffallend. Es passirt bei Tische so allerlei Befremdliches, und das kommt wohl daher, weil die arme Frau vor Gram gestorben und eben so wie das übrige Hausgesinde längst todt war. Der Graf scheint es am Ende selbst zu ahnen, daß er sich unter lauter Gespenstern befindet, und, ohne sich etwas merken zu lassen, reist er in der Stille wieder ab.

Unter Arnim's Novellen dünkt mir die kostbarste seine „Isabella von Egypten". Hier sehen wir das wanderschaftliche Treiben der Zigeuner oder Egyptiens. Hier lebt und webt das seltsame Mährchenvolk mit seinen braunen Gesichtern, freundlichen Wahrsageraugen, und seinem wehmüthigen Geheimniß. Die bunte, gaukelnde Heiterkeit verhüllt einen großen, mystischen Schmerz. Die Zigeuner müssen nämlich nach der Sage, die in dieser Novelle gar lieblich erzählt wird, eine Zeitlang in der Welt herumwandeln, zur Abbuße jener ungastlichen Härte, womit einst ihre Vorfahren die heilige Muttergottes mit ihrem Kinde abgewiesen, als diese, auf ihrer Flucht in Egypten, ein Nachtlager von ihnen verlangte. Deßhalb hielt man sich auch berechtigt, sie mit Grausamkeit zu behandeln. In manchen Ländern erlaubten die Gesetze jeden Zigeuner bei Diebstahlsverdacht, ohne Untersuchung und Urtheil, aufzuknüpfen. So wurde ihr Oberhaupt Michael, genannt Herzog von Egypten, unschuldig gehenkt. Und mit diesem trüben Ereigniß beginnt die Arnim'sche Novelle. Nächtlich nehmen die Zigeuner ihren todten Herzog vom Galgen herab, legen ihm den rothen Fürstenmantel um die Schulter, setzen ihm die silberne Krone auf das Haupt und versenkten ihn in die Schelde, fest überzeugt, daß ihn der mitleidige Strom nach Hause bringt, nach dem geliebten Egypten. Die arme Zigeunerprinzessin Isabella, seine Tochter, weiß nichts von der traurigen Begebenheit. Sie wohnt einsam in einem verfallenen Hause an der Schelde, und hört, des Nachts, wie es so sonderbar im Wasser rauscht.

Plötzlich sieht sie, wie ihr bleicher Vater hervortaucht, im purpurnen Todtenschmuck, und der Mond wirft sein schmerzliches Licht auf die silberne Krone. Das Herz des schönen Kindes will schier brechen von unnennbarem Jammer; vergebens will sie den todten Vater festhalten. Er schwimmt ruhig weiter nach Egypten, nach seinem heimathlichen Wunderland, wo man seiner Ankunft harrt, um ihn in einer der großen Pyramiden nach Würde zu begraben.

Tief rührend ist alles, was uns der vortreffliche Arnim von den Zigeunern erzählt, denen er schon an anderen Orten sein Mitleid gewidmet, z. B. in seiner Nachrede zum „Wunderhorn", wo er behauptet, daß wir den Zigeunern so viel Gutes und Heilsames, namentlich die mehrsten unserer Arzneien verdanken. Wir hätten sie mit Undank verstoßen und verfolgt. —

Eine Uebersetzung der erwähnten Novelle: Isabella von Egypten würde den Franzosen nicht bloß eine Idee von Arnims Schriften geben, sondern auch zeigen, daß all die unheimlichen, grausigen und gespenstischen Geschichten, die sie sich in der letzten Zeit gar mühsam abgequält, in Vergleichung mit Arnim'schen Dichtungen, nur rosige Morgenträume einer Operntänzerin zu seyn scheinen. In sämmtlichen französischen Schauergeschichten ist nicht so viel Unheimliches zusammengepackt, wie in jener Kutsche, die Arnim von Bracke nach Brüssel fahren läßt, und worin folgende vier Personagen bei einander sitzen:

1) Eine alte Zigeunerin, welche zugleich Hexe ist. Sie sieht aus wie die schönste von den sieben Todsünden, und strotzt im buntesten Goldflitter- und Seidenputz.

2) Ein todter Bärenhäuter, welcher, um einige Dukaten zu verdienen, aus dem Grabe gestiegen und sich als Bedienter auf sieben Jahre verdingt. Es ist ein fetter Leichnam, der einen Oberrock trägt, von weißem Bärenfell, weßhalb er auch Bärenhäuter genannt wird, und der dennoch immer friert.

3) Ein Golem; nämlich eine Figur von Lehm, welche ganz wie ein schönes Weib geformt ist, und wie ein schönes Weib sich geberdet. Auf der Stirn, verborgen unter den schwarzen Locken, steht mit hebräischen Buchstaben das Wort „Wahrheit", und wenn man dieses auslischt, fällt die ganze Figur leblos zusammen als eitel Lehm.

4) Der Feldmarschall Cornelius Nepos, welcher durchaus nicht mit dem berühmten Historiker dieses Namens verwandt ist, ja welcher sich nicht einmal einer bürgerlichen Abkunft rühmen kann, indem er von Geburt eigentlich eine Wurzel ist, eine Alraunwurzel, welche die Franzosen Mandragora nennen. Diese Wurzel wächst unter dem Galgen, wo die zweideutigsten Thränen eines Gehenkten geflossen sind. Sie gab einen entsetzlichen Schrei, als die schöne Isabella sie dort um Mitternacht aus dem Boden griffen. Sie sah aus wie ein Zwerg, nur daß sie weder Augen, Mund noch Ohren hatte. Das liebe Mädchen pflanzte ihr ins Gesicht zwei schwarze Wachholderkerne und eine rothe Hagebutte, woraus Augen und Mund entstanden. Nachher streute sie dem Männlein auch ein bischen Hirse auf den Kopf, welches als Haar, aber etwas

struppig, in die Höhe wuchs. Sie wiegte das Mißgeschöpf in ihren weißen Armen, wenn es wie ein Kind greinte; mit ihren holdseligen Rosenlippen küßte sie ihm das Hagebuttmaul ganz schief; sie küßte ihm vor Liebe fast die Wachholderäuglein aus dem Kopf; und der garstige Knirps wurde dadurch so verzogen, daß er am Ende Feldmarschall werden wollte, und eine brillante Feldmarschalluniform anzog, und sich durchaus Herr Feldmarschall tituliren ließ.

Nicht wahr, das sind vier sehr ausgezeichnete Personen? Wenn Ihr die Morgue, die Todtenacker, die Cour de Miracle und sämmtliche Pesthöfe des Mittelalters ausplündert, werdet Ihr doch keine so gute Gesellschaft zusammenbringen, wie jene, die in einer einzigen Kutsche von Bracke nach Brüssel fuhr. Ihr Franzosen solltet doch endlich einsehen, daß das Grauenhafte nicht Euer Fach. Wenn Ihr Gespenster beschwört, müssen wir lachen. Denn Eure Gespenster sind doch immer Franzosen und französische Gespenster! Welch ein Widerspruch in den Worten! In dem Wort „Gespenst" liegt so viel Einsames, Mürrisches, Deutsches, Schweigendes; in dem Wort „Französisch" hingegen so viel Geselliges, Artiges, Französisches, Schwatzendes! Wie könnte ein Franzose ein Gespenst seyn, oder wie könnten gar in Paris Gespenster existiren! In Paris, im Foyer der europäischen Gesellschaft! Zwischen zwölf und ein Uhr, der Stunde, die nun einmal von jeher den Gespenstern zum Spucken angewiesen ist, rauscht noch das lebendigste Leben in den Gassen von Paris, in der Oper klingt eben dann das brausendste Finale, aus den Variétés und dem Gymnase strömen die heitersten Gruppen, und das wimmelt und tänzelt und lacht und schäkert auf den Boulevards, und man geht in die Soirée. Wie könnte ein Franzose, selbst wenn er todt ist, den zum Spucken nöthigen Ernst beibehalten, wenn ihn von allen Seiten die bunteste Volksluft umjauchzt! Gäbe es wirklich in Paris Gespenster, so bin ich überzeugt, gesellig, wie die Franzosen sind, würden sie sich als Gespenster einander anschließen. Sie würden bald Gespenster-Reünions bilden, sie würden ein Todtenkaffeehaus stiften, eine Todtenzeitung herausgeben, und es gäbe bald Todtensoirées, où l'on fera de la musique. Was mich betrifft, wüßte ich, daß man solcherweise in Paris als Gespenst existiren könnte, ich würde den Tod nicht mehr fürchten. Ich würde nur Maßregeln treffen, daß ich, am Ende auf dem Père-Lachaise beerdigt, in Paris spucken könnte zwischen zwölf und ein Uhr. Welch köstliche Stunde! Ihr deutschen Landsleute, wenn Ihr nach meinem Tode mal nach Paris kommt, und mich des Nachts hier als Gespenst erblickt, erschreckt nicht. Ich spuke nicht in furchtbar unglücklich deutscher Weise. Ich spuke zu meinem Vergnügen.

Aber — o Ihr armen französischen Schriftsteller mit Euren neuromantischen Schauerromanen und Spukgeschichten. Ihr kommt mir vor wie die Kinder, die sich Masken vors Gesicht halten, um einander Furcht einzujagen. Es sind ernsthafte, furchtbare Larven, aber durch die Augenlucken schauen fröhliche Kinderaugen. Ihr seyd ein zierliches, liebenswürdiges, vernünftiges und lebendiges Volk, und nur das Schöne

und Edle und Menschliche liegt im Bereich Eurer Kunst. Das haben schon Eure älteren Schriftsteller eingesehen, und Ihr, die neueren, werdet am Ende ebenfalls zu dieser Einsicht gelangen. Laßt ab von dem Schauerlichen und Gespenstischen. — — —

CXXXIII. Paul Pfizer.

(1801.)

Aus dem „Briefwechsel zweier Deutschen." *)

Poesie und Leben.

(S. 113.)

Aechte Poesie verendlicht und versinnlicht Alles, um auch das Geringste in die wahrhafte Unendlichkeit einzutauchen, jede Erscheinung nach ihrem absoluten Wesen und Gehalt zu lebendiger Anschauung und zum ächten Verständniß zu bringen, während die abstracte Speculation auch das Unendliche durch den Begriff zu etwas Endlichem und Einzelnem herabsetzt, das Universum in eine Nußschaale einklemmt. Die Poesie ist das tiefste Leben und Gemüth selbst, daher auch ihre Wirkung so viel wahrer und tiefer als die der Philosophie, und die Schönheit ist nichts Andres als die Verkörperung des Geistes oder die Vergeistigung des Stoffs, die Durchdringung beider Welten, die lebendige Einheit von Geist und Materie, somit die höchste Wahrheit, der Wille der Natur, das Weltgeheimniß. Sie ist nicht, wie man gewöhnlich annimmt, eine zufällige Form, sondern die nothwendige Erscheinungsweise der höchsten Realität, und jedem Dichter oder Künstler, dem es gelingt, den materiellen Stoff zum reinen Ausdruck des Geistigen zu erheben, muß die Schönheit von selbst zufallen, ohne daß er sie von den Formen des Lebens, als etwas für sich Bestehendes, ablöst oder nach dem Kanon eines Polyklet berechnet und abzirkelt. Vielmehr ist es ein beklagenswerther und gefährlicher Irrthum, wenn ein bildender Künstler, weil Schönheit der Form das Höchste ist, was die plastische Kunst erreichen kann und soll, Schönheit der Form an sich als sein Object betrachtet, oder wenn ein Dichter, statt die Welt und das Leben (inneres sowohl als äußeres) nach seinen wesentlichen und ewigen Beziehungen auszusprechen und die tiefste Realität (nicht die gemeine Wirklichkeit) des Lebens selbst darzustellen, vom Leben nur den poetischen Duft und Schimmer abstreifen und die Poesie als etwas für sich Bestehendes, vom Leben Unabhängiges, behandeln will. Alles bloß an und für sich, ohne seine Basis, ohne seinen Zusammenhang mit der Welt, der es erst zu dem macht, was es ist, Aufgefaßte wird, und wäre es auch sonst das

*) „Briefwechsel zweier Deutschen, herausgegeben von P. A. Pfizer. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1832."

Höchste (wie z B. in Goethe's Pandora, Proserpina) zur abgezogenen, seelenlosen Form. Man darf das Poetische an und für sich selbst nicht zur Aufgabe machen, sonst bekommt man nur das Kleid und die Hülle, nicht das Wesen der Poesie. Oder ist nicht der, welcher die Liebe zur Poesie zu machen vermag, ein größerer Dichter, als der, welcher statt der Liebe nur ihre Poesie vom Leben ablöst? Nicht der ein größerer Dichter, welcher sogar den Schmerz zur Poesie erheben kann, als der, welcher nur die Poesie des Schmerzes ausspricht? Je concreter, lebendiger, inhaltsvoller überhaupt, ein Werk der Dichtung ist, je vollständiger die Idee darin sich in Fleisch und Blut verwandelt hat, um so vorzüglicher ist es, und gerade diejenigen Producte der Kunst, wo recht viele tiefsinnige Gedanken gleichsam durchscheinen, oder nur leicht und lose übersponnen sind, und die deßwegen den Denker am meisten ansprechen, sind die am wenigsten poetischen. So hielt Fichte die natürliche Tochter für Goethe's vorzüglichstes Werk. Allein gerade diejenigen Gedanken, deren Darstellung nur im Bild, in der Gestalt und im Concreten, ganz gelingt, weil sie in Begriffen sich nicht fassen und erschöpfen lassen, sind die eigentlich poetischen und geben dem Geiste ein ungleich Höheres, als der nackte Begriff oder die abgezogene Form.

Was nun die Geisteskräfte und Vermögen betrifft, wodurch die Poesie hervorgebracht wird, so hast du zwar den Sinn des Unendlichen mit Recht für eine wesentliche und auszeichnende Eigenschaft des Dichters erklärt, und das Vermögen des Unendlichen im Menschen ist das Gemüth. Diejenige Kraft sodann, welche das Gedicht seiner äußern Erscheinung nach hervorbringt, oder das Organ des Gemüthes, ist die Phantasie. Ich glaube aber auch, daß jener Sinn des Unendlichen beim Dichter mit dem Sinn für das Leben innigst verbunden oder vielmehr identisch ist. Ein wirklicher Dichter kann sich nicht eng genug an das Leben anschließen, und sein Werk wird um so dichterischer und tiefer seyn, je mehr es von dieser Basis in sich hat und das Leben in seiner Weltbedeutung zur Anschauung bringt. Denn Leben und Poesie sind einerlei, und diese nur der tiefste Ausdruck von jenem, nichts, das vom Leben abgelöst und als bloßes Phantasiespiel selbstständig dargestellt werden könnte. Der Dichter glaube auch nicht, die Freiheit und Fülle des schöpferischen Vermögens dadurch zu bethätigen, daß er den festen Boden der Realität verläßt und, unbekümmert um die Wirklichkeit, ins regellos und ungebunden Phantastische hinüberschweift. Es ist freier, einen freien Act des Lebens, eine wirklich geschehene That aufzufassen und sich ins innigste Verständniß zu rufen, als nach Willkür des eigenen Geistes das Leben umzugestalten und so dem freien Gotte Fesseln anzulegen. Der ächte Realismus, der dem Dichter ziemt, findet Götterstimmen in der Brust des Menschen und braucht sie nicht zu suchen bei den selbstgemachten falschen Göttern, in welchen er unter dürftiger Personification nur einzelne Reflexe seines eigenen Gemüths verehrt, die, von der ächten Lebensquelle abgezogen, nichts als todte Formen sind. Es bestraft sich immer, wenn der Dichter etwas höher als den Menschen stellt. Mag es auch droben wohnen im kalten strahlenden Olymp, es

ist kein Gott, es ist nur eine Lüge. Sobald die einzelne Idee, die nur ein Ausfluß des Menschengemüthes ist, an sich geltend gemacht wird, wird sie zur Tyrannin, nicht zum beseelenden Prinzip des Lebens, und ein Dichter, der, statt von der Freiheitsidee an sich begeistert zu seyn, von dem Menschen begeistert ist, der für die Freiheit lebte und starb, der diesen mit lebendiger Persönlichkeit, nicht bloß als Gefäß und Träger der Idee vor uns erscheinen läßt, und so die Idee aus ihrem ächten Lebensquell heraus dem Menschen darzustellen vermag, wird weit mehr für die Freiheit selbst begeistern, als wenn er sie an sich vorzuführen sucht und dadurch zum bloßen Begriff herabsetzt.

CXXXIV. Christian Grabbe.

(1801 — 1836.)

1. Aus der „Tragödie Hannibal." *)

a. Hannibals Abschied aus Italien.

(S. 86.)

(Eine Höhe mit dichtem, dunklem Kastanienwald bei Capua. Man hört aus der Nähe das Brausen des Meers.)

(Hannibal windet sich zu Pferde rasch durch das Gebüsch, steigt an einem kleinen Grasfleck ab, und hängt die Zügel des Pferdes an einen niedrigen Baumast.)

Hannibal. Gaul, solltest du verstehen, wie ein lang niedergedrückter Schmerz sich lüftet, so wiehere es nicht aus, oder ich schlage dich nieder!

(Er stürzt sich auf die Erde, und faßt sie mit beiden Händen;)

Italia! Herrliche, um die ich siebenzehn Jahre warb, die ich geschmückt mit eignem und mit Consulblut, so muß ich Dich verlassen? Nichts bleibt mir von Dir, die ich mitreißen möchte übers Meer? Du, ganz anders als die finstere Carthago und ihr heißes, trübrothes Firmament, Du, prangend mit Helden, die nur vom Ruhm und Eisen, nichts vom Gold wissen, mit dem Glanz selbst nicht, durch Miethlinge errungener, zum Capitol hinauf schimmernder Triumphe, nie erhabener als da ich Dich zu meinen Füßen wähnte, und Du dich aufrichtetest zu dem Gewölbe Deines ewig blauenden Himmels! — Ha diese Gräser entreiß ich Dir und berge sie an meinem Herzen; mein jahrelanges Mißgeschick entschuldige bei mir selbst einen Augenblick der Empfindung!

Stimmen der commandirenden Flottenofficiere vom Meere her, von allen Seiten. Strammer die Taue! Seewasser darauf! — Noch zwanzig Ruderer an die fünfte Bank hier! Schnell, der Landwind wird frisch! — Dort naht das Heer schon zum Einschiffen! Flöße, — Barken, ans Ufer —

*) „Hannibal. Tragödie von Grabbe. Düsseldorf. Schreiner. 1835." 8.

Hier eine Schiffbrücke geschlagen — und da — die Segel bereit — Nach Süd-Süd die Vorderdecke! — Ihr da, an die Anker! Zur Heimath geht's! — Wo bleibt der Feldherr?

Hannibal (ruft laut). Hier von der Höhe hat er Euer Treiben beobachtet und findet es gut!

(Er reitet zum Ufer).

b. Hannibals Tod.

(S. 170.)

Ein Sclave (eilt herein). Herr, guter Herr, verrathe mich nicht — Es kommt ein Fremdling, weiß gekleidet, mit purpurner Verbrämung, vor ihm sechs Männer mit Aexten, mit ihm viele Krieger unsres großen Königs, und die ganze Villa ist schon umstellt!

Hannibal. Auch meine unterirdischen Ausgänge?

Sclave. Sind verrathen.

(Ab).

Hannibal, (nachdem er einen Augenblick an ein Fenster getreten:) Turnu, es kommen Römer, Prusias hat mich ihnen feig übergeben.

Turnu. Kein Mittel, daß ich dem Prusias an den Hals komme?

Hannibal. Ueberlaß ihn nur sich. Daran hat er Strafe genug.

(Er zieht die Giftflasche hervor).

Also —

Turnu. Müssen wir daran?

Hannibal. Du bist es nicht, den sie verfolgen — Rette Dich!

Turnu. Ohne Dich? Ich häute mit Dir.

Hannibal. Häuten?

Turnu. Wir werfen das alte Fell ab, wie die Schlangen im Frühjahr, und sollst sehen, wir bekommen anderswo ein anderes.

Hannibal. Ja, aus der Welt werden wir nicht fallen. Wir sind einmal darin. — Trink!

Turnu, (nachdem er getrunken:) Da, nimm den Rest — Es schmeckt kräftig — Teufel, was wird? Dreh ich mich um die Welt, oder die Welt sich um mich? Ich schwitze, und —

(sich matt an die Stirn fühlend:)

es — ist heißes Eis — Feldherr —? —

(Stirbt.)

Hannibal. Du hast überwunden. — Nun, Römer, entzieht sich euch ein verbannter, greisender Mann, vor dem ihr gebebt, bis sein letzter Athem dahin —

(Er trinkt den Rest des Giftes:)

Gift zu Eurer Gesundheit! — Ei, wirkt es noch nicht bei mir? Das währt lange! — Ha, da — es kommt — Schwarzer Pilot, wer bist Du? — —

(Er stirbt.)

— — —

2. Aus der „Hermannsschlacht." *)

a. Varus Besuch bei Thusnelda.

(S. 10.)

(Der große Hünenring an der Grotenburg. Hermanns Wohnung darin. Weiter Hausflur. Mittag.)

Thusnelda. Die Völker. Essenszeit.

(Das Volk kommt, und setzt sich an den langen Speisetisch. Sie auch.)

Großmagd. Die Suppe —

Thusnelda. Nicht sonderlich, wie ich schmecke, und die Portionen recht spärlich. Meine Leute sollen arbeiten, aber auch tüchtig essen.

Haushofmeister. Beginnen wir.

(Er nimmt seine Bärenfellmütze ab, die Knechte und Jungen folgen seinem Beispiel, auch die Mägde thun andächtig, aller Augen sind indeß immer auf die dampfende Suppe gerichtet; Thusnelda beobachtet.)

Schweinjunge bete!

Thusnelda. Warum betet bei eurem Tisch stets der Jüngste? Ich wollte dich schon oft darum fragen, Alter. Andere Sorgen machten es mich vergessen.

Haushofmeister. Ja — nein — Wenn ich's wüßte — — Es ist uralte Sitte, Fürstin, und du weißt: „was die Alten sungen, pfeiffen die Jungen." — Doch — vielleicht — es fällt mir was ein: er muß wahrscheinlich sein Geplapper machen, weil er der Jüngste ist, und noch keine Zeit gehabt hat, so viel zu sündigen als wir Uebrigen.

Der Schweinjunge (ist aufgestanden, hat mit frommer Geberde Unverständliches hingemurmelt, setzt sich eiligst und ißt.)

Ich bin fertig.

Das Gesinde. Wodan gelobt!

Thusnelda. Daß dich, das Schüsselgeklirr! Sie hauen in den Braten als hätten sie einen Feind vor sich auf den Tellern! — Die Speise behagt. Was kann der Hausfrau lieber seyn?

Ein Pförtner (kommt:) Der welsche Oberfeldherr läßt sich melden.

Thusnelda (sinkt in Gedanken:) — Wohl kann der Hausfrau etwas lieber sein als Schüsselgeklirr: das Vaterland und der Gemahl. — Hermann, den Tag, wo wir im grünen Laubgegitter des Buchenhains nach langem heimlichen Sehnen uns begegneten, und mehr zitterten, erbleichten und errötheten als die bunt durch die Blätter spielenden Strahlen der Morgensonne, — muß ich ihn vergessen? — Damals vermuthete ich in dem Geliebten auch Deutschlands Befreier und du warst Roms Sel — — (Laut:) Wer spricht? Wer wagt's ihn zu verläumden? Ein Sclav, ein römischer Speichellecker war, ist und wird er nun und nimmer! Da unten läg' er ja am Fuße dieser seiner Gro-

*) „Die Hermannsschlacht. Drama von Grabbe. Grabbe's Leben von Eduard Duller. Düsseldorf. J. H. C. Schreiner. 1838." 8.

tenburg zerschmettert von seinem berghohen Fall! — Und wär's doch möglich?

Der Pförtner. Herrin?

Thusnelda. Ach, ich vergaß. Laß, den Römer ein. (Pförtner ab. Pause.)

Varus (eintretend:) Gruß, Fürstin.

Thusnelda. Dank, Proconsul. Nimm Platz.

Varus. Unter dem Gesinde?

Thusnelda. Sitz' ich nicht auch darunter? Mein Gesinde ehrt mich, ich ehr' es wieder. So gleichen Herren und Diener sich aus.

Varus. Ländlich, sittlich, doch italisch ist's nicht. (Er setzt sich.)

Thusnelda. Speise mit! Linsen, Erbsen und Wildschweinsbraten.

Varus. Die Hülsenfrüchte scheinen trefflich. Mein Gaumen ist nur noch zu wenig daran gewöhnt. Aber der Braten wird um so ansprechender, kräftiger und delicater sein — (Er ißt, und nießt gleich darauf:) Castor und Pollux, das beißt in die Zunge, und stinkt in die Nase!

Thusnelda. Der Eber ist ranzig. Wir lassen ihn mit Vorsatz so werden. Er erhält dadurch einen eigenthümlicheren, schärferen Geschmack.

Varus. De gustibus non est disputandum. Ich bin satt.

Thusnelda (zum Gesinde:) Seid ihr es auch?

Das Gesinde. Ja.

Thusnelda (mißtrauisch:) Lügt nicht. Eßt noch.

Das Gesinde. Wir können nicht mehr.

Thusnelda. Räumt ab, Mägde. — Knechte, wo habt ihr eure Augen? Müssen euch die Pferde mit den ihrigen suchen? Dort blicken sie hungernd und durstend über die leeren Krippen auf die Tenne. Pfui, wer speis't selbst, und versäumt sein angebundenes Vieh?

Knechte (beschämt, die Pferde fütternd und tränkend:) Die hat die Augen überall.

Einer. Mir wird's grün und gelb vor den meinigen, wenn ich die ihrigen so auffunkeln sehe.

Varus. Hohe Frau, wie beklag' ich dich wegen des Getriebs, in welchem du dich bewegen mußt. Wie leicht dir, dich an Roms gebildetere Sitten zu gewöhnen. Gar Livia, die Kaisergemahlin, sehnt sich nach dir.

Thusnelda. Sie kann ja hierherkommen. Was klirrt? (Zu einer Magd:) Das Salzfaß zerbrochen? Wer einmal etwas zerbricht, macht immer Stücke. — Fort aus meinem Dienst. Heule nicht, es geht nicht anders. Nimm diesen goldnen Ring mit.

Varus. Du bist so hart als mild.

Thusnelda. Kann man in Cheruska anders? Um uns: die rauhe karge Natur voll Sand und Wald, die uns zwingt, das Geringste zu beachten, damit wir einen mäßigen Wohlstand bewahren. In uns: das Herz, welches auch starr und streng sein sollte, und doch oft weichliche Gefühle nicht zu unterdrücken vermag. In eurem Süden soll's besser sein.

Varus. Wie ich dir schon gesagt habe, du würdest bald unter duftenden Olivenhainen die von Regen und Frost schauernden Wälder des Nordens verachten.

Thusnelda. Sind sie verächtlich, weshalb kommt ihr so weit her, sie zu erobern.

Varus. Darüber zu reden, ist hier nicht Ort noch Zeit. Nur dies will ich dir vorläufig andeuten; wir mußten hier einige eurer Lande einstweilen besetzen, weil von Osten her germanische und slavische Völkerstämme einzubrechen drohen, denen ihr nicht hättet widerstehen können.

Thusnelda. Nu — Wo ist mein Mann?

Varus. Er spürt den Harz aus, und kehrt bald heim.

Thusnelda (wird finster, lehnt den Kopf auf die rechte Hand und ihre linke spielt mit einigen Brosamen:) Ei, wollt ihr wohl so liegen, wie ich will, oder seid ihr tapferer und widerspenstiger als freie Männer?

Varus. Plötzlich ernst?

Thusnelda. Ich wüßte nicht. Ich spiele nur mit Krumen. (Für sich:) „Er spürt den Harz aus!" Ward er ein Hühnerhund und schnuppert für dies Volk?

Varus (steht auf:) Wie ich sehe, stör' ich dich.

Thusnelda. Du thust es nicht im Mindesten. Daß ich eben an meinen abwesenden Gatten dachte, verzeihst du wohl.

Varus. — Bist du römisch gesinnt? So echt, wie dein Gemahl?

Thusnelda. Mich wundert die Frage. Wie sollt' und müßt' ich nicht? Ich bin nur Hermanns Hausfrau, er ist der Cürige, und was er denkt und thut, muß mir Gesetz sein. (Sie geräth in eine augenblickliche Aufwallung:) Doch hütet euch vor unsern Blondköpfen. Es versteckt sich viel dahinter.

Varus. Wie fein du dich zur Zielscheibe deines Scherzes machst. So lang' dein Haupt unter den Blondköpfen glänzt, bin ich sicher. — Lebe wohl. (Ab.)

Thusnelda. Ich heuchelte Freundlichkeit, und mache mir nun Vorwürfe. Still ihr Nachkläffer im Busen! — Wodan, strafe mich, erlöse nur das Land um dessentwillen ich log. — Meine Berge mit den prächtigen Waldkämmen wollen sie niedertreten, unsre braven Burschen sollen in ihren Schlachtlinien dienen und verbluten. — Ich leid's nicht, und gibt Hermann die Schmach zu, werd' ich der Kämpfer: Ich!

b. Hermanns Abfall von den Römern.

(S. 57.)

Erster Tag. (Morgen. Die Legionen in Marsch. Varus und Hermann zu Pferde vor ihnen. Die deutschen Hülfstruppen rechts auf den Bergen.)

Varus. Da blitzt?

Hermann. Die Weser.

Varus. Jüngst trug ihr Rücken noch die mächtigsten Eisblöcke. Jetzt ist alles aufgelöst.

Hermann. Es löst sich bei uns Manches, ehe man daran denkt. Das Wetter ist hier zu Lande launisch. (Er sieht den Varus starr und trüb an.)

Varus. Du bist ersichtlich nicht wohl.

Hermann. Ein unbedeutender Fieberschauer. Die Luft ist zu regnicht und naßkalt.

Varus. Der Feldarzt!

Der Feldarzt (tritt vor:) Ich bin allemal derjenige, welcher in deiner Nähe harrt, Herr, und freue mich unendlich, wenn ich jetzt Gelegenheit gefunden haben soll, an dir meine Kunst zu practiciren und dir meinen guten Willen zu zeigen.

Varus. Curire den Herrn da.

Feldarzt. Was fehlt ihm?

Varus. Sclav, weiß ich's? Siehe zu.

Feldarzt. Ja so. — — Er leidet offenbar an Magenbeschwerden und ist zu vollblütig. Ein Clystier und ein Aderlaß werden ihn bald restauriren. — (Zu Hermann:) Erlaube mir, deinen Puls zu fühlen. — Sehr stark — 150 Schläge in der Minute. Meine Lanzette soll ihn besänftigen. (Er zieht sein Besteck heraus.)

Hermann. Pfuscher, hüte dich vor der meinigen, dieser hier. (Er rüttelt seine Streitaxt.) Ich habe mich erholt.

Varus. So schnell und stark, daß der Sclav davon läuft.

Hermann. Weswegen nennst du ihn Sclav, und zwar mit einer gewissen Geringschätzung?

Varus. Musikanten, Mimen, Astrologen, Astronomen, Mediciner, und andere Land- und Leutebetrüger, sind bei uns nur Sclaven.

Hermann. Und einen dieser saubern Herren berufst du, daß er mich heile?

Varus. Ich dachte man thut des Guten nicht zu viel. Nützt der Kerl nicht, so schadet er doch auch nicht.

Hermann. Freilich, ja. Ich danke dir. (Für sich:) Fast hätte ich geglaubt, er wäre aus echter Freundschaft so besorgt um mich gewesen, und ich wäre fast empfindsam geworden. Doch ihm saß wohl nur im Kopf, daß er an mir einen guten Wegweiser verlieren möge. (Laut.) Die Truppen sind eingeschifft. Unzählige Boote tanzen auf den Wellen. Treten wir in das unsrige. (Während des Einsteigens für sich.) Bin ich Charon?

Varus. Die Weser hat fast die Größe des Tiberstroms.

Hermann. Ihr Busen hat noch kein Rom aufgesäugt, sonst mein' ich unmaßgeblich, daß sie viermal so breit ist als euer Fluß.

Varus. Holla, das Boot stürzt um!

Hermann. Wir sind in der Mitte des Wassers, — da reißt es, — aber nicht bang: es reißt nicht ab wie ein Zwirnfaden, die Schiffer müssen nur mächtiger rudern.

Varus. Außer der Zwirn-, Garn- und Leinwandfabrication habt ihr wohl wenig Manufacturen im Lande?

Hermann (hört nicht auf den Spott.) Wir sind am Ufer. — Steigen wir aus.

Ein Vexillar. Beim Pluto, giebts denn in dieser Gegend keinen besseren Weg für uns als just diesen? Bald schwellende Bäche, bald klebriger Sand, regentriefende Wälder und morastige Wiesen? Die Germanen oben auf den Bergen haben's zehnmal so gut als wir.

Zweiter Vexillar. Frag' den Hermann. Er reitet dem Varus zur Linken und flüstert immer in sein Ohr, als wär' er sein Orakel! Guck, da hat er ihm wieder was Angenehmes gesagt: der Proconsul lächelt.

Erster Vexillar. Er sollte dem glatten Ohrwurm weniger trauen.

Varus. Der Scherz, den du mir erzählst, ist allerliebst. Er bezeugt, welche Naivität auch unter Naturmenschen, woraus doch meistentheils dein Volk besteht, wohnen kann. Es wäre was für Theokrit, für unseren feineren, ausgebildeteren Virgil freilich nicht. — Wie? — Fürst, links so weit mein Auge blickt, niederbrennende Dörfer und daraus eilende Einwohner?

Hermann. Die Memmen sind bang vor der Ankunft unsres Heeres, und haben aus Angst die Kohlen zu löschen vergessen.

Varus. Alle Bergkuppen hinter uns, vor uns, um uns werden lebendig!

Hermann. Von den Flüchtlingen.

Varus. Flüchtlinge? In Waffen?

Hermann. Gönn' ihnen die. Sie retteten das Beste was sie hatten, ihren letzten Schutz und ihre letzte Wehr.

Varus. Dein Hülfsvolk weicht zu ihnen!

Hermann. Es will sie verjagen.

Varus. Ohne meinen Befehl?

Hermann. Der Deutsche thut des Guten gern zu viel, auch unangefragt.

Varus. Der Germane ist noch viel zu dumm, als daß er nicht anfragen müßte, eh' er etwas beginnt. Hole die Leute sofort von den Bergen zurück, und ich will ihnen dießmal ihren Subordinationsfehler verzeihen.

Hermann. Quintilius Varus, das Verzeihen ist an uns, das heißt: an meinen Landsleuten und an mir! (Er sprengt auf die zur rechten Hand liegende Dörenschlucht, welche von Deutschen wimmelt.) Werden wir endlich eine Faust und sind wir nicht mehr die listig vom Feinde auseinandergestickelten Fingerchen? — Marser, Cherusker, Bructerer, ihr Nationen alle, die ich um mich sehe, — Heil uns, es gibt noch genug Brüder und Genossen in des Vaterlandes weiten Auen! — — Ihr breitschulterigen Enkel der Cimbern, Ambronen und Teutonen, vergaßet ihr so leicht und so lange die Gefilde von Aquä Sextiä und Verona? Soll das Blut eurer Großeltern ungerächt ewig dort die Aecker düngen? Rüttelte mein Ahn, der Teutobach, vor Freude an seinen Ketten, als ihn Marius durch die Straßen der Tiberstadt führte, wie

ein wildes Thier, das man dem Pöbel zu seinem Zeitvertreib zeigt? Würd's mir und euch nicht bald eben so oder gar noch schlimmer ergehen? — Schämt euch vor meinem Pferde. Ihr zaudert und überlegt. Es schäumt bereits vor Zorn!

Ein alter Cherusker. Drückt auch dem Vieh nicht so hart die Sporen in den Balg. Das Luder fühlt wie ein andrer Mensch.

Hermann. Er ist da, der Tag der Rache und Roms Siegestraum ist aus! Ihr, meine Unterthanen, leidet keine Willkühr von mir, eurem angebornen Herrscher, und duckt euch nun unter fremde Tyrannei? Pfui!

Viele Cherusker. Er wird wieder unser!

Hermann. War's immer! Welch ein Dummbart wär' ich, wollt' ich was sein ohne mein Volk? Kein Joch, und wär' es sterngeschmückt oder wetterleuchtend, wie der Himmelsbogen, soll fortan uns wieder zwängen oder einschüchtern. Jene Ratten da unten sind in der Falle unsrer Thäler und Gebirge. Und hinter ihnen die Männer des Harzes, welche sie selbst aufstöberten, hier auf der Höhe wir, Cherusker, Bructerer, Marser, Tructerer und viele andre edle Stämme — gegenüber blitzen von der Elbe die blutlechzenden Speere unserer Verbündeten, und dort im Mittag regen sich auf den Hügeln schon die vorschnellen chattischen Reiter, um den Rest der systematisirten, einexercirten, betitulirten Raubhorden, wenn wir etwas davon entlassen sollten, mit Schwertern in vernichtenden Empfang zu nehmen. Nur der Gewaltige, welcher über Böhmen seinen Herrscherstab gelegt hat, bleibt trotz allem Freiheitsschrei taub, und nur aus Eifersucht auf mich. Marbod, kämst du nur, ich begnügte mich gern mit der zweiten Stelle. Doch kämpfen wir mit doppelter Kraft, so haben wir allein Ehre!

Ingomar. Warst du nicht mein Neffe, und schickte es sich für einen Oheim, sein Schwesterkind zu loben, ich sagte: Junge, du hast es klüger eingerichtet als ich gethan hätte.

Ein Alter. Aber, aber —

Hermann. Was hast du auf der Zunge?

Der Alte. Du hast den Kaiser jahrelang getäuscht und betrogen!

Hermann. Betrog er uns nicht auch? Ich gebrauchte gleiche Waffen gegen gleiche. Macht ihr mit eurem Messer es anders, wenn euch ein Bär mit seinen Zähnen packt?

Der Alte. Ein Kaiser und ein Bär ist ein Unterschied. Ich sage nichts. Nur dieses: besser und ehrlicher ist auch besser und ehrlicher, als —

Hermann. Halt's Maul mit deinen kleinlichen Bedenklichkeiten. Geh' in deine Rotte! (Der Alte entfernt sich. Hermann faßt an seinen Panzer) Erz der Cäsaren, unter die Füße! (Er löst die Spangen) Kerker, springe auf! (Er zertritt die Rüstung) Tyranneneis! Ich fror nur zu lang in dir! (Sein Schwert wegwerfend) Fort meuchelmörderischer Dolch, ich will ein deutsches Schwert, breit und hell und dreimal so lang als dieser Scorpionsstachel! — O hätt' ich meinen Hermelin und meine alten Waffen.

Ein grauer Knecht. Hier ist alles, Mantel, Schild und Degen.

Hermann. Was?! — Arnold mein alter, treuer Bursch, wie kommt das?

Arnold. Das kommt so: als du abfielst und von uns gingest, dacht' ich, er kehrt schon wieder, wird unter dem fremden Volk schon zur Besinnung gelangen, — er hat mir seine Kleidung und seine Waffen anvertraut, um sie zu putzen, und bei seiner Abreise zwar vergessen nach ihnen zu fragen, ich aber will jeden Morgen daran bürsten und glätten wie sonst, er könnte jeden Nachmittag zurück sein und sich hinein stecken wollen.

Hermann. Daß du dich fleißig gequält hast, sieht man. Der Schild ist abgeschabt, als wär' er zehntausendmal umgeschruppt; und der Hermelin hat fußlange Zasern. — — Graukopf werde nicht böse über meinen Scherz. Du hast es gut gemeint. Fürerst nimm diese Rolle Gold, und meine Liebe.

Arnold. Wenn du erlaubst, so theil' ich das alles mit meinen Gefährten.

Hermann. Das sei. Nächstens mehr. (Sich den Mantel umlegend) Ha, wie warm werd' ich! (Schild und Speer ergreifend) Rom, sieh zu, wie wir Germanen zu siegen oder zu fallen wissen!

Die Deutschen (untereinander:) Auch in unsern Kleidern wieder? Nun ist er auch in unsren Seelen. Hoch Hermann! (Sie stoßen in ihre Stierhörner.)

Hermann. Bin ich in euren Seelen, braucht ihr das nicht auszublasen. Behaltet's lieber bei euch, so bleib' ich einheimischer.

Aber kommt der Feind, so wird Musik beim Kampf nicht schaden. Und er naht.

CXXXV. Ludolf Wienbarg.

(1802.)

Aus der Schrift: „Zur neuesten Literatur." *)

Göthe und die Weltliteratur.

(S. 16.)

Gegen den Hingang des großen Naturdichters, dessen Gesellschaftsdichtungen so peinlich wie die Gesellschaft selber, gegen den Hingang desjenigen, der mit Sophokles und Shakspeare aus einem Becher Unsterblichkeit trank, offenbarte sich jenes, durch Welthandel und Weltkriege allerdings vorbereitete, aber dennoch staunenswerthe und an Zauberei streifende Phänomen einer beginnenden Welt-Literatur, das wir in seiner Unmittelbarkeit jetzt näher ins Auge fassen wollen. Auf einmal näm-

*) „Zur neuesten Literatur. Von Ludolf Wienbarg. Verlag von E. Löwenthal. Mannheim, 1835."

lich und fast gleichzeitig erlitten die beiden modernen Haupt-Literaturen Europa's, die englische und die französische, sichtbar von Deutschland aus, revolutionaire Stöße, die in Frankreich eine hergebrachte altnationale Aesthetik erschütterten und in England die, man kann wohl sagen, seit Shakspeare ersteiften und gelähmten Fittige der Poesie in neuen Aufschwung versetzten.

In diesen Worten liegen eben so viele Wunder. Die gedankenreichste und fruchtbarste aller Poesieen, die religiöse Weltpoesie oder die poetische Weltreligion Shakspeare's lag gegen zweihundert Jahre todt, ehe sie zugleich mit der aufblühenden deutschen Literatur ins Leben trat — in England und Frankreich scheint sie sogar überhaupt ohne unmittelbaren Einfluß geblieben zu seyn. Und diese deutsche Poesie, das Kind der Verborgenheit, der Schmach, der Erniedrigung sieht sich noch bei Lebzeiten ihres Königs und hauptsächlich in dessen Person, zu einem höchst bedeutenden Einfluß auf zwei Hauptvölker Europa's gelangt, zu einem Einfluß, dessen Lebhaftigkeit und nachhaltige Wirkung unmittelbar außerordentliche Resultate bezeichnen. Das Staunen wächst, wenn man in Erwägung zieht, daß die genannten Völker, scharf ausgeprägt in ihrer nationalen Besonderheit, ja fast entgegengesetzt und feindlich seit Jahrhunderten, beide stolz und eitel auf alte glänzende Literaturen, auf Namen, die durch alle Erdtheile erschollen, ihren eifersüchtigen Stolz vereinigten zu beiderseitiger Verachtung der Deutschen und der bärenhäuterischen deutschen Literatur. Und nun mußte sich der Fall ereignen, daß die Landsleute des Shakspeare abhorrescirenden Voltaire bei den plumpen Deutschen in die Schule gingen und nach begriffenem ABC der Poesie zur Einsicht kamen, daß ihr angebeteter Arouet nicht würdig, Shakspeare die Schuhriemen aufzulösen — daß die Engländer, gründlichste Verächter alles Deutschen, nach und nach hinter der eclatanten Regeneration ihrer alt und runzlich gewordenen Glanzliteratur, die anfing, ihnen die größte Langeweile zu machen, deutsche Köpfe auftauchen sahen, und wider ihren Willen, bei noch fortwährendem Sträuben, sich zu Dank und Anerkennung gezwungen fühlten. Gehört diese Thatsache, diese Wirklichkeit, die den bescheidenen Deutschen über ihre kühnsten Dichterträume hinauslag, nicht zu den Außerordentlichkeiten der Weltgeschichte, so kenne ich keine andere.

Sehen wir uns nach einer Erklärung dieses Räthsels um, so möchten wir wohl am liebsten uns an die Quelle wenden, in welche sich dem Schein nach hauptsächlich der junge Weltstrom der Literatur zurückzieht, an Goethe. In der That hat Goethe im sechsten Bande seiner nachgelassenen Schriften zu einer solchen Erklärung ausdrückliche Hoffnung gemacht; wie es scheint, aber ohne ernsthafte Absicht, sich über einige theils sehr allgemeine und äußerliche, theils sehr besondere und zufällige Bemerkungen einzulassen. Man kennt die Schwäche des großen Mannes, das ängstlich wunderliche Abwehrungssystem, das er sich in seinem Alter und seiner Stellung zur Pflicht machte. Er sah auf den Grund, wie keiner; aber es beliebte ihm sehr oft, rechtgläubig die Augen zuzumachen, als sähe er nichts, oder nur das Oberflächlichste und Nächste.

Allein die Schuhu in Deutschland irren sich, wenn sie glauben, der alte Goethe habe aus ihren Augen gesehen. Wann und so oft er den hellen Stern seines Auges aufschlug, war es ein Falkenblick in Gegenwart und Zukunft.

So behagte ihm, die erwähnte wundersame Literaturbewegung nur mit den Augen des Dichters, des Artisten, des gebildeten Literaturfreundes aufzufassen, die tiefer zu Grunde liegende ästhetisch sociale Bewegung aber von dem Kreise seiner Betrachtungen auszuschließen. In dieser Art sprach er mit Enthusiasmus von den Verdiensten und Leistungen Byrons, und fügte dann in der Regel sein Bedauern hinzu, daß „der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen seinen Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Daseyn einigermaßen verkümmere." Bei Gelegenheit einer Anzeige Manfred's äußert er, „dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen." Das ist so ganz der Alte. —

Setzen wir alles voraus, was positiv vorauszusetzen, Handel, Reisen, Kriege, Studium der Sprachen, periodische Literatur und übrige äußerliche Communicationsmittel zwischen den Völkern, so fehlt doch noch immer ein anderes Element, was so außerordentliche Wirkungen des Geistes auf den Geist erst möglich machen mußte. Man vergleiche nicht den Einfluß der griechischen Literatur auf die römische, der allerdings nur durch Genie und Bildung vermittelt wurde. Dieser Einfluß war ein todter und brachte todte Kunstwerke hervor. Er hatte nichts geschichtlich Organisches. Wir sind genöthigt, für die tiefste und lebendigste literarische Wechselwirkung unserer Zeit das Princip eines geschichtlichen Zusammenhanges aufzufinden, und etwa ein geistig regsames Ideenfluidum vorauszusetzen, das die Welt durchströmt und in dessen Aether die Nationalitäten gleich wie die Literaturen sich begegnen und durchkreuzen, gleich Handelsschiffen auf dem Weltmeer; wir müssen annehmen, daß derselbe Geist, welchem die deutsche Literatur ihr isolirtes fremdartiges Daseyn verdankte, auch in Nachbarländern seine lebendige Kraft äußere, und dort schon, wenn auch unerkannt und unbemerkt, verbreitet gewesen, als die deutsche Literatur ihre Wunder zu wirken anfing.

Es ist sonderbar, wenn der Weltgeist den Menschen etwas offenbaren will, so flüstert er es zuerst den Deutschen in's Ohr, und diese machen ein Religionssystem, eine Philosophie, eine Literatur daraus. Die Denker und Dichter der deutschen Nation fühlten von jeher den Drang und die Kühnheit, sich als nackte Gedanken vor den Weltgeist zu stellen, und ihm auf die naivste Weise seine Geheimnisse abzufragen. Franzosen und Engländer verlangten so hohe Dinge nicht. Sie begnügten sich mit den praktischen Ergebnissen und dem verständig sinnlichen Zusammenleben in der Gesellschaft. Allein da jedem Leben, das sich erneuen und fortpflanzen soll, eine höhere Idee zu Grunde liegen muß, von der allein diese schöpferischen Acte ausgehen, so mußte auch durch die französische und englische Geschichte ein höherer Geist unsichtbar hinrauschen — und dieses Geistes träumerische Geburtsstätte waren di

hohen schweigenden Gipfel des germanischen Eichenwaldes. Ohne die deutsche Reformation — das darf man kühn behaupten, gäbe es für England keinen Shakspeare, für Frankreich keinen Rousseau und — Robespierre. Daß man sich Shakspeare nur als Protestanten vorstellen könne, hat Goethe klar und schön bewiesen. Daß aber die Vorläufer der französischen Revolution und diese Revolution selbst, den wesentlichen Charakter der Antikatholizität tragen, darf eben so wenig in Abrede gestellt werden. Die französische Revolution, schrieben wir vor kurzem, ist die in Frankreich zurückgetretene Reformation, die einst gewaltsam gehemmte und darauf gewaltsam zum Durchbruch gelangte deutsche Reformation, mit allen ihren Folgen: Paralisirung des Adels und der Kirche, Hypersthenie des reinen Königthums (Napoleon — Louis Philipp, der unumschränkter herrscht, als sein Vorgänger).

Ziehen wir aber die ausführende Hand von letzterer Bemerkung zurück, um sogleich auf eine Deutschland eigenthümliche innerlich geistige Wirkung der Reformation zu kommen. Unmittelbar schuf sie Orthodoxe, Schwärmer, Religionsdispute, Hexenprozesse, den abscheulichen dreißigjährigen Krieg, ein verödetes Leben, eine geistlose geistliche Literatur. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat sie nichts als Uebel angestiftet. Allein um diese Zeit streifte sie die schwarzen, schweren ungethümlichen Schuppen von sich ab; und siehe da, nicht Luther der Mönch, sondern der genuine Deutsche kam zum Vorschein, der Deutsche, der seine Prüfungsschule in Heidenthum, Papstthum und Lutherthum redlich durchgemacht, und, obwohl seit den Cheruskerkriegen und Hermannsschlachten leiblich verkürzt und um einige Kopf kleiner geworden, an geistigen Dimensionen um ein erhebliches gewachsen war. Nun traten die interessantesten Zustände ein. Dem glücklich entzückten Deutschen schien alles, was seine Hand berührte, jung, frisch und eben aus der Hand des Schöpfers entlassen. Winkelmann rieb sich die Augen und entdeckte die Schönheit der Kunstantike mit dem schwärmenden Blick eines Liebhabers. Klopstock, in eine gewisse abstracte Idealität der germanisch-christlichen Periode emporgerückt, ließ die Deutschen über seinem Messias poetische Christenthränen weinen. Herder, Humanus, las, durch Lessing angeleitet, in der abgestäubten Weltgeschichte eine mannichfaltige sich an Zeiten, Völkern, Individuen bethätigende Offenbarung Gottes, stufenweise zur Veredlung des menschlichen Geschlechtes, zum Bewußtseyn menschlicher Würde, zur Humanität emporleitend. Wieland, vom geprüften Abraham zum neuen Amadis übergehend, flog von Blüthe zu Blüthe. Goethe stürzte sich Shakspeare in die Arme, der erste Mensch der ihn erkannte, und etwas schuf, worin sein Genius waltete. Alle Zeiten und Nationalitäten kamen zur Anschauung, Sprachstudien führten unmittelbar zur Quelle, Uebersetzungen entschädigten die Menge. Keine Dicht- und Denkungsweise blieb unsern Deutschen fremd. Das eine Volk der Deutschen ward ein viel völkerisches und legte einen frommen Cultus der Literaturen an. Moderne und antike, morgenländische und abendländische Gottheiten versammelten sich in unserm Hain, und die Gebrüder Schlegel schlachteten ganze große kritische Hecatomben und schrieben

Literaturgeschichte mit derselben Andacht, wie Winkelmann Kunstgeschichte. Der Deutsche schöpfte aus den heiligen Bächen aller Nationalpoesie mit der kristallnen Opferschaale der Humanität. Und nichts schien den Genuß zu trüben. Kein Bodensatz eigener Nationalität befleckte die reingewaschene Schaale und gab dem Göttertrank den widerwärtig antinationalen Beigeschmack. Alles schmeckte göttlich und das goldne Zeitalter schien hereingebrochen.

Allein, der Schein trog. Bedenkliche Symptome offenbarten sich frühzeitig, und just die größten Geister wurden von ihnen befallen. Herder's erhabene Stirn verfinsterte sich. Er schaute über sein Buch hin und suchte auch in der Gegenwart die göttliche Bildkraft, die sich ihm erschlossen in der Vergangenheit; und er fand nicht, was er suchte und starb in Mißmuth. Dichter zog sich dieselbe Wolke um Goethe's Stirn, und ward eine schwüle Wetterwolke, in der Werther empfangen wurde, und aus deren tieferem Dunkel die mephistopheliſchen Blitze und der erhabene Donner des Faust sich entwickelten. Schiller ließ die Räuber los. Im Schwarzwalde der Poesie ward es sehr bedenklich und unsicher.

Indem sich nun in diesen wildschönen außerordentlichen Dichtungen der Drang nach ausgefüllterer Gegenwart und nach Zusammenhang zwischen Poesie und Leben darthat, nützte sich eben dieses Leben immer mehr ab. Schiller, dessen Herzlichkeit die Oede desselben unerträglich fiel, suchte Täuschung und fand sie in seinen bewunderten und bewunderungswürdigen idealen Dichtungen und philosophischen Charakterdramen. Goethe hielt es aus — wir sahen, in welcher Art. Die Romantiker aber, Dichter, welche dasselbe Gefühl der Leere nach erstem Rausche ergriff, die aber nicht die Kraft hatten, sey's sich stolz zu erheben, wie Schiller, oder zu ertragen wie Goethe, diese machten aus der Poesie ein mysteriöses, wundersames, unerhörtes Etwas, das zwischen Himmel und Erde hing wie ein kaum sichtbares phantastisches Spinnegewebe, in dessen Mittelpunkt sie sich selbst versetzten als ironische Kreuzspinnen, dickbäuchig, langbeinig, ekelhaft. Das war eine klägliche und zugleich tückische, undeutsche Poesie, weil sie gar kein Herz, keinen Ernst und keinen Glauben hatte, und doch mit Allem schönthat. Jean Paul hatte nichts mit ihr gemein; und selbst Hoffmann so viel Ehrlichkeit vor ihr voraus, daß er doch an seine eigenen Gespenster glaubte.

Wir trauen dem Leser zu, daß er unsern Zweck, einen Wendepunkt im Leben der Völker zunächst an den Aeußerungen deutscher Literatur darzulegen, nicht aus den Augen gelassen hat. Konnte dieses auch nur durch einen reißenden Ueberblick und flüchtig gewagte Andeutungen geschehen, und mußte sogar eine außerordentlich bedeutsame Reihe, die philosophische, gänzlich übergangen werden, so glauben wir die Hauptmomente doch faßlich genug hervorgehoben zu haben, worauf es ankam, um die analogen Beziehungen der deutschen Literatur an den Literaturen des Auslandes nachzuweisen.

Aehnliche Ursachen bringen ähnliche Wirkungen hervor; ähnliche sittliche und gesellschaftliche Zustände ähnliche Literaturen. Doch wieder-

holt sich nichts in der Welt auf dieselbe Weise; am wenigsten im freiesten und geistigsten aller Gebiete, dem der Literatur.

Für diesen Aufsatz wäre es unzulässig alle die Wahrzeichen anzugeben, welche es dem aufmerksamen Beobachter der Zeit zur Gewißheit machen, daß mit Engländern, Franzosen und andern Völkern allmählig dieselbe Verwandlung vorgegangen, aus welcher unsere Literatur ihren obenbezeichneten Ursprung nahm. Eine gewisse Auslebung im Positiven, Historischen, bei Erweiterung des nationalen Gesichtskreises und Würdigung des Allgemein menschlichen, das gemeinsame Bestrebungen der Völker wünschenswerth macht, das sind wohl die wesentlichen Grundzüge der modernen Völkerstimmung, aus denen die Völker-Literatur, oder die Welt-Literatur emporblühen wird. Und darin sehe ich ihren Zusammenhang mit der deutschen Literatur als einen nationalen Typus, der sich in ihnen wiederholt, nach Unterschied der Zeiten und Nationen. Den historischen Roman hat Goethe's Götz von Berlichingen bereits vor fünfzig Jahren in Deutschland hervorgerufen, und noch lebt in Hamburg, alt und dürftig, jener Veit Weber, den Walter Scott sich bei seinen ersten Productionen zum Muster nahm. Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden, als Byron durch Goethe, ist eine um so müssigere Frage, als Faust, Manfred, Don Juan, Reisebilder aus einer und derselben Quelle geflossen, und denselben rebellischen Geist der Kraft und Freiheit athmen, der sich noch tausendfältig wiederholen und sich erst unter Thaten der Schönheit verlieren wird. Auf der andern Seite tritt auch der Versuch hervor, das wirkliche Leben in Roman und Novelle darzustellen, und den Geist der Zeit in dramatischen Charakterbildern auf die Bühne zu bringen, jene analytischen Gesellschaftsromane werden den Hauptzweig der Literatur ausmachen und die historischen Romane gänzlich verbannen. Welche Rolle die Poesie in diesen kühnen, unbarmherzigen Sitten und Charakterschilderungen unserer Zeitgenossen spielen muß, ist bereits von uns angedeutet worden. Der ächt poetische Roman wartet auf das ächt poetische Leben, um wie viel mehr das Drama.

CXXXVI. Karl Rosenkranz. *)

(1805.)

1 Don Quixote.

(Dritter Theil. S. 73.)

Das umfangreiche lyrische Element dürfte bei Cervantes wie bei seinen Vorgängern als das vorzüglichste anzusehen sein. — Die Geschichte des edeln und sinnreichen Ritters Don Quixote de la Mancha ist unstreitig nicht blos der Mittelpunkt von Cervantes Dichtungen, sondern überhaupt der der Spanischen Poesie. Das Ineinanderscheinen des ver-

*) „Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie von Dr. Karl Rosenkranz. Halle. Anton. 3 Theile. 1833." 8.

gehenden Mittelalters und einer neuen Zeit, die Versammlung aller Grundelemente des Spanischen Lebens, die Mannigfaltigkeit, Reinheit und Anmuth der Sprache in der Prosa wie in den eingelegten Gedichten erheben dies Werk über alle andere der Spanischen Literatur. Die negative Seite dieses Romans ist untergeordnet. Cervantes wollte allerdings die Amadisromane parodiren. Der wackere Don Quixote will die phantastische Hoheit seines Romanhelden aus dem Nebellande des Scheins in die wirklichen eckigen Verhältnisse unserer Erde, als deren Sinn und Organ der treue Diener Sancho Pansa erscheint, übertragen, er, eben ein solch hagerer Held auf dürrem Roß in der realen Welt, wie sein Büchervorbild ein zerfließendes formloses Gebild und Inbegriff aller Tugenden in der idealen. Darum trifft denn nun der begeisterte Ritter überall, indem er in diese erträumte Welt hineinreitet, auf Prügel und blaue Flecke, statt auf Wunden und Schwerter, auf wandernde Freudenmädchen statt auf bedrängte Jungfrauen, auf zu Galeerenstrafe verurtheiltes böses Gesindel und Polizeibeamte statt auf Riesen und böse Zauberer, auf Schaafheerden statt auf kämpfende Heere, auf schlechte Kneipen statt auf gastliche Castelle. Allein es war dem Cervantes nicht blos um eine Satire zu thun; er hat das positive Element der Idee mit dem höchsten Humor in jenen Contrasten festgehalten. Das Interesse der Polemik gegen die ausschweifende Abenteuerlichkeit der Ritterromane ist längst erloschen, das Interesse am Don Quixote ist lebendig geblieben. Mit unendlichem Reiz hat Cervantes das fröhliche südliche Leben des herrlichen Landes entfaltet. Das öffentliche Leben in den Posada's, die belebten Landstraßen, die Schäfer unter den Korkbäumen, die Liebenden in den einsamen Gegenden, die Freuden und Leiden in einem heiteren Wechsel, die Herren und Frauen, die selbst, indem sie durch seltsame Verhältnisse in die außerordentlichsten Lagen versetzt werden, niemals die gewandte, zierliche Anmuth verlieren, einander so ähnlich und doch so gänzlich verschieden, Alles dies mit einer absichtvollen wunderbaren Kunst verflochten, stellt das nationale Leben mit unbeschreiblicher Wahrheit dar. Aber dennoch erscheint eben in dieser heiteren Welt die Vergangenheit wie ein Gespenst; der ausgehöhlte Harnisch verstorbener Ritter treibt einen geheimen Spuck und nur als furchtbarer Wahnwitz erscheint, was in früheren Zeiten der eigentliche Sinn der Nation war. Um den wahnsinnigen Helden dreht sich Alles und wenn nun dieses Gespenst aus seiner wunderlichen Waffenrüstung heraus die herrlichsten Reden vernehmen läßt, über die goldene Zeit, über die Krieger, über die Geschichte überhaupt, so stehen die in der Gegenwart Lebenden erstaunt und starren die seltsame Gestalt an, in welcher unbegreifliche Thorheit mit der tiefsten Weisheit gepaart erscheint. Wirklich hat der Wahnsinn des Don Quixote etwas tief Tragisches; daher ist er eine stehende Maske, eine bleibende Figur für die ganze Zeit geworden, die freilich je leicht begreiflicher sie geworden war, desto leichtsinniger über die Person der kindisch gewordenen Vergangenheit lächeln konnte. Das Komische ist von Cervantes in allen seinen Abstufungen vom unbefangenen Widerspruch des Naiven an bis zur Tiefe des erschütterndsten

Humors durchgebildet worden; der Gegensatz zwischen Don Quixote's Poesie und Sancho's Prosa ist ein unerschöpflicher Quell des Lächerlichen. —

2. Naturpoesie und Kunstpoesie.

(Dritter Theil. S. 397.)

Der einfachste Gegensatz, der durch die ganze Geschichte der Poesie hingeht, ist der der Natur- und Kunstpoesie. Die Naturpoesie ist ebenfalls Kunst, allein erst der unmittelbare und unbewußte Anfang derselben, deshalb naiv im Ausdruck und, als in der Melodie befriedigt, unbestimmt in der metrischen Form, wie es mit den Liedern der Südseeinsulaner, der Neger und Mongolischen Stämme noch jetzt der Fall ist. — Wird sich die Poesie ihrer als Kunst bewußt, so entsteht die Kunstpoesie, welche auf die Vollendung der Form ausgeht. Wie nun in der Naturpoesie das Stoffartige des Inhalts oft zum Unklaren und Räthselhaften führt: so treibt in der Kunstpoesie die Reflexion auf die formelle Bestimmtheit häufig zur Ueberkünstlichkeit, zur eiteln Spielerei mit der Form. — Dieser Unterschied der Natur- und Kunstpoesie kann folgende drei-Verhältnisse in der geschichtlichen Bildung haben:

1) Es kann sein, daß die Kunst eines Volkes bei einer gewissen unmittelbaren Natürlichkeit verharrt, so daß jener Unterschied sich gar nicht entwickelt. Dies sehen wir bei den Hebräern, wo die Poesie in der Form nur bis zum Rhythmischen fortschreitet und darum von der Prosa sich niemals recht klar ausscheidet.

2) Die Natur- und Kunstpoesie können einseitig nebeneinander stehen, wie es der Fall ist, wo die letztere durch Nachahmung ausländischer Kunst in begünstigteren Sphären der Gesellschaft der ersteren plötzlich vorauseilt; hierzu gibt Rußland das anschaulichste Beispiel.

3) Die Natur- und Kunstpoesie können ihren Unterschied in der Wechselwirkung miteinander aufheben, In diesem Fall wird die erstere zur Volkspoesie im engeren Sinne, die zweite aber wird ebenfalls Volkspoesie, als höhere Verklärung derselben. Die Naturpoesie wird dann durch die Kunstpoesie, diese durch jene bestimmt; so erzeugt sich die vollendetste Einheit des Inhalts mit der Form und die höchste Blüthe der Kunstpoesie ist nichts als die vergeistigte, zur reinsten Gestalt gelangte Volkspoesie. Die schönste Vereinigung beider Momente, den Anblick der kunstreichsten Volkspoesie bietet die Griechische Dichtkunst dar. — Die Naturpoesie hat im Lyrischen, die Volkspoesie im Epischen, die mit der Volkspoesie concreter Weise vereinigte Kunstpoesie im Dramatischen ihr eigenthümliches Element. Die gewöhnlichste Form, in welcher sich die letztere gestaltet, ist der sich allmälig ausgleichende Gegensatz conventioneller Hofpoesie und volksthümlicher Naturpoesie. Wo nun der Gegensatz beider sich ganz verliert, da erzeugt sich, weil die Wechselwirkung fehlt, eine Erschlaffung der Kunst, wie bei den Spaniern nach Calderon, bei den Griechen im Byzantinischen Zeitalter u. s. f.

Die Naturpoesie bleibt sich auch als Volkspoesie, d. h. auch dann, wenn ihr gegenüber sich bereits die Kunstpoesie gestaltet hat, immer

ziemlich gleich. Nicht blos Lieder aus verschiedenen Zeiten eines und desselben Volkes, sondern auch aus verschiedenen Völkern haben durch das Vorherrschen des Stoffartigen in ihr oft große Aehnlichkeit. Die Kunstpoesie dagegen entfaltet sich in Perioden, weil sie zu einer bestimmteren Weise des Ausdrucks, zu einem charakteristischen Styl fortschreitet. Sie beginnt, vollendet sich und geht wieder unter. Zuerst ist ihr Styl streng, hart und erhaben; die Poesie will die Idee darstellen, ist aber mit der äußeren Form noch im Kampf begriffen; hat sie sich derselben bemächtigt, so entsteht der schöne Styl als der der Idee angemessene Ausdruck, bis sich derselbe aus seiner harmonischen Idealität in den angenehmen Styl verliert, der durch sinnlichen Reiz und pikanten Witz zu fesseln sucht. So unterscheiden sich in der Italienischen Poesie die Florentinischen Dichter, Dante, Petrarca und Boccaccio, in diese Momente. Sie selbst aber zusammengenommen erscheinen streng gegen die Lombardische Schule, Ariosto, Tasso, Guarini und diese, von welchen Guarini schon dem angenehmen Styl sich zuneigt, sind wieder ideal gegen die Marinische Schule, in welcher das Streben nach äußerem Effect und sinnlichem Reiz das bewegende Element ausmachte. — Es sind daher in den Perioden des Styls die verschiedenen Epochen zu sondern, als in welchen jene Nüancen in der Differenz der Manier und in dem Hervortreten neuer Gattungen sich darlegen. Die individuelle Ausbildung des herrschenden Styls durch die Eigenthümlichkeit der Dichter ist die Manier, die in ihrer ersten Erscheinung gesund und ansprechend ist und ein nothwendiges Entwicklungsmoment des Styls bildet. Erst hinterher entsteht durch die Schwäche der Nachahmer das verwerflich Manierirte, wie bei den Petrarchisten u. s. f. Die geringeren Unterschiede poetischer Productionen sind nicht so wohl in einer tiefen Eigenheit begründet, als daß sie einen Unterschied der Größe bezeichnen, wie z. B. wenn von zwei schlechten Dichtern der eine noch schlechter als der andere ist. Solche Differenzen sind weder als Manier, noch als Gattung Epoche machend, sondern lassen sich nur als Bildungsstufen einer Manier oder Gattung auffassen. So sind z. B. Hippel, Jean Paul und Benzel-Sternau in der Manier, die Gattung des Familienromans zu behandeln, eng verwandt, aber der Erste ist breiter in der Reflexion, der Zweite verschwenderischer im Witz und im Phantastischen, der Dritte reicher an Begebenheiten.

In der Natur-, Volks- und Kunstpoesie erzeugt sich in der materiellen Anlage sowohl als in der formellen Ausführung beständig etwas Festes und sich gleich Bleibendes, das durch die verschiedenen Erzeugnisse einer Gattung charakteristisch hindurchläuft. Dies immer Gleiche theils der Composition im Allgemeinen, theils der einzelnen Wendungen und dichterischen Ausschmückungen ist das Typische, das äußere Systematische der Poesie. Insofern dieser Mechanismus zuerst unbewußt entsteht, ist er nothwendig und vortrefflich; hat er sich aber überlebt, so wird er widerwärtig, denn nun wird, was früher eine unmittelbare Lebendigkeit hatte, zu einer lahmen Bewegung, wie z. B. in den späteren Minneliedern der Deutschen am Ende des dreizehnten Jahrhunderts die rosen-

lichten Lippen, klaren Augen, weißen Kehlen u. s. f. In der Volkspoesie erhält sich das Typische frischer, wie z. B. die Masken des Italienischen Volkstheaters solche unsterbliche Figuren sind. In der Kunstpoesie dagegen wird es bald unerträglich; die unabhaltbare Langeweile äußert sich in diesem Fall gewöhnlich dadurch, daß man dasjenige, was als vortrefflich galt, durch Parodie lächerlich zu machen sucht. So hatten Iffland und Kotzebue in ihren Schau- und Trauerspielen endlich einen Kreislauf derselben Anlagen und Wendungen fixirt; schon am Anfang wußte man das Ende. Mahlmann persiflirte nun in seinem Herodes vor Bethlehem nicht blos Kotzebue's Hussiten vor Naumburg, sondern den ganzen Mechanismus seiner weinerlichen Rührspiele. —

CXXXVII. Heinrich Laube.

(1806.)

Aus den „modernen Charakteristiken." *)

Der Stil.

(Zweiter Band. S. 214.)

Das Wort kommt aus dem Griechischen und wird darum richtiger mit dem y geschrieben; wenn mich nicht alle klassischen Erinnerungen täuschen. — — — Es ist das Aschenbrödel unter den Buchstaben, es ist nicht modern, dies Ypsilon. Sogar die alte gute Lehre, das Hamletsche „sein oder nichtsein" zum Unterschiede von dem Besitzworte „sein" mit dem y zu schreiben, ist in Vergessenheit gerathen. — — —

Das griechische Wort στυλος heißt der Griffel. Damit bezeichnete man die Charaktere, und das ist auf die Schreibart übergegangen, wie man ja heute noch sagt: der Mann schreibt eine gute Hand, er führt eine gute Feder, er ist ein wackerer Pinsel.

Wer über den Stil spricht, muß Büffon kennen, und wer gebildet ist, der denkt bei diesen Worten nicht an die große Naturgeschichte mit den schön kolorirten wilden und zahmen Thieren, sondern an jenes schöne Wort: le style, c'est l'homme. Hierbei wird er ernsthaft, und prüft seine eigne Art zu sprechen und zu schreiben, damit er seinem Charakter nachgehen könne, welcher im Stile zu finden sein soll. — —

Der Mensch ist der Stil selbst! sein eigenstes Wesen, seine ganz ihm allein gehörende Seele drückt sich aus in Folge und Stellung der Worte. Wir werden oft selbst überrascht durch unsre Rede, es ist ein geheimes, unbekanntes Etwas in uns, was sie gestaltet. Ist nicht Jeder schon einmal an ein verborgnes, geisterhaftes Wesen erinnert worden, was in ihm zuweilen schallte, ihn dränge, ihn zurückhalte? Nun, dies Wesen, was die hypochondrischen Historiker Dämonen nennen, das mel-

*) „Moderne Charakteristiken von Heinrich Laube. Zwei Bände. Mannheim, 1835." 8.

det sich am deutlichsten, wenn wir sprechen und schreiben, es ist ein Regent in unserm Stil. Der Stil ist unser geistiges Blut, was wir nicht verläugnen können: statt der bloßen Unterschrift in den Pässen sollte man verdächtige Leute wie Schriftsteller, Handwerksburschen, Schauspieler, Vagabonden, Pferdehändler einen Satz niederschreiben lassen von eigner Construktion. Daran können sie ewig erkannt werden: man kann den Blick des Auges ebensowenig verläugnen als den Stil.

Der Stil ist wie das Gesicht: es gibt doch viele Millionen Menschen, aber jeder hat ein anderes Gesicht, und selbst die einander ähnlichsten besitzen charakteristische Verschiedenheiten, kurz dasselbe wiederholt sich nicht. Und eben so ist es mit dem Stil: er ist das Kulturgesicht.

So hängt der Stil auch genau mit den Nationalitäten und geschichtlichen Zuständen zusammen.

Die Nationalität ist die erweiterte Persönlichkeit, oder umgekehrt: unsre Persönlichkeit in civilisirten Staaten ist ein Abdruck, ein Mikrokosmos unsrer ganzen Volksgattung, und darum hat denn auch jede Nation ihren besondern Stil. Die geschichtliche Entwickelung des Volks gibt ihm die mannigfaltigsten Modifikationen von Farbe und Gestalt, so daß es zu einer wichtigen Geschichtsaufgabe gemacht werden kann, die Schreibart der Völker aus ihren Physiognomien und Schicksalen zu erklären.

Die Griechen hatten ihr Leben nach den mannigfaltigsten Richtungen durchgebildet, wir finden also auch bei ihnen den mannigfaltigsten Stil, ihr Wesen war so durchgefurcht, von Schönheit geläutert, daß sie nirgends mehr eine störende Persönlichkeit mitbrachten, sondern unbefangen vor den Stoff traten und ihn seinem innersten Charakter gemäß behandelten. So schreibt Xenophon den Zug der Zehntausend einfach, ohne Schmuck, die Begebenheiten folgen sich ohne störendes Dazwischentreten des Verfassers so natürlich, ungekünstelt und doch voll wahren, thatsächlichen Lebens, wie das bei einer Kriegsexpedition nur immer der Fall sein kann; im Thucydides, dem Historiker, häufen sich alle die vielfältigen Staatsgedanken, das komplicirte Interesse eines Staatenverbandes, welcher sich der Auflösung naht, und seine Tausend Lebensfragen nach allen Richtungen berührt, sein Stil ist gefüllter, schwerer, seine Reden befangen den Leser mit mannigfachen Anfängen, Rücksichten, Perspektiven; im Plato breitet sich der ganze Gedankensonnenschein Griechenlands aus, der Stil ist fein, spielend mit den schwersten Gegenständen, wirft Ballon mit den größten Felsblöcken menschlicher Ideen und nimmt dabei noch eine graziöse Stellung ein.

Anders, ärmer ist das schon mit den Römern: sie haben im Grunde nur zwei ächte, nationale Stilarten, die übrigen sind Nachbildung. Der erste und eigentlich römische ist der Memoirenstil der Feldzüge von Cäsar. Diese Commentarien, worin besonders seine gallischen Eroberungen in der dritten Person erzählt werden, sind eben so rastlos, furchtlos, unaufhaltsam, tapfer wie der Römer selbst. Kein müßig Wort, keine griechische Redseligkeit, keine asiatische Ausbreitung: wie er die Legion geschlossen in's Treffen führte, so leitet er den Satz mit

seinen Faktis über alle störenden Gedankenspitzen hinweg zu einem schnellen, völligen Siege. In Cäsars Commentarien liegt der römische Charakter in seiner glänzendsten Einseitigkeit, und Cäsar war nicht nur der erste und ächteste römische Kaiser, sondern auch der erste und ächteste römische Schriftsteller.

Das wird uns öfter in der Geschichte begegnen. Der wirkliche Kaiser seiner Nation ist auch in geistiger Hinsicht Hauptausdruck derselben: Karl der Große, Alfred, Friedrich der Zweite von Hohenstauffen, Napoleon waren nicht bloß die ersten Schwerter ihrer Völker, Napoleon verstand es zum Beispiel auch am Besten, seine Siege zu beschreiben, er fand dazu die Bülletins.

Die zweite Manifestation im Römerthume ist schon gemischter, und beruht nicht so sehr im Ursprünglichen des Romanismus als im Gewordenen desselben. Cicero ist ihr Repräsentant, der juristische Rednerstil ihr Ausdruck. Das ganze Allmählige einer formellen Staatsbildung, ich möchte sagen alle sich abstufenden Municipalstellen ruhen in diesem gehäuften, aufbauenden Stile, alles Erbtheil der zerblätternden griechischen Philosophien späterer Zeit, alle Advocatenarroganz mit dreisten Winkeln und pomphaftem Schwulste stellt sich dar im Ciceronianischen Stile.

Also ebenfalls römische Geschichte, nur nicht die schönste. Aber just dieser ist mit der Juristerei und der schwatzhaften Gelehrsamkeit vererbt worden.

Nicht Livius, der lateinische Thucydides, aber vielleicht Sallust und Tacitus dürften bei dieser Eintheilung vermißt werden. Indessen prägt sich doch in Sallust's dunklen, verlangsamen Sätzen nichts Klares, Bestimmtes aus, so interessant seine Schreibart manchmal erscheinen kann: ein völlig entschiedener Stil ist es doch nicht, und der abrupte, nach alter Republik schmeckende Tacitus mit seinen kernigen Andeutungen und schwarzen Schatten gehört dem Wesentlichen nach doch in die Cäsarsche Schreibart. Nur das Aeußerliche widerspricht dieser Einordnung.

Und auch in seinem Stile liegt der ganze römische Zustand unter den ersten Kaisern. Alte Gedanken, Anschauungen und Worte aus der stolzen, eisernen Römerzeit, gezückte Waffen, denen man ansieht, sie sind bloß theatralisch gezückt und werden niemals zum Stoßen und Tödten gebraucht. Das ist Rom unter Domitian; die stolzen Worte des Tacitus verrathen selbst, was sie nicht verrathen wollen, darin liegt das Geheimnißvolle, das dämonische des Stils. Denn Tacitus hatte wie Johann von Müller, mit welchem er in der Schreibart so oft verglichen worden ist, nur Muth zu verhüllten, geschriebenen Worten, er war als Schattensenator so artig und geschmeidig gegen den despotischen Herrn wie unser kleiner gepuderter Johannes, welcher den unschädlichen Schweizern bäumende Dinge in den Mund legte.

Mit den alten Staaten hört auch der Stil auf; er ist die Blume einer vollendeten Bildung. Wir müssen also bei Betrachtung desselben alsbald bis zu den romanischen Staaten herabgehn, nachdem sie endlich die alte, adlige römische Mutter völlig verstoßen und sich aus lauter Parvenüs eine neue Familie gebildet hatten.

Alle Sprachen blühen in Poesie auf, sie stammen aus dem Boden und aus den Herzen, die Völker haben immer erst Lieder, ehe sie zur Prosa kommen, die Prosa ist das gesetzte Alter, sie entsteht erst, wenn alle Kräfte reif und ausgebildet sind. Darum gibt es so viel Nationalpoesie und so wenig Nationalprosa, denn hundert Nationen vegetiren, verkümmern, gehen unter, ohne zur Prosareife zu kommen. Der Ausdruck prosaisch ist nicht mehr auszurotten, aber er ist aus jenem jugendlichen Irrthume entstanden, der Reiz des Lebens und der Völker sei verschwunden, wenn die Lieder und die Jugend ein Ende nehmen — die Prosa hat nicht minder ihre Schönheit, das ist der Stil, und sie ist keineswegs der Gegensatz von Poesie, so wenig wie der Mann Gegensatz ist vom Jünglinge, und das Weib vom Mädchen.

Die moderne Prosa unsrer Zeit soll dieß exemplarisch beweisen.

In den romanischen Sprachen nun bildeten sich vorzugsweise die Vokale heraus; dieß hat den Klang befördert, die Entwickelung der Prosa aber gestört, denn die Prosa lebt und webt in Mannigfaltigkeit, der Gleichklang, der Reim ist ihr nachtheilig, und wo die Vokale, deren Zahl gegen die Konsonanten sehr gering ist, vorherrschen, da hat sie große Schwierigkeiten zu überwinden. Gerade weil das Italienische und Spanische so wohlklingend sind durch die Vokale, gerade darum ist die Ausbildung der italienischen und spanischen Prosa aufgehalten worden. Namentlich die italienische, welche durch sonstige Nationalität und die entschiedene Gesangsrichtung ganz einseitig und für die Rede verweichlicht worden ist. Die spanische Sprache ist schon bedeckter, und wenn sich in Spanien ein mannigfaltigeres Staatsleben ausbildet, so ist es wohl möglich, daß auch eine Prosa entsteht, ein Stil, welcher neue Reize entwickelt. Denn wenn die Prosa ein schöner Ausdruck der Kultur ist, dann wird sie auch durch eine Sprache gewinnen, welche an sich so wohl klingt, und dann ist die jetzige historische Erscheinung keine Nothwendigkeit, daß just die am schwersten zu bewältigenden Sprachen, die englische, französische und deutsche für den Stil ausgebildet werden.

Unsere eigne Sprache kann in einer Beziehung nie übertroffen werden: sie ist eine Ursprache, und unerschöpflich wie die Bildung selbst, sie allein garantirt uns schon eine noch unbeschreibliche Ausbildung, denn es ist noch gar kein Zeichen da, daß sie einmal fertig werde. Sogar, was ihr so oft zum Vorwurfe gemacht wird, ihre Neigung, von der Fremde aufzunehmen, deutet auf eine unendlich breite Bestimmung der Sprache.

Aber wir können doch nicht in Abrede stellen, daß sie dem Wohlklange mit tausend rauhen Armen widerstrebt. Hören wir nur einmal unbefangen auf all das Zischen und Poltern, auf die unfügsamen Härten unsers Ausdrucks, dann werden wir das Lächeln des Südländers, wenn er uns hört, nicht mehr arrogant finden. Als die deutsche Oper in Paris den Freischütz gab, da ist bei den deutschen Worten: „Täuscht das Licht des Mond's mich nicht" immer ein allgemeiner Ruf des Erstaunens über diese harte Sprache durch das Haus geflogen, und man hat mühsam in allen Winkeln die barbarischen Laute nachgeflüstert. Das

thaten Franzosen, welche doch wahrlich keine Sprache von höherem Wohlklang haben. Ist nun auch zuzugeben, daß jene „Kindischen" Worte ungebührlich plump sind, so kann uns doch der Vorfall erinnern, wie viel in unsrer Sprache abzuschleifen ist.

Trotz dem kann vorzugsweise nur von Deutschland die Rede sein, wenn der Stil in Frage kommt.

Die Engländer haben schon in ihrer Sprache die Bestimmung zur Industrie verrathen, sie haben genommen, was sich eben darbot, um auszudrücken: Lateinisch, Französisch, Deutsch, und sie schreiben eben auch noch, wie just der Gedanke am Deutlichsten und Schnellsten wiedergegeben wird. Wer englisch versteht, kann auch englisch schreiben, jede Subjektivität ist gestattet, was nicht grammatisch fehlerhaft ist, das ist auch englisch. Darin sind sie der baare Gegensatz von den Franzosen. Manches läßt sich im Französischen gar nicht ausdrücken, weil es die Konvenienz der Sprache nicht gestattet. Wir Deutsche haben darin unzweifelhaft die rechte Mitte: Keine Form der Erscheinung achten wir für nothwendig, wenn wir auch diese Form weit ausdehnen. Darum sind wir das Land des Stils, während die Engländer eigentlich gar keinen Stil haben.

Die Franzosen bilden sich natürlich ein, die vollkommenste Sprache zu haben, weil zufällig unsre jetzige Gesellschaft von ihnen stammt, und ihr also die französische Sprache die homogenste ist. Aber man muß sehr befangen sein, wenn man das Quikende dieser Sprache nicht mehr hört, wenn man nicht mehr bemerkt, daß sie ihre Armuth, ihre Schwächen nur mit großer Geschicklichkeit verdeckt. Man schlage das nächste französische Buch auf, und sehe diese immerwährende é's, de's, diese ganze geflickte Herrlichkeit, welche von allem wirklichen Wohlklange so entfernt ist, man höre diese kleinen, unharmonischen Sätze klappern, wie eine Musik, die nur ganze Noten besitzt.

Dabei aber brauchen wir doch nicht zu läugnen, daß die Franzosen einen Hauptanstoß gegeben haben, unsern Stil in Deutschland ein Wenig zu befreien. Wir hatten einen lateinischen Stil, übersetzte Schulprogramme der alten Rectoren. Lessing, dieser vortreffliche Mann tüchtiger Besonnenheit, schrieb zuerst einen modernen, markigen Stil, Goethe sänftigte und verschönte die Härten und Kürzen desselben; aber in das allgemeine Schreiben kam noch keine durchgreifende Umgestaltung. Die Journale und neuen Schriftsteller haben sie durchgesetzt, und man darf jetzt den lateinischen und den noch schlimmern Kanzlei-Stil für gestürzt erachten.

Die Sprache der Journale ist uns aber aus Frankreich gekommen, ihr ganzes Wesen mit allen Vortheilen und Nachtheilen haben wir den Franzosen zu danken. Die Engländer haben die Zeitungen erfunden wie die Constitutionen und die Franzosen haben sie propagandirt.

Dieser Journalstil soll aber unserer Diction eine Kur sein, nicht mehr, nicht minder, und auf dem Punkte dieser Frage sind wir jetzt mit unserem Stile angekommen; unsere junge Schriftstellerwelt scheint sich damit begnügen zu wollen, daß die kleinen, einzelnen Gedanken kurz und

einzeln ausgedrückt werden. Dadurch wird die Verständlichkeit allerdings befördert, in einzelnen abgeschlossenen Figuren stellt sich die Folge der Ideen dar, die Gedanken sind einzeln gruppirt, nicht wie sonst in chaotischer Masse durcheinander geworfen, man bedarf nicht mehr eines überladenen Gedächtnisses, jeder Vermittlungssatz präsentirt sich dem Auge und Geiste selbstständig.

Dieser Durchgang war nöthig, aber wir dürfen uns nicht läugnen, daß dieser Verständlichkeit am Ende alle Schönheit geopfert wird: die Sätze fallen kahl und platt neben einander heraus wie Holzscheite, aller harmonische Rhythmus, alle melodische Gliederung geht verloren, — wir büßen allen Stil ein, und mit ihm ein Wesentliches und nicht das Schlechteste unsrer Nationalität. Ist es denn unsrer Zeit entgangen, daß der Stil, das Wogen der Worte ein esoterisches Geheimniß birgt, was dem Geheimniß eines ganzen Gesichtes gleicht? Einzelne Züge regen diese oder jene Thätigkeit unsrer Empfindung oder unsres Verstandes an, eben so einzelne, kurze Sätze der Sprache, aber die ganze Physiognomie, der eigentliche Stil überkommt uns mit all den verborgenen Andeutungen eines ausgebildeten Antlitzes. Erst im Stile ruht jener höhere Reiz der Sprache, welcher sich gleich dem der Schönheit nicht so ohne Weiteres definiren läßt. Einzelne Sätze bringen wohl Gedanken und Begriffe, der Stil aber bringt den Menschen, und darum ist es auch der Stil, welcher das Denken im Ganzen und Großen, das Empfinden im Mannigfaltigen anregt, welcher Geist und Seele erweitert.

Nicht die alte Manier soll wieder gebracht werden, wo der Schriftsteller eine halbe Stunde über dem Satze schrieb, und wenn er ausruhte, keinen Punkt machte, sondern Richtscheit und Winkelmaaß anlegte, die fortregierenden Präpositionen von der vorhergehenden Seite suchte, und eine neue schwierige Fortsetzung ersann, wo ein fleißiger Autor des Tags zwei Sätze schrieb, wo das Lesen eine Uebersetzung war, nein, jener unbeholfene Anfang des Stils soll hinter uns bleiben, wie eine Drangperiode, aber die Befreiung der zusammengeketteten Gedanken soll nicht zur zerrissenen, schlotternden Anarchie der Sätze ausarten. Dem Journale bleibe der kurzgeschürzte Gang, denn das Plötzliche, das Einzelne ist sein Leben, aber dem Stile im höheren Sinne des Wortes werde der Zauber vereinigter Wort- und Satzinteressen vindicirt.

Das wird sich auch mit der wandelnden, wechselnden Geschichte finden — noch niemals war die Schriftstellerei so nächstes Ergebniß derselben als in den letzten Jahren, man schrieb auf dem Markte und für den Markt; da gab es keine Zeit zum beschaulichen Lesen, da dachten die Scribenten, was sie anbringen wollten, das müßte blitzschnell geschehn, die Leute dürften durch nichts behindert werden, die Hauptgedanken sogleich und ganz und allein zu sehn, man schrieb Wirthshausschilder.

Und für diese gibt es freilich keinen Stil der Art, wie er hier besprochen wird.

Aber die Hast der Geschichte geht vorüber; das augenblickliche Einwirken weicht weiter dem tiefen und schönen Eindrucke, welchen der

Schriftsteller erstrebt, und es steht zu verhoffen, daß die nackten Lebenselemente Form und Gewand erhalten werden. Sie mögen und sollen ihre Individualität behalten, diese soll sich nur zu einer Schönheit ausbilden, welche mit allgemeinen Normen Verbindungspunkte findet.

Das ist ja der große Reiz unsrer Sprache, daß sie sich auf so tausendfache Weise offenbart. Die Franzosen haben eine Schreibart, wer sie nicht versteht, schreibt nicht französisch. Zehn Schriftsteller schreiben bei uns auf zehnfache Weise, und alle zehn schreiben gutes und schönes Deutsch. Darum haben wir außer gut und schlecht so viel Adjektiva für den Stil: Heine schreibt glänzend, Rumohr eben, Menzel brennend und so weiter.

Wenn im Vorstehenden vom alten Stile die Rede ist, so gehört eigentlich seit der Goethisch-Schillerschen Zeit kein bedeutender Mann in diese Kategorie. Herder, der wackere mit dem großen Menschheitsherzen, streift daran, aber er gehört nicht dazu. Sein Stil ist nicht sowohl schwierig, gehäuft, lateinisch, als schleppend, ohne Halt, ohne Form. Wieland's Prosa ist zu porzellanartig, zu gekünstelt nach griechischen Mustern, Schillers zu pomphaft. Wenn Schiller aber nicht in diesen Fehler geräth, dann ist er auch in der Prosa gewandt, belebt, leicht geformt und tüchtig. Aber komisch genug, Friedrich Schlegel, Zugführer aus einer der letzten Phasen unsrer Literatur, renommirt unter einer gewissen Elite aus dem Anfange unsers Jahrhunderts als eleganter Stilist, ward in seinen letzten Schriften, vor Allem in seinen „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte" über die Maaßen gethürmt, schwülstig, unschön. Dieses Buch ist merkwürdig genug in vielen Partieen ein Dokument schwerfälligen, ungeschickten Stils, und erinnert lebhaft an die Bemerkung, welche oft vernachläßigt wird. Je reiner, unbefangener das Wort aus dem Manne springt, je reifer, ausgebildeter der Stoff in ihm ist, desto vollendeter wird der Stil. Friedrich Schlegel bildete sich wohl in manche Zustände hinein, in denen er eigentlich niemals recht heimisch wurde, aus der Verwirrung seiner falsch und richtig befriedigten Bedürfnisse wuchs sein künstlicher verworrener Stil; er galt für den Periodenbauer; aber so viel die neue Journalistenschreibart noch Füllung, Wechsel, Schönheit braucht, so wenig darf doch auch dies störsame Schlegelsche Satzgerüst mit seinen ekelhaften Dehnungen und unmelodischen Renkungen wieder aufkommen. — — —

CXXXVIII. Theodor Mundt.

(1808.)

Aus „der Kunst der deutschen Prosa.“ *)

1. Poesie und Prosa.

(S. 40.)

Die erste und natürlichste menschliche Mittheilung war Poesie, unabhängig von aller Literatur und Urtypus derselben. Auf literarischem Wege bildete sich die Prosa, ein Kind künstlicherer Sitten verständigen und praktischen Lebensforschungen sich anschließend. Von dem poetischen Zeitalter der Sprache selbst in ihrem frühesten Naturbau haben wir schon früher gesprochen und die beginnende Epoche der Prosa in dem genetischen Leben der Wörter angedeutet. Herder behauptete, die Sprache, in ihrer ersten Schöpfung rein nach Naturlauten und Interjectionen aufgenommen, sei immer eine Art von Gesang gewesen; gewiß aber ist, daß auch die erste Aufzeichnung der Rede bei allen Völkern einen rhythmischen Charakter an sich trug, der sich bald an eigenthümliche Versgebilde fesselte. Das Metrum war zugleich eine natürliche Form für das Gedächtniß, und Alles, was zu dem ersten Bedarf schriftlicher Mittheilung gehörte, Gesetze, moralische Lebens- und Tagesregeln, selbst Recepte, und die ersten wissenschaftlichen Kenntnisse, fügten sich wie von selbst in poetische Gewandung. Denn alle Schreibart war an sich schon poetisch, weil es keine andern Formen der Aufzeichnung gab, geordnete Rede und Metrum aber Dasselbe waren. Die Production jedoch überlieferte sich im eigentlichsten Sinne des Wortes durch den Gesang von Mund zu Mund, und in diesem Naturzustand ihrer Verbreitung war ihr der Vers ebenfalls nothwendiges Gliederwerk, ohne das sie nicht gedacht werden kann. Diesen Charakter poetischer Naturstufe zeigt noch immer alle Versdarstellung zugleich darin auf, daß sie nur der allereinfachsten Satzbildung fähig ist. Die kunstvollere Composition des Satzes gehört der Bildnerei der Prosa an.

Das Metrum ist gleichwohl aus dem Satz entstanden. Der Rhythmus des einfachsten Satzes, dem man den Wellenschlag seiner Hebungen und Senkungen ablauscht, crystallisirt sich durch den Takt, welcher ihn an bestimmte Bewegungen bindet, zum entschiedenen Versbild. Die Prosa, welche die höchste Entwickelung des Satzes ist, schwebt darum ebenfalls in den Gesetzen des Rhythmus, aber ohne vom Metrum abhängig zu werden, indem sie vielmehr die metrischen Formen, in denen auch ihre Vielfachheit und Verschlungenheit sich individualisirt, nach den wandelnden Bewegungen des Gedankens zu bestimmen und zu wechseln vermag. Die Metra der Poesie haben ihre Geschichte, und können daher

*) „Die Kunst der deutschen Prosa. Aesthetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. Von Theodor Mundt. Berlin. Veit. 1837.“ 8.

veralten und aussterben; das metrische Wesen der Prosa ist etwas Geistiges, das den innern Gesetzen der Darstellung folgt, und auf den eigenthümlichen Grundcharakter der Sprachen sich mit Freiheit gründet.

Die modernen Sprachen sind für die Prosa günstiger organisirt, als für die metrische Poesie. Daher die vorwaltende Neigung der neuern Literatur, die Poesie in die Prosa übergehen zu lassen, oder vielmehr der völlige Mangel einer ausgebildeten Verschiedenheit zwischen poetischem und prosaischem Sprachgebrauch, der sich in den alten Sprachen, sowohl grammatisch als literarisch, so scharf und fest sonderte. Eine Grundursache scheint mir darin zu liegen, daß die modernen Sprachen vorwaltend accentuirte sind, während die Sprachen des Alterthums die Quantität und damit den eigensten Grund und Boden besaßen, auf dem eine entschieden ausgeformte und gußfeste Metrik, die zugleich an diese starke Form einen besondern Sprachgebrauch fesselte, entstehen konnte. Dagegen gewährt die Accentuation der neuern Sprachen, die in der deutschen vornehmlich auf der Wurzel ruht, der metrischen Form keine tiefgreifende Stätte, dem Gedanken aber den allerweitesten und willkürlichsten Spielraum, ja jedes Uebergewicht über die leicht verwischbare Form. Die Betonung der Sylbe, deren Messung gleichgültig wird, steht sofort unter dem Einfluß des Gedankens, der Accent ist der lautwerdende Verstand des Wortes. Graf Schlabrendorf, dessen genialer Betrachtungssinn überall hinreichte, hat in seinen Bemerkungen über die Sprache die innerliche Bedeutsamkeit der accentuirten Sprachen sehr treffend mit folgenden Worten hervorgehoben: „Der Accent, die unendliche Abwechselung der Töne, spricht das Tiefste des Gemüths an; das Sylbengewicht wird dabei nicht überhört, aber zur Nebensache. Ist es somit nicht ein Vorzug der neuern Sprachen, daß in ihnen die Betonung Hauptsache geworden ist? Die alten schmückten hauptsächlich die Vorhalle der Gemüthswelt; die neuern dringen in das Allerheiligste. Hat nicht also auch die Sprache der Menschen jetzt höhere Bedeutung und höhern Charakter angenommen, indem sie sich aus der Sinnenwelt in das Gebiet des Geistigern erhob? Ich möchte fast sagen, das Christenthum wirkte auf das Innere des Sprachwesens ein, und schied auch hier Altes und Neues. — Der durch das Sylbengewicht gewonnene Rhythmus kann der extensive, der durch Betonung entspringende der intensive genannt werden. Jener bezeichnet die Dauer; dieser die Kraft. Alle neuern Völker haben vorzugsweise für den letztern Empfänglichkeit; selbst die Neugriechen haben aus ihrer alten quantitirenden Sprache eine neue accentuirende gemacht."

Daß jedoch auch die deutsche Sprache ursprünglich das Gesetz der Quantität besessen und erst später eingebüßt habe, ist durch Jacob Grimm wahrscheinlich geworden. Das Streben der Sprachen zur Vergeistigung, das sich nach Verlöschung des sinnlichen Naturlebens der Wörter durch die Accentuation von neuem ein festes Gepräge schafft, muß die Metra der Quantität immer zu Grunde richten; es ist aber auch möglich, daß es einmal in eine Periode ausläuft, in der die Poesie auch das letzte Eigenthum ihrer Formen, worin sie der Prosa noch

getrennt gegenüber steht, aufgeben muß, z. B. den Reim. Grimm bemerkt einmal, daß es Zeiten gebe, wo die Kunst des Reimes aussterbe, weil sich die sinnliche Zartheit der wurzelärmeren Sprache verhärte, und neugebildete Zusammensetzungen eine von Natur steifere Bewegung hätten; aber bis jetzt ist noch keine moderne Sprache auf dieser Stufe völliger Verschmelzung von Poesie und Prosa angelangt, obwohl einige, vornehmlich die deutsche, ihr nahe stehen. Auf der einen Seite zeigt sich jetzt eine große Verarmung und Nacktheit der deutschen Metrik, eine Erschlaffung und Monotonie in Formen, die kaum noch für metrisch gelten können, sondern, wie gerade bei den Tonangebern der neuesten Lyrik, dem Numerus der Prosa angenähert werden, während die pointirten, geistreichen und speculativen Stichwörter der Zeitbildung, an denen sich die Sprache vorherrschend weiter entwickelt, immer weniger für den Reim taugen, welcher auch, in diesen Gedichten, fast immer nur auf die unbedeutendsten Endsylben sich wirft. Die antiken Metra, dann die südlichen Maaße, und zuletzt auch orientalische Weisen, sind durch unsere Dichtersprache nacheinander erklungen, alle haben ihr genützt und sogar den Sprachsatz bereichert, obwohl viel thörichtes und vergebliches Bemühn damit verbunden gewesen; aber jetzt weiß man nicht, ob unsere Metrik, nachdem ihr diese schönen fremden Kleider zerrissen und schlotterig geworden, mit einem völligen Bankerott endigen oder irgendwie neue Quellen, sich zu bewässern und zu befruchten, entdecken wird. Auf der andern Seite entfaltet sich dagegen eine höchste und ausgebildetste Form der Prosa, die sich keine Poesie des Inhalts mehr versagt, in ihrem gedankenfreien Lauf den keckſten Wendungen der Rede sich hingibt, und an rhythmischer Schönheit und Melodie der Verskunst fast nicht mehr nachsteht, sie vielmehr, auf ihrer gegenwärtigen Verfallsstufe, bald an tonvoller Gediegenheit des Numerus übertreffen wird. Die Schranke zwischen Poesie und Prosa ist im Gedanken durchbrochen, sie bezeichnen nicht mehr verschiedene Ideenkreise, und wenn man auch dem Verse seinen poetischen Heiligenschein und die Berechtigung für einen gewissen Inhalt nie wird abläugnen können, so büßt dagegen die Prosa durch dessen Entbehrung keine innerlichen poetischen Vortheile der Darstellung mehr ein. Die dynamische Verschiedenheit hat sich ausgeglichen, und die alten Vorurtheile gegen das Prosaische der Prosa erinnern uns nur noch an Hippels scherzhafte Theorie von Poesie und Prosa. — —

2. Allgemeiner Charakter der deutschen Prosa.

Die Emancipation der Prosa, wofür man ihre innere Gleichstellung mit der Poesie oder vielmehr ihre bloß dem Gedanken folgende Darstellungsfreiheit ansehen könnte, ist in der deutschen Literatur noch nicht seit lange erreicht, keineswegs aber schon zu einer allgemeineren Durchbildung, selbst bei den Schriftstellern, vorgeschritten. Unter deutscher Prosa hatte man sich sonst ein schwerlöthiges, vierundzwanzigpfündiges Geschütz vom gröbsten Kaliber zu denken, das mit einem Langgespann von sechs Pferden rumpelnd in die Schlacht gezogen wurde; oder einen in tiefen Sandspuren langsam fortkeuchenden, uckermärkischen

Frachtwagen, der mit Säcken, Kisten und Fässern aller Art so vollbepackt dahintrollt, daß man den Muth verliert, ihn anzuhalten, und das, was man von ihm haben möchte, aus seiner Ladung herauszukramen. Die deutsche Prosa war in ihrer Entstehung etwas Wissenschaftliches, eine Production der Gelehrsamkeit, eine Abstraction aus den Alten, sie wurde nicht durch die Bedürfnisse des öffentlichen Lebens, noch durch gesellschaftliche Reize und Anlässe, hervorgerufen und gefärbt. Ihre Grundbildung fällt in die Wiederherstellung der Wissenschaften in Deutschland, und diese Elemente eines gelehrten, besonders aber latinisirenden Satzgefüges, das einen durchgängigen wissenschaftlichen Anflug und keinen einzigen gesellschaftlichen hat, sind sehr lange an ihr haften geblieben, auch in die Schreibweise des Privatlebens, in den Stil des Volkes, unbewußt übergegangen. Man kann annehmen, daß die meisten Schreibenden ihren Stil aus dem Schulunterricht in den antiken Sprachen, namentlich aus den Lehrstunden im Cicero, eingesogen haben. Daher ein deutscher Stil, der eigentlich auf den Periodenbau einer fremden Sprache gegründet ist, ohne die vielen hülfreichen Constructionen derselben, die absoluten Sätze, die von schleppenden Artikeln unbeschwerte Flexion, für die Satzbildung nutzen zu können. So ist jenes ins Unendliche sich verlaufende Einschachtelungssystem in unsere Schreibart gekommen, das dem grammatischen Organismus der deutschen Sprache völlig widerstrebt, und nur in den antiken, welche für die Periodisirung so viele Vortheile besitzen, den Zweck einer imposanten Schönheit zu erreichen vermag. Im Allgemeinen ist dem Deutschen sein Stil eine schon fertige Form, ein gemauertes Gefäß, in das er irgend einen Inhalt hineingießt, keine Sinnpflanze, die mit dem Gedanken aufwächst und abblüht. Die Deutschen sind eine schreibende Nation genannt worden, und doch war bei keinem andern Volk die schöne Kunst zu schreiben von so zäher Barbarei so lange zurückgehalten. Eine Sprache, die viel gehört wird, gelangt jedoch weit eher dazu, auch gut geschrieben zu werden, und eine bloß geschriebene, wie die deutsche, welche sich ganz dem Ohr entzieht und der freieren öffentlichen Gelegenheiten entbehrt, fällt von selbst dem Studirstubencharakter, dem Kanzlei- und Predigerstil, dem altfränkischen Menuettschritt steifverschlungener Sätze, anheim. Der Deutsche schreibt nicht, um zu sprechen, sondern man sieht immer, daß er sich eigens dazu an den Tisch setzt, um zu schreiben, wie ein Drechsler an die Hobelbank; man sieht ihn an seinen Sätzen zimmern im Schweiß seines Angesichtes, alles mögliche Bauholz herbeischleppen und ein Perioden-Magazin aufführen, in dem viele Ideen hausen können, das aber selber keine gestaltete Idee ist und wird. Am schlimmsten steht es jedoch mit der Schreibsprache des gemeinen Mannes in Deutschland, dem gänzlich eine öffentliche Norm guter Rede, woran er den Ausdruck seiner Bedürfnisse erheben und veredeln könnte, abgeht, mit Ausnahme etwa der Eindrücke, die er aus der Kirche und von der Kanzel empfängt. Deshalb stimmen auch Leute aus der niedern Volksklasse, wenn sie Briefe schreiben, so häufig einen erbaulichen Ton darin an, und bedienen sich salbungsvoller Redensarten, die ihnen vielleicht im wirklichen

Leben völlig fremd sind; aber es scheint ihnen einmal mit dazu zu gehören, wenn sie sich in die absonderliche Positur des Schreibens setzen. Noch häufiger trifft man, daß sie der Gegenstände ihrer Gedanken, mögen sie auch noch so lebhaft davon erfüllt sein, im Schreiben durchaus nicht Herr werden können, weil ihnen die Mittel des Schreibens etwas zu getrennt Liegendes von der Vorstellungswelt sind, und die nationelle Sitte nichts Verbindendes und Gewöhnendes an die Hand gibt, um die Kluft zwischen den Vorstellungen und ihrem geregelten Ausdruck dem Volke überspringen zu helfen. So möchten die Deutschen vielleicht die einzige Nation sein, die einen „Briefsteller für Liebende" nöthig haben, aus dem sie sich sogar die Gefühle ihrer Zärtlichkeit und Zuneigung wechselseitig ab- und zuschreiben, und die häufigen Auflagen, die solche Kleiderverleihanstalten des deutschen Stils erleben, beweisen den praktischen Gebrauch, der davon im Volke gemacht wird. Das Herz, sich ganz so abzuschreiben, wie er ist, besitzt der Deutsche nicht, wenn er auch ein Herz dazu besitzt. In unserer Literatur haben nur wenige große Meister des Stils den Inhalt unmittelbar freigegeben an seine Form, die er von selbst sich erschafft, und die mit aller gesellschaftlichen Grazie der Darstellung auftritt, sobald sie frei und unbefangen sich selber überlassen wird, ohne sie in gelehrte und ausstudirte Falten zu werfen. Dieser höchsten und schönsten Staffel der Bildung wendet sich erst in neuester Zeit das Talent des Schreibens allgemeiner zu. —

Die latinisirenden Sympathieen der deutschen Prosa lassen sich vorzugsweise auf zwei Ideale zurück führen, Cicero und Tacitus, von denen der erstere der deutschen Schreibart nur geschadet, der andere nur genützt hat. Der Einfluß dieser beiden römischen Schriftsteller auf das Wesen des deutschen Stils nimmt in der That für uns eine literarische Bedeutung ein. Börne hat in gewissem Sinne sehr Recht, wenn er einmal meint, man müsse Stilübungen mit der Jugend noch gar nicht vornehmen, denn Stil sei Werk und Ausdruck des Mannes, des hervorgebildeten Charakters. Stilübungen der Schule liefern uns zuerst dem ciceronischen Schematismus in die Hände, und gewöhnen uns, eine Schreibweise zu mechanisiren, die weder freier Erguß des Herzens, noch treue Abprägung unsrer eigenthümlichen Gedankenreihen ist. Cicero, der Talleyrand der alten Beredtsamkeit, mag von den lateinischen Grammatikern mit Recht als Muster des reinsten Schullateins aufgestellt werden, mit Unrecht und zum Schaden wird er es damit zugleich als einziges Vorbild guter und kunstvoller Prosa. Diese Zungendrescherei der langen und athemlosen Perioden, die aufgeblasene Eitelkeit der Rednerbühne, das Marktgeräusch stolzirender und die Zuhörer übertäubender Sätze, können, bei aller Eleganz der Wendungen, bei allem rhythmischen Prunk und Fluß, bei aller meisterhaften Berechnung des Durcheinanderschlingens und Abschließens, niemals für etwas Nachahmenswerthes, für eine allgemeine Norm, betrachtet werden. Ciceros Stil ist der Stil der Gesinnungslosigkeit, der Stil der Ostentation. Das productive Gemüth hat keinen Antheil an Ton und Wandel seiner Sätze, es ist Alles

gemacht, nach einem Schema gefertigt und berechnet auf Wirkungen, die der Advocatenmoral angehören. Die landstraßenartige Regelmäßigkeit dieses Stils ist ebenso widerwärtig, als die hinundwieder in rhetorischen Figuren gesuchte Unregelmäßigkeit und Abwechselung den Eindruck eines Marionettentheaters macht. Man befindet sich bei ihm wie an einer wohlbesetzten Tafel, wo der Wirth durch umständliche Berechnung der Kosten, die er bei jeder uns vorgelegten Speise mit precieuser Miene anbringt, uns allen Appetit verdirbt. Entschiedenen Haß gegen den ciceronischen Stil hat besonders Hippel ausgesprochen, und es wäre zu wünschen, daß sich dieser allgemeiner verbreitet hätte, anstatt daß wir nun schon als Muttermilch unserer Prosa diese eitele, weitschweifige, rhetorisch fabrizirte Schreibart einsaugen müssen, in der wir es höchstens zu einem fehlerfreien Schulmeisterstil bringen. Als den ersten Vermittler der ciceronischen Prosa mit den modernen Literaturen kann man den Boccacio ansehn, der in seinem Decamerone, welcher ein europäisches Lesebuch wurde und sehr früh und sehr häufig auch in Deutschland Uebersetzer fand, zuerst die italienische Prosa nach dem classischen Musterbild des Cicero formte, zu einer Zeit, wo es noch nirgends in Europa eine gebildete moderne Prosa gab. Durch ihn wurde Ciceros Schreibart in einer modernen Production überliefert, und damit das lange bedenkliche Gesicht der von Zwischensätzen überfüllten Periodenbildung, die unter allen neuern Sprachen der langsam und feierlich gemessenen Bewegung der italienischen, und ihren volltönenden und langaushaltenden Wortlauten, noch am meisten eignet. In der deutschen Sprache aber hat sie den Hang zur Weitschweifigkeit bestärkt und gewissermaßen rhetorisch ausgebildet. Das lange Auslaufen der Hülfszeitwörter in unserer Schreibart, das pedantische Austönen von gewesen sein, geworden sein, gehabt haben u. dgl., womit wir uns noch immer mehr als nöthig und billig Umstände machen, verdanken wir den Rückwirkungen des Cicero, dessen große Effecte mit seinem esse videatur und andern rhythmischen Schlußfällen uns unsere Lehrer nicht genugsam preisen konnten.

Schönere und geistigere Eindrücke empfing die deutsche Prosa von dem Stil des Tacitus, welcher einen andern Pol für die Bildung unserer Schreibart bezeichnet. Im Tacitus erzeugt und beherrscht das Gemüth die Periode, und die kurzen, schlagfertigen Reihen derselben sind abgebrochene Laute einer großen Weltanschauung, die sich auf die bestehende Wirklichkeit nicht vollständig anzuwenden, sondern nur zuckend anzudeuten wagt. Es ist das stilldüstre Flackern eines verzehrenden Feuers, verhaltener Zorn und prophetische Wehmuth, was in dem Bau dieser Sätze sprüht und dunkelt, und auch grammatisch in eigenthümlichen Worten und Wendungen ausschlägt. Diese grollende Kürze, diese raschen Schlagschatten des Gedankens und der Ironie, diese vulkanischen Erzitterungen der Rede, gleichen den Symbolen einer Kassandra, die am Rande des Unterganges der alten Welt sinnend stillsteht. Dieser moralisch erhabene Stil, charakterschildernd für eine ganze Zeit, wird von Manchen, besonders von Schulmännern, häufig als eine Stufe des Verfalls, des Sprach- und Schreibverderbens angesehen, besonders deshalb,

weil in ihm jene Verschmelzung von Poesie und Prosa begonnen, die wir früher aus allgemeinem Gesichtspunkt der Literatur und Sprache bezeichnet, und worin die tacitische Schreibart mit unsrer heutigen modernen auf gleichen Elementen der Gesinnung, der Sprachentwickelung und der Zeitverhältnisse beruht. Die poetische Gestaltung der Prosa als eine Entartung der Sprache zu betrachten, ist jedoch eine für die Schule wie für das Leben irrige Ansicht. Nur wenn man die mechanische Schnitzarbeit Cicero's, oder Cäsar's militärische Einfachheit für die einzige Normaldarstellung anerkennt, möchte man den Stil des Tacitus als eine bloß abnorme Manier einer einzelnen Subjectivität, die in dem Verderben ihrer Zeit befangen, beurtheilen dürfen. Die tacitische Schreibart steht über dem Verderben ihrer Zeit, weil sie die Schreibart des bewußten Genius seiner Epoche ist, der zwar alle Farben der allgemeinen Zustände hineinmalt, alle ihre Stimmungen ausklingt, aber nicht Geschöpf, sondern Schöpfer seiner Gemälde ist. Der poetische Stil des Tacitus ist eine Production der eigenthümlichen Gesinnung, die Gesinnung macht ihn poetisch, und diese ist die einzige Bewegerin der Sprache, die allgemeingültige Gesetze aufstellt. Cicero ist die ausgebildete Norm jener Prosa, die sich rein auf dem abgegränzten Gebiet prosaischer Darstellung erhält, in der Sonderung gegen den poetischen Sprachgebrauch möglichst streng verharrend; aber wir haben schon angegeben, wie die Entwickelung der Sprache selbst, die von der Einheit mit der Poesie anhebt, zu gewissen Perioden durch Ineinsbildung von Poesie und Prosa wiederum ein einziges und einheitliches Organ sich zurückzuerstreben scheint. Die Formen aber, die ein gewaltiger Geist seinem Standpunkt gemäß und zum Ausdruck seiner Gesinnung nothwendig findet, von einem grammatischen Canon aus als Verfall und Verderben zu bezeichnen, ist eine Schulmeisterlichkeit, wie es überhaupt eine Widersinnigkeit ist, an dem geschichtlichen Gang der Sprachen kritisch corrigiren, abändern, einhalten und meistern zu wollen. Die dichterische Schreibart des Tacitus besteht nicht in einzelnen poetischen Streiflichtern und Färbungen, die schon ältern Historikern vor ihm eigen waren, sie verräth sich in der ganzen Productivität des Stils, und in einer eigenthümlichen Grammatik, wodurch diejenige, die man aus Cicero zu schöpfen gewohnt ist, theilweise umgestoßen wird. Alle die Abweichungen des tacitischen Stils, die wechselnde Stellung der Wörter, die Cicero nach der Grammatik, Tacitus nach den Anfoderungen des Gedankens, der Gemüthsstimmungen ordnet; häufige Ellipsen und Verschweigung aus dem Zusammenhang zu ergänzender Wörter, wodurch jenes straffe und plastische Gepräge der Darstellung; an passenden Stellen das Hervorsuchen alterthümlicher Wendungen und Wörter, und zu besonderer Bezeichnung selbst das Allerseltenste aus dem früheren Sprachsatz; dagegen auch, auf Anlaß des Sinnes, schöpferische Bildung neuer Wörter, wozu sich die grammatische Keuschheit Ciceros nie verstanden hätte; ferner die Vermischung des Activums und Passivums in einem und demselben Satze; öftere Auslassung der Partikeln und solcher Wörter wie posse, facere, agere; eine, wenigstens nach Cicero, ungrammatische Folge der Zeiten hinter

den Conjunctionen, die aber meist aus feinberechneten Motiven der Gesinnung erwächst; der Gebrauch des Neutrums der Adjectiva für ein Substantivum; diese Eigenthümlichkeiten alle beweisen in ihrer siegenden Schönheit nur die Grundgewalt, die der darstellende Gedanke über Sprache und Stil zu erlangen vermag. Dem verderbten Sprachgemisch seiner Zeit hat sich aber Tacitus auf seiner künstlerischen und ethischen Höhe durchaus entwunden, und wenn er auch in Wortendungen und Constructionen zuweilen gräcisirte, so zeigt er sich doch der Sprachmengerei seiner Zeit, die häufig griechische Wörter der lateinischen Rede einmischte, in aller Reinheit des ursprünglich sich ausdrückenden Genies überlegen.

Der tacitische Stil ist für Deutsche vielfach Muster und Lehrmeister der Schreibart geworden. Fichte bildete seine herrliche Darstellung in den Reden an die deutsche Nation durch vorangegangene Studien des Tacitus, und vieles Treffliche unserer Geschichtschreibung, sowohl in der Behandlung als in der Auffassung, wird immer auf sein Vorbild zurückgeführt werden müssen. Einige Schriftsteller haben ihn völlig nachgeahmt, andere, die den Geist seiner Darstellung productiv in sich aufgenommen, verdanken ihm noch mehr. Für uns wird die prägnante Periodenbildung und die productive Diction des Tacitus in eben dem Maße, in welchem sie den Cicero fremd gegenübersteht, als ein Typus gelten können, der den Mitteln unserer Sprache und der Stufe ihrer heutigen Cultur mit der größten Verwandtschaft entspricht, ohne daß damit ein regulatives Muster aufgestellt sein mag.

Es gibt überhaupt kein bestimmt aufzustellendes Muster der Schreibart, da immer nur diejenige die rechte ist, die, frei von jedem Mechanismus, aus dem inneren Leben des Gegenstandes hervorgeht. Es müßte denn die ausgebildetste Harmonie der geistigen und formellen Bestandtheile des Satzes sich in irgend einer Erscheinung so verwirklicht zeigen, wie Wilhelm von Humboldt, in seiner Abhandlung über das Entstehen der grammatischen Formen, es von der griechischen Sprache, die ihm die vollendetste erschien, als ein Ideal bezeichnete, indem er sagt: „In dem künstlichen Periodenbau dieser Sprache bildet die Stellung der grammatischen Formen gegeneinander ein eigenes Ganzes, das die Wirkung der Ideen verstärkt und in sich durch Symmetrie und Eurhythmie erfreut. Es entspringt daraus ein eigener, die Gedanken begleitender, und gleichsam leise umschwebender Reiz, ungefähr eben so, als in einigen Bildwerken des Alterthums, außer der Anordnung der Gestalten selbst, aus den bloßen Umrissen ihrer Gruppen wohlgefällige Formen hervorgehen. In der Sprache aber ist dies nicht bloß eine flüchtige Befriedigung der Phantasie. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn den logischen Verhältnissen auch die grammatischen genau entsprechen, und der Geist wird immer stärker zum formalen und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an scharfe Sonderung der grammatischen Formen gewöhnt." —

CXXXIX. Eduard Duller.

(1809.)

1. Aus dem „Antichrist.“ *)

Seelenwanderung.

(Zweiter Band. S. 163.)

In einer Einöde saß die Mutter, weinte sehr und grub mit ihren Nägeln ein Grab. Sie grub Tag und Nacht und ward nicht müde; sie weinte Tag und Nacht und ward nicht blind. „O du mein einzig theures Kindlein!“ rief sie, „hab ich dich endlich geflüchtet aus des finstern, unbarmherzigen Königs Gewalt! Bist endlich mein! hatte ja nichts auf Erden, als dich, und, muß ich ewig leben, will doch nichts auf Erden haben, als dich.“ Da schollen von fern und immer näher und näher jetzt Zimbeln und Posaunen, und Hufschläge von Rossen klapperten hell; es stampften lustige Sohlen den Erdboden, nach den Taktpulsen rauschender Lieder, „Hosianna!“ erscholl es weit in der Luft; „Hosianna. Dem Herrn, der da kömmt und herrscht im tausendjährigen Reich! Hosianna dem Höchsten, über dem keiner ist, Hosianna dem Herrn und Messias!“ und auf's Neue erschollen die Zimbeln und Posaunen, auf's Neue jauchzten die Lieder. Da ritten der König und seine Apostel um ihn her auf hohen, schnaubenden Rappen und weit hinter ihm im unabsehbaren Schwarm schweifte das zahllose Volk, das er gezeichnet hätte, im verschlungnen Reigen, tanzend und jubilirend, „Christus!“ sprach einer der zwölf Gesellen zu ihm, „siehst du das Weib dort, das mit den Nägeln ein Grab gräbt für ihr todtes Kind? Sprich! ist es eine von den Unsern, von den Bürgern deines Reichs?“ Der König gab dem Gesellen keine Antwort, sondern neigte sich von seinem schnaubenden Roß zu der weinenden Mutter hernieder und sprach:

„Was schaffst du hier, Weib? Weißt du nicht, daß es verboten ist im Reich des Lebens, ein Grab zu bestellen? Lasse ab von dem Werk, ich befehl es dir!“

Die Mutter erwiederte, ohne von ihrem Kindlein aufzublicken: „Ich lasse nicht ab, du grausamer König! Hier bin ich bei meinem Kind, und will es zur Ruhe versenken, bis daß der Herr es auferweckt und ich selber eingehe zur Ruh. Ich will behüten und muß behüten meines süßen Kindes blutenden Leib.“

„Du sollst es nicht behüten!“ donnerte ihr der König zu. „Wer ist jetzt Meister! Ich bin der Herr, und bleibe es ohne Ende. Du sollst es nicht behüten, denn kein Todter soll begraben werden, auf daß Keiner wieder auferstehe.“

Die Mutter aber blickte ihn nicht an, sondern grub weiter fort an dem Grab; da war es tief genug und sie legte das Kindlein rasch

*) „Der Antichrist,“ Novelle in 2 Theilen von Eduard Duller. Leipzig, Otto Wigand. 1833.

hinein, und warf die Erde darüber. „Wenn Thränen dir wohlthun, mein süßes Kind," sprach sie, „so nimm die treuen mütterlichen Thränen, daß sie als Perlen in deine Wunde fallen; an den Perlen will ich dich wieder erkennen."

„Fasset sie an," rief der König, und fesselt sie mit ihren langen Haaren an den Schweif meines Rosses, daß wir sie mit uns schleifen, von Ort zu Ort auf der lustigen Wanderschaft. Und die Leiche des Kindleins müsse stracks zerfallen in Staub, auf daß keine Spur davon sei und treue Liebe keinen Wegweiser finde an den Gebeinen." Da sprengten sie fort im sausenden Galopp und schleiften die Mutter mit; die Zimbeln und Trompeten aber, und die Jubelgesänge erstickten der Mutter Wehruf. — — —

Da trat im Dunkel der Nacht ein alter Geselle zu ihr hin und sprach mit rauher Stimme: „Bin zwar nie mild und weichherzig gewesen, habe stets mein Gefallen daran gefunden, mich ungastlich zu erweisen, aber es brennt mich etwas auf dem Herzen, das ist wie eine Thräne. Soll ich dich von den Banden lösen? Doch mußt du mir geloben, um dein Leben nicht zu jammern, denn wenn ich dich löse, so bist du wohl für immer gelöst." Die Mutter erwiederte:

„Was kümmert mich das Leben? Mein Leben liegt ja im Grab. Löse mich, daß ich mein Kind suche! löse mich! ich beschwöre dich, wenn du ein menschliches Herz im Leibe trägst."

„Ich habe kein Herz im Leibe," erwiederte der Alte. Nun löste er die Mutter, faßte sie bei der Hand und sprach: „Du bist frei, schlafe wohl!" „Hab Dank! habe tausend Dank!" erwiederte die Mutter; „nun will ich mein Kind suchen." Sie rang sich aus dem Arm des Alten los, der sie treu umschlungen hielt, und floh in der dunklen Nacht in's Weite.

„Ei! was ist das?" sprach der Alte verwundert. „Ich habe sie doch in diesen meinen Armen gefaßt und gehalten! Ei! was ist das?! Was hab ich wieder einmal vom Mitleid bethört begangen, ich Blinder! diese ist nicht sterblich."

Die Mutter irrte die lange Nacht und den langen Tag hindurch auf der weiten, entvölkerten Erde, auf der Niemand hauste als der König, seine Apostel und das kleine Häuflein des auserwählten und gezeichneten Volks, das an einem Tage verflucht worden, endlos zu wandern in frevelhafter Lust.

Die Mutter irrte weinend und wehklagend, ihr verlornes Kindlein zu suchen. Da war kein Wegweiser in der weiten Oede, es grünte kein Baum, es rauschte kein Fluß, unabsehbar lag es vor ihr. Aber sie wanderte getrost weiter, immer weiter, mit wunden Sohlen die Erde auf und ab. Ein Wandrer begegnete ihr, mit gesenktem Haupt, mit bitterm Grimm auf dem Antlitz, die Lippen verkniffen, den grauen Bart zerwühlt.

„Ha! noch eine!" rief er mürrisch; „seit ich ausgegangen bin, Nachlese zu halten, wie arme Leute und die Vögel des Himmels, wann

die Ernte vorbei ist, — bist du das erste Wesen, an dem ich sehe, daß es der Sichel der Schnitter entgangen ist, doch soll dir deine Klugheit nichts nützen, denn ich muß drauf bedacht seyn, daß sie alle gemäht werden, weil an mich erst nach allen die Reihe kömmt."

Er holte mit seiner rostigen Sichel nach der Mutter aus, dann besann er sich wieder, und sprach, indem er sich niederbückte, die Sichel an einem Felsstein zu wetzen: „Mein Eisen muß scharf sein, denn wenn der Streich fehl ginge, und das Weib mir entränne, — hm! meine Beine sind müd und steif vom langen Wandern, ha! was ist das?" rief er, als er aufblickte und der Mutter in's Antlitz sah; abermals betrogen und um die letzte Hoffnung betrogen. Diese kann ja nicht sterben, sie hat den Trank des Lebens getrunken." Da warf er mit Ingrimm die Sichel gegen den Stein, daß sie in Splitter zersprang.

„Hilf mir, mein Kind suchen!" flehte die Mutter, „wer du auch immer bist, hab Erbarmen, hilf mir suchen."

„Ich bin müde," sprach der Wandrer trotzig, und setzte sich nieder. „Wenn du vom Himmel Gnade hoffst," flehte die Mutter, „o so gieb mir Auskunft! sprich: Hast du kein frisches Grab gesehen, worin die Spuren meiner Hände noch zu gewahren sind? Wenn du verdammt bist, zu leben, und möchtest bald Ruhe finden, so sprich! ich beschwöre dich!"

„Was sagst du, Mutter?" sprach der Wandrer, indem ein finstrer Wolkenschatten von seiner Stirne wich, „du beschwörst mich bei meinem Durst nach Ruhe?" Wehmüthig schien sich sein Auge zu erhellen in einer Thräne. „Das ist die erste, die ich weine," sprach er dumpf und ernst. Seine Stirne runzelte sich auf's Neue, und nach einer Pause fuhr er ungläubig lächelnd fort: „das ist ist nicht möglich. Habe ja seit vielen Jahrhunderten in Tugend und Frevel, in Reue und Hohn darnach gestrebt, und es ward kein Erbarmen gegeben. Haß beherrscht jetzt die Welt, Haß ist die Krone des Messias, der endlich gekommen ist und bestellt hat sein irdisches wanderndes Reich."

„Aber die Liebe ist nicht irdisch und die Treue auch nicht," entgegnete die Mutter mit seliger Hoffnung im leuchtenden Aug. Des Messias Reich ist nicht auf dieser Erde, denn sein Reich ist ja die Liebe und Treue."

„Das sagst du?" erwiederte der Wandrer, „du, eben du, die du deinen Sinn auf die Erde gewendet hast, und dein Herz an deines Kindes Staub gekettet? Löse mir diesen Widerspruch und ich will, was ich nie gekonnt, — was ich nie gewollt, — — glauben!"

„Glaube!" sprach die Mutter wehmüthig, „dann ist der Widerspruch gelöst." Der Wandrer sprach kein Wort, sondern wanderte mit gesenktem Haupt neben der Mutter hin, viele Tage lang, bis sie an eine öde Stelle kamen. Rings um war alles versandet, kein Hälmchen grünte empor aus der vertrockneten Erde, aber in mitten der Einöde, in die sie gewandert waren, hob eine schöne, blüthenweiße Lilie ihr Haupt empor, in deren Kelch eine Perle lag. Da weinte die Mutter gar sehr und küßte den Kelch, der sich ihr liebend entgegen neigte. Der Wandrer stand daneben, sah es und sprach: „Bist du am Ziele, Mutter!"

„Ich bin's," erwiederte die Mutter in Thränen und Freuden. „Ich habe ja mein Kind, mein Kind wieder gefunden, und will es nun immerdar behüten."

Der Wandrer schüttelte das Haupt und sprach: „Das muß ich glauben, denn ich sehe es, aber daß ich Gnade finde, das ist unmöglich und ich kann's nicht glauben."

„Glaube und hoffe und liebe!" erwiederte die Mutter. Der Wandrer entgegnete ihr:

„Lieben kann ich nicht; ich habe ja nie geliebt, und wie soll ich glauben, daß mir vergeben werde?"

„So hoffe!" sprach die Mutter.

Sie pflegte die Lilie gar treu und mütterlich, netzte das Erdreich jeden Morgen und Abend mit ihren Thränen. Der Wandrer ging nicht mehr von ihr, sondern hütete die Beiden, die Mutter und die Lilie. Da neigte sich eines Abends die Sonne hernieder, und der Thau fiel kühl auf die Lilie und auf die Häupter der Beiden, die sie behüteten. Als die Sonne am fernen Rand des Horizonts stand, tauchte aus dem feurigen Quell ein wundervoller Glanz, der das Auge fast erblinden machte und die Wangen der Beiden und den Kelch der Lilie wie neuer Morgenschein röthete. Es wehte zitternd rings um in Strahlen, die sich zu wundervollen Farben zersplitterten. Und rankte und spannte sich aus vom Gesichtskreis immer höher und höher, immer lieblicher, wechselvoller, reicher, und neigte sich endlich in ungeheurer Wölbung liebend zusammen zum hellen lichten Farbenbogen, wie ein prachtvolles Thor, dessen Pforten aufgeschlossen sind, daß das wonnetrunkne Auge weit hineinsehen kann in die glanzumstrahlte unabsehbare Fülle des reichen, unsterblichen Gartens.

Aus dem Thor schritt der Gärtner immer näher und näher zu den Beiden heran, eine zarte weiße Lilie trug er in der Hand. Als die Mutter die Lilie in der Hand des Gärtners sah, blickte sie rasch, voll Bestürzung und Angst auf die Stelle hin, wo ihre Lilie stand, die sie mit dem Wandrer so treu behütet. Aber sie gewahrte sie nicht mehr; jammernd wehklagte sie um ihr letztes Glück auf Erden, um die zarte liebliche Lilie.

Da trat der Gärtner zu ihr und sprach:

„Mutter! Verzage nicht! Ich weiß, wie Mütter lieben können. Mit sieben Schwertern schneidet es ihnen durch's Herz. Und mein Wesen ist ja die Liebe, und Liebe öffnet die Pforten meines tausendjährigen Reiches, das die Jahrtausende überdauert. Nimm diese Lilie aus meiner Hand, du Treue! Ich weiß, was Treue heißt, denn in mir ist ja die Treue, und Treue heißt der Schlüssel zu meinem Garten, der länger blühen wird, als Jahrtausende. Komm! folge mir, ich will die Lilie in meinen Garten pflanzen. Du warst treu bis an den Tod, so will ich dir denn auch die Krone des Lebens geben." Da legte er die Lilie in der Mutter Arm, und sie empfing ihr Kindlein wieder, und trug die Krone des Lebens.

Sie schritten gegen den Garten zu, über den sich der Regenbogen

als farbige Pforte wendete. Da warf sich der Wandrer jammernd zur Erde nieder, in höchster Noth, der Verzweiflung nah und stöhnte: „Wehe mir! wehe! wehe! diese gehen zum kühlen Brunnen dahin, und ich muß im heißen Sande verschmachten, denn meine Missethat war groß und streifte des Himmels Wölbung, aber meine Reue kann das Ohr des ewigen Erbarmers nicht erreichen! Giebt es denn für mich noch Gnade?"

Der Gärtner wendete sich, blickte ihm mild in's Auge und sprach: „Ich bin die Gnade und das Erbarmen. Hoffe!"

2. Aus „Loyola." *)

Xaver's Tod.

(Dritter Band. S. 200.)

„Das heilige Kreuz!"

Wie Constantin in Wolken das Symbol der Erlösung gesehen und mit dem festen Glauben an die Worte: „In diesem Zeichen wirst du siegen," die Feinde überwunden, so galt Xaver'n das „heilige Kreuz" als Losung; — es war kein blinder Zufall, der ihm gerade dieß Schiff zugeführt, Gott wollte es und gab dem Apostel, wie durch ein sinniges Wortspiel, seinen Entschluß zu erkennen. Und so unerschütterlich war in dem gottgläubigen Xaver diese Ueberzeugung, daß er allen Vorstellungen, allen Hindernissen trotzte, in denen jeder Andre vielleicht gerade den warnenden Finger Gottes erkannt hätte.

Nachdem er in Goa die hierarchischen Geschäfte zum Nutzen der Gesellschaft Jesu bestellt, und Gaspar Barzé zum Viceprovinzial von Indien eingesetzt hatte, ging er am 12. April 1552 auf dem „heiligen Kreuz," welches seinem Freunde Jago Pereira, einem reichen portugiesischen Kaufmann gehörte, mit Balthasar Gago, Peter Alcaceva, Franz Gonzalez, Eduard Sylva, Alvarez Pereira de Monte-Mayor und einem jungen im Seminar zu Goa erzogenen Chinesen unter Segel. Alle diese geistlichen Personen theilten mehr oder minder Xaver's lebhafte Hoffnung, China zu bekehren, während die übrige Mannschaft des Schiffes auf Anknüpfung von Handelsverbindungen und großen Gewinn zählte, der durch diese Seefahrt aus dem fabelhaften China, wie aus einem unerschöpflichen Goldbrunnen, geholt werden könne. Wohlauf, Argonauten! Frisch zu! Winde und Wellen schmiegen sich sanft in die Segel, an die Borde des Schiffes. Da schwimmt es dahin, wie von breiten Tritonenrücken getragen, das heilige Kreuz, goldig schimmert am Bugspriet das erhabene Symbol des Glaubens, und vor ihm her weichen die Fluthen, als wollten sie die grünen Glieder am Sonnenglanz behaglich strecken; die wunderlich-geformten Bewohner des Oceans schießen neugierig aus den Tiefen empor. Auf dem Verdecke stehn die kühnen Männer von der Gesellschaft Jesu, die Krieger ohne

*) „Loyola," von Eduard Duller. 3 Bände. Frankfurt am Main, J. D. Sauerländer. 1836.

Waffen, zum Gebet um den Sieg vereint, in ihrer Mitte Xaver, freudig verklärten Blickes gen Himmel schauend, dessen Bürgschaft er in der Brust trägt. Die andern Alle hoffen auf das Gelingen, — Xaver ist überzeugt, daß er vollenden muß!

In Malacca, wo sie landen, wüthet die Pest. Der Gouverneur, Don Alvarez d'Ataide sieht mit geheimem Neid sie kommen, ungeheuren Gewinn holen. Er widersetzt sich der Weiterfahrt. „Es sei unwürdig, daß ein bloßer Kaufmann, wie Pereira, als Abgesandter zu dem größten Monarchen der Erde gehe." Ataide sucht das Unternehmen auf jede Weise zu vereiteln, um heimlich für eigne Hand mit China Handelsverbindungen anzuknüpfen. Er will sich des heiligen Kreuzes bemächtigen, und schickt rasch vertraute Leute nach der chinesischen Insel Sancian.

Xaver versucht alles, Milde und Strenge, um des eigennützigen Mannes niedre Gesinnung zu verwandeln. Da nichts fruchtet, gebietet er, als Legat des heiligen Vaters, dem Großvikar von Malacca, den Störrigen zu exkommuniciren. Vergebens! Da ruft Xaver: „Und ob du mir eiserne Schranken vorbaueſt, — öffnest du sie nicht, so trägt Gottes Engel auf seinen Fittigen mich hinüber."

Eilig besprach er sich mit seinen Vertrauten, Gago, Sylva und Alcaceva, und schickte sie nach Japan, an dem dort begonnenen Missionswerk rüstig weiter zu arbeiten; er selbst begab sich heimlich mit dem jungen chinesischen und einem indischen Neophyten und mit einem Vater von der Gesellschaft Jesu auf das heilige Kreuz und gebot, dem Befehl des hinterlistigen Statthalters zum Trotz, die Anker zu lichten. Die Mannschaft, an die fünfhundert stark, jauchzte ihm zu; — Alle betrachteten ihn wie den Schutzpatron des Schiffes und glaubten fest, seine Gegenwart werde ihnen Segen und reichen Gewinn verschaffen. So stachen sie denn in die See.

Einige Tage segeln sie weiter; — da ist das Schiff festgebannt auf offner See. Windstille. Entsetzen in Aller Herzen. Sie haben kein Trinkwasser mehr. Knieend flehen Einige Xaver an, sie zu retten. „Wir gehn zu Grunde," jammern Andre; Andre werfen sich lechzend, stumm auf's Verdeck, mitten in den Sonnenbrand.

„Kleingläubige," ruft Xaver, — „wir werden nicht zu Grunde gehn. Gott verläßt uns nicht! —" Er macht das Zeichen des Kreuzes über einen Kübel voll Seewasser, der vor ihm steht. „Trinkt! Gott gesegne es euch, es wird euch keinen Schaden bringen." — Gläubig nehmen sie seine Worte hin; so groß ist die Macht des rechten Glaubens, daß er das widerspenstige Irdische bändigt. Sie tranken und befanden sich so wohl, als hätten sie das lauterste Quellwasser genossen.

Endlich nach langem Harren und Beten wieder ein günstiger Wind! Auf der Insel Cicheo wird angelegt, Wasser eingeholt. Die Eingebornen strömen in Haufen herbei. Als Xaver wieder in die See sticht, hinterläßt er dort sechzig Christen!

Nach einer Seefahrt von fünfundzwanzig Tagen wirft er Anker vor Sancian, einer kleinen nicht weit von der Provinz Oangtong gelegenen Insel, wo sich portugiesische Kaufleute befinden, deren Familien

noch in der Handelsstadt Canton zurückgelassen sind. Sie nehmen den Apostel mit den höchsten Ehrenbezeugungen auf, stellen ihm aber zugleich das Gefahrvolle seines Unternehmens vor und beschwören ihn, davon abzulassen, — Kerker, Folter, Tod würden sein Loos seyn.

„Und dieß sollte mich schrecken? — Dem allen kann ich trotzen, will ich trotzen, und thun, wozu Gott mich treibt. Gott steht für mich, — so muß auch ich für ihn stehen; — Gott ist bis heute treu bei mir geblieben, drum muß auch ich ihm treu sein und bleiben. Gott gab mir das Wort, drum predige ich sein Wort, bis der letzte Hauch aus meinem Munde fährt.

Da stellen ihm die zaghaften Kaufleute vor, daß sie Weiber und Kinder noch in Canton haben, deren Sicherheit durch sein Unternehmen gewiß gefährdet werden würde; sie beschwören ihn, es wenigstens so lange aufzuschieben, bis sie ihre Geschäfte vollendet und das ungastliche Land mit Weibern und Kindern wieder verlassen hätten. Diesem Grunde vermag der menschenfreundliche Xaver nicht zu widerstehen; er verspricht ihnen, so lange zu warten; aber die Ungeduld, die innere Gluth, wohl auch das ungewohnte Klima und die Folgen seiner maßlosen Anstrengungen ziehen ihm ein hitziges Fieber zu, an dem er vierzehn Tage darnieder liegt. Als er wieder genes't, benützen die Zaghaften mit aufrichtiger Theilnahme den Umstand seiner Krankheit und deuten sie ihm als eine neue Warnung Gottes: von seinem verwegenen Beginnen abzustehen. Er aber beharrt jetzt, nachdem er ihren Wünschen Genüge geleistet, nur um so fester auf seinem Entschluß, obgleich die rohen Soldaten und Matrosen auf dem heiligen Kreuz, nachdem die Kaufleute abgereis't, gleichfalls in ihrer Zuversicht wankend werden, ihm Vorwürfe machen, daß er ihre Hoffnungen getäuscht. Sie fangen an, Mangel an Lebensmittel zu leiden. Xaver versagt sich das Nöthigste, damit nur die Bedürfnisse der Andern befriedigt werden. Da erliegt sein Leib zum zweiten Mal einem hitzigen Fieber. Er kann das Schaukeln des Schiffes nicht aushalten und bittet die Mannschaft, man möge ihn an's Land bringen.

Es geschah; das unzufriedne, in seinen Erwartungen goldner Schätze hingehaltne Schiffsvolk war froh, ihn, als einen lästigen Zehrer, los zu haben. Das Elend machte sie so thierisch, daß sie um einzelne Bissen geizten, und so unempfindlich für fremdes Leiden, daß sie dem Kranken nicht einmal eine Decke gegen die rauhen Novemberwinde mitgaben, und ihn hülflos im Freien liegen ließen.

So lag er auf dem öden Gestade, treulos verlassen von den Menschen, von der Wuth der Krankheit und der Unbill des Wetters gleich hart bedrängt, — gebeugt, aber nicht aufgegeben, denn selbst durch seine wilden Fiebertraume leuchtete das Vertrauen auf den Gott, den er verkündigen wollte; ja darin allein sammelten sich wie in einem Brennpunkt noch einmal alle seine Lebenskräfte.

Ein einziges Herz ward von Mitleid über die Hülflosigkeit des Apostels gerührt, das Herz eines schlichten Mannes, der ihm ein Zelt baute, mit einer Strohmatte ihn zudeckte und am Krankenlager Wache hielt.

Das Siechthum verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Der Pfleger eilte voll Bestürzung auf's Schiff und holte den Feldscherer, der dem Kranken eine Ader öffnete. Doch die Hülfe kam zu spät. Xaver verfiel in Konvulsionen und litt unsägliche Schmerzen, und den bittersten darin, daß er in den Augenblicken, wann die Fieberträume von ihm wichen, seinen Zustand erkannte, einsah, daß er sterben müsse, ohne das Werk zu vollenden, welches der Schlußstein seines Lebens werden sollte. „O, mein Gott!" stöhnte er ergeben, — „du weißt es, warum du's also über mich verhängst; du weißt es, du meinst es treu mit jedem. So will ich denn deinen Kelch mit vollem Bewußtsein leeren, wie bitter er auch ist. Gepriesen seist du, mein gütiger Gott, — lässest du mich auch nicht vollenden, du gabst mir's doch, für dich zu schaffen, gepriesen seist du in Ewigkeit!"

Es war eine harte Prüfung vom Herrn, — und da Xaver sie bestand, gab Gott ihm das Glück durch das Elend.

Der zweite December tagte. Der Nordsturm rüttelte an den leichten Stäben des armseligen Binsendaches, unter dem der Kranke lag. Er hob sich, bäumte sich, streckte sich im Fieber. — Er stand im Todestraum mitten in der Kaiserstadt China's. Hohe Pagoden-Thürme mit phantastischen Schnörkeln, niedre Häuserreihen, — Kanäle von zierlichen Gondeln wimmelnd. Auf den Straßen Tausende phantastisch gekleideter Menschen. Bonzen schleichen hin und wieder. Laue Lüfte streifen die Glöcklein an den Thürmen, daß sie hell erklingen. Er tritt in den Kaiserpallast; — da sitzt der Sohn des Himmels, die Sonne des Reichs, der große Vater, auf dem goldnen Thron unter dem diamantenfunkelnden Baldachin. Ringsum im Kreise stehen die Bonzen. Xaver fordert sie zum Kampfe auf. Der Kaiser wirft seinen drachenumwundenen Stab auf den von Goldkies festgestampften Estrich. — Der Kaiser winkt. Tiefes Schweigen, kein Herz im ganzen ungeheuern Ring des Reiches, das nicht hörbar pocht. Da beginnen die Bonzen den Kampf. Trugschluß auf Trugschluß. Sie lächeln triumphirend. Der Kaiser streichelt, zufrieden mit ihren Sophismen, den weißen Bart. Xaver tritt vor; er wirft sich auf die Kniee, inbrünstig fleht er zu Gott, ihn zu stärken, seine Worte zu Schwertern zu machen. Und wunderbar fühlt er sich erkräftigt, wie nie. Die Worte strömen ihm wie helle Flammen vom Munde; wie Flammen wühlt's in seinem Herzen.. Er predigt von Christus, dem eingekörperten Gott, der aus Liebe für die ganze Menschheit am Kreuze gestorben, damit der Tod getödtet und die Hölle für ewig vernichtet sei; er predigt von der Liebe, die ihr ewiges Reich ausbreitet durch alle Völker, daß alle nur eine Sprache, die des Herzens, führen reden, daß alle Brüder sind. — Da wirft sich der Kaiser auf's Knie und betet an den dreieinigen Gott, und Xaver sinkt nieder und betet ihn an. Die Mauern des Pallastes zerstieben wie Wolken; — aus seiner ewigen Herrlichkeit tritt der Heiland hernieder, die Siegesfahne der Auferstehung schwingend, und reicht seinem Apostel die Hand, der in süßer Betäubung an das heilige Herz sinkt. — Und der Heiland ruft; „Es ist vollbracht!" — —

Xaver hatte vollendet.

So starb der Sendbote der Gesellschaft Jesu in Asien, am 2. December 1522, seines Alters im 46. Jahre, im 11. seines Aufenthalts im Osten. Der Kapitän des heiligen Kreuzes ließ die Leiche in einen mit Kalk angefüllten Sarg legen, und brachte sie nach Goa zurück.

Als man den Sarg eröffnete, soll die Leiche noch unversehrt gefunden worden seyn.

CXL. Carl Gutzkow.

(17. März 1811.)

1. Der Styl Göthe's. *)

(S. 70.)

Eine Geschichte des Göthischen Styles ist leider erschwert, durch die Discretion gegen Andere oder die Furcht gegen sich selbst, welche Göthen bestimmte, alle aus seiner Entwickelungsperiode herstammenden Briefe zu vernichten. Diese Correspondenz ist nicht das Geringste, was die deutsche Literatur seit jener Epoche, wo mit Göthen eine Veränderung vorging, die ihn all seinen Freunden unerklärlich machte, an dem Dichter verloren hat. Veranlassung zur Vernichtung sieht man weniger, als Entschuldigung. Ich glaube die letztere in der Koketterie zu finden, welche die damalige Zeit mit sich selber trieb; in den Lavaterien, wo die flachsten Menschen auf den Gedanken kamen, sich für physiognomische Bedeutsamkeiten zu halten. Diese Richtung haßte Göthe, und persiflirte die Süßlichkeit des einreißenden Tones, die wechselseitigen Liebesversicherungen einander sich wildfremder Menschen um so lieber, als er sich selbst eine große Schuld an diesem empfindsamen Modetone durch seinen Werther beimessen durfte. Ich sage nicht, daß Göthe sich vor den Schwärmereien seiner verloren gegangenen Correspondenz fürchtete, aber er nahm ein Aergerniß an dieser Selbstbespiegelungsseuche, die in eine wahre Apotheose alles Unbedeutenden ausarten zu wollen schien. Aus diesem Grunde vernichtete er seine Correspondenz, und wir haben an dieser Uebereilung eben so sehr den Verlust literarhistorischer Thatsachen, wie biographischer Handhaben für Göthe's Entwickelung selbst zu beklagen.

Die kleinen Billete Göthe's, welche in dem neulich erschienenen Briefwechsel Merck's mitgetheilt sind, charakterisiren unseres Dichters stylistische Eigenthümlichkeiten bis in's Komische so grell. Göthe's heimische Sprache ist kurz, abgerissen, ohne Verbindungen, durchaus das lebhafte Produkt, eines in sicherer Familie auf festem Fuße gebildeten Willens. Der Ton ist naiv befehlend, herzlich bis zur Vertraulichkeit, und immer hastig wie ein Dialog. Das Meiste in dem was gesagt wird, soll sich gleichsam schon von selbst verstehen, und man sieht die Ungeduld hervor-

*) „Ueber Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. Von Karl Gutzkow. Berlin, Nitze. 1836." 8.

brechen, daß man nicht schon am Auge wahrnimmt, was zu sagen der Mund sich erst so weitläuftig in Bewegung setzen muß. Dann hilft sich die Lebhaftigkeit und Ungeduld, um die Auseinandersetzung zu vermeiden, gewöhnlich mit Sprichwörtern, die das Gespräch immer objectiv, immer im Zusammenhange mit der gesunden Vernunft, um dem was gar nicht anders sein kann, und was ja Jedermann gleich einsehen müsse, zu erhalten suchen. Ein solcher Styl widerspricht immer, erwartet aber selbst keinen Widerspruch.

Als man Göthe in Leipzig, wegen seiner unmeißnerischen Art zu sprechen, auslachte, glaubte er sich durch seine oberdeutsche Nationalität entschuldigen zu können; auch in Dichtung und Wahrheit hat er über seine Spruchrede recht hübsche Anmerkungen gemacht; allein ich glaube, was er auf die Nationalität schiebt, ist grade durch sein Familienprinzip, und besonders durch die Lokalität seiner Erziehung zu erklären. Noch heute wiederholt sich in Frankfurt, was Göthe an sich erlebte. Eine so eng zusammengedrückte wohlhabende Gemeinsamkeit, wie sie Frankfurt darbietet, hebt das jugendliche Bewußtsein früh aus seiner unbestimmten Dämmerung heraus. Die mannichfachen auf Gewerb und Vermögen sehr einflußreichen Verwandschaften treiben die Kinder bald in den Vordergrund, und zwingen ihnen bei Zeiten eine Reife auf, welche den Jahren zuvorkommt. Von allen Seiten sind zwar die Schranken sehr nahe gezogen, doch herrscht in ihnen die Frucht des Reichthums, eine gar löbliche Freiheit, begünstigt durch das erfreuliche Gefühl der Eltern und Verwandten, wenn sie die Fortpflanzer der gemüthlichen Aristokratie ihres Namens frischblühend und die künftige Selbstständigkeit sogar durch einen mit schwerem Herzen bestraften Trotz verrathend um sich sehen. Dabei sind alle Begriffe traditionell und müssen sich als solche erhalten, weil die größte Freiheit sich ja immer als die sicherste Beschützerin des Gesetzes zu bewähren pflegt. In diesen Kreisen können sich die träumerischen, mürrischen, sich isolirenden jugendlichen Charaktere der Provinz und der großen Hauptstädte nur bei besonders ungünstigen Vermögens-, Verwandschafts- und Familenumständen entwickeln. Ja auch das Genie bricht hier nur selten hervor, da sich die Bildung des jungen Mannes frühzeitig in eine allgemeine, gesunde und tüchtige Verstandesrichtung nivelirt. Was hier auf die Jugend wirkt, ist das Beispiel. Früh versteht die Jugend die Manieren des Alters, und macht sie nach, da sie ihr ehrwürdig erscheinen. Die Begriffe überliefern sich schnell, Haltung, Benehmen, Alles drückt sich wie mit einem Spiegel in der weichen Bildungsmasse ab, und die Sprache mit ihren körnigen Erfahrungssprüchen, stehenden Redensarten und dem lexikographischen Umfange, der auch gerade dem Umfang der Begriffe gleich kommt, ist von der Jugend früh dem Alter abgelauscht. Zuletzt verhindert die muntere lachende Gesundheit und Freiheit, in dem Allen — Altklugheit zu finden.

Auf Göthe ist die Anwendung leicht gemacht. Seine Sprache war früh reif, vollständig, keck. Sprichwörter ersetzten das noch mangelnde eigene Urtheil. Noch seine ersten Produktionen sind ganz mit diesem Lakonismus geschrieben, den Göthe z. B. im Götz nicht vom Mittelalter

oder vom Volke zu entlehnen brauchte, sondern die seine eigene Natur war. Die Wendungen körnig, die Verbindungen abgerissen. Partikeln in Fülle, wenn sie den Ton nüanciren, und gleichsam der Accent des Styles sind, und fehlend, wo man sie als Ruhepunkt des logischen Prozesses, und der künstlich ausgesponnenen Dialektik zu brauchen pflegt. Die Weitläuftigkeit der persönlichen Fürwörter wird vermieden, als verstände es sich von selbst, ob ich, oder du, oder er gemeint ist. Auch ging dies kurze, die Sprache und ihre Privilegien prellende Verfahren auf Göthe's erste Versifikationen über. Man glaubt, Göthe habe bei seinem Puppenspiel und den satyrischen Kleinigkeiten an Hans Sachs und dessen Weise gedacht. Gewiß nicht, er lernte ihn erst später kennen; es war dies etwas Angebornes, das selbst in der Kunstprosa des Veteranen als Reminiscenz öfters zurückkehrte, und durch die damals so kalten und bedächtigen Abstraktionen als ein gar ergötzlicher Transparent zuweilen hindurch schimmerte.

Wenn Göthe im späteren Verlauf seines Dichterstrebens, diesen naiven Volkston verließ, so adoptirte er doch keineswegs eine ihm dargebotene fremde Ausdrucksweise. Zum Glück wie zum Nachtheil der deutschen Literatur war die Sprache, ihr Organ, niemals auf dem bestimmten Kammerton einer akademischen Scala gestimmt. Frankreich hat eine Dichtersprache, die man einmal adoptiren muß, will man den Kothurn betreten, oder auch nur auf dem Haberrohre der Idylle blasen. Dies beeinträchtigt die Originalität, hält aber auch, wie Göthe selbst in seinen Entwürfen über den Dilettantismus bemerkt, die Unzulänglichkeit und die Liebhaberei zurück. Deutschland hat bei seiner bildsamen und von keiner Crusca bevormundeten Sprache doch das Unglück, daß mit ihr alle Welt in die Literatur hineinpfuschen kann. Wäre unsere Literatur im vorigen Jahrhundert nicht durch ihre klassischen Kräfte im Aufschwunge gewesen, es würde den zahllos auftauchenden Naturdichtern und Dilettanten gelungen seyn, sie mit einem Schlage in die Anarchie zu stürzen, in welche sie jetzt durch eine allgemeine Pfuscherei allmälig gekommen ist.

Klassische Muster boten sich Göthen an. Er verschmähte sie alle, bis auf ein Beispiel, dem er nicht widerstehen konnte. Wer seinen ersten prosaischen Versuch, zum Andenken Erwins von Steinbach, gelesen hat, scheidet den Antheil, welchen Haman an dem Style desselben hat, sehr leicht heraus. Der Ton ist prophetisch, die Wendung apostrophisch. Dogma und Polemik wechseln ab. Die Bilder sind gelehrt, die Leidenschaften gegen die Franzosen und Pfaffen überraschend grell, das Ganze endet wieder mit Prometheus, dem Göthischen Steckenpegasus. Doch schon ist Klang in diesem Weihegebet, ein Gefühl für jene Rundung, die die Sprache des Egmont und Clavigo, für die Recitation noch willkommener macht, als die Schiller'sche. Allmälig wurde Göthe Meister dieses üppigen fleischigen Ausdrucks seiner zweiten Periode, der elastisch weicht und zurückkommt, wogend und wallend wie das Meer und, mit etwas rhetorischem Numerus rauschend, doch nie anders als in sanft schmelzender Zerkräuselung sich ein Ufer bricht. Der Wellen-

schlag des mittelländischen Meeres lockt das Gefühl des Taktes und der rhythmischen Abmessung, und die Herrlichkeit dieser Prosa fluthet nun hinüber in Tasso's und Iphigeniens melodischen Jambus. Seine Poesie wird Athmen der Natur. Die Natur spricht, spricht in Tönen, Musik ist die Seele seiner Schöpfungen; mag er nun in Venedig, am Ufer des Lido, bunte Epigrammenmuscheln fischen, oder auf dem Nacken einer Römerin die fleischigsten Hexameter trommeln.

Göthe hatte Noth sich von Formen loszureißen, die ihm leicht wurden, und Vergnügen machten. Er opferte ihnen wohl einen zufälligen Inhalt, fühlte aber bald, wie wenig ächt dies war, dauerte nicht aus, und blieb im Fragmente stecken. Was trieb ihn nicht alles zum Hexameter? Was opferte er ihm nicht! Wolf's Zweifel an der Einheit der Ilias, Vossens Geheimniß über den rechten Bau des Hexameters, das erst mit dem Tode Klopstock's veröffentlicht werden sollte, hielten Göthe's epische Interessen in fortwährender Spannung. Er gesteht selbst, daß ihn das metrische Bedürfniß zu Reinecke Fuchs getrieben. Gott sei Dank, Achilleis blieb schon Fragment. Aber die epische Breite hatte ihn erfaßt, und zwang seinen Genius zu einer neuen Metamorphose, zur Cultur einer Prosa, deren glänzende Entfaltung die schon erschienenen Bände Wilhelm Meisters ahnen ließen.

Göthe's prosaische Diktion verdient eine Betrachtung, die sich vom Dichter ganz unabhängig anstellen läßt; denn hier ist in der That ein Maaßstab entdeckt, durch welchen die schwankenden Bestimmungen über den deutschen Ausdruck geregelt werden sollten. Von der gelehrten Bilderfülle Jean Paul's und dem Naturalismus der Modernen wird man immer auf jenen bezaubernden Ton zurück kehren müssen, welcher, reich an Gesetzen, in Göthe's Prosa herrscht. Diesen geglätteten Marmor nachzuahmen, möchte ich weniger anrathen, als ihn zu studiren.

Göthe's Prosa ist kein Ausdruck der Unmittelbarkeit, man sieht in ihr die Sprachenwerkzeuge nirgends selbst, oder die Gehirnfieber transparent hindurchschimmern, welche den Gedanken oben auf ihrer Spitze trägt. Nirgends verräth sich die logische Maschinerie oder ein dialektischer Kampf der Idee mit dem Stoffe; sondern Göthe's Prosa ist eine Perspective des Theaters, ein überdachtes erlerntes, vom schaffenden Gedankensoufleur leise zugerauntes Stück. Göthe reproducirt sprechend, was er im selben Momente denkend schuf. Die Dinge sprechen bei ihm nicht selbst, sondern sie müssen sich an den Dichter wenden, um zu Worte zu kommen. Darum ist diese Sprache, deutlich und doch bescheiden, klar ohne dadurch aufzufallen, im Extreme aber diplomatisch.

Dem Jean Paulismus oder der modernen Naivetät lauscht man neugierig zu, und dennoch strengt die Lektüre an, und nimmt alle unsere Geistesthätigkeiten in Anspruch. An Göthe's Prosa arbeiten wir mit, unterstützen die Produktion des Gedankens, und schließen, da Göthe's Bericht immer nur das Spiegelbild der Reflexion ist, von dem Bilde auf sein Gegenüber. Vergleicht man Göthe's Prosa mit der oceanischen majestätisch-fluthenden Ruhe des Weltmeers, so ist doch nur der äußere Anblick so stille, gezähmte Leidenschaft. Göthe's Anregungen sind bele-

bend und reproduktiv, und so hat diese trügerische Ruhe eine überwältigende Unterlage, eine Wirklichkeit, gerade so wild und schroff in uns wieder auftauchend, wie der Dichter sie in sanften schlummerden Träumen erzählt. Das Aeußerliche dieses Geheimnisses wird unzählig nachgeahmt, man scheint dabei vergessen zu haben, daß Göthe's Prosa nur für die Erzählung als Organ der epischen Dichtung klassisch ist, und dabei sind noch am glücklichsten die Herren Carus in Dresden und Varnhagen von Ense in Berlin.

Man muß aber nicht übersehen, daß Göthe selbst dies Mißverständniß veranlaßte. Indem er diese Sprache mit ihrer höchstzerbrechlichen Kostbarkeit selten mit Auswahl und Sparsamkeit benutzte, so verwischte er ein wenig ihren klassischen Stempel. Die Reproduktion verwandelte sich in Abstraktion. Alle konkreten Anschauungen verflüchtigen in formlose Verallgemeinerungen, das Handgreiflichste verhüllte sich in mystifizirende Nebelflöre, und das, was sich krystallinisch gebildet hatte, zerschmolz in sehr vague Flüssigkeiten. Ja, diese verschwimmende abstrakte Ausdrucksweise Göthe's theilte sich sogar der Poesie seines Verses mit. Wenn auch der Reim und das metrische Gesetz hier die Verallgemeinerungen beschränkte, wenn sich gerade im Gedicht diese ausweichende Diplomatie in eine besondere Geheimnissung und Wichtigkeit verwandeln konnte, so schützt uns doch nichts davor, daß wir zuweilen das Unnützeste in die vielversprechendsten Kleider gehüllt sahen. Wer erinnert sich hier nicht der Artikelauslassungen, der Infinitiv- und Participial-Construktionen, des Superlativs für den hinreichenden einfachen Grad, kurz eines Tones, der hier erweiternd, dort beschränkend, sanft zum Einen Anderes lenkend, Alles in dem Schönen, Reinen, schönstens suchte zu vereinen? Oft aber drang durch diese häßlichen Töne noch eine jugendliche Naivetät, und ohne Aufhören wurden sie entschuldigt, durch des Alters redselige Lust der Mittheilung, die uns auch hier so Manches hinterließ, was wir zur Charakteristik unseres Dichters schmerzlich vermissen würden.

2. Die Bedeutung Göthe's für die deutsche Literatur.

(S. 252.)

Göthe ist ein Name, auf den man zu allen Zeiten zurückkommen kann. Durch Nichts bestimmt, kann er jedes bestimmen. Seine Dichtungen sind ein kritisches Regulativ für jede zukünftige Schöpfung. Wer wollte seine Philosophie adoptiren! Wer kann sein Leben den Triumpf der Aufopferung nennen! Wer möchte, wenn er auch so gerecht wäre, daß er das nicht tadelte, was Göthe zu thun hinterließ, doch so tolerant sein, daß er Alles billigte, was Göthe that! Aber diese Stimmungen und Gefühle mildern sich mit der Zeit, und gehören noch weniger in die Literatur. In der Geschichte der Kunst wird sein Name sich wie eine goldhaltige Ader fortziehen, und sich mit leuchtenden Metallkörnern an die Wurzeln jener Bäume hängen, welche jetzt gepflanzt, noch schüchtern und unhaltbar vorm Winde schwanken, dereinst aber auch mit weitausgreifenden Aesten sich entfalten, und nicht blos zeigen

werden, daß sie von grünem Holze sind, sondern auch erquickende Schatten werfen können.

Weder eine Gesinnung, noch eine Manier sollte durch diese Schrift anempfohlen werden. Herrlich die Jugend, welche aufrichtiger, hingebender und feuriger empfinden kann, als Göthe konnte. Man kann hochherziger denken vom Vaterland, von der Liebe, von den Formen der Gesellschaft und den Räthseln der Geschichte. Ja selbst die Kunst war in den Händen des Dichters nicht immer ein heiliges Weihgefäß, aus dem er Segen und Gottesnähe auf die Gemeinde sprengte. Göthe hatte die größten Anschauungen, Imaginationen, deren Ausführung ihn fortwährend hoch über jenen Verhältnissen gehalten hätte, denen er unterlag; und er zog es vor, seine ungeheure Kraft an kleinen Stoffen zu verschwenden, und das natürliche Princip, das alle Dinge ohne Anstrengung nach einem eingebornen Organismus sich entwickeln müßten, auch auf die moralische Welt, und zum großen Schaden der Nation, auf die Imputation des ästhetischen Gewissens zu übertragen. Indem die Poesie bei ihm die augenblickliche Erregung, der Akt des Dichtens selbst Abschließung einer abweichenden Stimmung war, so bildete er in sich nicht jene innere Triebkraft aus, die den Menschen immer aus seinem Gleichgewichte herauszuheben sucht, und ihn mit Aufopferung des genossenen Momentes auf immer höhere Stufen und Terrassen der Zukunft erhebt. Ueber alle diese Fragen kann es keinen Zweifel mehr geben.

Doch wie man sie auch lösen mag, sie sollten uns niemals die Freude und Genüge an dem unsterblichen Theile Göthe's verkümmern. In einer Zeit, die von politischen Stürmen sich beruhigend, und auf eine friedliche Weise die philosophischen Resultate derselben auf die Literatur anwenden will, ist von Vorbildern keins so beherzigenswerth, wie Göthe. Wenn sich die jüngere Generation an seinen Werken bildet, so konnte sie kein Mittel finden, das so sonnig die Nebel des Augenblicks zertheilte, kein Fahrzeug, das sie über die wogenden Fluthen widersprechender Begriffe so sicher hinübersetzte. Die Zeit der Tendenz kann beginnen, wenn man über die Zeit des Talentes im Reinen ist. Dann kann man auch wieder anfangen, Schiller statt Göthe zu empfehlen. —

3. Die Napoleoniden. *)

(Erster Theil. S. 113.)

Es steht keiner Gattung der ungebundenen Darstellung eine solche Veränderung bevor, wie der Geschichtschreibung.

Wenn sich bei jenen alten und vergessenen Zeiten, die mit ihren schwierigen Jahreszahlen bis zum Anfange der französischen Revolution reichen, der Historiker auf die Ermittelung einiger hervorragenden Erscheinungen, auf einige charakteristische Anekdoten, und eine Verknüpfung derselben, welche die Schule sehr ängstlich unter dem Namen Pragmatismus empfiehlt, beschränken durfte, so verlangen unsre Zeiten, die uns

*) „Oeffentliche Charaktere. Von Karl Gutzkow. Hamburg. Hoffmann und Campe. 1835." 8. Erster Theil (bis jetzt.)

noch im Gedächtnisse klingen, einen neuen Styl der Behandlung, dessen Principien bis jetzt noch keine Rhetorik entworfen hat.

Jene alte Geschichte wurde gemacht vom Ruhm, von der Usurpation, von der Genealogie und von einigen wunderbaren Ereignissen, welche sich um Feldherrnstäbe, wie die der Marlborough, um ewige Portefeuilles, wie die der Richelieu, und um Regierungen, welche nicht kürzer waren, wie die Friedrichs III. herumrankten. Ein Avanturier, ein Eroberer, ein Phantast, ein Paar Handschuh gaben den Ausschlag, und der Historiker hat Alles gethan, wenn er in Kürze berichtet, was in Kürze geschehen ist.

Jetzt ist es anders. Die Coefficienten der Weltgeschichte haben sich vermehrt; jene rasirten Tafeln, Völker genannt, oder Interregna oder matte Perioden, auf welche der Despotismus, die Laune, der Zufall oder gar ein demokratisches Original, das durch eine Empörung oder Vision sich den Scheiterhaufen erkaufte, Geschichte schrieben, sind entweder kleiner geworden oder haben selbst für die Ereignisse eine Rolle übernommen. Die moderne Geschichte baut sich nicht mehr aus Massen auf, sondern aus Individualitäten; sie läßt keine Lücken, welche für die alte Welt die Kunst, die Religion und die Wissenschaft ausfüllen, sondern alle Fugen ziehen sich eng zusammen, oder wo sie offen bleiben, drängt sich eine neue Erscheinung, die bald alles Uebrige wieder überragt, hervor.

Wie kurz war in unsrer Zeit das Glück, wie bestritten der Ruhm? Wie schnell wandelten sich die Thaten in Begebenheiten um, denen ihre Folgen schon wieder über den Kopf wuchsen! Das Schauspiel unsrer Tage hat sich vor überreicher Handlung in ein Epos verwandelt, so daß der Historiker weniger Epochen als Zustände zu schildern hat, breite Dimensionen, breite Antworten nicht mehr auf die Frage: Was geschah? sondern: Wie wurde gelebt?

Die Poesie der Geschichte war in jenen alten schlummernden Zeiten zuweilen ein flüchtiger Traum, ein üppiger Auswuchs der Chronik, Oedipus im Hain der Eumeniden, Cleopatra am Strande des Meeres kosend mit Antonius, der Obolus des Belisar, Konradins Tod, kein Epos, wie jetzt; keine Kette von wunderbaren Begebenheiten, wie die neue Geschichte. Wer wollte Napoleon zu einem tragischen Helden machen? Wer wollte alle die Elemente seiner Zeit (die er nicht immer bezwang, sondern nur augenblicklich beruhigte oder zur Ruhe zwang) fortläugnen, diese Hindernisse und Folien, welche seine Erscheinung in die Länge zogen, aus dem kurzen Drama ein gigantisches Epos mit Völkern und Tendenzen als Endreimen machen, und aus den Resten dieses Meteors, aus den Pallantiden Frankreichs einen Roman, ein breites Familiengemälde?

Aber ich frage darnach nichts; unsre großen historischen Meister, ein Pölitz, ein Adolph Menzel, werden auch mit diesen Dingen leicht umzuspringen und das Ungeheure in ihrer Art zu überwältigen wissen.

Als der Bellerophon den großen Kaiser hinwegnahm, blieb die mannichfache Verzweigung und Verschwägerung seines Blutes zurück,

Namen von verschiedenem Werthe, zum größten Theil aber Glückspilze, die neben den unauslöschlichen Fußstapfen des Kaisers aufgeschossen waren, diese Fettflecken in den Hermelinen Europa's, welche die Kugeln der heiligen Allianz nicht tilgen konnten.

Seitdem ziehen sich die Napoleoniden durch die Tagesgeschichte, wie eingewirkt ihrem Gewebe, wie der rothe Faden einer Vergangenheit, welche in St. Helena am Magenkrebs auf ewige Zeiten gestorben ist.

Napoleons Familie ist eine Verlassenschaft ohne Rache, ungleich den Jakobiten, den Bourbonen von 1793 und 1830, ja selbst dem Hause Wasa, es ist eine Bürgerfamilie ohne Trotz gegen die Legitimität, welche ihnen einst Töchter ins Ehebett gab, und jetzt die Schulden bezahlt, welche sich in ihren versteckten Asylen aufhäufen; eine Verwandtschaft, welche den, der sie erhob, innerlich verwünscht und seinen Feinden die Kostbarkeiten verkauft, welche er ihnen hinterließ.

Diese Ueberreste haben ihre eigenen Straßen, welche sie in Europa nur einschlagen dürfen, ihre eigenen Tage, wo sie bei ihren legitimen Schwägern zum Besuche kommen, sie sind bei allen Dingen auf gewisse Gränzen angewiesen, und verschleudern den Ruhm ihres Bruders, um den ihre Augen nicht mehr naß werden.

Napoleon hatte sich an denen, welche älter waren, als er, für die Tyrannei in der Kinderschule, beim Spiel und Vesperbrod empfindlich gerächt; er hatte sie in Lagen gebracht, denen sie nicht gewachsen waren, und sie nur deshalb mit Geschenken überhäuft, um sie desto besser unter seiner Zuchtruthe zu haben. Die jüngeren zog er vor, seine Schwestern liebte er und tanzte sogar mit ihnen, ja seine erheiratheten Verwandten, den Prinzen Eugen und Hortense, betete er an mit seiner Zärtlichkeit, die ihm so schön stand; aber Alle hat er sie entweder so verwöhnt, oder so geknechtet, daß sie wenig Sympathie für ihn empfanden und ihn noch jetzt anklagen, wenn einmal ihre Finanzen nicht in Ordnung sind, oder sie von den Siegern eine Zurücksetzung erfahren.

Dies ist eine bekannte Thatsache und soll mich vertheidigen, wenn ich von den kleinen Funken des zersprungenen Sternes Napoleon nicht mit jener Andacht spreche, welche in neuern Zeiten bei Nennung seines Namens Sitte geworden ist.

Die Poesie hat sich immer sehr erhitzt, wenn sie auf Lätitia, die vierundachtzigjährige Mutter des erloschenen Königshauses, zu sprechen kam. Sie wurde bald mit Hekuba, bald mit Niobe verglichen; christliche Phantasten nannten sie die Rahel oder auch die Maria des neunzehnten Jahrhunderts.

Warum lag in allen diesen Benennungen nichts so Erhabenes, als es das Schicksal dieser alten Dame vorzustellen scheint? Vielleicht weil Niobe mit einem Schlage alle ihre Erzeugnisse hinsinken sah, Hekuba außer einer Mutter auch eine greise Gattin war, welche ihren alten Herrn Priamus zärtlich liebte; vielleicht, weil Rahel in ihren gemordeten Kindern junge Keime sterben sah, Hoffnungen, die noch nicht Männer geworden waren, und den Schmerz ihres Verlustes nach dem Maaße dessen, was man von ihnen noch nicht wußte, vergrößerten. Verschwin-

det doch selbst der Schmerz einer Maria vor den Leiden ihres Sohnes, dessen göttliche Vollkommenheit sie überstrahlte: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen!"

Lätitia ist keine feudale Fürstin, keine trauernde Königin aus dem „Schloß am Meer," sie gebar nicht, um große Erscheinungen hervorzubringen; Lätitia kann uns nur als Mutter rühren, als Mutter, wo sie im Vergleich ziemlich glücklich ist; denn ist sie nicht von Enkeln und Kindern umgeben?

Das gute Mütterchen wurde auf den Schauplatz der Welt gebracht, wie in einem Iffland'schen Stücke zuletzt die alten Väter und Großväter aus ihren Dachstuben kriechen, um das Glück ihrer Kinder zu theilen, deren Tugend sie im Verlauf eines Theaterabends aus Justizräthen zu Präsidenten machte.

Lätitia würde sich in alle die Wunder, welche ihr Sohn verrichtete, nicht gefunden haben, wenn Söhne, Schwiegerkinder und Stiefenkel nicht die Associés der Weltgeschäfte geworden wären, so daß ihr Alles in die handgreiflichste Nähe gerückt wurde. Sie sah keine Hoffnungen sterben, keine Privilegien der Geschichte, keine Berechtigungen, die, wenn sie nicht eintreffen, zuweilen poetisch sind; die Früchte ihres Leibes waren größer als der Stamm, sie machten den Schoos vergessen, welchem die Geschichte ein so großes Ereigniß verdankt.

Glaubt Ihr, daß Madame Mère so unglücklich ist? Thorheit! Sie wohnt zu Rom auf der Via San Romoalvo, ist so alt, daß sie vielleicht hofft, der Tod werde sie übergehen, und lebt doch Luciano noch, den sie lieber hatte als Napolione, Luciano, der sie nicht mit harten Worten kränkte, schreibt doch auch Giuseppe zuweilen aus Nordamerika, und Girolamo besucht sie aus Florenz, Girolamo, ihr jüngster Sohn, den Napolione so sehr tyrannisirte, Girolamo, der mit Gewalt ein großer Admiral, oder wenigstens ein König werden sollte, und doch artiger war, als alle übrigen.

Die gute Alte! dort liegt sie auf dem bettartigen Sopha, ihr dürrer Leib, der so viel Könige enthielt, in weite Shawls gewickelt, blind, aber ohne Prophezeihung, mit gedörrten Zügen, aber lebhaft, geschwätzig, Liebhaberin von Neuigkeiten, im muntern Gespräch mit Onkel Fesch, nicht anders, wie einst im Pallast de l'Elisée von Paris.

Onkel Fesch, dieser verschlagene Priester im Violettstrumpf und rothem Hut, will noch jetzt die Dinge immer besser wissen, als Napoleon, er beweist der Matrone, welche schlummernd zuhört und schläfrig-lächelnden Beifall nickt, wie es der todte Kaiser hätte anfangen sollen, wie Alles gekommen wäre, wenn er auf ihn gehört hätte, wie er aber immer tollkühn und tyrannisch gewesen sey. Hier seufzt Madame Lätitia; aber der weise Kardinal fährt grausam fort: „Ich hatte den Papst in der Hand, den heiligen Vater, welcher es gut mit dem abtrünnigen Sohne der Kirche meinte. Ich schloß das Konkordat, was dem übermüthigen Knaben mißfiel, ich hätte Alles machen können; aber wollte er?"

Und die alte Dame seufzt wieder und spricht mit jener fürchterlich rauhen Stimme, welche mich vor alten Italienerinnen immer zittern

machte: „Ach, er glaubte nichts: ob er wohl in den Himmel kömmt, Fesch?“ Fesch ist grausam, zuckt die Achseln und murmelt: „Er hat uns unglücklich gemacht!“ Wahrhaftig, so sprechen die Menschen über eine Unsterblichkeit, an welcher sie die einzigen Nebelflecken sind.

Napoleons Brüder waren nicht ohne Fähigkeiten; sie hatten eine gute Erziehung genossen, und für den jüngsten, für Hieronymus, sorgte der Aeltere deshalb selbst. Joseph war sogar außer dem Ehebett erzeugt, und konnte wie Edmund im Lear sich dieses Vorzuges rühmen, welchen die Natur den nicht zwischen Schlaf und Wachen Empfangenen zu gestatten pflegt. Lucian besaß mehr Feuer als die Uebrigen, war rasch im Handeln, ohne sich um die Verantwortlichkeit zu kümmern, und hat seinem Bruder gegenüber immer einen festen Willen gezeigt. Ludwig hat einen sanfteren Charakter, mit einem Anstrich von Schwärmerei, die eine gute Entschuldigung seines Phlegma's war. Hieronymus endlich, der schon in dem Glanze seiner Familie erzogen wurde, nahm früh die Eigenschaften, welche ächtes prinzliches Blut zu begleiten pflegen, in sich auf, im Guten wie im Bösen. Napoleon konnte deshalb auch daran denken, sie zu seinen Zwecken zu benutzen, während sonst das Genie immer Noth hat, die Misere seiner Herkunft und Verwandtschaft zu verdecken.

Anfangs wollte er sich aus ihnen nur Umgebungen schaffen, die ein feines Ohr, verschwiegenen Mund und beredte Zunge hätten; es fehlte ihm an Treue, Sicherheit und Spionen des ersten Ranges; er hatte so manches Amt zu vergeben, das er von der Zuverläßigkeit bekleidet wünschte; ja er sah so viele freie Hände einflußreicher Schönheiten, daß er nicht Männer genug haben konnte, denen er diese aufbewahrte.

Diese letzte Kombination war die erste, welche ihm fehlschlug; denn so leicht es ihm wurde, den Ehrgeiz seiner Brüder zu lenken, so aufsätzig zeigten sie sich doch, als er ihren Herzen die freie Wahl nehmen wollte. Die schöne Jouberton, die Patterson gehörten nicht in seine Plane: man weiß, wie wenig Ludwig mit Hortense wahlverwandt war.

Napoleon, darauf bedacht, sich mit einer erborgten Legitimität zu schmücken, adelte vor allen Dingen zuerst sein Blut, seine Familie, und machte seine Brüder, welche als französische Prinzen schon die Handgriffe und Bewegungen einer anständigen Repräsentation erlernt hatten, zu Königen über Reiche, welche entweder erst erobert waren, oder durch Intrigue einen leeren Thron zeigten.

Dies wurde für Europa eine Propaganda des französischen Gouvernirungssystems, die, wie bald auch ihre Wirksamkeit vorüberging, doch nicht ohne Folgen auf die spätere Gestaltung unsrer Verhältnisse blieb. Mit Napoleons Brüdern und den andern gekrönten Paladinen der großen Kaiserherrschaft kamen die Begriffe Centralisation und Bureaukratie über uns, welche die spätere Restauration adoptirte, obschon sie Ausflüsse der Revolution waren. Napoleons eignes Verfahren galt als Muster, seine Politik, sein Handelsgrundsatz durfte von keinem seiner Vasallen überschritten werden; diese militairische Feudalherrschaft wurde mit einer Strenge ausgeführt, welche den Günstlingen der kaiserlichen

Gnade diese bald selbst unerträglich machte. Zur Gunst gesellte sich die Laune. Napoleons Brüder wurden die Abzugskanäle seines Unmuths.

Sie waren es schon in Paris; ein widerwärtiges Ereigniß kam immer auf die Rechnung seiner Familie, zu der er dann hinaufstürmte, die Thüren schlug, mit dem Degen drohte, so lange bis ihn erst seine Schwestern besänftigen.

Napoleon hatte nicht Unrecht; denn schon damals, als er noch General der Republik und Konsul war, gaben seine Brüder vielfachen Anlaß zum Unwillen; sie übernahmen die Lieferungen bei der Armee, um sich zu bereichern, und machten Geschäfte an der Börse, zu welchen sie die Politik Napoleons als versteckte Wetterfahne und Telegraphen brauchten. Joseph und Lucian leisteten in diesen Spekulationen das Mögliche, denn sie waren älter und italienischer als die Andern.

Die spätern Könige mußten Napoleons Zuchtruthe noch derber fühlen. An jedem militairischen Nachtheil, an einer entdeckten Verschwörung, an jedem Mißgeschick des Kaisers waren sie Schuld; sie wären, sagte er, keine Franzosen, sie unterhandelten mit den Engländern, mit dem Papste, sie hätten immer andre Dinge im Kopf als er, und er schwöre ihnen zu Gott, sie sollten sich in Acht nehmen. Wenn im Haag, in Neapel, in Madrid, in Kassel eine Depesche von Paris ankam, so zitterte man; denn die Brüder wußten, daß sie schon wieder Etwas nicht recht gemacht hatten.

Niemand hatte von Napoleons Mißlaune mehr zu dulden, als Ludwig, der hinter seinen Deichen und Poldern, mit einem fürchterlichen Defizit der Kasse, mit Feuersbrünsten, auffliegenden Pulverschiffen, Ueberschwemmungen und republikanischen Tendenzen bemitleidenswerth geplagt war. Er war etwas weitläuftig in seinen Bewegungen, nahm zu den kleinen Sprüngen, die er machen durfte, immer große Anläufe, und liebte es freilich, mehr zu sprechen, als Napoleons despotischer Lakonismus gut hieß. Auf Ludwig häufte sich des Kaisers Unmuth; er moralisirte ihm zu viel; Napoleon fand es lächerlich, wenn sich sein Bruder, statt gefürchtet, populair machen wollte, wenn er von Nationalität und republikanischen Erinnerungen und allgemeiner Menschenliebe sprach; er nannte mit einem seiner klassischen Ausdrücke diese Dinge an seinem Bruder „Humanitätswahnsinn" und schrieb ihm Einmal über das Andre, jetzt möcht' er nur machen, daß er bald zu den Engländern überginge. Ludwig verließ Holland, und hat sich mit seinem Bruder nie wieder ausgesöhnt.

Wenn man die letzten Trümmer des Hauses Napoleon in eine Gesammtansicht bringen will, so findet man zwar, daß sie sich unter einander begatten; doch lassen sich zwei Strömungen, selbst mit verschiedenen Kennzeichen, und verschiedenartig gegen ihre Umgebungen abstechend, herausscheiden — die männliche und die weibliche Verwandtschaft Napoleons. Rechnet man zu dieser letztern noch seine Heirathen und Adoptionen, so ist sie diejenige Linie, welche sich noch in der lebhaftesten Korrespondenz mit der Legitimität befindet. — — —

Die männliche Verwandtschaft des Kaisers hat sich mehr versteckt

und zurückgezogen, ja sie ist sogar der Monarchie zum Theil untreu geworden und bemüht sich, das Gedächtniß ihres großen Bruders und Oheims allmählich wieder mit der Demokratie zu versöhnen, und seinen Ruhm in die Herzen des Bürgerthums zu verschließen.

Die weibliche Linie ist an einigen Höfen gern gesehen, weil sie sich glücklich fühlt, eine untergeordnete Rolle zu spielen, und das zu sein, was einst in Argos Kassandra, die geraubte Tochter des Priamus, war. Nur die Söhne Mürats, dieses Paris unter den Napoleoniden, gingen über an die Demokratie, und predigen, als Enkel eines ehrlichen Bürgers und Gastwirths in Frankreich, die allgemeine Nivellirung, den Contrat social, und die wohlfeile, bequeme und freie Staatsverfassung Nordamerika's. Dies bürgerliche Element hat die ganze Familie auseinander gesprengt, so daß ein Glied derselben in einem Staate proscribirt seyn kann, wo das andere um die Hand einer Königstochter freien darf. Eine Reaktion dieses verzweigten Stammes ist undenkbar, weil sein Einverständniß gestört ist. Sie sind sich Alle fremd geworden.

Der Graf Survilliers hat in neuerer Zeit noch einmal gegen die Geschichte des Tages protestirt. Er kam selbst über den Ozean aus Nordamerika herüber, um den Thron von Frankreich für seinen Neffen Reichstädt in Beschlag zu nehmen; doch Louis Philipp war trotz seiner Körperstärke schneller zur Hand.

Auch der Graf Survilliers ist, von einem fabelhaften Umfange, ohne damit zu imponiren. Sein Auge ist matt, seine Manieren sind unköniglich, obschon er auf zwei Thronen gesessen hat. Es ist ein guter alter Herr, der nicht begreift, was das Schicksal mit ihm vorgehabt hat; noch heute wird ihm wunderlich zu Muthe, was er damals Alles thun mußte, ohne zur Besinnung zu kommen. Acht Jahre hindurch hat er in einer ängstlichen Verlegenheit gelebt, vor Niemanden mehr zitternd als vor dem, der ihn mit Ehren überhäufte. Weil er kein böses Herz hat, so glaubte er, daß seine Völker unter ihm sich sehr glücklich müssen befunden haben, und dies ist ein Trost, den er mit ins Grab zu nehmen gedenkt. Er besinnt sich etwas schwer auf seine wunderbare Vergangenheit, nur die Beleidigungen sind ihm unvergeßlich, welche ihm die kühnen Marschälle und Schildträger seines geharnischten Bruders keck ins Gesicht sagten; doch hat er ihnen Alles vergeben, er ist der gutmüthigste Mann in Nordamerika. Statt Machiavells Fürsten studirt er jetzt — und ich betrachte dies als seine ehrenwertheste Seite — rationelle Landwirthschaft, wittert Kohlenlager aus, und läßt den Delaware ausschlämmen, welcher an seinen Besitzungen vorbeifließt. Er besucht die quäkerische Stadt Philadelphia gern, und liebt es, von alten Dingen zu sprechen. Seine Gemahlin, eine Kaufmannstochter, und Schwägerin des jetzigen Königs von Schweden, ist keine so große Freundin der rationellen Landwirthschaft, sie hat ihn mit ihren beiden Töchtern verlassen, und ziert mit ihnen die bekannten Bonapartistischen Salons in Florenz.

Der Fürst von Canino lebt in Sinigaglia, nachdem ihn schlechte Finanzen seine römischen Paläste zu verkaufen zwangen. Er stand dem

Genie seines Bruders am nächsten, obschon er ohne Napoleon vielleicht nichts geworden wäre, als ein guter Börsenspekulant, vielleicht ein kühner Parteigänger der Revolution, oder ein mittelmäßiger Dichter. Das Terrain, worauf ihn sein Bruder stellte, kam ihm zu Hülfe. Was er an schroffer Energie besaß, verdeckte seine Leutseligkeit, und was ihm daran fehlte, ersetzte die Kunst der Repräsentation, die ihm meisterhaft zu Gebote stand. Er drängte sich gewandt durch die Parteien der Revolution, und riß so viel Gewalt an sich, daß er die Hauptsache am 18. Brümaire seinem Bruder übergeben konnte, ohne in eine abhängige Stellung zu kommen. Seitdem Napoleon seinem Bruder Etwas zu verdanken hatte, hörte auch ihr gutes Vernehmen auf. Napoleon entdeckte an Lucian einen starren Republikanismus, oder wenigstens die Maske desselben, welche seine ehrgeizigen Absichten verbarg. Diplomatische Verdienste, die sich Lucian erwarb, und die neue Kohlen auf Napoleons Haupt sammelten, vermehrten das Mißverständniß, so daß Lucian endlich aus seiner Opposition ein Prinzip machte. Die Kaiserkrone erschöpfte den eifersüchtigen Bruder, er verließ Frankreich, und führte nicht ohne Koketterie seinen Widerspruch so hartnäckig aus, daß er das Interesse der Engländer verkannte, und statt in ihren Schutz, in ihre Gefangenschaft gerieth. Die Ereignisse von 1814 führten ihn noch einmal nach Frankreich zurück, wo er im Augenblick der Gefahr die Sache seines Bruders mit Eifer betrieb, und deshalb nicht so schnöde abgewiesen werden konnte, wie die übrigen Brüder, welche sich jetzt ängstlich um Napoleon drängten, und ihre eigne Verlegenheit mit dem Scheine zärtlicher Theilnahme bemänteln wollten. Lucians Anordnungen waren vortrefflich, hätte Marie Louise die Aufopferung gehabt, sich zwischen das Geschick ihres Mannes und die Triumphe der Alliirten zu werfen. Lucian wurde in Italien von Oestreich aufgehoben; doch gab ihn die Einsicht in sein bisheriges Leben frei: man wußte, daß er seines Bruders eifrigster Antagonist gewesen war, und seinen Ehrgeiz, wenn auch nicht widerlegt, doch ihm das Gleichgewicht gehalten hatte.

Der Prinz von Canino liebt die Künste, die Wissenschaften und Handelsspeculationen. Die unglücklichen Resultate der letztern haben den Schutz der erstern sehr einschränken müssen. Die große Muße, welche ihm das Schicksal ließ, benutzt er, um seine Verse zu feilen, über die Schönheiten Virgils zu träumen, und die Verkleinerer der Alten zu widerlegen. Eine seiner interessantesten Schriften ist eine in frühester Zeit verfaßte Geschichte des englischen Parlaments, zu welcher Napoleon in bessern Tagen Anmerkungen geschrieben hatte. Diese Notizen verrathen, wie viel Napoleon der Geschichte verdankt. Er hatte sie mit einem bestimmten Zwecke studirt, und abstrahirte ihre Regeln um so glücklicher, als er seine Zeit zum Maaßstabe der Vergangenheit nahm. Er spricht von Cromwell wie von einem Usurpator des neunzehnten Jahrhunderts, und gibt ihm Regeln, als hätte er sie von ihm borgen sollen. Er spricht von den alten Helden im vertraulichsten Tone und mißt ihren Werth immer nach dem Maaßstabe, was sie eigentlich wollten, oder auch nach dem, was sie unter ihren Umständen wollen durften. Anzie-

hend ist zuletzt in diesen Anmerkungen Napoleons Eifersucht auf seines Bruders Styl; man sieht, wie schwer es ihm ankömmt, die Trefflichkeit desselben zuweilen einzugestehen, ein Lob, das er sogleich wieder minderte, indem er an St. Jean d'Angely erinnerte, den er in der darstellenden Kunst für unübertrefflich hielt. Napoleon liebte es, durch kurze Sätze, durch einen Styl, der immer wie um die Ecke hervorschießt, überrascht zu werden.

Der Graf St. Leu lebt zu Florenz mit dem Stolze seiner ehemals bewiesenen Herrschertugenden. Er glaubt aus den Stürmen seiner Zeit das süße Bewußtsein gerettet zu haben, daß ihn die Holländer lieben. Die Holländer!

Er gibt sich selbst das Zeugniß, daß er für einen Privatmann keinen bessern König habe abgeben können, und spricht nicht ohne Rührung von den schönen Tagen in Utrecht und Harlem. Noch hört er die fürchterliche Explosion des Harlemer Pulverschiffes und schildert gern, was er für Menschenliebe bei dieser Gelegenheit entwickelt, wie er selbst Hand angelegt habe um zu retten, und wie viel Gulden er für ein erhaltenes Leben geboten. Dann erzählt er von jenem jungen Prediger, der in seiner Gegenwart an den Himmel republikanische Gebete gerichtet hätte. Seine Minister wollten, er sollte den Frevler bestrafen; nein, sagte er stolz, er wolle ihn nur belehren, und ließ ihn zu sich kommen und setzte ihm den Lauf der Dinge, die Weltgeschichte und die holländische auseinander.

Man kann dem Grafen nicht widersprechen, wenn er Napoleons Grausamkeit anklagt, der ihn für solche Handlungen verrückt nannte, und ihn unter Vormundschaft setzen wollte. Es ist wahr, sagt der Graf, in Florenz und in seinen Memoiren, ich war derjenige unter den neuen Königen, welcher gegen den Despotismus die meiste Energie zeigte. Denn kurz vor seiner Abdankung, als die französischen Exekutionstruppen schon die Vorstädte von Leyden erreicht hatten, rief er nach einem Pferde, legte die Schärpe um und wollte ganz Holland unter Wasser setzen. Was wollt Ihr? frug er die Repräsentanten des Landes; Krieg oder Frieden? Frieden, sagten die Hochmögenden trocken; Louis lächelte, und verließ Holland.

Der Graf St. Leu liebt die gutmüthige, aber hübsch gebaute Phrase, er hielt gern Reden, und spricht auch gern in öffentlichen Schriften mit, wenn von der Vergangenheit die Rede ist. Er spricht von den Pflichten eines Königs, wie ein Republikaner; wie denn immer, wer über das Königthum erst philosophirt, sich zu republikanischen Grundsätzen zuletzt neigen muß. Der Graf St. Leu hat aus der Monarchie ein so zauberhaftes Ideal gemacht, daß daraus ohne sein Wissen eine Republik geworden ist. Seine Söhne haben auch diese Täuschung durchschaut, und offen den Humanitätsgrundsätzen, welche sie von ihrem Vater erbten, den rechten Namen gegeben: sie sind entschiedene Republikaner geworden; der Eine, welcher in der jüngsten italienischen Insurrektion im Lager von Forli starb, der Andere, welcher in

der Schweiz lebt, und Verdienste um die schweizerische Artillerie haben soll. Was weiß ich!

Der Herzog von Montfort sollte einst ein großer Admiral werden, und es wurde nur ein König aus ihm, der mehr als alle übrigen von seinem Bruder die geheime Zusendung einer seidnen Schnur zu fürchten hatte. Im Besitze mancher liebenswürdigen Eigenschaft, hatte ihn das Glück verzogen. Er hätte für einen Cousin Ludwigs XV. gelten können, so schnell fand er sich in die neue Herrschaft, welche sein Bruder etablirte. Er heirathete eine deutsche Fürstentochter und bestieg einen improvisirten Thron, in dessen Nähe er Bacchus und Venus als Minister rief. Man hat nie so amüsant in Kassel gelebt, als während der westphälischen Zeit. Jerome war der gutmüthigste Charakter, er wollte nur Vergnügen, oder wie er selbst sagte: „lustik sein;" sich zu bereichern vergaß er. Dies war ein Fehler, den erträglich zu machen, die Aufgabe seines spätern Lebens geworden ist. Der Herzog von Montfort studirt seitdem an einem Systeme der Sparsamkeit, und rechnet, wie sich Lucullus und Harpagon vermeiden lassen, und ein ehrlicher Mann sich einrichten muß, um sein Auskommen zu haben. Er ist krank, erschöpft von seiner Vergangenheit, und verläugnet sich gern mit einer achtungswerthen Bescheidenheit. Aber noch liebt er Deutschland, von dessen Wäldern er nie geglaubt hätte, daß man in ihnen so angenehme Saturnalien feiern könnte und so podagristisch werden, er besucht es oft, und einer unsrer Bundesstaaten öffnet ihm gern seinen berühmten Marstall, obschon er ein schlechter Reiter ist. Sein Sohn gehört zum Militair desselben Staates als Oberlieutenant.

Von Napoleons Schwestern lebt nur noch Madame Karoline, Murats Gemahlin.

Für die Unsterblichkeit gibt es keine größere Bewunderung, als wenn das Genie zufällig eine Schwester hat. Eine Schwester erkennt den Abstand der Alltäglichkeit von ihrem Bruder ungemein tief, und kleidet sich gern mit dem Prunk des Ruhms, wenn der Held nicht die Muße hat, ihn selbst zur Schau zu tragen.

Napoleon liebte seine Schwestern zärtlich. Ihren Beifall nahm er für überirdische Weissagung, wie einst der alte Gallier; ihr Widerstand imponirte ihm oder machte ihn lachen. Er verzieh ihnen ihr heißes Blut, das er durch sein eigenes entschuldigte, und würde die Aufopferung seiner Schwester Pauline, der Fürstin Borgbese, die sein Exil in St. Helena theilen wollte, so tief empfunden haben, wie jene kindliche Zärtlichkeit des jungen Reichstadt, als der kleine Knabe an den gefesselten Prometheus, seinen lieben Papa, einen heimlichen Brief schrieb, wobei ihm eine verschwiegene und gefühlvolle Gouvernante die Hand führte. Doch überraschte sie der Tod.

Ihre Schwester Elisa starb später in Triest, zwei junge Fürsten Bacciochi hinterlassend, von welchen der eine auf Korsika wohnt, der andere aber im verwichenen Jahre bei einem Pferdesturz verunglückte.

Die weitern von hier aus strömenden Descendenzen verschwimmen allmählig in das breite Niveau der zahllosen italienischen Marchesen.

Hie und da trifft man Personen, welche einen Tropfen vom Napoleonischen Familienblute haben und vor denen der geschichtliche Enthusiasmus gern den Hut abnimmt. Man sieht diese dritten und vierten Glieder der großen Generation oft im Theater, und staunt an die Physiognomien, welche noch immer olivenfarbig spielen, das schwarze glatte Haar, das die breite Stirn beschattet, das mächtig zermalmende Kinn, die untersetzte Statur mit einer hervorquellenden Anlage zum Fettwerden. Diese unverkennbar gezeichneten Spätlinge verstehen die Richtung der Lorgnetten wohl, richten sich dann stolz auf, und legen die Arme übereinander, um uns vollends zu täuschen. Einige auch schlagen die Augen nieder, und schämen sich, weil das Schicksal so unbarmherzig mit ihnen Versteckens gespielt hat. Zu der Oper hat aber das Parterre dann noch einmal so viel Lust; denn man fühlt, daß ein Stück Weltgeschichte in der Nähe athmet.

Nur einem Seitenflügel des Hauses Napoleon gelang es, sich vor dem Zusammensturz zu retten: der Familie Leuchtenberg. Es war die edelste Emanation der Kaiserherrschaft.

Das Genie ist nicht immer glücklich; deshalb heirathete Napoleon sein Glück. Prinz Eugen wurde des großen Mannes Augapfel, der Günstling einer fast antiken Liebe. Seine Sanftmuth schmeichelte sich in Napoleons weiche Empfindung ein, seine Anstelligkeit war eine vortreffliche Gewährleistung für die Gunstbezeugungen, welche der Kaiser über ihn häufte. Prinz Eugen besaß dieselbe Humanität wie Louis Bonaparte, aber ohne Phrase, ohne Affektation; ihr Organ war nicht die Rede, sondern die Leutseligkeit. In einem militairisch so straff zusammengehaltenen Gouvernement, wie das Königreich Italien war, hatte der Regent Muße genug, die Tugenden des Friedens zu zeigen, und die blutigen Lorbeeren durch Palmen zu verdecken. Napoleon wußte, daß des Prinzen Benehmen keinen Kontrast werfen sollte, daß es keine Rolle, sondern Instinkt und Naturell war, und fürchtete die Vergötterung nicht, die Italien, excentrisch in Liebe und Haß, seinem Stellvertreter zollte. Und wenn dieser seine Erscheinung darnach einrichtete, daß sie dem Kaiser nicht auffallen mußte, wenn er einen militairischen Erfolg auf Andere übertrug, und seinen Stiefvater mit Bescheidenheit und Liebkosung umarmte, so war dies weniger Maske, als Stimmung und Einsicht in den eignen Werth, der was Energie und Beruf anlangt, seiner hohen Stellung vielleicht nicht gewachsen war. Des Prinzen Verbindung mit einer deutschen Fürstin rettete ihn vor der Degradation: seine Kinder haben sogar bei den mannichfaltigen Wechselfällen der europäischen Politik Aussicht auf Avancement erhalten. Die griechische Krone streifte nahe an dem Haupte seines ältesten Sohnes vorüber, dann die belgische; eine Schwester desselben trug einige Zeit hindurch die brasilische, eine andere ist Erbin des schwedischen, und eine dritte Erbin des hechingischen Thrones, während jener glückliche Bruder, ausgerüstet mit dem Schwerte Don Pedro's, vielleicht bald auf dem Wege ist, die Braut des Ozeans heimzuführen, und ein langes Gedicht durch einen Akt des Gesetzes zu schließen. Die Eifersucht Louis Philipps im Namen eines

seiner Söhne, noch weiß er selbst nicht, welches? verfolgt ihn; doch Liebe hilft aus Todesnetzen. Hier ist mehr als Politik; hier ist ein Roman.

Was haben die Napoleoniden von der Zukunft zu hoffen? Nichts. Ihre Protestation gegen die Geschichte überhört sowohl die Freiheit als die Legitimität. Die Privilegien ihres Blutes sind zerrissen; ja selbst die Privilegien ihres Verdienstes können nie den Umfang erreichen, wie in jener illusorischen Vergangenheit, wo sie auf Alles hoffen durften. Was sie den Einen nähmen, würde unwillkommen den Andern sein, welchen sie es geben wollten. Hier gibt es keine Initiative mehr. Der breite Despotismus des Kaisers war erträglich; aber die, welche die Despotie zerstückeln, sind den Völkern verhaßt.

Eine Universaldespotie ist eine glückliche Chance der Freiheit; denn an einem Ende sinkend, reißt sie das ganze unermeßliche Gebäude in den Untergang; während die kleinen Erben der Größe, die, welche theilen, eiserne Nägel am Sarge der Freiheit sind.

Aber eine Huldigung des Weltgeistes ist es, die die Geschichte dem Heldengrabe auf St. Helena darbringt, daß sie den Enkeln einer wunderbaren Herrschaft die Möglichkeit nimmt, ein großes Andenken schmerzlich zu machen. Starb nicht darum auch der junge Frühling im Garten von Schönbrunn, ehe er reifte und wurmstichige Früchte trug?

Eine weise Gottheit stellte an die Wiege zweifelhafter Hoffnungen den Sarg einer beweinten Vollendung, damit das glänzende Gedächtniß des Größten unsrer Tage ohne Flecken bliebe, und die Geschichte um einen Helden trauern kann, der ohne Nachahmung starb.

Der Vorhang dieses Dramas ist auf Ewig gefallen; nur Gebete sollt Ihr flüstern unter Longwoods Thränenweiden!

CXLI. Gustav Bacherer.

(1813.)

Aus den „Charakteren und Umrissen aus der würtembergischen Abgeordnetenkammer."

Paul Pfizer.

(Phönix 1838. Nro. 41. S. 161.)

In der Stunde des Kampfes, wenn die Meinungen, die Ansichten, die Systeme sich im heftigsten Zusammenstoß begegnen, seht Ihr zur rechten Seite Uhland's einen jugendlichen Mann sich erheben, von weichem, großem Wuchse, ohne alle dramatische Bewegung, anspruchslos, mit einer Miene, die auf den ersten Blick einige Schüchternheit verrathen will. Sein Auge, durch die nächtlichen Studien geschwächt, sieht durch eine Brille, doch verdeckt diese die männliche Bescheidenheit nicht, welche auch in seinem dunklen Auge sich ausspricht. Seine langen Haare hängen ihm ziemlich weit vom Kopfe hernieder, und gar seltsam und

fast feierlich nimmt sich der lange, schwarze, parlamentarische Mantel an ihm aus, er hängt recht theologisch-aschgrau über seinen Schultern nieder.

Die Erscheinung Paul Pfizer's, so lange er nicht redet, macht auf Euch denselben Eindruck, wie die eines anderen Ehrenmannes, in dessen Aeußerem Ihr das stille Walten eines ächten Bürgersinnes zu erblicken glaubt. Doch wenn Pfizer den Mund zum Sprechen eröffnet, dann ergreift's den Zuhörer eigenthümlich und wunderbar, und man ist längere Zeit im Zweifel, ob diese kernhafte, nicht funkensprühende, aber um glühende Lava gehüllte Sprache wirklich, wie es äußerlich scheint, aus einem ruhigen unbewegten Elemente, und nicht aus einem verborgenen Krater emporsteige. Erst wenn man ihm eine Viertelstunde zugehört, muß man sich für die letztere Vermuthung entschließen.

Jedes seiner Worte, so kurz, so nackt und vernünftig, ist zugleich so durchgreifend und eindringlich, so scharf, zuweilen so leise tödtlich, daß es nicht auf der Flur des Friedens, sondern nur auf den Stoppelfeldern des Krieges, auf dem metallenen Grunde eines heißen Elementes den Ursprung empfangen haben kann. Ja nach der Natur des Gegenstandes, der zur Berathung gerade vorliegt, glaubt Ihr den schlanken Mann, mit dem schwarzseidnen Mantel und den geistigen Schlagschatten in dem bleichen länglichten Antlitz — um uns des allein passenden, aber etwas schauerlichen Bildes zu bedienen — an einem offenen Grabe stehen zu sehen, worin einige kostbare Schätze, etwa, damit wir doch nur auch einen Namen für sie haben, Wahrheit und Recht, begraben liegen; doch ist's nicht eine Leichenrede, die er diesen Pretiosen hält, es ist eine Rede voll stillen, aber darum nur um so schauerlicher klingenden Stahles und Erzes, mit ihr will er die gebannten Geister wieder herauf zur Höhe des Lebens beschwören. Aber auch bei minder wichtigen Fragen hört Ihr das summende Klingen solchen Getöns, wer aber nicht daran gewöhnt ist, dem möchten darob die Ohren zerspringen.

Dieser schwäbische Publizist und Parlamentsredner ist nicht nur eine der reichsten Geistesnaturen, welche in neuester Zeit Schwaben, sondern, man darf es kecklich behaupten, Deutschland hervorgebracht hat. In diesem Kopfe quillt und strömt die tiefste Spekulation, in diesem Kopfe geht die geläutertste Doktrine auf der Stütze des gesundesten Menschenverstandes, darum klingt jedes Wort aus seinem Munde, obschon physisch-bescheiden, doch so großartig und kühn, und ist den ungebildeten Geistern so gut wie den gebildeten verständlich. Aechte Wissenschaft und eine gesunde Menschennatur verfehlen ihre Wirkung nie; dies hat sich in der neuesten Geschichte bei keinem Manne so sehr, wie bei Pfizer bewiesen. Welche Wirkungen sein erstes gewaltiges Auftreten im gesammten Deutschland hervorgerufen, dies hab ich schon an einem anderen Orte ausführlich berührt, ich werde darum hier nicht in den Fehler der Wiederholung verfallen. Die deutsche Mannesjugend fühlte damals, daß ein „Briefwechsel zweier Deutschen" nur das Werk einer körnig verwandten Jugendkraft und das Produkt einer mehr als spießbürgerlichen deutschen Gesinnung sein könne, man fühlte sich, auf der einen Seite wohlthätig, auf mancher anderen aber unangenehm und widerwärtig aus der

phlegmatischen Ruhe aufgerüttelt, in der man so lange, theilweise mit dem bewußten wohlbestellten Bauche, der die Deutschen so beneidenswerth friedselig macht, sich hatte einwiegen lassen.

Die offiziose Wissenschaft, die sich im abgelaufenen Jahrzehnte schon wieder eingewöhnt hatte, vom Brodkorbe nicht mehr aufzusehen, fühlte sich von den Pfizerschen Redeperioden zu Schanden gemacht, sie anerkannte, daß schon lange kein Mensch mehr so transparent und durchdringend deutsch geschrieben, und das Journalistenthum, dessen geistige Integrität schon geraume Zeit in Schaum und Blase aufgegangen war, nahm den Briefwechsel schon um deswillen zur Hand, um wieder deutsch zu lernen und den ausgehungerten oder schon von Haus aus dürftigen Kopf mit einigen ergiebigen Ideen, mit mannhafter Geisteskost anzufüllen.

Wer die Sprache jenes Briefwechsels kennt, der begreift es, wie sein Verfasser auch auf der Rednerbühne ein Publikum, das nicht geradezu stumpfsinnig ist, fesseln kann. Pfizer's Einbildungskraft, so rege und glänzend sie sein kann, beherrscht seine durchaus philosophischen Ideen nie; Pfizer ist immer und jederzeit rationell, er ist, im Begriffe der Wissenschaft, der erste Logiker in der Kammer; aber da er das Leben nicht mit jenem äußerlich frischen Drange, mit jener lebendigen Rezeptivität, wie Hr. v. Schlaier, erfassen und zum Privat- oder Staatsgebrauche zergliedern kann, so läuft seine Logik, obgleich sie rationell genommen, schärfer und tiefer als die des gedachten ausgezeichnetsten Redners ist, doch mit derselben in Hinsicht auf deren praktischen Gebrauch kaum parallel. Pfizer's Reden sind oratorische Kunstwerke durch und durch; in ihnen ist kein Wort zu viel, kein Wort zu wenig, sie füllen gerade das Maaß und die Natur des Gegenstandes aus, über welchen sie gehalten sind. Mit so wenig deklamatorischer Aktion sie Pfizer auch vorträgt, so entgeht Euch doch die innere, die hinreißende Begeisterung nicht, auf deren Fittig sie zum Theil emporsteigen, und auch den Athem des Feuers fühlt Ihr, auf dessen Heerde die Worte geboren sind. Eigentliche Ausfälle macht Pfizer nie, sein Witz hingegen, der aber immer in einem dunkeln Hintergrunde sich hält, wie um die Scene ernster und imposanter zu machen, ist scharf, verwundend, ein schneidendes Messer setzt er sich dem Gegner geradezu an die Brust, der zuweilen die erhaltene Wunde erst bluten sieht, wenn er Pfizer's Rede gedruckt zu Gesichte bekommt. Denn das *stille* immer ruhende physische Element dieses Mannes, hält sich stets wie eine Scheide um seine Waffe, darum erkennen auch manche die letztere alsdann erst, wenn sie sie bereits bis zum Blute verwundet hat. In Pfizer ist nicht eine Linie Spießbürgerthum, das Misère philiströser Geringfügigkeiten ist ihm ein Gräuel, sein Auge hebt sich vielmehr von der Scholle der blos provinziellen, nicht selten so engherzigen Lebensinteressen weise und mächtig hinweg, und auch sein parlamentarischer Standpunkt ist immer derselbe, auf den er sich als Verfasser seines Briefwechsels gesetzt hat. Hr. Pfizer ist ganz und gar Politiker, seine Politik aber ist schwarz, roth und Gold, das will sagen, sie objectivirt sich im *deutschen Nationalismus*, deshalb haßt er so glühend und heiß den gallomänischen Liberalismus, der seine Landsleut

über alles gerne durch die überrheinischen Hähne aus dem „Schlummer" zöge, der aber in seiner blinden Leidenschaftlichkeit zu kurzsichtig ist, um den engen Stall zu sehen, in welchen der gallische Hahn die gute deutsche Henne sperren würde. Pfizer's Angriffe auf die oft besagten Bundesbeschlüsse wurden ihm von den Männern der Contreparthei als eine Inkonsequenz vorgeworfen; jene Parthei nämlich behauptete, bei Erlassung der Junibeschlüsse habe der Bundestag gerade dieselbe Grundidee vor Augen gehabt, welche Hr. Pfizer in seinem Briefwechsel aufgestellt: die Idee einer deutschen Centralkraft im Gegensatze zu den vielen souverainen Einzelkräften. Ja, der Konservatismus fügte siegreich lächelnd hinzu, Hr. Pfizer habe sich jetzt auf den Katechismus seiner liberalen Coalliirten geworfen, der den einzelnen Regierungen die oberste Bundesautorität, dem Bundestage aber die Souveränität der einzelnen Regierungen entgegenstelle, je nach Lage der Umstände und nach Maaßgabe einer geschickten Nutzanwendung für hervorstrebende Lieblingszwecke. Dieser Vorwurf war so ungegründet, als vielfach insipid, denn wessen Auge zu jener Zeit etwas schärfer als mit dem gewöhnlichen Lichte eines wässerigen Gehirnes bewaffnet war, der mußte in dieser scheinbaren Anomalie Pfizer's gerade die eiserne und unerschütterliche Konsequenz seiner Grundideen gewahren.

Pfizer ist von seinem Haupte bis zu seinen Zehen ein deutscher Charakter, Ihr mögt ihn stellen, wohin es Euch beliebt, Ihr werdet seinen Ursprung zwischen den schwäbischen Bergen nicht erkennen, Ihr werdet vor dem deutschen Urgedanken staunen, wie er bereits in dieser Natur zur Offenbarung gekommen ist. Pfizer ist Mann und Herr seiner Gesinnung; als im Jahre 1830 die würtembergische Regierung ihn wegen seines Briefwechsels glaubte väterlich zur Rede stellen zu müssen, da legte er zu deren Füßen den juristischen Amtsrock bescheiden nieder, um nicht etwa noch zu einer officiellen Zerknirschungsthräne gerührt werden zu müssen.

Pfizer's Germanismus hat mit dem Welker'schen nichts gemein, zwischen Beiden ist eine so große Kluft, wie zwischen diesen beiden Naturen; in Pfizer herrscht eine mächtige freie Spekulation über der Spitze des philosophischen Gedankens; in Welker's ganzer Erscheinung hingegen findet Ihr nicht einen abgeschlossenen Gedanken auf; in diesem Kopfe ist Alles buntgefärbte, fieberhafte Phantasie, und diese ist auch die Wurzel seines Germanismus.

Aus Pfizer's Geiste sind noch nicht alle Ideen zu Geistesthaten herausgewachsen, ihm scheint jedenfalls noch eine bedeutendere Mission von dem Herrn der Völker aufbewahrt zu sein, und die Unterrichteten wissen, welche Kräfte Pfizer auf die Wagschaale der deutschen Publicistik legt, und was diese von ihm zu halten hat.

Der deutsche Patriotismus und die deutsche Begeisterung haben heutzutage die Hämorrhoiden, Ihr kennt dies Uebel, denn die Deutschen leiden viel daran; die Deutschen handeln auf dem Sopha und hinter dem Staube ihrer Bücher, dort ruht ihr Bauch behaglich; dort können sie ungestört ihre Pfeife schmauchen, und kein kühles Lüftchen stört sie

in der Wärme ihres dicken, ihres vossisch-idyllischen Schlafrocks. Dafür aber stirbt so mancher Deutsche an der Rückendarre, wie weiland die deutsche Begeisterung, die sich vor zwanzig Jahren so groß gemacht, und Hr. Pfizer wird noch oft an ihrer Asche rütteln können: es werden Jahre vergehen, bis ein Schwan, den Untergang unsers politischen Philistrismus verkündigend, aus derselben sich erheben wird.

CXLII. Theodor Melas.

Aus „Erwin von Steinbach."

Ueber christliche Baukunst.

(Erster Theil. S. 124.)

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte Dieterich, „nun blicket auf, hier soll die Kirche stehen!" Er entrollte mit diesen Worten seine Risse, die er in der Hand trug. — Es waren große, sehr sorgfältig ausgeführte Blätter, die den ganzen Grundriß und mehrere Theile des Doms im Aufriß enthielten. Besonders viel Liebe und Fleiß war auf den perspectivischen Aufriß des schönen und wundersamen Chors verwandt, welches, erhöht am Ende des Schiffes, eine prächtige Wirkung machte. Der Meister schien in diesem kühnen Chor alle Geheimnisse seiner Kunst vereinigt zu haben, und Erwin ward von dem großen Gedanken so ergriffen, daß er Thränen vergoß und keine Worte finden konnte. Es dünkte ihm so ganz neu, was diese Verhältnisse sagten, und doch war es ihm wieder so alt bekannt, als wenn er es wohl selbst hätte machen können; ja, es war Dieterichs Geist in seiner stillsten Feier, in seinem ganzen Glauben, wie wenn er kniete, als der unsichtbare Priester, in diesem Heiligthume, und allein da mit seinem Gott war; so stiegen die hohen, herrlichen Pfeiler, dicht gedrängt, in hohe Himmelsbogen hinauf, und das reine Licht der erhabenen Fenster fiel durch farbige Seiten still und heilig auf den Altar, und zündete im Herzen eine Opferflamme, die niemals auslöschet, an.

Erwin erblickte diese Feier des frommes Greises, der weit mit seinen Augen über die Welt hinausreichte, in jeder Fensterrose, in jedem Kragstein, und die süßesten Ahnungen zukünftigen Glückes mischten sich geschwisterlich mit diesen ernsten Empfindungen.

„Wie glücklich seyd Ihr doch," sagte er nach einer langen Stille, „wie glücklich, daß Ihr Eure tiefsten und heiligsten Gedanken so rein und ohne Makel in architektonischen Linien aussprechen könnet, und das der Nachwelt hinmauern dürfet, was sonst wie Schatten und Träume verfliegt! — Ihr müßt viel wahren und frohen Lebensgenuß gehabt haben, daß die Einbildungskraft noch in Eurem Alter so ungeschwächt blieb, um die süße Sehnsucht der Jugend mit der reifen Erkenntniß des Greises, so einfachedel, in diesen Linien zu knüpfen!"

„Es ist der Glaube an meinen Erlöser," versetzte der Meister, „welcher mich immer verjüngt, und in dem uns eigentlich wohl nichts

verloren geht, was wir einmal besaßen; er giebt mir Trost und Freude, und ohne Glauben läßt sich auch keine Kirche bauen. — Ja, Du hast recht gesprochen, denn es ist mein Gemüth, meine Andacht und Liebe, was ich in diesem Bau niederlegen und der Nachwelt vermachen möchte; und solltest Du es noch erleben, mein junger Freund, daß dieses Chor vollendet steht, so denke an mich!" —

„O!" rief Erwin lebhaft bewegt, „das habt Ihr uns schon mitgethan, Euch nicht zu vergessen; hundert Kirchen nennen Euren Namen und tragen den Stempel Eures frommen Geistes; doch diesen wundersamen Riß möchte ich Eure letzten Worte nennen. — Wohl dem Lande, wo sie Eingang finden, wohl dem Fürsten, der sie geltend macht!" —

Unterdessen traten mehrere Baukünstler hinzu, um den kundigen Meister nach ihrer Arbeit zu befragen und seine Anleitung zu benutzen. Das Gespräch ward allgemeiner und wandte sich mehr auf das Wissenschaftliche und Technische, worin Erwin seine guten Kenntnisse blicken ließ. Die einzelnen Theile der Kirchenbaukunst wurden besonders durchgenommen, und manches über ihre nothwendige und zufällige Verbindung, so wie über ihre muthmaßliche Entstehung, geredet. Dieterich hörte den jungen Männern eine Weile mit Wohlgefallen zu, und nahm endlich folgendermaßen das Wort, indem er sich insonderheit an Erwin und den Meister Gerhard von Trond wandte, welcher, ihm untergeben, den Bau leitete. —

„Die einzelnen Theile einer Kirche stehen mit dem Ganzen in einem organischen Zusammenhange, und sind nur verjüngte Bilder der ersten Idee, welche der Baumeister in Andacht und Begeisterung empfangen haben muß. Sie gründen sich alle auf rein geometrische Figuren, als Rechteck, Dreieck, Vieleck, Bogen und Kreuz. — Diese Figuren sind nicht todte Linien, sondern eine jede hat ihre Seele mit ihrem besonderen Ausdrucke, welche der Künstler gleichsam aus ihren Banden entlassen und zu einer großen Harmonie wiederum verknüpfen soll. Wir arbeiten mit Steinen, wie der Orgelspieler mit Tönen, und fügen die Stäbe und Gewölbe kunstreich zusammen, wie jener die Melodien, um ihnen als dienstbaren Geistern zum Lobe Gottes die Zunge zu lösen. Darum ist der Steinschnitt so wichtig und die Fügung nicht minder. Das Geheimniß unserer freien Maurerei besteht in sich selber und kann niemals verrathen werden, denn nur der geistig Eingeweihete mag es erkennen. Dem Ungebildeten, wieviel man ihm auch sagen möchte, wird es nie offenbart; denn es ist von der besonderen Art, daß man es nicht erlernen kann, sondern erfahren muß. — Wir finden es, wie die alten Pythagoräer, in Zahl, Maaß und Gewicht. Eben wie jene die Welt aus Zahlen construirten, so construiren wir aus einfachen geometrischen Figuren, mit genauer Abwägung der Last und Kraft, des Druckes und Gegendruckes, nach Zahl, Maaß und Gewicht den Tempel des Allerhöchsten. Nun ist aber bekanntlich der Druck gegen die beiden Schenkel eines Dreiecks sehr viel geringer, als gegen die wagerechte Grundlinie eines Kragsteins, und wir können also auf jene eine weit größere Last bringen, ohne ihrer leichten Form zu schaden. — Noch

größer aber kann jene Last seyn, wenn man diese geraden Schenkelbalken in Spitzbogen verwandelt, da alsdann die Wölbung mit dem Winkel trägt, und die Gurten also keiner besondern Dicke bedürfen, um ungeheuren Lasten einen festen Widerstand zu thun. Wir stellen sie auf das Rechteck, und je spitzer ihr Giebel wird, desto mächtiger ist ihre Kraft; dagegen nach Verhältniß ihrer schlanken Formen fast alles Maaß der Last verschwindet. — So stellet sich durch das Dreieck und den Spitzbogen das reine Bild des freien Strebens in's Unendliche wider alle Erdenlast dar, und macht ein Hauptstück der christlichen Baukunst aus." —

Gerhard von Trond erwiederte hierauf: „Das reinste Gegenbild unserer deutschen Baukunst scheint mir die altgriechische zu seyn, davon wir den Minervatempel in Athen als Muster aufstellen können. — Hier finden wir nichts als gerade Linien und massive, ununterbrochene Flächen. Der Spitzbogen würde einen großen Uebelstand machen; selbst das Tonnengewölbe kommt besonders erst bei den Römern vor, welche es auf den byzantinischen Styl fortpflanzten; denn es gehört nicht zum reinen Geschmack des griechischen Alterthums. Ich muß gestehen, daß dieser reingriechische Styl auf mich in früheren Jahren einen starken Eindruck machte, indem ich Gelegenheit fand, Athen und Theben zu besuchen, und ihn an Ort und Stelle zu würdigen. — Er erhebt und beruhigt die Seele auf eine wunderbare Weise, und söhnt uns durch das wahrhaft Schöne mit der Menschheit und Natur aus — doch werden wir freilich nicht über die Natur und über die Menschheit erhoben, wie durch unsere deutsche Kunst; denn die Religion der Griechen ist auch wieder eine Natur des Endlichen und verherrlicht nur die Sinnlichkeit. Was mich bei diesen erhabenen Ruinen besonders anzog, war der instinktähnliche Trieb des Menschen, aus eben dem Geiste zu bauen, wie Gott der Herr die Berge gründete und die Felsen bricht. — Zu der Säulenordnung gaben die schlanken Baumstämme das beste Vorbild, und es bedurfte nur des Zufalls, daß ein Mädchen einen Blumenkorb auf das Kapital stellte, um aus der einfachen dorischen Säule die schöne korinthische zu bilden. In der zarten Verjüngung der Säulenformen lag das große Geheimniß der griechischen Kunst, und wir haben noch immer nicht ein Aehnliches an plastischer Schönheit in unserer christlichen Baukunst aufzuweisen. Die Säule ist in der Baukunst, möchte ich sagen, was ein edler griechischer Leib in der Skulptur ist, welcher in seiner Art für die neueren Bildhauer unerreicht bleibt. So auch hilft es zu nichts, griechische Säulen wie Garben in unseren Kirchenpfeilern zusammen zu knüpfen; sie bleiben immer plump und ohne Anmuth, weil die Säule frei stehen muß, und gleichsam jungfräulich allein seyn, um ihre freie Schönheit uns zu entfalten. — Der Grieche legte auf sie das Architrab, weil sie zum Tragen bestimmt ist, und gab ihr die edlen Kapitäle, um ihre einfache und lothrechte Schlankheit mit den wagerechten Lasten durch ein Mittelglied zu verbinden. Auf diesen massiven Kapitälen ruheten alle Balken wagerecht, lehnten sich in einer nur geringen Neigung alle Sparren an, und trugen das einfache, sehr abgeflachte Dach. — Die freien Säulenreihen bildeten, gleich einer

Baumallee, um das innere Heiligthum einen offenen Gang, welches Innere durch Thüren geschlossen und gewöhnlich durch ein Licht von oben erleuchtet wurde. — So gestalteten sich die Häuser der alten herrlichen Naturgötter selbst wieder wie eine architektonische Natur; heiter, in großartiger Anmuth, zum frohen Dienst der Sinne, um das irdische Leben zu verschönern, bis der Tod es abbrach. — Wie anders erscheint dagegen das Haus unseres Gottes, welcher durch den Christenglauben über die Natur uns erhebt, und im Tode das ewige Leben uns zeigt. — Da umfängt es uns wie ein Grabgewölbe stiller Entsagungen; wir treten Stufen hinab, statt daß jene Tempel hinauf führten; ein Feierliches, Düsteres, Unaussprechliches umgiebt uns in jenen spitzgewölbten Nebenhallen, welche zu der Haupthalle des Heiligthums leiten, wo sie unter mächtigen Pfeilern und Spitzbogen ein Gewölbe von schwindelnder Höhe tragen, der Tod sich, wie unter einem ewigen Sternhimmel, in seiner ganzen Herrlichkeit zeigt. — Schönfarbige Glaslichter, in Rosen und verklärte Gemälde gefasset, fallen durch die hochstrebenden schmalen Fenster in die dämmernden Räume, und umziehen mit den wärmsten Tönen, wundersam, lieblich und großartig, Wände, Estrich, Nischen, Gestühl und Kapellen. Wir sind nicht mehr auf Erden, es ist eine heilige Stätte der Abgeschiedenheit außerhalb der Welt; Räthsel lösen sich in Räthseln, Geheimstes tritt aus dem Geheimen hervor, Wunder aus Wundern, unergründlich sind der Bildungen Fülle, unendlich ist der Reichthum der Gestaltung an Säulen und Wänden; jede Fläche ist zahllos unterbrochen; Alles strebt in die schwindelnde Höhe, oder zieht in die unbegränzte Länge des Schiffes, und am Ende desselben, gegen Morgen, bildet sich das Allerheiligste im Chore, wo der Altar Gottes mit vielen Edelsteinen und Wachskerzen glänzet: — da ist eine Stätte des Friedens — sie steht der Haupt- und Thurmthür gegenüber, wo durch das prächtige Portal alle Welt eintritt, mit dem Auge nach dem Altar gerichtet, wo die Sonne des ewigen Lebens aufgeht, und unter uns Allen das Göttliche im Sakrament ausgetheilt wird. Da ist der Ort des stillsten, innersten und zugleich bewegtesten Lebens, und köstliche Lichter fallen von oben aus den glänzenden Fensterblumen auf den heiligen Tisch herab. Da kniet die ganze Christenheit vor der verwandelten Hostie, da wird das Opfer zur Erlösung der Welt immer von neuem gebracht; da steigen mit den heiligen Messen tausend stille Gebete der Gemeinde zum Himmel auf, und Alles, Alles, was groß und herrlich heißet auf Erden, wird da klein und eitel. — So steht hier unsers Meisters Chor im perspectivischen Aufrisse, schön gezeichnet, himmelstrebend und ewig nothwendig. — Möchte es uns nur gelingen, es so einst in Stein zu vollenden!" —

Dieterich antwortete, indem er ihm freundlich die Hand bot! „Und vollenden wir es nicht, Meister, so werden es Andere nach uns thun — genug, daß wir frisch die Hände an's Werk schlagen, und jede Stunde benutzen, um die Ehre unsers Herrn zu bauen. Doch, mein Bruder Gerhard, es sey Dir gedanket, daß Du so trefflich meine Ansichten und Gefühle aussprachst, mir zur Freude und den Gesellen

zur Erkenntniß. Man merkt es Dir an, daß Du viel gereiset bist und eine Menge bedeutender Anschauungen vor Augen hast; denn mit Worten weiß ich mich nicht so gut zu behelfen, als Du, und diese schöne Zungengewalt war mir versagt." — „Dafür bist Du auch unser Moses!" rief Gerhard von Trond. — „Und Du gewiß denn mein Bruder Aaron," entgegnete lächelnd der Meister Dieterich; „doch laßt uns vor den Bischof, unsern Herrn Pharao, hintreten," fügte er scherzend hinzu, „damit der uns den Grundstein lege, und uns ziehen lasse mit unserm Volke, um mit Steinart und Meißel in der Wüsten unserm Gotte zu dienen, denn wir sind schon lange genug durch sein verstocktes Herz geplaget worden." — Die Gesellen und Steinmetzen lachten laut, und alle drängten sich um den ehrwürdigen Meister, welcher würklich wie ein Moses, als Gesetzgeber und Prophet, unter seinem Volke dastand, und mit kurzen Worten ihr Führer war in der Kunst. —

Erwin nahm bescheiden das Wort und sprach: „Ist es denn nicht die alte Stiftshütte, welche wir erbauen wollen an dieser Stätte? Immer noch ist's eine Hütte Gottes unter den Menschen, wie der Tempel Salomons, wo der Herr unter uns wohnen will und seine Opfer empfangen! — Unser Glaube zwar hat sie verklärt in ihren Formen; aber sie steht noch auf demselben Fundamente. Wir haben einen Vorhof in den Nebenhallen, wir haben ein Heiliges in dem Schiffe der Kirche, wir haben ein Allerheiligstes in dem Chorraume. Dieser Allerheiligste aber, nachdem der Vorhang mit dem Tode Christi zerriß, ist nur durch ein Gegitter von dem Heiligen geschieden, und alles Volk kann aus der Halle in das Allerheiligste hineinschauen. — Die priesterlichen Aemter werden auch in diesem Allerheiligsten verwaltet; doch darf der würdige Kommunikant hineintreten, um den Leib seines Herrn zu empfangen. Er ist Mitglied des priesterlichen Volks, ja ist selbst ein Priester des Höchsten durch seinen ungefärbten Glauben, und ist ein lebendiger Stein im geistlichen Hause geworden. — Unser Hochaltar ist der Gnadenstuhl, so auf die Bundeslade gestellt ward. — Es sitzet noch darauf ein Unsichtbarer, doch verhüllt in dem geweiheten Sakramente, welchen die Cherubim anbetend, mit goldnen Flügeln sich deckend, von der Höhe herab beschauen, aber den kein Mensch sehen kann. — Hier ist die herrlichste Pracht zu verschwenden, an Gold, Edelsteinen und köstlichen Kleinodien; doch das Köstlichste ist der heilige Leib, dem Auge zwar verborgen, doch dem Geiste offenbar, welcher sanft und still in die reuevollen Herzen hinabsinkt und den ganzen Menschen neu machet. Dahin wenden sich alle heiligen Aemter. — Der Predigtstuhl steht mitten im Schiffe der Kirche, wie vormals der Rauchaltar, und die Opfer des Danks, die Frucht der Lippen, sind dem Herrn angenehmer, als alle Brandopfer und Wohlgerüche der sinnlichen Welt. — Der Priester verkündige sie im Namen der Gemeinde von dem kunstvollen Stuhle! Des Tisches mit den Schaubroden bedarf es nicht mehr, da er dem christlichen Volke das Wort des Lebens als ein Seelenbrot darbeut, woran ein jeder Büßende seinen Hunger nach Gerechtigkeit und Erlösung stillen kann. Doch damit er vollkommen gestillet werde, so muß er

durch den Wald der Säulenreihen erst zu dem Hochaltare treten, und dort dem Herrn sich einverleiben an seinem Fleische und Blute. — Auch der Taufstein stehet hier wie ein köstlich wundersam Gefäß, aus welchem einst seine zarteste Kindheit gehoben wurde, nachdem er mit Wasser und Geist zum Kinde Gottes auf Jesu Befehl getauft war. — Er gehet vorüber und denket an seinen heiligen Taufbund des reinen Herzens, ehe er zum Tische des Herrn hintritt und das Versöhnungsopfer aus des Priesters Hand empfängt. Er tritt wieder zurück in das Leben der Gemeinde und bringet die Frucht in Geduld! — So denke ich mir, verehrter Meister, die Bestimmung eines christlichen Tempels, welchen unsere hohe Kunst und Weisheit, Stärke und Schönheit auferbauen soll, damit er rede zu den Menschen durch späte Jahrhunderte, ja, wenn es glücket, Jahrtausende entlang! Hier ist nichts als Gottes Haus, hier ist eine Pforte des Himmels!" —

Dem begeisterten Jünglinge, welchem alle Arbeiter aufmerksam zugehört hatten, klopfte Dieterich freundlich die Wangen und sprach: „Wie sie doch glühet, mein Erwin, die feurige Wange, Du bist ja recht ein Prediger Gottes, und ich werde jung durch Deine geflügelten Worte! — Möchte unser Fürstbischof nur halb so gut sprechen, wenn der Grundstein gelegt wird, damit das arme verlassene Volk doch mehr bei dem feierlichen Zuge habe, als das bloße Gaffen und Hinstarren; denn wahrlich, es thut eine solche Seelenspeise uns Allen noth!" — Der Jüngling schwieg und küßte des Meisters Hand mit Ehrerbietung. Dieser nahm wieder das Wort, auf seine Risse weisend:

„Sehet hier," sprach er, „die Grundfigur unseres Tempels; es ist ein lateinisches Kreuz. — Diese Figur ist keineswegs zufällig, oder nur durch geschichtliche Symbole herbeigezogen, wie mancher meinet; sondern sie ist nothwendig und gehet in das Leben der Kirche über. — Das Kreuz ist der Mittelpunkt unserer Religion, so ist es auch der Grundriß unserer Kirche. Zugleich ist das Kreuz der Grundriß eines Sterns und das Symbol unseres Strebens zum Himmel. Der lange Balken dieses Kreuzes fasset vierhundert Schuh und hat drei Thüren nach Abend, der kurze hat zwei Eingänge nach Mittag und Mitternacht; da oben, wo beide sich durchschneiden und das Chor anfängt, soll dieser große kuppelförmige Thurm sich erheben, denn er verkündige der Welt: dort schlug das Herz des göttlichen Erlösers und brach für uns Alle in den Tod. — Hier aber im heiligen Chore ruhete sein dorngekröntes Haupt und rief sein Mund: „Es ist vollbracht!" Alle Aufmerksamkeit muß also hierher durch die kühnste Baukunst geleitet werden. — Licht und Form, Pracht und Stille müssen uns helfen. So sehet denn hier diese vierzehn schlanken, hochstrebenden Säulen, um welche sich sieben Kapellen rosenförmig schlingen! In der mittelsten und prächtigsten soll der goldene Reliquien-Schrein ruhen, die andern aber Grabmäler berühmter Männer werden. Die Sprengung dieses Chors beträgt nicht weniger als 150 Schuh, eine ausnehmende Höhe, und das Kreuzgewölbe desselben dienet der ganzen Kirche gleichsam zum Schlußsteine und zum königlichen Schmucke. Diesem Chore gegenüber, auf der Abendseite des

Kreuzes, öffnet sich ein großes Portal zwischen zwei Schwesterthürmen, gleichsam wie zu den Füßen unsers Erlösers gelegt, wo alle Welt in langen, feierlichen Prozessionen eingeht. — Diese Thürme haben einen Unterbau von fünf Stockwerken durch Säulen getragen. Ins Erdgeschoß eines jeden führt ein kleineres Portal und geht in die Seitenhallen. Diese Abseiten haben eine gleiche Breite mit dem Schiffe der Kirche, und nicht, wie gewöhnlich, im Verhältniß der Quadratwurzel zur Diagonale. — Statt dessen aber habe ich jede Abseite durch mittlere Säulenreihen in zwei neben einander laufende Hallen getheilt, die eben deßhalb auch einer viel kleinern Sprengung bedürfen und weit niedriger ausfallen als das Gewölbe des Schiffes. — Es sollen ernste Vorhallen zum stillen Nachdenken seyn, wo der Wanderer unter schlanken Säulen auf und nieder gehen mag, um sich zu sammeln, ehe er in die große und weite Halle des innern Heiligthums zum Gottesdienst eintritt. Hier im Schiffe erheben sich zur schwindelnden Höhe die vier und sechzig starken Riesensäulen, welche von dem Hauptportale bis zum Chorraume hinführen, und denen eben so viele Pilaster in den beiden Seitenhallen entsprechen sollen. Die großen hohen Fenster aber, welche theils in die Nebenhallen, theils über denselben, in die Haupthalle das Licht abgeben müssen, sind wie durchsichtige und farbige Wände behandelt, auf welchen die heiligen Geschichten des alten und neuen Bundes dargestellet, das Auge nicht unbeschäftigt, den Geist nicht unbelehrt lassen. Die Kapitäle der Säulen dagegen, so wie die Vorsprünge und Vertiefungen der Mauern, die Seitenwände und Spitzbogen der Thüren, die Brüstungen der Fenster, die Sparrengiebel und Krönungen sind mit Statuen von heiligen Wohlthätern der Kirche zu verzieren, wie auch die massiven Wände mit allerlei halbdurchbrochener Arbeit, in Bogen, Stäben, Knospen und Blumen zu bekleiden, so wie Mutter Natur sie reichlich ausspendet; doch hier, dem geometrischen Gesetze dienstbar, in länglichten Formen auf den schmalen, hochstrebenden Feldern dargestellt; denn das Feld ist nicht um der Bildsäule hier, sondern die Bildsäule um des architektonischen Feldes willen. — Von den Geschwisterthürmen aber, welche auf ihrem fünfgestuften Vorbaue, kühn und leicht durchbrochen, fünfhundert Schuh in die Wolken steigen, und mit vielen Ranken, Röhren und Knospen, wie eine große Blume, sich enden sollen, könnte ich euch noch vieles sagen, was nicht in diesem Risse zu bezeichnen ist; doch es mag die Zeit euch lehren, wie es wird und wächst in Sinn und Gedanken; denn es geht aus einem ähnlich einfachen Gesetze hervor, wie die Natur selbst, und ist eben deswegen auch der größesten Mannigfaltigkeit fähig. — Dieses geheime Gesetz fühlt sich mehr, als es sich nachweisen läßt; es bewegt sich vorzüglich in der heiligen Siebenzahl, welche ganz klar in den vierzehn Säulen und Krypten des Chorraums hervortritt, und aus den Winkeln des Rechtecks und Dreiecks in den vielfachsten Zusammensetzungen konstruirt, den ganzen Bau belebt." —

„So viel für heute, ihr Brüder," sprach der Meister Dieterich, rollte die Risse zusammen, und ging mit Gerhard und Erwin zum Mittagsmahle nach Hause.

CXLIII. Dr. Mises.

Aus: „Schutzmittel für die Cholera.“ *)

Zweites Kapitel.

Uebervölkerung.

(S. 8.)

Daß zu viele Menschen auf der Welt sind, darüber ist man schon lange einig, wenn es auch minder entschieden ist, welche der Menschen zu den vielen gehören. Im Allgemeinen zwar kommt die eine Hälfte der Aerzte überein, daß die andere überflüssig sey, die eine Hälfte der Candidaten, daß man die andere nicht brauche, und da dasselbe in allen Ständen und zwar reciprok zwischen beiden Hälften geschieht, so wäre auf diese Weise freilich die ganze Menschheit überflüssig. Indeß der ärgste Streit entsteht doch immer in diesem Bezuge zwischen den Reichen und Armen, den Vornehmen und Geringen. Die Reichen toleriren allerdings die Armen, doch nicht anders, als wie Menschen die Fliegen toleriren, die sie wegen ihrer Menge nicht ausrotten können, von denen sie es doch aber unbequem und widrig finden, daß sich diese unreinlichen Geschöpfe mit an ihre Schüsseln setzen wollen; — die Armen finden umgekehrt die Reichen überflüssig, ungefähr nach demselben Schlusse, den der Holzapfelbaum und Schlehbaum macht: daß wir mit schlechten Holzäpfeln und Schlehen vorlieb nehmen müssen, rührt blos daher, daß die vornehmen Bäume uns alle guten Aepfel und Pflaumen wegtragen; und sie dienen daher willig gern jedem zu Prügeln, der diesen stolzen Bäumen ihre Früchte abzuschlagen Lust hat. Freilich waren jene auch einmal Schlehen- und Holzapfelbäume, und diese können sich dazu veredlen; allein dieser Schluß liegt nicht so nahe und ist weit minder bequem, als jener.

Im Grunde kommt dieser Streit auf das allgemeine Naturgesetz heraus, daß jeder Hund, der ein Stück Knochen im Munde trägt, den Hund, der das andere Ende anfaßt, für überflüssig hält, selbst wenn es jener eher anfaßte; denn wäre jener nicht da gewesen, so hätte er selbst den Knochen finden können; und es ist gewiß, daß, wenn blos zwei Menschen auf der Welt existirten, sie doch über Uebervölkerung klagen würden, ja der Streit zwischen Kain und Abel hatte wahrscheinlich keinen andern Grund. Genau betrachtet, scheinen auch unsere jetzigen Klagen über Uebervölkerung noch keinen triftigern Grund zu haben. Es giebt in Brasilien, Nordamerika, Neuholland noch genug urbares Land, das, um es in Besitz zu nehmen, blos die Ausrottung einiger Wälder

*) „Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Von Dr. Mises. Nro. 5. Zweite Auflage. Leipzig, Leopold Voß. 1837.“ 12.

und wilder Völkerſtämme erforderte, und Leute, die ſo laut über Mangel an Arbeit klagen, fänden dort deren mehr, als ſie brauchten; allein die Wahrheit iſt, daß ſie die Arbeit überhaupt nicht brauchen. Der Menſch will nicht blos Platz zum Hauſe; nein, er will auch das Haus haben, und nicht blos das Haus, ſondern auch eine eingerichtete Stube mit einem Canapee zum Faullenzen und einem Tiſchchen decke dich. Allerdings könnte er ſich da Alles ſelbſt machen; denn Platz iſt da, Holz iſt da, Steine ſind da, Füße ſind da, nach dem leeren Platze zu wandern und Hände, Holz und Steine zuſammenzufügen; aber wie viel leichter ſcheint es dem Menſchen, in einem ſchon fertigen Haushalt einzuziehen; wenn alſo, denkt er, ein Theil von denen ſtürbe, die oder deren Voreltern das im Schweiße ihres Angeſichts erworben haben, ſo könnteſt du und deine Kinder das ohne Schweiß genießen, und hierin liegt ein Grund der Klagen über Uebervölkerung. Nicht Menſchen überhaupt, ſondern Faule und Liederliche ſind ſonach zu viel; denn an fleißigen Leuten findet noch keineswegs Uebervölkerung Statt Im Gegentheile: ein fleißiger Arbeiter, eine Magd oder ein Bedienter comme il faut, ein tüchtiger Beamter ſind Dinge heut ſo ſelten, als vor 100 Jahren, und oft mit ſchwerem Gelde nicht zu erlangen. Aber man will nicht fleißig arbeiten, nicht tüchtig und thätig ſeyn, und denkt wiederum, wenn ein Theil von denen ſtürbe, die es ſind, müßte man dann auch die Faulen und Liederlichen bezahlen.

Allerdings giebt es unglückliche Gegenden, wo die angeſtrengteſte Arbeit durch die zunehmende Vermehrung der Producte ihren Lohn nur immer mehr mindert, aber nicht die Uebervölkerung iſt deshalb anzuklagen; ja eher die entgegengeſetzte Urſache; denn würden nicht, wenn es doppelt ſo viele Menſchen gäbe, doppelt ſo viel Strümpfe und Spitzen getragen werden? Blos die Indolenz der Menſchen oder ihrer Führer, daß ſie, wie Raupen an einem abgefreſſenen Aſte, noch klumpenweis an einem erſchöpften Gewerbszweige hängen bleiben, während der Baum wohl noch viel andere grüne Zweige hat, wohin ſie ſich vertheilen könnten, iſt Schuld an ihrem Hunger. So iſt das Erzgebirge mit ſeiner ſtockenden Induſtrie ein alter abgedankter Bergmann, der vor ſeinem erſchöpften Schacht ſteht und ſeine letzten Kräfte verſchwendet, aus dem tauben Geſtein noch Gold und Silber herauszuklopfen, während in reichen Schachten daneben die edeln Metalle durch Dampf und Maſchinen ohne lebendige Kräfte mühelos zu Tage gefördert werden. Dieſe Armen ſind zu bedauern, wenn man nicht mehr für ſie thun will oder kann; aber die Armen ſind es nicht überall; denn an den meiſten Orten iſt Brod zu finden, wer es nur, anſtatt mit dem Bettelſack vor den Thüren, auf dem Felde mit dem Säetuche ſucht.

In der That fehlt es wohl im Allgemeinen an Nahrungsmitteln und ſonſtigen Producten? Im Gegentheil, geht man der Sache auf den Grund, ſo beruht die Klage der Oekonomen über Nahrungsloſigkeit nicht darauf, daß ſie zu wenig, ſondern daß ſie zu viel Korn und Kartoffeln haben, die ihnen die Arbeiter nicht abkaufen, weil ſie für ihr Geld Branntewein kaufen müſſen, um ſich den Verdruß darüber zu ver-

trinken, daß ihnen die Maschinen Schuhe und Röcke halb umsonst machen, um die sie sich sonst beinahe todt arbeiten mußten. Es ist freilich sonderbar, daß man erst Branntewein aus Korn und Kartoffeln destilliren will, und dann doch verlangt, der Rückstand solle die Leute noch eben so satt machen, als vorher. Unstreitig hat der Schöpfer Korn und Kartoffeln wachsen lassen, um gegessen zu werden, und nicht darauf gerechnet, daß man diese Producte vertrinken würde. Ist es aber Wunder, daß, wenn man die Nahrungsmittel zu Wasser macht, man auch nur Wasser übrig behält, sich zu nähren. Es ist gewiß, daß, wenn alle Feldfrüchte, die jetzt, zu Branntewein verbraucht, den Weg nach dem Kopfe nehmen, um sich dort in revolutionäre und zornige Ideen von Freiheit und Gleichheit gegen Nachbar und Staat zu verwandeln, vielmehr als Brod, Klöße und Brei den Weg nach unten einschlügen, nicht nur genug hiervon da seyn würde, um wohlfeil verkauft zu werden, sondern auch noch Geld übrig bleiben würde, es zu kaufen, Vernunft genug das Geld zu verdienen, und Dünger, die Produkte selbst wieder zu erzeugen; und der Grund ist sehr untriftig, den man anführt, daß der Branntewein zur Stärkung der Arbeit diene, denn das römische Coliseum wurde zu der Zeit gebaut, da man noch keinen Schnaps kannte, und fiel ein, da man zur Gnüge davon hatte. Blos die Verwandlung hat er hervorgebracht, daß, während sonst die Leute tranken, um zu arbeiten, sie jetzt höchstens arbeiten, um zu trinken, und sich beschweren, daß sie das Brod nicht nebenbei umsonst von der Regierung oder Armenanstalt erhalten. Man hält den Regierungen immer das Beispiel Heinrichs IV. vor, welcher sagte, er würde nicht eher ruhen, als bis er's so weit gebracht, daß jeder seiner Unterthanen des Sonntags ein Huhn im Topfe habe, wiewohl er's meines Wissens nie wirklich so weit gebracht; allein man verlangt zugleich, daß die Regierung selbst jedem das Huhn in den Topf stecke.

In Summa mögen also wohl nicht zu viel Menschen an sich da seyn; aber es sind ihrer zu viel für einander da, die sich aus Faulheit erdrücken; weil jeder, der eine faule Bärenhaut sieht, sich darauf legt, und wenn auch schon 10 andere darauf lägen, statt daß er in den Wald gehen und den Bär selbst jagen sollte, um sich bequem und allein auf die selbsterworbene Lagerstätte zu werfen. Daher setzt man ein Stockwerk über das andere und noch eins, und noch eins, bis man denkt, es ist am Ende eben so bequem, nach Amerika zu gehen und dort eine neue Parterrewohnung zu bauen, als alle Tage 6 Treppen auf und abzusteigen. Bevor es nicht so weit gekommen ist, wird sich niemand von der Stelle rühren, und wahrscheinlich dann noch nicht; denn er berechnet weislich noch die Mühe, die es ihn kostet, zur Bequemlichkeit zu gelangen. Wenn daher trotz aller Seligkeit, die man uns vom Leben im Himmel vorspiegelt, doch mehr Menschen in die Hölle, als den Himmel kommen werden, so dürfte der einzige Grund der seyn, daß sie in den Himmel eine hohe Leiter hinanzusteigen haben, während sie sich in die Hölle gleich Kopf über kollern können. Durch diese allgemeine Faulheit wird nun Europa mit seinen Städten zuletzt einem Korbe mit faulen Käsen ähnlich, worin

die Maden unter und übereinander liegen, dennoch kriecht keine in die frischen Körbe, die ein Stück davon stehen, weil die Fliege nicht gleich das Ei hineingelegt hat.

Man hat dieser Neigung der Menschen, lieber auf der Stelle, wo er geboren ist, zu verhungern und die Rübenschalen aus dem Kehricht zu lesen, weil man keinen Platz mehr findet, selbst daselbst welche zu bauen, als an einen fremden Ort zu gehen, wo der Platz die Menschen, nicht die Menschen den Platz suchen, verschiedene Namen beigelegt: Vaterlandsliebe, Geselligkeitstrieb, gemüthliches Festhalten des Gewohnten; aber bedenkt sich Jemand, nach Indien zu gehen, um einen reichen Vetter dort zu beerben? bedenken sich die Mönche und Nonnen, im Kloster der Einsamkeit zu pflegen? blos die Arbeit will man nicht außer Landes suchen. Man führt ferner an, die Armen hätten nicht einmal die Mittel, auszuwandern. Das mag wahr seyn; was würde man aber von Jemandem sagen, der aus Furcht vor dem Klettern mit aufgesperrtem Munde so lange unter einem hohen Baume voll schöner Früchte stände, in der Erwartung, daß ihm eine ohne sein Zuthun hineinfalle, bis der Hunger ihm zuletzt auch die Kräfte geraubt hinauf zu gelangen?

Es ist wahr, der Mensch kann nichts für diese Trägheit, die unter den verschiedensten schönen Titeln alle Noth über ihn bringt; denn sie ist ihm angeboren, und es hilft auch auf die Dauer kein Mittel dagegen; aber um so nöthiger werden dadurch Mittel, die der Folge derselben, dieser sogenannten Uebervölkerung der Erde, die noch kein Drittheil der Menschen trägt, die sie nähren könnte, abhelfen.

CXLIV. Aug. Freiherr von Sternberg.

Lessing und Gellert.*)

(S. 252.)

Man fuhr durch einen düstern Wald: die dunklen Föhren rauschten zu beiden Seiten des Weges über der dahin rollenden Kutsche zusammen. Der Postillon trieb eilig vorwärts, denn er fürchtete diese Gegend, berüchtigt durch kürzlich verübte Gewaltthaten, überschwemmt von unruhigem Gesindel aller Art. Das aufmerksame Ohr des alten Christian hatte schon lange verdächtige Laute durch den Wald schallen hören, prüfend blickte er den einzelnen Soldaten in die bärtigen Gesichter, welche mit Gepäck beladen, auf der Landstraße daher zogen und die sowohl durch ihre Kleidung als ihre Mienen den Uebergang von dem sehr ehrwürdigen Stande der Vaterlandsvertheidiger zu dem minder ruhmwürdigen der Landstreicher zu bilden schienen. Der Grenadier theilte seine Besorgnisse dem Schwager Postillon mit, und dieser zog wiederum den jungen Jäger hinter dem Wagen ins Vertrauen.

„Wenn wir nur ein besseres Stück Mannsbild im Wagen hätten," brummte Christian, „aber der schwächliche blasse Knirps von Professor,

*) „Lessing. Eine Novelle von A. Freiherrn von Sternberg. Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1834." 8.

und das zierliche Pastor-Söhnchen, es ist verdammt luftige Waare. Doch, Schwager, wenn es d'ran gehen sollte, so stehen wir beide noch unseren Mann, he?"

Der Postillon nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Donnerwetter," setzte der Kammerdiener seinen Discurs fort, „wie das im Wagen brummt und plappert, als säßen die zwölf kleinen Propheten drinnen, und läsen sich einander ihre Prophezeihungen vor. Aber so ist das Weibervolk. Siehst Du nichts, Schwager, auf dem Wege dort? Sperr Deine Augen auf, lieber Sohn, gib Deinen Thierchen die Fuchtel, fahr zu, fahr zu!"

Noch immer herrschte ungestört im Wagen der heitere Verkehr edler Geister, noch blühte der gedankenreiche Friede, noch flogen die leichten farbigen Bälle des Scherzes und der Freude, da machte plötzlich ein donnerndes „Halt!" den Wagen und das Gespräch zugleich stehen. Die Bonne, welche am meisten aufgelegt war, ihre Aufmerksamkeit den äußern Gegenständen zu weihen, und die von Zeit zu Zeit mit ihrer spitzigen Blondenhaube aus dem Fenster geblickt hatte, sank jetzt mit einem Schrei in die Polster des Wagens zurück. Im gleichen Moment wurde der Schlag aufgerissen, Soldaten zu Pferde und zu Fuß umgaben die Kutsche, überall sah man bärtige verwegene Gesichter hineingucken, Geschrei, Pferdegetrampel, Fragen und Gelächter tönten laut durcheinander. Es fand sich, daß man sich der Grenze einer ansehnlichen Besitzung genähert hatte, auf der ein Wachtposten errichtet worden war. Ein Mann zu Pferde sprengte jetzt an die offne Wagenthüre, er neigte sich etwas, um hineinzublicken, und fragte dann mit derber, rauher Stimme: „Was für Bagage? Wo will der Troß hin? Hab keine Permiß, ihn passiren zu lassen, heraus aus dem Karren und auf die Wache."

Christian war herabgesprungen, und drang wüthend auf den Reiter ein; dieser wehrte sich nur leicht, ein Gelächter seiner Kameraden begleitete den ungleichen Kampf.

Clarissens Stimme brachte den alten Diener nur mit Mühe zur Ruhe. Lessing und der Gelehrte verließen ihre Sitze; der letztere rief, indem er sich gegen den Reiter wandte: „Wir kommen aus der Gegend von Dresden, und haben freie Pässe bis Bautzen."

„Nichts da," schrie der Soldat, „Pässe hin, Pässe her, dergleichen gilt heutzutage nichts. Fort, hinein in die Wachtstube, dort wird man die Röcke der Herren und die Fähnchen der Mamsellen untersuchen."

Die Bonne sank ohnmächtig zurück. Getümmel, Gelächter, rohes Lärmen und Schreien von allen Seiten. Einige kecke Bursche machten Anstalt, die Damen mit Gewalt herauszukomplimentiren, doch fanden sie in Lessingen, der sich vor die Thüre hingestellt, einen tapfern Widerstand. Indessen hatte der Gelehrte die nöthigen Papiere hervorgesucht, und bestand darauf, vor den wachthabenden Offizier geführt zu werden.

„Da steht er!" rief eine Stimme, und in dem Moment trat ein junger Mann von gebietender Haltung hervor. Er warf einen prüfenden Blick auf den Wagen und die Gesellschaft, dann heftete er sein Auge verdrießlich auf die Papierr, die ihm der Gelehrte hingereicht hatte.

Schweigend umstanden ihn die Gruppe der Soldaten, so wie die Gesellschaft der unglücklichen bedrohten Reisenden. Plötzlich ging der finstere Ausdruck des Lesenden in ein freudiges Staunen über, noch einmal musterte sein Blick die Umstehenden, dann erhob er seine Stimme zur Frage: „Meine Herren, welcher von Ihnen ist der Professor Gellert?"

„Ich bin es," entgegnete der Gelehrte.

Eine lebhafte Röthe färbte die Wangen des Offiziers; seine Blicke glänzten; bescheiden nahte er sich dem ältlichen Manne, und indem er ihm eine militairische Verbeugung machte, sagte er: „Mein Herr, wir haben Befehl, Sie sowohl als Ihre Begleitung ungehindert passiren zu lassen; man weiß, daß Sie diese Straße bereisen, und ich wollte eher mich selbst der größten Gefahr aussetzen, als das mindeste Ungemach einem Manne zu fügen, den Jedermann achtet und ehrt. Steigen Sie ein, und erreichen Sie glücklich das Ziel Ihrer Reise."

Er trat mit diesen Worten zurück; zugleich entfernten sich die sämmtlichen Soldaten vom Wagen, indem sie in einer kleinen Entfernung stehen blieben, um von dort aus aufmerksame und staunende Blicke auf den Mann zu richten, der eine so plötzliche unerwartete Aenderung der Scene bewirkt hatte, und der jetzt freundlich und, wie es schien, durch die allgemeine Aufmerksamkeit befangen gemacht, vor seinen Bewunderern dastand. Als die Gesellschaft, nach erstatteten Dankbezeugungen von dem gehabten Schreck sich erholend, jetzt Anstalten traf, die Reise fortzusetzen, trat ein alter bärtiger Soldat auf Gellerten zu, und indem er ihm eine ungeschickte Verbeugung machte, rief er: „Mit Erlaubniß des Herrn Offiziers wollten wir Ihn bitten, Herr Gelehrter, daß Er uns eine seiner Fabeln hersage. Es ist nur, damit unser Einer, kommt er einmal heim zu Frau und Kind, sagen könne: ich habe auch den lieben, frommen, berühmten Professor aus Leipzig gesehen, und er hat uns eine Fabel vorerzählt.

„Halten's zu Gnaden, lieber Herr."

Gellert lächelte.

„Ja, ja," rief der Reiter, „erzählt nur, sonst nehmen wir Euch doch gefangen."

„So muß ich wohl!" entgegnete der Fabeldichter, und fing auf dem Platze, vor dem noch geöffneten Wagen stehend, umschlossen von einem aufmerksamen Kreis von Bauern und von Kriegern, die, auf ihre Gewehre gestützt, den kleinen blassen Mann in ihrer Mitte, anblickten, mit lächelndem Munde und tönender Stimme eine seiner bekanntesten Fabeln herzusagen. Es war die, welche mit den Worten beginnt:

Phlar, der so manche Nacht
Haus und Hof mit Treu bewacht u. s. w.

Als die Verse beendet waren, drückten die Zuhörer auf verschiedene Weise ihre Theilnahme und Bewunderung aus. Die alten Krieger sahen meistens stumm zu Boden nieder, Mädchen und Weiber, welche hinter den Soldatengruppen lauschten, trockneten sich mit den Schürzen die Augen; einige Bauern blickten andächtig gen Himmel, weil sie meinten, das Vorgetragene sey eine Predigt. Endlich trat, als der

Gelehrte eben wieder in den Wagen steigen wollte, ein junger Rekrut auf ihn zu, und rief lautschluchzend: „Na, leb Er wohl, Philax!“ Der Offizier und einige Soldaten lachten. Der Wagen rollte jetzt ungehindert fort. Unsere Reisenden gewannen Zeit, über dieses seltsame tragikomische Intermezzo ihres ernsten Gesprächs sich zu belustigen Dem Professor stattete man Danksagungen ab, und besonders erschöpfte sich die Bonne in Lobsprüchen und galanten Anspielungen, indem sie ihren Ritter einen neuen Orpheus nannte, dem es gelungen, die wilden Thiere des Waldes durch den Klang seiner Lyra zu bezwingen.

„Ich freue mich nur,“ entgegnete der freundliche Mann in seiner anmuthigen sanften Weise, „daß ich nun auch das Meinige zur Aufklärung und Humanität habe beitragen dürfen.“

„In der That,“ rief Clarissa, „Sie haben das friedfertigste Mittel gewählt. Ein Ziel, das unser großer König beim Donner der Kanonen, bei der Fackel der Verwüstung verfolgt, erreichen Sie spielend durch eine einzige scherzhafte Erzählung.“

Man lachte, und die gute Laune war völlig wieder hergestellt; nur unser junger Dichter saß, den Blick vor sich hingerichtet, sinnend in die Wagenecke gedrückt. Sein Geist weilte in fernen Räumen, und nur das Auge der Geliebten, das jetzt fragend auf ihm verweilte, vermochte ihn aus den seiner Phantasie angewiesenen glücklichen Regionen zurückzurufen. Auf ihre Fragen erwiederte er:

„Wie soll ich's verbergen, daß unser früheres Gespräch mich auf das lebhafteste jetzt wieder beschäftigt. Aus diesem Stoffe muß sich ein Gedicht, eine Erzählung, am besten ein Schauspiel, formen lassen.

„Sie wollen doch nicht,“ rief Clarissa, „mich und mein einfaches Erlebniß auf's Theater bringen?“

Der Dichter fuhr begeistert fort: „Wie, wenn man ein Gedicht schaffen könnte, dessen Mittelpunkt jene tiefsinnige Parabeln mit den drei Ringen bildete? Wenn Christ, Jude, Muselmann streitend aufträten, und jenes schöne Gleichniß glänzend und befriedigend die Streitfrage löste? Welche Gruppen edler Gestalten schau ich im Geiste, versammelt um das alte dunkle Räthsel der Menschheit, endlich, da keine es genügend zu lösen vermag, sich über der Stätte so vielen Elends, über dem Grabe ganzer hingemorderter Geschlechter, friedlich die Hände reichend. Ach, ich sehe sie vor mir, die Edlen, einer unter ihnen der Edelste, der zuerst und freiwillig die Versöhnung anbietet. Ein Greis muß es seyn, so zeigt ihn mir der Geist, ein Greis mit dem überströmenden Herzen eines Jünglings, weise und zugleich feurig!“

Gellert und die Gräfin blickten sich überrascht und lächelnd an. „Man sehe,“ rief der Gelehrte, „welch ein wunderliches Ding es ist um einen Dichterkopf! Da ist sogleich ein Gemälde entworfen und ausgeführt, ohne daß wir die Farben haben bereiten, die Tafel haben aufstellen sehen.“

„Ein herrliches Gedicht!“ schwärmte der Jüngling weiter; „Plan und Entwicklung einfach, doch voll Würde. Wo so große Fragen entschieden werden, darf keine geringe tändelnde Intrigue sich zeigen. Män-

ner handeln miteinander um den köstlichsten Schatz ihres Busens, ernste durch's Leben geprüfte und bewährt gefundene Männer. Der Christ, rauh, stolz — er könnte der jüngste seyn, der Muselmann stolz, doch zugleich edel, noch nicht verweichlicht in seinem strengen Prophetenglauben durch die Künste seines Serails, und dann der Hebräer — sanft, ernst, liebevoll, weise! — Von ferne könnte eine unbedeutende doch edle Liebe hineinschimmern, gleichsam ein flüchtiges Roth auf die entschleierten Bergkolosse werfend."

„Vollenden Sie es!" rief Clarissa, „verwirklichen Sie diese Ideen, sie scheinen mir eben so kühn als großartig. Ich werde dann den Ruhm haben, Ihnen den ersten Anlaß gegeben zu haben."

Der entzückte Jüngling vergaß sich und seine Umgebung, leidenschaftlich faßte er ihre Hand, und rief, indem Thränen in seinen Augen glänzten: „Besitze ich denn etwas in meinem Geist, in meinem Herzen, was Sie, Clarissa, nicht in mir hervorgerufen hätten? Ich bin Ihr, Ihr Eigenthum! Ach daß dennoch so Vieles sich trennend zwischen uns drängen darf!'

Clarissa schien auf einen Moment befangen, dann blickte sie den Begeisterten mit dem klaren Auge voll Güte und Geist an. Sie entzog ihm nicht ihre Hand, sie ließ sie ihm; doch gerade diese Ruhe und Hingebung erinnerte ihn, daß er in seiner ungestümen Regung sich habe fortreißen lassen. Gellert, um seine jungen Freunde zu schonen, hatte unterdeß ein Gespräch mit der Bonne angeknüpft; jetzt wandte er sich wieder zum Dichter und sagte: „Was jene Stoffe anbelangt, so meine ich, daß sie sich hauptsächlich aus zwei Gründen nicht wohl zur Bearbeitung für die Bühne eignen möchten. Erstlich scheint mir in der gegebenen Aufgabe zu viel Didaktisches, zu wenig dramatisches Motiv zu herrschen, und dann — ist wohl der Gegenstand selbst ganz passend? Dürfen wir wohl unsern Glauben als ein Kunstwerk behandlen, ihn nach eigensinnigen Gesetzen des Effekts modeln? Schon die Künstlichkeit der dramatischen Form, auch der allereinfachsten, würde Kälte und Zwang erscheinen lassen. Für die Eingeweihten wäre alsdann die Verhandlung zu wichtig, für die große Menge erschiene sie unbedeutend und unergötzlich."

„Wenige Jahre zurück," nahm die Gräfin das Wort, „wäre dergleichen auch gewißlich vergebliches Bemühen gewesen; indeß die gegenwärtige Zeit zeigt sich schon um Vieles vorbereiteter."

„Und soll denn die Bühne immerdar auf so niedriger Stufe stehen bleiben?" sagte Lessing. „Was diese Kunst leisten könne, ist uns vielleicht allen noch nicht klar. Mir schwebten die höchsten Muster vor. Will sich ein Dichter kraftvoll und überall hinwirkend seiner Zeit bemächtigen, will er Farbe und Richtung dem Geschmack mittheilen, mit Einem Worte, will er ganz als Dichter in der vollen Bedeutsamkeit seiner hohen Sendung erscheinen, so muß er dramatischer Dichter seyn. Unser modernes complicirtes Leben, mit seinen tausend durcheinander laufenden Fäden, seinen streitenden Gegensätzen von Herkömmlichem und Freiem ist ein Gewebe so seltsamer Art, daß das tiefste Studium des Philo-

sophen, vereinigt mit dem hellsten Seherblicke des Dichters, dazu gehört, es darzustellen, und so entsteht das Drama. Was haben wir bis jetzt in dieser Weltpoesie gehabt, und was können wir haben? Spielende Tändelei ist unser Theater, und es kann eine ernste Schule des Lebens und der Sitten seyn; geschmacklose Unnatur hat es bis jetzt gezeigt, und es ist bestimmt, die feinsten Muster des Geschmacks, die köstlichsten poetischen Gemälde zu zeigen. Wohlan, möge denn die Menge diese Ideen, welche jetzt die großen Geister beschäftigen, zuerst von der Bühne herab, in einer allgemein verständlichen Form, predigen hören."

„Ein Dichter, der diese Grundsätze ins Leben führt," rief Clarissa, „wird der Schöpfer der teutschen Bühne seyn, und nicht allein dieses, er wird die Poesie selbst, und alle mit ihr verschwisterten Künste aus dem Staube der Erniedrigung, aus dem Zwange der Schule herausheben, um sie dem frischen Leben, dem gegenwärtigen geistigen Bedürfniß anzuschließen. Und Sie, Lessing, Sie dürfen diese schönen Ziele uns zuführen."

„O mein Vaterland!" rief der Jüngling gerührt, „wenn ich dir das werden könnte! Wenn mein Name dereinst genannt würde, als der Name dessen, der unwürdige Ketten zerbrach, den erlöseten Geist einem freiern Leben entgegen führte! Doch nein, schmeichelnde Träume verführen mich. Haben Sie nicht, Clarissa, den großen Geistern Frankreichs ein für allemal den Vorrang eingeräumt?

Die Gräfin lächelte. „Zwischen unserm ersten Gespräch und dem jetzigen hat sich vieles überraschend verändert. Schon sind jene prophetischen Worte, die ich damals an den deutschen Dichter sprach, halb in Erfüllung gegangen, noch wenige Jahre, und Sie werden es ganz seyn."

Der Jüngling schwieg. Eine Pause entstand nach dieser lebhaften Rede, und endlich nahm Gellert das Wort: „So muß ich denn einsehen", sagte er, „daß ich, unter jugendlichen Geistern weilend, selbst nur noch einer vergangenen, mächtig gealterten Zeit angehöre. Grünend sproßt eine Welt um mich her, aus deren Zweigen ein heftig treibender Frühling die bunten farbigen Blüthenlichter hervorbläst. O meine Freunde, welch' eine seltsame Sache ist's um eine Zeit. Viele Geister erscheinen zu früh, andere kommen zu spät, wenn gerade das, was sie lieben und verehren, zu Grabe getragen wird. In ihrem unverstandenen Schmerze, wenn sie so dem Leichenzuge ihres Glücks folgen, erscheinen sie der Menge wohl thöricht. So bin auch ich bestimmt, die alte, genügsame, zufriedene, beschränkte, in ihren Schranken sich glücklich fühlende Welt zu Grabe zu geleiten, und an mir vorüber schreiten die jungen Geister einem neuen überraschenden Lichte entgegen. Ja wol, hatte jener treuherzige Bursche nur zu sehr recht, der mich selbst den Phylax nannte. Bin ich es denn nicht, der noch treu, still und ergeben auf der Schwelle des alten Hauses liegt, unermüdlich bewachend die Schätze des Hausherrn, und in dieser Treue nicht ahnend, daß unterdeß der alte Herr gestorben, daß eine neue glänzende Wirthschaft in den lieben bekannten Räumen eingerichtet worden?" — —

CXLV. F. G. Kühne.

1. Aus der Novelle: „Eine Quarantaine im Irrenhause.“ *)

Das Geständniß.

(S. 286.)

Durch Wald und Gebüsch sind wir nun vier Stunden in einem Zuge gefahren. Der Weg war ebenso schlecht, als unsere Eile groß. Der Mond verkroch sich oft, und die knarrende zweiräderige Kalesche, in der ich mit Victorinen saß, drohte mehrmals, zusammenzubrechen, wenn die vielen Wurzeln im Waldwege ein Hinderniß boten. Aber der Gaul hatte Muth und Kraft, und so jagten wir denn fort und haben die Grenze und die Hälfte der Tour erreicht.

Hier in der einsamen Herberge theilen sich unsere Wege. Der Capellmeister will direct nach Isebüttel, er läßt sich nicht davon abbringen, während Victorine den dringenden Wunsch verräth, nach Weimar zu fahren. Mich selbst zieht es dorthin. Sobald der Morgen graut, lasse ich anspannen; bis dahin gönne ich dem Thiere die kurze Rast. Philipp ist bereits aufgebrochen, der Capellmeister ließ ihn nicht ruhen. Sie werden bald ihr Ziel erreichen, da der junge Arzt des Weges auch hier kundig ist.

Es ist recht schaurig still in der kleinen Waldstube, die mich und Victorinen umschließt. Aus der nahen Kammer dringt der röchelnde Laut schlafender Menschen; es sind die Wirthsleute, die so einträchtig schnarchen und glücklich sind. Auch die Freundin ist still und müde, sie sitzt im alten Lehnstuhl, — ich glaube sie schläft jetzt. Ich halte meinen Arm vor das Nachtlicht, das vor mir steht, um ihr Auge zu beschatten. Mit der andern Hand schreibe ich hier mein Tagebuch. Ich bin innerlich so wach, ich möchte krähen wie ein Haushahn, wenn ich die Schläfer nicht zu wecken fürchtete. Ach, da erlischt die Leuchte. Nun ist's gut, nun haben wir Schatten, wenn nur der Mond nicht wäre!

Ich hielt eine Weile das Auge geschlossen, dann sah ich auf und erschrak heftig. Victorine stand dicht vor mir. Sie legte ihre Hände auf meine Schultern und blickte mir starr ins Angesicht. Das Mondlicht umspielte ihre weiße hohe Stirn, ihr Auge war etwas stier, die Lippe bewegte sich schnell und hastig. Himmel! sie träumt, sie ist mondsüchtig! Ich blieb in meiner Stellung wie gelähmt, wie gebannt. Ihre ganze Gestalt lehnte sich mit vollem Gewicht an meine Schulter. Ich mochte sie nicht rufen, nicht ihren Namen nennen; so ließ ich Alles ruhig an mir geschehen. Sie neigte sich so nah über mich hin, daß ich den Hauch ihrer Lippen an meiner Wange fühlte, dann sank sie matt und leise ganz an meine Brust, ihr Busen klopfte an dem meinigen, ihre Hände umschlangen meinen Nacken. Ein Schauer bebte durch meine Adern, ich wäre vor Seligkeit fast gestorben. „Du guter Mensch!“

*) Leipzig. Brockhaus. 1835.

sagte sie mit einer lispelnden Geisterstimme, die wie der Athem einer verklärten Seele klang: „Du hast mich doch wohl recht tief und wahrhaftig geliebt? — und ich Dich nicht? Ja, hätte ich lieben gedurft, ich hätte Dich geliebt. So lebe wohl, so laß uns Abschied nehmen, — einmal und nie wieder!“ Ihr zitternder Mund hing an meiner glühenden Lippe, ich konnte den Kuß nicht erwiedern, ich unterlag der Wehmuth, die wie ein Strom voll ewiger Liebe, wie der Aetherglanz eines Engels mich überflutete; ich weinte eine stille Thräne.

Der Mond hüllte sich in die Wolke und ließ uns in der traulichen Dunkelheit. So sah ich Victorinen nicht mehr, aber ich hatte und hielt sie ganz in meinen Armen. Und sie wußte nichts davon! Nur träumend hatte sie mich geküßt, und ich hatte nicht den Muth, sie auch zu küssen, eine gewisse bange Scheu hielt mich ab. Ich mochte sie nicht wecken und auch den Traum nicht weiter spielen. Jetzt schlief sie wieder recht fest, ich hatte sie bequem an meiner Brust gebettet, aber ich fürchtete ihr Erwachen, wenn das Mondlicht wieder aus der Wolke trat. So umfaßte ich sie denn sanft und leise, hob sie in die Höhe und mich mit ihr, und trug sie sacht zurück, von wo sie gekommen war, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen. Ihr Haupt lag wieder in der Lehne des Armstuhls, ihr Busen klopfte heiß und mächtig gegen den schwarzen Candidatenfrack. So lag sie nun wieder ruhig und durfte nicht erröthen, wenn sie erwachte. Ich selbst rückte meinen Stuhl ihr näher und saß still vor ihr und behütete ihren Schlaf, als das bleiche Nachtgestirn wieder mit seinem täuschenden Saum ihre Stirn versilberte. —

2. Aus der „Zeitung für die elegante Welt.“

(1837. Nro. 254.)

Deutsche Lyrik. Anastasius Grün und Carl Beck.

(S. 1013.)

Aus dem deutschen Norden bringen uns die heimischen Dichter die künstlerisch gestaltete Novelle mit der Dialektik im Stoff und im Gedankengehalt, und mit ihr die feingeschliffene Prosa und die kecke Entscheidung kritischer Weltanschauung. Die Poesie des deutschen Nordens ist in dieser Beziehung ein Atticismus. Im Süden des geliebten Vaterlandes wogt und bebt, wie um Joniens Küstenstrand, die rhythmische Fluth der Gefühlswelt. Der deutsche Süden ist vorherrschend lyrisch. Und in den Wellenschlag der süddeutschen Naturfülle taucht das gedankenschwere Vaterland so gern die müde Brust und steigt aus dem erquicklichen Bade neu gekräftigt und gesühnt wieder auf; in seinem Lächeln auf der Stirn spiegelt sich die Gewißheit von dem unversiegbaren Quell der deutschen Dichterkraft.

„Und singend einst und jubelnd
durchs alte Erdenhaus
zieht als der letzte Dichter
der letzte Mensch hinaus.“

So sang Anastasius Grün schon frühzeitig mitten-unter dem kritischen Händeringen einer denkenden Verzweiflung. Er hatte nur

eben so sehr Recht wie diese. Ist doch das deutsche Geistesleben — dieses ewige Herzklopfen Europas — groß und weit genug, um das Widerstrebendste mitzufühlen, die Pfeilschnelle des Gedankens im Gehirn mitzuempfinden und über die Lähmung der gehemmten Füße mitzutrauern! Und wo eine junge Zeit, wie Jupiter's Geliebte, auf ihren eignen Wunsch den Gott in seiner nackten Wahrheit erschaute, da stirbt sie doch nicht wie jene vor dem jähen Anblick, sie hüllt sich nur tiefer in ihre Gewande und klagt wie vom Gram der Weisheit getroffen, und selbst unter Schleiern wird ihre Klage zum Gedicht, das heißt zu einem Abbild der Wahrheiten unsers Jahrhunderts. So stirbt sie nicht und lebt fort in vielfachen Gestaltungen und erfüllt die Welt mit dem Athemzuge des jugendlichen Geistes.

Ich geselle hier zu Anastasius Grün einen Dichter, der in den Weisen seines Gesanges nichts Verwandtes mit ihm hat, sich aber in derselben Atmosphäre der Zeitideen getragen fühlt, ein geniales Kind aus dem Lande der Magyaren, Karl Beck. (Seine „Nächte" erschienen kürzlich in Leipzig bei Engelmann; in Bezug auf Anastasius Grün spreche ich hier von seinem Bande „Gedichte", wo Altes und Neues zusammengefaßt ist; Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung.) Dem partiellen Vaterlande jener wie dieser entfremdet, tragen beide ihr ganzes Deutschland im Herzen und hangen mit Bienenlippen an dem Geist des Jahrhunderts, der die Völker zur Menschheit heranbildet. In deutschen Eichen klingt ihr Lied, eine Philomele, die um verlorne Lebensgüter klagt, durch Schattengänge wandelt ihre Sehnsucht, es sind Deutschlands Schattengänge, aber das Herzklopfen ihrer Wünsche gilt der ganzen Menschenwelt. Sie singen nicht viel von eigenem Leid und Lust, die Menschheit ist ihre Person; das ist das Kennzeichen bedeutungsvoller Dichter in jetziger Zeit. Wohl macht sich die Liebe geschäftig um sie, wohl hat der Gram um versagtes Glück ihre Stirn gefurcht, aber wenn die Muße sie in schönster Stunde küßt, dann gilt ihr Lachen und ihr Weinen dem Jahrhundert, in dessen Gedankenfülle sie versunken sind mit all ihrem Lieben und Hassen, Hoffen, Glauben und Verzweifeln. Denn zu dieser Religion hat sich nun der Tiefsinn des Jahrhunderts herangebildet, daß wir den duldenden Christus, den wir Gott nennen, in der duldenden Menschheit sehen, die immerdar ans Kreuz geschlagen, ewig wieder aufsteht und den Wandel neu beginnt. Auf diesem Höhepunkt erblicken wir jene beiden Sänger, und sie sind der Erleuchtungen voll, trotz dem ihre liebsten Wünsche im Schooß der Schmerzen brüten. Wenn sie jubeln, so gilt ihr Entzücken der erlösenden Liebe, die die Welt von dem befreit, was wir Tyrann, Aberglauben, Satzung nennen; wenn sie wehklagen, so strecken sie ihre Arme wie die Trauerweide über den dunkeln See, in welchem das helle Bild der Völkerfreiheit wieder versank.* Die Sonne leuchtet ihnen dann wohl noch, der Mond wandelt seine Bahn, das Leben lockt in Busch und Hain mit tausend Vogelstimmen; allein was kümmert sie die weite Welt, wenn die Geliebte still versenkt ist in den feuchten Schooß!

Gemeinschaftlich haben beide Dichter, daß sie die Weisheit und die

Lehren ihrer Zeit in Bilder hüllen. So sprechen sie häufig in Parabeln, die zu deuten geben, und sind, während sonst die Einbildungskraft den Gedanken erleuchtet, oft von Phantasien umdunkelt. Dies trifft Anastasius Grün wie Karl Beck. In Jenem wird ein Sarkasmus laut, der die Lippen zusammendrückt, um mit seiner beißenden Schärfe nicht offen zu verwunden. In Beck verspinnt sich alles, auch der keckste Gedanke, den ihm der Geist des Jahrhunderts gibt, in träumerische Musik. Deshalb erleben die Ideen der Zeit in seinen „Nächten" ein wunderbares Mährchendasein, sie sprechen mit einander wie halbschlafende Kinder, um deren Stirn weisheitsvolle Engel ihren Fittich schwingen. Ein Naturkind aus dem Ungarnlande, mit der heißen Luft, des Lebens beste Schätze zu erobern, so kam er nach Deutschland und lehnte sein horchendes Ohr an das große Weltherz der Börne'schen Gedanken. Und was er hier erlauschte, verwebt er in seinen Nächten, wo die Geister umgehen, zu einer Welt voll morgenländischer Träume. Der Mann, dessen Tod er so schön besang, wird sein Held, der dem Schöpfer in die Lenkerhand greift, eine neue Weltordnung für die Geschlechter der Menschen ersinnt und eine neue Bibel schreibt. Ein Chaos ist noch immer auf Erden, auf eine Schöpfung wartet die Schöpfung, so lange sie nicht fertig ist, immer noch, Paradies und Sündfluth haben im Schooße des Erdenlebens noch immer ihren Segen und ihren Fluch. Am Thurme zu Babel arbeiten die Geschlechter nach wie vor, die zehn Gebote sind noch immer zu deuten, nach einem Simson, der die Philister des Herkommens erschlägt, nach einem feinen David, der mit gewandter Hand den Riesen der Tyrannei erlegt, schreien noch immer die Jahrhunderte. So lange noch in Trümmern sinkt, was die Menschen als ihr Liebstes auferbauen, so lange wird ein Jeremias seine Stimme erheben, und was das neue Testament von den sieben Bitten, vom Himmelsschlüssel und den Wundern der erlösenden Liebe verkündet, das steht noch Alles wie ein Räthsel da, an dem die Jahrhunderte, jedes nach seiner Art, zu deuten haben. So hat sich Karl Beck eine neue Bibel, die er Börne schreiben läßt, zusammengeträumt, und durch die morgenländischen Wolken seines Traumes blitzen die Wahrheiten des wachen Bewußtseins, wie es sich inmitten des deutschen Lebens gestaltet hat. Das ist der Zusammenhang des zweiten und dritten Mährchens in seinen Nächten; von den sieben Bitten sind aber noch drei verschwiegen; Börne's Tod tritt wie ein weltgeschichtlicher Censurstrich mitten in die Offenbarungen der träumerischen Prophetie. Die andern Mährchen nehmen ihre Motive aus weltlichen Zuständen und umspinnen Ereignisse der jetzigen Wirklichkeit mit Traum und Klang. Das gebeugte Judenthum, das vernichtete Polen sind vorherrschende Trümmerhaufen, auf denen des Sängers Stimme ertönt. Sollen wir einzelne Gedichte hervorheben, so müssen wir in dem „Abenteuer eines leipziger Studenten" besonders zwei als besondere Kleinode nennen: „Schiller's Haus in Gohlis" und „die verwaiste Burschenkneipe." Als abgeschlossene und vorzüglich vollendete Einzelnheiten in der neuen Bibel ließen sich „das Chaos", „das Paradies", „die 55ste Nacht" und manche andere herausstellen, obwohl die

ganze Reihe von nächtlichen Entzückungen der Phantasie als eine einzige Elegie erscheint, die nur ein Athemzug und derselbe Strom des Gefühls erzeugte.

Anastasius Grün's Gedichtsammlung besteht aus Erzeugnissen verschiedenartigen Gehaltes; es ist hier zusammengefaßt, was der Jüngling und der Mann in einer Reihe von Jahren gedacht und gefühlt. Auch hier ist die freiheitsdürstende Muse träumerisch, aber diesen gramschweren, wortharten Sänger besängt der Traum nicht selten mit Schreckbildern. Beck's Phantasie verspinnt sich oft wider Willen in eine dunkle Bilderwelt; Anastasius Grün hüllt sich absichtlich in Parabelschmuck, weil er, der Mann, der die Welt erprüfte, wohl weiß, wie schwer, wie blutig das Schwert seiner Rede trifft. Der Spartanismus seiner Gefühle liegt am deutlichsten in seiner Sprache ausgeprägt, die oft rauh, eckig und widerhaarig verschlungen ist. Er ist der Sohn einer Gebirgswelt, wo die Freiheit von den Adlern die Sprache lernt, oder vom Sturzbach, der in die Tiefe herunterfährt. So steigt er von seinem Hart herab ins Thal und redet die Sprache der ungezähmten Geister seiner Bergnatur. Seine Winterlieder sind schöner und fast zarter als seine Frühlingsklänge; selbst unter Italiens Himmel verschmäht er das weiche Gekose und die täuschende Lust des behäbigen Augenblicks, er läßt sich nicht gefangen nehmen von der schmeichlerischen Luft des Südens, er sieht nur das Elend des Geschlechts und die wirre Knechtschaft der Menge. Selten sang ein Dichter so gedankenschwere Liebeslieder, wie Anastasius Grün in seinen „Mannesthränen", „Bestimmung", „die Brücke"; die Schwere des Gedankens verdrängt beinahe die Wärme seines Gefühls. Wenn er den Rhein besingt, so hört er das Klirren der Ketten, in welchen deutsche Jugend kurzen Wahn mit langer Qual abbüßt. Am bittersten ist er, wenn er den Alpenbewohner seiner Heimath, wo sich die Freiheit und die Unschuld still verschüchtern, als das Lamm in den Fängen des Raubthiers schildert. Er hat das Recht dazu, denn der keusche Stolz seiner Gewissenhaftigkeit in dem Gedichte: „Die Muse vor Gericht", hat den Stempel der echten Freiheit des Geistes. Am schönsten malt er das Meer und den Schlachtenlärm (in dem Gedichte „Hellas"). Es ist die Poesie des Zornes, die in seinen Gesängen ertönt, und wenn er die untergegangene Größe Venedigs schildert, so durchzittert seine Seele der großartige Schmerz um die verlorene Freiheit und um die Hinfälligkeit der heiligsten Lebensgüter. In seinen „Erinnerungen an Adria" finde ich seine schönsten Gedichte; vor allen: „die Sünderin." Die Venetianer-Trias ist wunderbar schön, voll bitterer Lustigkeit. Seine Fröhlichkeit hat immer etwas Melancholisches, wie in dem Gedichte: „Der treue Gefährte", in welchem er Herrn Hypochonder schildert, oder sie hat eine sarkastische Färbung, die tragisch wirkt. Selbst sein mildestes Lied, sein „Archipelagus der Liebe", erhebt sich zu einer weltweiten Größe, die den ganzen Schmerz des Lebens in sich schließt. Und diese Poesie des Zornes ist thränenlos, was selten ist in deutscher Lyrik. Es ist eben hier der Mann, der weinen müßte; der Mann aber, wenn er statt des Schwertes nur die Thräne hat, verhüllt sein Angesicht oder zerdrückt das

und das zierliche Pastor-Söhnchen, es ist verdammt luftige Waare. Doch, Schwager, wenn es d'ran gehen sollte, so stehen wir beide noch unseren Mann, he?"

Der Postillon nickte schweigend mit dem Kopfe.

„Donnerwetter," setzte der Kammerdiener seinen Discurs fort, „wie das im Wagen brummt und plappert, als säßen die zwölf kleinen Propheten drinnen, und läsen sich einander ihre Prophezeihungen vor. Aber so ist das Weibervolk. Siehst Du nichts, Schwager, auf dem Wege dort? Sperr Deine Augen auf, lieber Sohn, gib Deinen Thierchen die Fuchtel, fahr zu, fahr zu!"

Noch immer herrschte ungestört im Wagen der heitere Verkehr edler Geister, noch blühte der gedankenreiche Friede, noch flogen die leichten farbigen Bälle des Scherzes und der Freude, da machte plötzlich ein donnerndes „Halt!" den Wagen und das Gespräch zugleich stehen. Die Bonne, welche am meisten aufgelegt war, ihre Aufmerksamkeit den äußern Gegenständen zu weihen, und die von Zeit zu Zeit mit ihrer spitzigen Blondenhaube aus dem Fenster geblickt hatte, sank jetzt mit einem Schrei in die Polster des Wagens zurück. Im gleichen Moment wurde der Schlag aufgerissen, Soldaten zu Pferde und zu Fuß umgaben die Kutsche, überall sah man bärtige verwegene Gesichter hineingucken, Geschrei, Pferdegetrampel, Fragen und Gelächter tönten laut durcheinander. Es fand sich, daß man sich der Grenze einer ansehnlichen Besitzung genähert hatte, auf der ein Wachtposten errichtet worden war. Ein Mann zu Pferde sprengte jetzt an die offne Wagenthüre, er neigte sich etwas, um hineinzublicken, und fragte dann mit derber, rauher Stimme: „Was für Bagage? Wo will der Troß hin? Hab keine Permiß, ihn passiren zu lassen, heraus aus dem Karren und auf die Wache."

Christian war herabgesprungen, und drang wüthend auf den Reiter ein; dieser wehrte sich nur leicht, ein Gelächter seiner Kameraden begleitete den ungleichen Kampf.

Clarissens Stimme brachte den alten Diener nur mit Mühe zur Ruhe. Lessing und der Gelehrte verließen ihre Sitze; der letztere rief, indem er sich gegen den Reiter wandte: „Wir kommen aus der Gegend von Dresden, und haben freie Päße bis Bautzen."

„Nichts da," schrie der Soldat, „Päße hin, Päße her, dergleichen gilt heutzutage nichts. Fort, hinein in die Wachtstube, dort wird man die Röcke der Herren und die Fähnchen der Mamsellen untersuchen."

Die Bonne sank ohnmächtig zurück. Getümmel, Gelächter, rohes Lärmen und Schreien von allen Seiten. Einige kecke Bursche machten Anstalt, die Damen mit Gewalt herauszukomplimentiren, doch fanden sie in Lessingen, der sich vor die Thüre hingestellt, einen tapfern Widerstand. Indessen hatte der Gelehrte die nöthigen Papiere hervorgesucht, und bestand darauf, vor den wachthabenden Offizier geführt zu werden.

„Da steht er!" rief eine Stimme, und in dem Moment trat ein junger Mann von gebietender Haltung hervor. Er warf einen prüfenden Blick auf den Wagen und die Gesellschaft, dann heftete er sein Auge verdrießlich auf die Papiere, die ihm der Gelehrte hingereicht hatte.

Schweigend umstanden ihn die Gruppe der Soldaten, so wie die Gesellschaft der unglücklichen bedrohten Reisenden. Plötzlich ging der finstere Ausdruck des Lesenden in ein freudiges Staunen über, noch einmal musterte sein Blick die Umstehenden, dann erhob er seine Stimme zur Frage: „Meine Herren, welcher von Ihnen ist der Professor Gellert?"

„Ich bin es," entgegnete der Gelehrte.

Eine lebhafte Röthe färbte die Wangen des Offiziers; seine Blicke glänzten; bescheiden nahte er sich dem ältlichen Manne, und indem er ihm eine militairische Verbeugung machte, sagte er: „Mein Herr, wir haben Befehl, Sie sowohl als Ihre Begleitung ungehindert passiren zu lassen; man weiß, daß Sie diese Straße bereisen, und ich wollte eher mich selbst der größten Gefahr aussetzen, als das mindeste Ungemach einem Manne zu fügen, den Jedermann achtet und ehrt. Steigen Sie ein, und erreichen Sie glücklich das Ziel Ihrer Reise."

Er trat mit diesen Worten zurück; zugleich entfernten sich die sämmtlichen Soldaten vom Wagen, indem sie in einer kleinen Entfernung stehen blieben, um von dort aus aufmerksame und staunende Blicke auf den Mann zu richten, der eine so plötzliche unerwartete Aenderung der Scene bewirkt hatte, und der jetzt freundlich und, wie es schien, durch die allgemeine Aufmerksamkeit befangen gemacht, vor seinen Bewunderern dastand. Als die Gesellschaft, nach erstatteten Dankbezeugungen von dem gehabten Schreck sich erholend, jetzt Anstalten traf, die Reise fortzusetzen, trat ein alter bärtiger Soldat auf Gellerten zu, und indem er ihm eine ungeschickte Verbeugung machte, rief er: „Mit Erlaubniß des Herrn Offiziers wollten wir Ihn bitten, Herr Gelehrter, daß Er uns eine seiner Fabeln hersage. Es ist nur, damit unser Einer, kommt er einmal heim zu Frau und Kind, sagen könne: ich habe auch den lieben, frommen, berühmten Professor aus Leipzig gesehen, und er hat uns eine Fabel vorerzählt.

„Halten's zu Gnaden, lieber Herr."

Gellert lächelte.

„Ja, ja," rief der Reiter, „erzählt nur, sonst nehmen wir Euch doch gefangen."

„So muß ich wohl!" entgegnete der Fabeldichter, und fing auf dem Platze, vor dem noch geöffneten Wagen stehend, umschlossen von einem aufmerksamen Kreis von Bauern und von Kriegern, die, auf ihre Gewehre gestützt, den kleinen blassen Mann in ihrer Mitte, anblickten, mit lächelndem Munde und tönender Stimme eine seiner bekanntesten Fabeln herzusagen. Es war die, welche mit den Worten beginnt:

Philax, der so manche Nacht
Haus und Hof mit Treu bewacht u. s. w.

Als die Verse beendet waren, drückten die Zuhörer auf verschiedene Weise ihre Theilnahme und Bewunderung aus. Die alten Krieger sahen meistens stumm zu Boden nieder, Mädchen und Weiber, welche hinter den Soldatengruppen lauschten, trockneten sich mit den Schürzen die Augen; einige Bauern blickten andächtig gen Himmel, weil sie meinten, das Vorgetragene sey eine Predigt. Endlich trat, als der

Gelehrte eben wieder in den Wagen steigen wollte, ein junger Rekrut auf ihn zu, und rief lautschluchzend: „Na, leb Er wohl, Philax!“ Der Offizier und einige Soldaten lachten. Der Wagen rollte jetzt ungehindert fort. Unsere Reisenden gewannen Zeit, über dieses seltsame tragikomische Intermezzo ihres ernsten Gesprächs sich zu belustigen. Dem Professor stattete man Danksagungen ab, und besonders erschöpfte sich die Bonne in Lobsprüchen und galanten Anspielungen, indem sie ihren Ritter einen neuen Orpheus nannte, dem es gelungen, die wilden Thiere des Waldes durch den Klang seiner Lyra zu bezwingen.

„Ich freue mich nur,“ entgegnete der freundliche Mann in seiner anmuthigen sanften Weise, „daß ich nun auch das Meinige zur Aufklärung und Humanität habe beitragen dürfen.“

„In der That,“ rief Clarissa, „Sie haben das friedfertigste Mittel gewählt. Ein Ziel, das unser großer König beim Donner der Kanonen, bei der Fackel der Verwüstung verfolgt, erreichen Sie spielend durch eine einzige scherzhafte Erzählung.“

Man lachte, und die gute Laune war völlig wieder hergestellt; nur unser junger Dichter saß, den Blick vor sich hingerichtet, sinnend in die Wagenecke gedrückt. Sein Geist weilte in fernen Räumen, und nur das Auge der Geliebten, das jetzt fragend auf ihm verweilte, vermochte ihn aus den seiner Phantasie angewiesenen glücklichen Regionen zurückzurufen. Auf ihre Fragen erwiederte er:

„Wie soll ich's verbergen, daß unser früheres Gespräch mich auf das lebhafteste jetzt wieder beschäftigt. Aus diesem Stoffe muß sich ein Gedicht, eine Erzählung, am besten ein Schauspiel, formen lassen.

„Sie wollen doch nicht,“ rief Clarissa, „mich und mein einfaches Erlebniß auf's Theater bringen?“

Der Dichter fuhr begeistert fort: „Wie, wenn man ein Gedicht schaffen könnte, dessen Mittelpunkt jene tiefsinnige Parabeln mit den drei Ringen bildete? Wenn Christ, Jude, Muselmann streitend aufträten, und jenes schöne Gleichniß glänzend und befriedigend die Streitfrage löste? Welche Gruppen edler Gestalten schau ich im Geiste, versammelt um das alte dunkle Räthsel der Menschheit, endlich, da keine es genügend zu lösen vermag, sich über der Stätte so vielen Elends, über dem Grabe ganzer hingemorderter Geschlechter, friedlich die Hände reichend. Ach, ich sehe sie vor mir, die Edlen, einer unter ihnen der Edelste, der zuerst und freiwillig die Versöhnung anbietet. Ein Greis muß es seyn, so zeigt ihn mir der Geist, ein Greis mit dem überströmenden Herzen eines Jünglings, weise und zugleich feurig!“

Gellert und die Gräfin blickten sich überrascht und lächelnd an. „Man sehe,“ rief der Gelehrte, „welch ein wunderliches Ding es ist um einen Dichterkopf! Da ist sogleich ein Gemälde entworfen und ausgeführt, ohne daß wir die Farben haben bereiten, die Tafel haben aufstellen sehen.“

„Ein herrliches Gedicht!“ schwärmte der Jüngling weiter; „Plan und Entwicklung einfach, doch voll Würde. Wo so große Fragen entschieden werden, darf keine geringe tändelnde Intrigue sich zeigen. Män-

ner handeln miteinander um den köstlichsten Schatz ihres Busens, ernste durch's Leben geprüfte und bewährt gefundene Männer. Der Christ, rauh, stolz — er könnte der jüngste seyn, der Muselmann stolz, doch zugleich edel, noch nicht verweichlicht in seinem strengen Prophetenglauben durch die Künste seines Serails, und dann der Hebräer — sanft, ernst, liebevoll, weise! — Von ferne könnte eine unbedeutende doch edle Liebe hineinschimmern, gleichsam ein flüchtiges Roth auf die entschleierten Bergkolosse werfend."

„Vollenden Sie es!" rief Clarissa, „verwirklichen Sie diese Ideen, sie scheinen mir eben so kühn als großartig. Ich werde dann den Ruhm haben, Ihnen den ersten Anlaß gegeben zu haben."

Der entzückte Jüngling vergaß sich und seine Umgebung, leidenschaftlich faßte er ihre Hand, und rief, indem Thränen in seinen Augen glänzten: „Besitze ich denn etwas in meinem Geist, in meinem Herzen, was Sie, Clarissa, nicht in mir hervorgerufen hätten? Ich bin Ihr, Ihr Eigenthum! Ach daß dennoch so Vieles sich trennend zwischen uns drängen darf!'

Clarissa schien auf einen Moment befangen, dann blickte sie den Begeisterten mit dem klaren Auge voll Güte und Geist an. Sie entzog ihm nicht ihre Hand, sie ließ sie ihm; doch gerade diese Ruhe und Hingebung erinnerte ihn, daß er in seiner ungestümen Regung sich habe fortreißen lassen. Gellert, um seine jungen Freunde zu schonen, hatte unterdeß ein Gespräch mit der Bonne angeknüpft; jetzt wandte er sich wieder zum Dichter und sagte: „Was jene Stoffe anbelangt, so meine ich, daß sie sich hauptsächlich aus zwei Gründen nicht wohl zur Bearbeitung für die Bühne eignen möchten. Erstlich scheint mir in der gegebenen Aufgabe zu viel Didaktisches, zu wenig dramatisches Motiv zu herrschen, und dann — ist wohl der Gegenstand selbst ganz passend? Dürfen wir wohl unsern Glauben als ein Kunstwerk behandlen, ihn nach eigensinnigen Gesetzen des Effekts modeln? Schon die Künstlichkeit der dramatischen Form, auch der allereinfachsten, würde Kälte und Zwang erscheinen lassen. Für die Eingeweihten wäre alsdann die Verhandlung zu wichtig, für die große Menge erschiene sie unbedeutend und unergötzlich."

„Wenige Jahre zurück," nahm die Gräfin das Wort, „wäre dergleichen auch gewißlich vergebliches Bemühen gewesen; indeß die gegenwärtige Zeit zeigt sich schon um Vieles vorbereiteter."

„Und soll denn die Bühne immerdar auf so niedriger Stufe stehen bleiben?" sagte Lessing. „Was diese Kunst leisten könne, ist uns vielleicht allen noch nicht klar. Mir schwebten die höchsten Muster vor. Will sich ein Dichter kraftvoll und überall hinwirkend seiner Zeit bemächtigen, will er Farbe und Richtung dem Geschmack mittheilen, mit Einem Worte, will er ganz als Dichter in der vollen Bedeutsamkeit seiner hohen Sendung erscheinen, so muß er dramatischer Dichter seyn. Unser modernes complicirtes Leben, mit seinen tausend durcheinander laufenden Fäden, seinen streitenden Gegensätzen von Herkömmlichem und Freiem, ist ein Gewebe so seltsamer Art, daß das tiefste Studium des Philo-

sophen, vereinigt mit dem hellsten Seherblicke des Dichters, dazu gehört, es darzustellen, und so entsteht das Drama. Was haben wir bis jetzt in dieser Weltpoesie gehabt, und was können wir haben? Spielende Tändelei ist unser Theater, und es kann eine ernste Schule des Lebens und der Sitten seyn; geschmacklose Unnatur hat es bis jetzt gezeigt, und es ist bestimmt, die feinsten Muster des Geschmacks, die köstlichsten poetischen Gemälde zu zeigen. Wohlan, möge denn die Menge diese Ideen, welche jetzt die großen Geister beschäftigen, zuerst von der Bühne herab, in einer allgemein verständlichen Form, predigen hören."

„Ein Dichter, der diese Grundsätze ins Leben führt," rief Clarissa, „wird der Schöpfer der teutschen Bühne seyn, und nicht allein dieses, er wird die Poesie selbst, und alle mit ihr verschwisterten Künste aus dem Staube der Erniedrigung, aus dem Zwange der Schule herausheben, um sie dem frischen Leben, dem gegenwärtigen geistigen Bedürfniß anzuschließen. Und Sie, Lessing, Sie dürfen diese schönen Ziele uns zuführen."

„O mein Vaterland!" rief der Jüngling gerührt, „wenn ich dir das werden könnte! Wenn mein Name dereinst genannt würde, als der Name dessen, der unwürdige Ketten zerbrach, den erlöseten Geist einem freiern Leben entgegen führte! Doch nein, schmeichelnde Träume verführen mich. Haben Sie nicht, Clarissa, den großen Geistern Frankreichs ein für allemal den Vorrang eingeräumt?

Die Gräfin lächelte. „Zwischen unserm ersten Gespräch und dem jetzigen hat sich vieles überraschend verändert. Schon sind jene prophetischen Worte, die ich damals an den deutschen Dichter sprach, halb in Erfüllung gegangen, noch wenige Jahre, und Sie werden es ganz seyn."

Der Jüngling schwieg. Eine Pause entstand nach dieser lebhaften Rede, und endlich nahm Gellert das Wort: „So muß ich denn einsehen", sagte er, „daß ich, unter jugendlichen Geistern weilend, selbst nur noch einer vergangenen, mächtig gealterten Zeit angehöre. Grünend sproßt eine Welt um mich her, aus deren Zweigen ein heftig treibender Frühling die bunten farbigen Blüthenlichter hervorbläst. O meine Freunde, welch' eine seltsame Sache ist's um eine Zeit. Viele Geister erscheinen zu früh, andere kommen zu spät, wenn gerade das, was sie lieben und verehren, zu Grabe getragen wird. In ihrem unverstandenen Schmerze, wenn sie so dem Leichenzuge ihres Glücks folgen, erscheinen sie der Menge wohl thöricht. So bin auch ich bestimmt, die alte, genügsame, zufriedene, beschränkte, in ihren Schranken sich gl[illegible] fühlende Welt zu Grabe zu geleiten, und an mir vorüber schreiten [illegible] jungen Geister einem neuen überraschenden Lichte entgegen. Ja wo[illegible] hatte jener treuherzige Bursche nur zu sehr recht, der mich selbst de[illegible] Phylax nannte. Bin ich es denn nicht, der noch treu, still und ergeb[illegible] auf der Schwelle des alten Hauses liegt, unermüdlich bewachend d[illegible] Schätze des Hausherrn, und in dieser Treue nicht ahnend, daß unte[illegible] deß der alte Herr gestorben, daß eine neue glänzende Wirthschaft i[illegible] den lieben bekannten Räumen eingerichtet worden?" — —

CXLV. F. G. Kühne.

1. Aus der Novelle: „Eine Quarantaine im Irrenhause.“ *)

Das Geständniß.

(S. 286.)

Durch Wald und Gebüsch sind wir nun vier Stunden in einem Zuge gefahren. Der Weg war ebenso schlecht, als unsere Eile groß. Der Mond verkroch sich oft, und die knarrende zweiräderige Kalesche, in der ich mit Victorinen saß, drohte mehrmals, zusammenzubrechen, wenn die vielen Wurzeln im Waldwege ein Hinderniß boten. Aber der Gaul hatte Muth und Kraft, und so jagten wir denn fort und haben die Grenze und die Hälfte der Tour erreicht.

Hier in der einsamen Herberge theilen sich unsere Wege. Der Capellmeister will direct nach Isebüttel, er läßt sich nicht davon abbringen, während Victorine den dringenden Wunsch verräth, nach Weimar zu fahren. Mich selbst zieht es dorthin. Sobald der Morgen graut, lasse ich anspannen; bis dahin gönne ich dem Thiere die kurze Rast. Philipp ist bereits aufgebrochen, der Capellmeister ließ ihn nicht ruhen. Sie werden bald ihr Ziel erreichen, da der junge Arzt des Weges auch hier kundig ist.

Es ist recht schaurig still in der kleinen Waldstube, die mich und Victorinen umschließt. Aus der nahen Kammer dringt der röchelnde Laut schlafender Menschen; es sind die Wirthsleute, die so einträchtig schnarchen und glücklich sind. Auch die Freundin ist still und müde, sie sitzt im alten Lehnstuhl, — ich glaube sie schläft jetzt. Ich halte meinen Arm vor das Nachtlicht, das vor mir steht, um ihr Auge zu beschatten. Mit der andern Hand schreibe ich hier mein Tagebuch. Ich bin innerlich so wach, ich möchte krähen wie ein Haushahn, wenn ich die Schläfer nicht zu wecken fürchtete. Ach, da erlischt die Leuchte. Nun ist's gut, nun haben wir Schatten, wenn nur der Mond nicht wäre!

Ich hielt eine Weile das Auge geschlossen, dann sah ich auf und erschrak heftig. Victorine stand dicht vor mir. Sie legte ihre Hände auf meine Schultern und blickte mir starr ins Angesicht. Das Mondlicht umspielte ihre weiße hohe Stirn, ihr Auge war etwas stier, die Lippe bewegte sich schnell und hastig. Himmel! sie träumt, sie ist mondsüchtig! Ich blieb in meiner Stellung wie gelähmt, wie gebannt. Ihre ganze Gestalt lehnte sich mit vollem Gewicht an meine Schulter. Ich mochte sie nicht rufen, nicht ihren Namen nennen; so ließ ich Alles ruhig an mir geschehen. Sie neigte sich so nah über mich hin, daß ich den Hauch ihrer Lippen an meiner Wange fühlte, dann sank sie matt und leise ganz an meine Brust, ihr Busen klopfte an dem meinigen, ihre Hände umschlangen meinen Nacken. Ein Schauer bebte durch meine Adern, ich wäre vor Seligkeit fast gestorben. „Du guter Mensch!“

*) Leipzig. Brockhaus. 1835.

sagte sie mit einer lispelnden Geisterstimme, die wie der Athem einer verklärten Seele klang: „Du hast mich doch wohl recht tief und wahrhaftig geliebt? — und ich Dich nicht? Ja, hätte ich lieben gedurft, ich hätte Dich geliebt. So lebe wohl, so laß uns Abschied nehmen, — einmal und nie wieder!“ Ihr zitternder Mund hing an meiner glühenden Lippe, ich konnte den Kuß nicht erwiedern, ich unterlag der Wehmuth, die wie ein Strom voll ewiger Liebe, wie der Aetherglanz eines Engels mich überflutete; ich weinte eine stille Thräne.

Der Mond hüllte sich in die Wolke und ließ uns in der traulichen Dunkelheit. So sah ich Victorinen nicht mehr, aber ich hatte und hielt sie ganz in meinen Armen. Und sie wußte nichts davon! Nur träumend hatte sie mich geküßt, und ich hatte nicht den Muth, sie auch zu küssen, eine gewisse bange Scheu hielt mich ab. Ich mochte sie nicht wecken und auch den Traum nicht weiter spielen. Jetzt schlief sie wieder recht fest, ich hatte sie bequem an meiner Brust gebettet, aber ich fürchtete ihr Erwachen, wenn das Mondlicht wieder aus der Wolke trat. So umfaßte ich sie denn sanft und leise, hob sie in die Höhe und mich mit ihr, und trug sie sacht zurück, von wo sie gekommen war, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen. Ihr Haupt lag wieder in der Lehne des Armstuhls, ihr Busen klopfte heiß und mächtig gegen den schwarzen Candidatenfrack. So lag sie nun wieder ruhig und durfte nicht erröthen, wenn sie erwachte. Ich selbst rückte meinen Stuhl ihr näher und saß still vor ihr und behütete ihren Schlaf, als das bleiche Nachtgestirn wieder mit seinem täuschenden Saum ihre Stirn versilberte. —

2. Aus der „Zeitung für die elegante Welt.“

(1837. Nro. 254.)

Deutsche Lyrik. Anastasius Grün und Carl Beck.

(S. 1013.)

Aus dem deutschen Norden bringen uns die heimischen Dichter die künstlerisch gestaltete Novelle mit der Dialektik im Stoff und im Gedankengehalt, und mit ihr die feingeschliffene Prosa und die kecke Entscheidung kritischer Weltanschauung. Die Poesie des deutschen Nordens ist in dieser Beziehung ein Atticismus. Im Süden des geliebten Vaterlandes wogt und bebt, wie um Joniens Küstenstrand, die rhythmische Fluth der Gefühlswelt. Der deutsche Süden ist vorherrschend lyrisch. Und in den Wellenschlag der süddeutschen Naturfülle taucht das gedankenschwere Vaterland so gern die müde Brust und steigt aus dem erquicklichen Bade neu gekräftigt und gesühnt wieder auf; in seinem Lächeln auf der Stirn spiegelt sich die Gewißheit von dem unversiegbaren Quell der deutschen Dichterkraft.

„Und singend einst und jubelnd
durchs alte Erdenhaus
zieht als der letzte Dichter
der letzte Mensch hinaus.“

So sang Anastasius Grün schon frühzeitig mitten unter dem kritischen Händeringen einer denkenden Verzweiflung. Er hatte nur

eben so sehr Recht wie diese. Ist doch das deutsche Geistesleben — dieses ewige Herzklopfen Europas — groß und weit genug, um das Widerstrebendste mitzufühlen, die Pfeilschnelle des Gedankens im Gehirn mitzuempfinden und über die Lähmung der gehemmten Füße mitzutrauern! Und wo eine junge Zeit, wie Jupiter's Geliebte, auf ihren eignen Wunsch den Gott in seiner nackten Wahrheit erschaute, da stirbt sie doch nicht wie jene vor dem jähen Anblick, sie hüllt sich nur tiefer in ihre Gewande und klagt wie vom Gram der Weisheit getroffen, und selbst unter Schleiern wird ihre Klage zum Gedicht, das heißt zu einem Abbild der Wahrheiten unsers Jahrhunderts. So stirbt sie nicht und lebt fort in vielfachen Gestaltungen und erfüllt die Welt mit dem Athemzuge des jugendlichen Geistes.

Ich geselle hier zu Anastasius Grün einen Dichter, der in den Weisen seines Gesanges nichts Verwandtes mit ihm hat, sich aber in derselben Atmosphäre der Zeitideen getragen fühlt, ein geniales Kind aus dem Lande der Magyaren, Karl Beck. (Seine „Nächte" erschienen kürzlich in Leipzig bei Engelmann; in Bezug auf Anastasius Grün spreche ich hier von seinem Bande „Gedichte", wo Altes und Neues zusammengefaßt ist; Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung.) Dem partiellen Vaterlande jener wie dieser entfremdet, tragen beide ihr ganzes Deutschland im Herzen und hangen mit Bienenlippen an dem Geist des Jahrhunderts, der die Völker zur Menschheit heranbildet. In deutschen Eichen klingt ihr Lied, eine Philomele, die um verlorne Lebensgüter klagt, durch Schattengänge wandelt ihre Sehnsucht, es sind Deutschlands Schattengänge, aber das Herzklopfen ihrer Wünsche gilt der ganzen Menschenwelt. Sie singen nicht viel von eigenem Leid und Lust, die Menschheit ist ihre Person; das ist das Kennzeichen bedeutungsvoller Dichter in jetziger Zeit. Wohl macht sich die Liebe geschäftig um sie, wohl hat der Gram um versagtes Glück ihre Stirn gefurcht, aber wenn die Muße sie in schönster Stunde küßt, dann gilt ihr Lachen und ihr Weinen dem Jahrhundert, in dessen Gedankenfülle sie versunken sind mit all ihrem Lieben und Hassen, Hoffen, Glauben und Verzweifeln. Denn zu dieser Religion hat sich nun der Tiefsinn des Jahrhunderts herangebildet, daß wir den duldenden Christus, den wir Gott nennen, in der duldenden Menschheit sehen, die immerdar ans Kreuz geschlagen, ewig wieder aufsteht und den Wandel neu beginnt. Auf diesem Höhepunkt erblicken wir jene beiden Sänger, und sie sind der Erleuchtungen voll, trotz dem ihre liebsten Wünsche im Schooß der Schmerzen brüten. Wenn sie jubeln, so gilt ihr Entzücken der erlösenden Liebe, die die Welt von dem befreit, was wir Tyrann, Aberglauben, Satzung nennen; wenn sie wehklagen, so strecken sie ihre Arme wie die Trauerweide über den dunkeln See, in welchem das helle Bild der Völkerfreiheit wieder versank. Die Sonne leuchtet ihnen dann wohl noch, der Mond wandelt seine Bahn, das Leben lockt in Busch und Hain mit tausend Vogelstimmen; allein was kümmert sie die weite Welt, wenn die Geliebte still versenkt ist in den feuchten Schooß!

Gemeinschaftlich haben beide Dichter, daß sie die Weisheit und die

Lehren ihrer Zeit in Bilder hüllen. So sprechen sie häufig in Parabeln, die zu deuten geben, und sind, während sonst die Einbildungskraft den Gedanken erleuchtet, oft von Phantasien umdunkelt. Dies trifft Anastasius Grün wie Karl Beck. In Jenem wird ein Sarkasmus laut, der die Lippen zusammendrückt, um mit seiner beißenden Schärfe nicht offen zu verwunden. In Beck verspinnt sich alles, auch der keckste Gedanke, den ihm der Geist des Jahrhunderts gibt, in träumerische Musik. Deshalb erleben die Ideen der Zeit in seinen „Nächten" ein wunderbares Mährchendasein, sie sprechen mit einander wie halbschlafende Kinder, um deren Stirn weisheitsvolle Engel ihren Fittich schwingen. Ein Naturkind aus dem Ungarnlande, mit der heißen Luft, des Lebens beste Schätze zu erobern, so kam er nach Deutschland und lehnte sein horchendes Ohr an das große Weltherz der Börne'schen Gedanken. Und was er hier erlauschte, verwebt er in seinen Nächten, wo die Geister umgehen, zu einer Welt voll morgenländischer Träume. Der Mann, dessen Tod er so schön besang, wird sein Held, der dem Schöpfer in die Lenkerhand greift, eine neue Weltordnung für die Geschlechter der Menschen ersinnt und eine neue Bibel schreibt. Ein Chaos ist noch immer auf Erden, auf eine Schöpfung wartet die Schöpfung, so lange sie nicht fertig ist, immer noch, Paradies und Sündfluth haben im Schooße des Erdenlebens noch immer ihren Segen und ihren Fluch. Am Thurme zu Babel arbeiten die Geschlechter nach wie vor, die zehn Gebote sind noch immer zu deuten, nach einem Simson, der die Philister des Herkommens erschlägt, nach einem feinen David, der mit gewandter Hand den Riesen der Tyrannei erlegt, schreien noch immer die Jahrhunderte. So lange noch in Trümmern sinkt, was die Menschen als ihr Liebstes auferbauen, so lange wird ein Jeremias seine Stimme erheben, und was das neue Testament von den sieben Bitten, vom Himmelsschlüssel und den Wundern der erlösenden Liebe verkündet, das steht noch Alles wie ein Räthsel da, an dem die Jahrhunderte, jedes nach seiner Art, zu deuten haben. So hat sich Karl Beck eine neue Bibel, die er Börne schreiben läßt, zusammengeträumt, und durch die morgenländischen Wolken seines Traumes blitzen die Wahrheiten des wachen Bewußtseins, wie es sich inmitten des deutschen Lebens gestaltet hat. Das ist der Zusammenhang des zweiten und dritten Mährchens in seinen Nächten; von den sieben Bitten sind aber noch drei verschwiegen; Börne's Tod tritt wie ein weltgeschichtlicher Censurstrich mitten in die Offenbarungen der träumerischen Prophetie. Die andern Mährchen nehmen ihre Motive aus weltlichen Zuständen und umspinnen Ereignisse der jetzigen Wirklichkeit mit Traum und Klang. Das gebeugte Judenthum, das vernichtete Polen sind vorherrschende Trümmerhaufen, auf denen des Sängers Stimme ertönt. Sollen wir einzelne Gedichte hervorheben, so müssen wir in dem „Abenteuer eines leipziger Studenten" besonders zwei als besondere Kleinode nennen: „Schiller's Haus in Gohlis" und „die verwaiste Burschenkneipe." Als abgeschlossene und vorzüglich vollendete Einzelnheiten in der neuen Bibel ließen sich „das Chaos", das Paradies", „die 55ste Nacht" und manche andere herausstellen, obwohl die

ganze Reihe von nächtlichen Entzückungen der Phantasie als eine einzige Elegie erscheint, die nur ein Athemzug und derselbe Strom des Gefühls erzeugte.

Anastasius Grün's Gedichtsammlung besteht aus Erzeugnissen verschiedenartigen Gehaltes; es ist hier zusammengefaßt, was der Jüngling und der Mann in einer Reihe von Jahren gedacht und gefühlt. Auch hier ist die freiheitsdürstende Muse träumerisch, aber diesen gramschweren, wortharten Sänger besängt der Traum nicht selten mit Schreckbildern. Beck's Phantasie verspinnt sich oft wider Willen in eine dunkle Bilderwelt; Anastasius Grün hüllt sich absichtlich in Parabelschmuck, weil er, der Mann, der die Welt erprüfte, wohl weiß, wie schwer, wie blutig das Schwert seiner Rede trifft. Der Spartanismus seiner Gefühle liegt am deutlichsten in seiner Sprache ausgeprägt, die oft rauh, eckig und widerhaarig verschlungen ist. Er ist der Sohn einer Gebirgswelt, wo die Freiheit von den Adlern die Sprache lernt, oder vom Sturzbach, der in die Tiefe herunterfährt. So steigt er von seinem Hart herab ins Thal und redet die Sprache der ungezähmten Geister seiner Bergnatur. Seine Winterlieder sind schöner und fast zarter als seine Frühlingsklänge; selbst unter Italiens Himmel verschmäht er das weiche Gekose und die täuschende Luft des behäbigen Augenblicks, er läßt sich nicht gefangen nehmen von der schmeichlerischen Luft des Südens, er sieht nur das Elend des Geschlechts und die wirre Knechtschaft der Menge. Selten sang ein Dichter so gedankenschwere Liebeslieder, wie Anastasius Grün in seinen „Mannesthränen", „Bestimmung", „die Brücke"; die Schwere des Gedankens verdrängt beinahe die Wärme seines Gefühls. Wenn er den Rhein besingt, so hört er das Klirren der Ketten, in welchen deutsche Jugend kurzen Wahn mit langer Qual abbüßt. Am bittersten ist er, wenn er den Alpenbewohner seiner Heimath, wo sich die Freiheit und die Unschuld still verschüchtern, als das Lamm in den Fängen des Raubthiers schildert. Er hat das Recht dazu, denn der keusche Stolz seiner Gewissenhaftigkeit in dem Gedichte: „Die Muse vor Gericht", hat den Stempel der echten Freiheit des Geistes. Am schönsten malt er das Meer und den Schlachtenlärm (in dem Gedichte „Hellas"). Es ist die Poesie des Zornes, die in seinen Gesängen ertönt, und wenn er die untergegangene Größe Venedigs schildert, so durchzittert seine Seele der großartige Schmerz um die verlorene Freiheit und um die Hinfälligkeit der heiligsten Lebensgüter. In seinen „Erinnerungen an Adria" finde ich seine schönsten Gedichte; vor allen: „die Sünderin." Die Venetianer-Trias ist wunderbar schön, voll bitterer Lustigkeit. Seine Fröhlichkeit hat immer etwas Melancholisches, wie in dem Gedichte: „Der treue Gefährte", in welchem er Herrn Hypochonder schildert, oder sie hat eine sarkastische Färbung, die tragisch wirkt. Selbst sein mildestes Lied, sein „Archipelagus der Liebe", erhebt sich zu einer weltweiten Größe, die den ganzen Schmerz des Lebens in sich schließt. Und diese Poesie des Zornes ist thränenlos, was selten ist in deutscher Lyrik. Es ist eben hier der Mann, der weinen müßte; der Mann aber, wenn er statt des Schwertes nur die Thräne hat, verhüllt sein Angesicht oder zerdrückt das

weiche Naß unter den Runzeln der Stirn. Hinter den Runzeln der Stirn aber brüten die Gedanken, und für die Gedanken ist das Wort und die Sprache an Schwertern reich genug. Es liegt ein großer, ein verhängnißvoller Fortschritt darin, daß die deutsche Lyrik gedankenreicher und thränenarmer geworden ist. Selbst Karl Beck, dies elegische Kind einer schwelgenden Natur, weint wenig, und dem Dichter des Hartgebirges wird die Thräne schnell zum Bergkrystall. Jener nennt seine Gedichte gepanzerte Lieder, obschon er sein festes Herz auf den weichsten Sammet der Sprache bettet. Anastasius Grün hat in der Form weit mehr Härte, in Karl Beck ist so viel Hang zur Weichheit, daß der weibliche Reim bei ihm vorherrschend ist. So ist die Gesangesweise Beider wie Berg und Thal verschieden. In Anastasius Grün ist mehr Bewußtsein, er weiß mehr um die zweischneidige Schärfe seiner Weltanschauung, deshalb ist er achtsamer auf den Gehalt seiner Poesie, denn Behutsamkeit ist nun einmal ein trauriger Zögling der Erfahrung; auf die Form aber ist er weit weniger achtsam. In Karl Beck bäumen sich die Gedanken wie Wellen auf, die die Welt bedrohen, aber das Gefühl zieht sie wieder in ihr weiches Bett, nnd die strenge Kraft verhaucht und verduftet in Bild und Musik. Aus den aufgeregten Wogen blickt es dann hervor wie reinster Perlenschaum, und sein sinnendes Auge sieht so fahrlos drein, als wenn es von der gewitterschweren Weisheit des Lebens nur träumte.

So denkt und träumt und dichtet Euch nur die Sylvesternacht hindurch dem neuen Lebensmorgen entgegen!

Anmerkungen.

LXIV. Jean Paul Friedrich **Richter**, den 21. März 1763 zu Wunsiedel geboren, Legationsrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, stirbt den 14. Nov. 1825 zu Baireuth. Der größte deutsche humoristische Schriftsteller. — Romane: Unsichtbare Loge. 3 Th.; Leben des Quintus Fixlein; Blumen-, Frucht- und Dornenstücke oder Ehestand, Tod und Hochzeit des Armenadvokaten Siebenkees. 3 Th.; der Jubelsenior; das Kampanerthal oder über die Unsterblichkeit der Seele. Titan. 4 Th.; Flegeljahre. 4 Th.; J. P. Briefe und bevorstehender Lebenslauf; Herbstblumine; Grönländische Prozesse; Katzenbergers Badereise. Wissenschaftliche Werke: Vorschule der Aesthetik. 3 Abth.; Levana oder Erziehungslehre. 2 Th.; Briefwechsel mit seinem Freunde Fr. Ch. Otto. 3 Th. 1829 — 33.

LXV. Friedrich von **Gentz**, geboren den 8. Sept. 1764 zu Breslau, k. k. Hofrath in der Hof- und Staatskanzlei zu Wien, stirbt daselbst 1832. — Vergl. Varnhagens Schilderung von Fried. Gentz, welche in seiner Sammlung mitgetheilt ist (Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang I. 194.) Mundt S. 412. Er hob die Prosa der Kabinette auf eine künstlerische und ideale Höhe. — Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien. 1816; Historisches Journal; Seine kleineren politischen Aufsätze. Die meisterhafte Proklamation in der Sammlung.

LXVI. Aug. Wilhelm von **Schlegel**, den 8. September 1767 zu Hannover geboren, Sohn Johann Ad. Schlegels, schwedischer Legationsrath, lebt seit 1818 als ordentl. Professor der Philosophie und der indischen Sprachen und Lit. zu Bonn.

Schlegel ist mit seinem Bruder Friedrich und mit Ludwig Tieck Gründer der romantischen Schule.

Die Kritik der Schlegel war mehr formal charakterisirend, ästhetisch und erhob sich selbst wieder zum Kunstwerk, wies auf das künstlerisch Vollendete hin, war weniger scharf, wie ihr das negative und philosophische Element überhaupt fehlte, wodurch sich die metaphysische Kritik Lessing's auszeichnete. — Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. 3 Thl.; Kritische Schriften. 2 Bände; Vorlesungen über Theorie und Geschichte der bildenden Kunst; Uebersetzungen des Shakspeare.

LXVII. Karl Wilhelm Freiherr von **Humboldt**, 1767 zu Berlin geboren, Diplomat, preuß. Staatsminister, lebte zuletzt außer Dienst seinen tiefen Sprachstudien auf seinem Landsitze Tegel bei Berlin, wo er 1836 starb.

Mundt sagt über ihn S. 397: Unabhängiger von bestimmten antiken Einflüssen (wie Schleiermacher), aber von dem Geist des Alterthums und dem erhabenen Sinn seiner Darstellungskunst durchdrungen, ist die Prosa Wilhelm von Humboldt's, vielleicht die gediegenste und großartigste zu der es die deutsche wissenschaftliche Diction bisher hat bringen können, und die selbst auf dem trocknen Felde grammatischer Untersuchungen eine immer rege Geistesbildung verbreitet. Die Schreibart dieses tiefsinnigen Forschers ist ebenso würdevoll als natürlich und einfach, und weiß mit Leichtigkeit das Einzelnste in die höhere Verbindung mit dem Allgemeinen zu rücken. —

Aesthetische Untersuchungen, Aufsätze in den Berliner Akademieschriften; Ueber die Kawisprache; Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt.

sophen, vereinigt mit dem hellsten Seherblicke des Dichters, dazu gehört, es darzustellen, und so entsteht das Drama. Was haben wir bis jetzt in dieser Weltpoesie gehabt, und was können wir haben? Spielende Tändelei ist unser Theater, und es kann eine ernste Schule des Lebens und der Sitten seyn; geschmacklose Unnatur hat es bis jetzt gezeigt, und es ist bestimmt, die feinsten Muster des Geschmacks, die köstlichsten poetischen Gemälde zu zeigen. Wohlan, möge denn die Menge diese Ideen, welche jetzt die großen Geister beschäftigen, zuerst von der Bühne herab, in einer allgemein verständlichen Form, predigen hören."

„Ein Dichter, der diese Grundsätze ins Leben führt," rief Clarissa, „wird der Schöpfer der teutschen Bühne seyn, und nicht allein dieses, er wird die Poesie selbst, und alle mit ihr verschwisterten Künste aus dem Staube der Erniedrigung, aus dem Zwange der Schule herausheben, um sie dem frischen Leben, dem gegenwärtigen geistigen Bedürfniß anzuschließen. Und Sie, Lessing, Sie dürfen diese schönen Ziele uns zuführen."

„O mein Vaterland!" rief der Jüngling gerührt, „wenn ich dir das werden könnte! Wenn mein Name dereinst genannt würde, als der Name dessen, der unwürdige Ketten zerbrach, den erlöseten Geist einem freiern Leben entgegen führte! Doch nein, schmeichelnde Träume verführen mich. Haben Sie nicht, Clarissa, den großen Geistern Frankreichs ein für allemal den Vorrang eingeräumt?

Die Gräfin lächelte. „Zwischen unserm ersten Gespräch und dem jetzigen hat sich vieles überraschend verändert. Schon sind jene prophetischen Worte, die ich damals an den deutschen Dichter sprach, halb in Erfüllung gegangen, noch wenige Jahre, und Sie werden es ganz seyn."

Der Jüngling schwieg. Eine Pause entstand nach dieser lebhaften Rede, und endlich nahm Gellert das Wort: „So muß ich denn einsehen", sagte er, „daß ich, unter jugendlichen Geistern weilend, selbst nur noch einer vergangenen, mächtig gealterten Zeit angehöre. Grünend sproßt eine Welt um mich her, aus deren Zweigen ein heftig treibender Frühling die bunten farbigen Blüthenlichter hervorbläst. O meine Freunde, welch' eine seltsame Sache ist's um eine Zeit. Viele Geister erscheinen zu früh, andere kommen zu spät, wenn gerade das, was sie lieben und verehren, zu Grabe getragen wird. In ihrem unverstandenen Schmerze, wenn sie so dem Leichenzuge ihres Glücks folgen, erscheinen sie der Menge wohl thöricht. So bin auch ich bestimmt, die alte, genügsame, zufriedene, beschränkte, in ihren Schranken sich glücklich fühlende Welt zu Grabe zu geleiten, und an mir vorüber schreiten die jungen Geister einem neuen überraschenden Lichte entgegen. Ja wol hatte jener treuherzige Bursche nur zu sehr recht, der mich selbst den Phylax nannte. Bin ich es denn nicht, der noch treu, still und ergeben auf der Schwelle des alten Hauses liegt, unermüdlich bewachend die Schätze des Hausherrn, und in dieser Treue nicht ahnend, daß unterdeß der alte Herr gestorben, daß eine neue glänzende Wirthschaft in den lieben bekannten Räumen eingerichtet worden?" — —

CXLV. F. G. Kühne.

1. Aus der Novelle: „Eine Quarantaine im Irrenhause.“ *)

Das Geständniß.

(S. 286.)

Durch Wald und Gebüsch sind wir nun vier Stunden in einem Zuge gefahren. Der Weg war ebenso schlecht, als unsere Eile groß. Der Mond verkroch sich oft, und die knarrende zweiräderige Kalesche, in der ich mit Victorinen saß, drohte mehrmals, zusammenzubrechen, wenn die vielen Wurzeln im Waldwege ein Hinderniß boten. Aber der Gaul hatte Muth und Kraft, und so jagten wir denn fort und haben die Grenze und die Hälfte der Tour erreicht.

Hier in der einsamen Herberge theilen sich unsere Wege. Der Capellmeister will direct nach Isebüttel, er läßt sich nicht davon abbringen, während Victorine den dringenden Wunsch verräth, nach Weimar zu fahren. Mich selbst zieht es dorthin. Sobald der Morgen graut, lasse ich anspannen; bis dahin gönne ich dem Thiere die kurze Rast. Philipp ist bereits aufgebrochen, der Capellmeister ließ ihn nicht ruhen. Sie werden bald ihr Ziel erreichen, da der junge Arzt des Weges auch hier kundig ist.

Es ist recht schaurig still in der kleinen Waldstube, die mich und Victorinen umschließt. Aus der nahen Kammer dringt der röchelnde Laut schlafender Menschen; es sind die Wirthsleute, die so einträchtig schnarchen und glücklich sind. Auch die Freundin ist still und müde, sie sitzt im alten Lehnstuhl, — ich glaube sie schläft jetzt. Ich halte meinen Arm vor das Nachtlicht, das vor mir steht, um ihr Auge zu beschatten. Mit der andern Hand schreibe ich hier mein Tagebuch. Ich bin innerlich so wach, ich möchte krähen wie ein Haushahn, wenn ich die Schläfer nicht zu wecken fürchtete. Ach, da erlischt die Leuchte. Nun ist's gut, nun haben wir Schatten, wenn nur der Mond nicht wäre!

Ich hielt eine Weile das Auge geschlossen, dann sah ich auf und erschrak heftig. Victorine stand dicht vor mir. Sie legte ihre Hände auf meine Schultern und blickte mir starr ins Angesicht. Das Mondlicht umspielte ihre weiße hohe Stirn, ihr Auge war etwas stier, die Lippe bewegte sich schnell und hastig. Himmel! sie träumt, sie ist mondsüchtig! Ich blieb in meiner Stellung wie gelähmt, wie gebannt. Ihre ganze Gestalt lehnte sich mit vollem Gewicht an meine Schulter. Ich mochte sie nicht rufen, nicht ihren Namen nennen; so ließ ich Alles ruhig an mir geschehen. Sie neigte sich so nah über mich hin, daß ich den Hauch ihrer Lippen an meiner Wange fühlte, dann sank sie matt und leise ganz an meine Brust, ihr Busen klopfte an dem meinigen, ihre Hände umschlangen meinen Nacken. Ein Schauer bebte durch meine Adern, ich wäre vor Seligkeit fast gestorben. „Du guter Mensch!“

*) Leipzig. Brockhaus. 1835.

sagte sie mit einer lispelnden Geisterstimme, die wie der Athem einer verklärten Seele klang: „Du hast mich doch wohl recht tief und wahrhaftig geliebt? — und ich Dich nicht? Ja, hätte ich lieben gedurft, ich hätte Dich geliebt. So lebe wohl, so laß uns Abschied nehmen, — einmal und nie wieder!“ Ihr zitternder Mund hing an meiner glühenden Lippe, ich konnte den Kuß nicht erwiedern, ich unterlag der Wehmuth, die wie ein Strom voll ewiger Liebe, wie der Aetherglanz eines Engels mich überflutete; ich weinte eine stille Thräne.

Der Mond hüllte sich in die Wolke und ließ uns in der traulichen Dunkelheit. So sah ich Victorinen nicht mehr, aber ich hatte und hielt sie ganz in meinen Armen. Und sie wußte nichts davon! Nur träumend hatte sie mich geküßt, und ich hatte nicht den Muth, sie auch zu küssen, eine gewisse bange Scheu hielt mich ab. Ich mochte sie nicht wecken und auch den Traum nicht weiter spielen. Jetzt schlief sie wieder recht fest, ich hatte sie bequem an meiner Brust gebettet, aber ich fürchtete ihr Erwachen, wenn das Mondlicht wieder aus der Wolke trat. So umfaßte ich sie denn sanft und leise, hob sie in die Höhe und mich mit ihr, und trug sie sacht zurück, von wo sie gekommen war, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen. Ihr Haupt lag wieder in der Lehne des Armstuhls, ihr Busen klopfte heiß und mächtig gegen den schwarzen Candidatenfrack. So lag sie nun wieder ruhig und durfte nicht erröthen, wenn sie erwachte. Ich selbst rückte meinen Stuhl ihr näher und saß still vor ihr und behütete ihren Schlaf, als das bleiche Nachtgestirn wieder mit seinem täuschenden Saum ihre Stirn versilberte. —

2. Aus der „Zeitung für die elegante Welt.“

(1837. Nro. 254.)

Deutsche Lyrik. Anastasius Grün und Carl Beck.

(S. 1013.)

Aus dem deutschen Norden bringen uns die heimischen Dichter die künstlerisch gestaltete Novelle mit der Dialektik im Stoff und im Gedankengehalt, und mit ihr die feingeschliffene Prosa und die kecke Entscheidung kritischer Weltanschauung. Die Poesie des deutschen Nordens ist in dieser Beziehung ein Atticismus. Im Süden des geliebten Vaterlandes wogt und bebt, wie um Joniens Küstenstrand, die rhythmische Fluth der Gefühlswelt. Der deutsche Süden ist vorherrschend lyrisch. Und in den Wellenschlag der süddeutschen Naturfülle taucht das gedankenschwere Vaterland so gern die müde Brust und steigt aus dem erquicklichen Bade neu gekräftigt und gesühnt wieder auf; in seinem Lächeln auf der Stirn spiegelt sich die Gewißheit von dem unversiegbaren Quell der deutschen Dichterkraft.

„Und singend einst und jubelnd
durchs alte Erdenhaus
zieht als der letzte Dichter
der letzte Mensch hinaus.“

So sang Anastasius Grün schon frühzeitig mitten-unter dem kritischen Händeringen einer denkenden Verzweiflung. Er hatte nur

eben so sehr Recht wie diese. Ist doch das deutsche Geistesleben — dieses ewige Herzklopfen Europas — groß und weit genug, um das Widerstrebendste mitzufühlen, die Pfeilschnelle des Gedankens im Gehirn mitzuempfinden und über die Lähmung der gehemmten Füße mitzutrauern! Und wo eine junge Zeit, wie Jupiter's Geliebte, auf ihren eignen Wunsch den Gott in seiner nackten Wahrheit erschaute, da stirbt sie doch nicht wie jene vor dem jähen Anblick, sie hüllt sich nur tiefer in ihre Gewande und klagt wie vom Gram der Weisheit getroffen, und selbst unter Schleiern wird ihre Klage zum Gedicht, das heißt zu einem Abbild der Wahrheiten unsers Jahrhunderts. So stirbt sie nicht und lebt fort in vielfachen Gestaltungen und erfüllt die Welt mit dem Athemzuge des jugendlichen Geistes.

Ich geselle hier zu Anastasius Grün einen Dichter, der in den Weisen seines Gesanges nichts Verwandtes mit ihm hat, sich aber in derselben Atmosphäre der Zeitideen getragen fühlt, ein geniales Kind aus dem Lande der Magyaren, Karl Beck. (Seine „Nächte" erschienen kürzlich in Leipzig bei Engelmann; in Bezug auf Anastasius Grün spreche ich hier von seinem Bande „Gedichte", wo Altes und Neues zusammengefaßt ist; Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung.) Dem partiellen Vaterlande jener wie dieser entfremdet, tragen beide ihr ganzes Deutschland im Herzen und hangen mit Bienenlippen an dem Geist des Jahrhunderts, der die Völker zur Menschheit heranbildet. In deutschen Eichen klingt ihr Lied, eine Philomele, die um verlorne Lebensgüter klagt, durch Schattengänge wandelt ihre Sehnsucht, es sind Deutschlands Schattengänge, aber das Herzklopfen ihrer Wünsche gilt der ganzen Menschenwelt. Sie singen nicht viel von eigenem Leid und Lust, die Menschheit ist ihre Person; das ist das Kennzeichen bedeutungsvoller Dichter in jetziger Zeit. Wohl macht sich die Liebe geschäftig um sie, wohl hat der Gram um versagtes Glück ihre Stirn gefurcht, aber wenn die Muße sie in schönster Stunde küßt, dann gilt ihr Lachen und ihr Weinen dem Jahrhundert, in dessen Gedankenfülle sie versunken sind mit all ihrem Lieben und Hassen, Hoffen, Glauben und Verzweifeln. Denn zu dieser Religion hat sich nun der Tiefsinn des Jahrhunderts herangebildet, daß wir den duldenden Christus, den wir Gott nennen, in der duldenden Menschheit sehen, die immerdar ans Kreuz geschlagen, ewig wieder aufsteht und den Wandel neu beginnt. Auf diesem Höhepunkt erblicken wir jene beiden Sänger, und sie sind der Erleuchtungen voll, trotz dem ihre liebsten Wünsche im Schooß der Schmerzen brüten. Wenn sie jubeln, so gilt ihr Entzücken der erlösenden Liebe, die die Welt von dem befreit, was wir Tyrann, Aberglauben, Satzung nennen; wenn sie wehklagen, so strecken sie ihre Arme wie die Trauerweide über den dunkeln See, in welchem das helle Bild der Völkerfreiheit wieder versank. Die Sonne leuchtet ihnen dann wohl noch, der Mond wandelt seine Bahn, das Leben lockt in Busch und Hain mit tausend Vogelstimmen; allein was kümmert sie die weite Welt, wenn die Geliebte still versenkt ist in den feuchten Schooß!

Gemeinschaftlich haben beide Dichter, daß sie die Weisheit und die

CXXXV. Ludolf **Wienbarg**, geboren den 25. Dezember 1802, Hofmeister bei den Söhnen des Grafen Bernstorf-Gyldenstein, lebt in Bonn, Hamburg, und im Haag, später Privatdocent in Kiel, dann in Eutin, Hamburg, Frankfurt am Main, und jetzt in Altona.

Wanderungen durch den Thierkreis. Holland, 2 Bände. Aesthetische Feldzüge. Beiträge zur neuesten Literatur.

Tüchtig, schöpferisch, derb, deutsch in Gedanken und Ausdruck.

CXXXVI. Karl **Rosenkranz**, den 23. April 1805 zu Magdeburg geboren, seit 1833 Professor der Philosophie an der Universität zu Königsberg.

Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie. 3 Theile. Zur Geschichte der deutschen Literatur. 1836.

Mundt S. 401: Unter seinen Nachfolgern (Hegels), welche sich der Mission hiervon angelegen sein lassen, seine Philosophie zu verarbeiten, hat Karl Rosenkranz ein bedeutendes Talent für wissenschaftliche Popularität gezeigt und trägt in seinen encyklopädisch umsichtigen Schriften und Aufsätzen viel dazu bei, die Interessen der Wissenschaft und der Idee mit den fortlaufenden Zeitinteressen im Niveau zu erhalten und S. 414: Mehr didaktisch conversirend, ein moderner Peripatetiker, geht Karl Rosenkranz in seinen kritischen Abhandlungen zu Werke. —

CXXXVII. Heinrich **Laube**, den 8. September 1806 zu Sprottau geboren, lebt in Leipzig, wo er 1833 die Zeitung für die elegante Welt redigirte), Braunschweig (wo er die Mitternachts-Zeitung redigirte), Berlin und Muskau.

Moderne Charakteristiken, 2 Bände, 1835. Reisenovellen, 4 Bände. Schauspielerin, Novelle. Das Glück, Novelle, 1837. Früher Redakteur der eleganten Welt und später der Mitternachtszeitung.

Laube schrieb seine früheren Novellen zwar mit Heinescher Färbung, aber mit dem bewußten Streben nach Selbstständigkeit, die er in den Charakteristiken, wo er seine nach Varnhagens Vorgang und Einwirkung mit Wahrheit, kritischem Scharfsinn, feinem Takt und Gefühl gemalten literarischen und politischen Portraits gesammelt hat. (z. B. Karl Schall, Talleyrand, Varnhagen von Ense) und in den neueren Novellen glücklich erreicht hat.

CXXXVIII. Theodor **Mundt**, geboren zu Potsdam am 19. Septbr. 1808, habilitirt sich 1835 als Privatdocent für das Fach der Aesthetik und Literaturwissenschaften in Berlin, wird jedoch im Beginne der Vorlesungen auf Betrieb des damaligen Rektors Prof. Steffens suspendirt. 1837 reist Mundt durch Belgien, Frankreich und England und lebt seither mit mannichfacher literarischer Thätigkeit beschäftigt in Berlin.

Kritische Wälder. Blätter zur Beurtheilung der Literatur, Kunst und Wissenschaft unsrer Zeit, 1834. Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen, 1835. Moderne Lebenswirren. Briefe und Zeitabenteuer eines Satzschreibers, 1834, (darin: Leichenrede auf Hegel, ausgezeichnet). Literarischer Zodiacus, Schriften in bunter Reihe zur Anregung und Unterhaltung. Redigirt von Theodor Mundt. Erster Jahrg. 1835. Zweiter Jahrg. Erstes Heft. Charlotte Stieglitz, ein Denkmal, 1835. Die Kunst der deutschen Prosa. Aesthetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. 1837. — (Die Kunst der deutschen Prosa zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste behandelt die wichtigsten Vorwürfe der deutschen Prosa: Geist und Sprache, das Verhältniß von Sprache und Gedanke, Poesie und Prosa, allgemeiner Charakter der deutschen Prosa, die Prosa der deutschen Konversation, die Satzbildung als das gestaltete Leben des Gedankens, Schönheit der Prosa, Correktheit des Stils, Verhältniß der Poesie und Prosa in der heutigen modernen Literatur; die zweite Abtheilung enthält in acht Capiteln die Geschichte der deutschen Prosa;

die dritte Abtheilung behandelt in drei Capiteln die literarischen Gattungen der Prosa.

In Mundts Schriften ist die Prosa und Poesie zu einem Stil verschmolzen, der alle Tonarten, von lyrischer Weise und Zartheit, bis zu kräftigen Fugen und den tiefen Stimmen, in sich schließt. In seiner Kunst der deutschen Prosa ist seine wissenschaftliche Diction zu einem klassischen Stil herangereift. Mundt ist stets Kritiker und Dichter zugleich und vereinigt in seinen liter. Charakteristiken Schärfe mit Wahrheit und einer dichterischen Intuition.

CXXXIX. Eduard **Duller**, den 8. November 1809 zu Wien geboren, lebt zu München, Baden-Baden, Trier, Frankfurt am Main, jetzt in Darmstadt.

Der Antichrist, 2 Bände, 1833. Das tönende Bild, 1835. Loyola, 3 Bände, 1836. Kaiser und Papst, 4 Theile, 1838. Zeitschrift Phönix 1835—1838.

CXL. Karl **Gutzkow**, am 17. März 1811 zu Berlin geboren, studirte zu Berlin und Heidelberg, lebte in Stuttgart, Frankfurt a. Main, jetzt in Hamburg als Redakteur des „Telegraphen für Deutschland."

Briefe eines Narren an eine Närrin, 1832. Maha-Guru. Geschichte eines Gottes. Roman. 2 Theile, 1833. Novellen, 1834. Oeffentliche Charaktere. 1r Theil, 1835. (Talleyrand, Martinez de la Rosa, Chateaubriand, Mehemed Ali, die Napoleoniden, Wellington, Daniel O'Connell, Dr. Francia, Armand, Harrel, Ancillon, Rothschild, der Sultan.) Zur Philosophie und Geschichte, 1836. Forum der Journal-Literatur. Eine antikrit. Quartalschrift, 1—3s Heft, 1831. Beiträge zur neuesten Literatur. (Erweiterte Sammlung und Zusammenstellung seiner Kritiken im Phönix), 1835. Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte, 1836. Seraphine, Roman, 1838. Götter, Helden, Don Quixote, 1838. Blasedow und seine Söhne, Roman, 1838. Seine kritische Wirksamkeit früher im Phönix und Lewalds Europa, jetzt im Telegraphen.

Die heutige Kritik (Mundt, Laube, Duller, Gustav Schlesier, Herrmann Marggraff, vorzüglich aber Gutzkow) charakterisirt sich (nach Herders Vorgang) als eine vergleichende und universelle.

Gutzkow besitzt von allen Kritikern die meiste Schärfe, er ist vorzugsweise negirend, charakterisirt dagegen wieder sehr meisterhaft (positiv), faßt auch die Form (formelle Schönheit) aus seinem kritischen Augenwinkel auf. Die Objectivität seiner Kritik ergibt sich oft einer leidenschaftlichen persönlichen Polemik, die sich unter eisiger Kälte verbirgt und abstößt. Sein Stil ist durchgeistigt, graziös, und cosmopolitisch productiv, ohne Vorbilder (französisch) zu verrathen; seine Darstellung bedient sich oft deutsch-nordischer Doctrinen.

CXLI. Gustav **Bacherer**, geboren den 27. Februar 1813 zu Müllheim im Großherzogthum Baden, studirte in Freiburg und München, bereiste zu wissenschaftlichen Zwecken Steiermark, die Schweiz und das Elsaß, lebte in Mannheim, Carlsruhe, Stuttgart, seit 1838 in Frankfurt am Main.

Salon deutscher Zeitgenossen (politische, literarische und gesellschaftliche Charaktere aus der Gegenwart, 1r Theil.) Silhouetten aus der badischen und aus der würtembergischen Ständeversammlung (im Phönix 1837 u. 1838).

Bacherer besitzt ein bedeutendes Talent für scharfe und drastische Charakterschilderungen, die er mit feinem psychologischem Takt entwirft und aus publicistischem Hintergrunde markig hervortreten läßt. Als Schriftsteller im schönwissenschaftlichen Gebiete ist Bacherer längsthin bekannt.

CXLII. Theodor **Melas**, pseudonym, (heißt Schwarz) und ist Pastor auf Rügen.

Erwin von Steinbach. Roman, 3 Bände. Ein Werk voll Tiefsinn und Formen-Schönheit.

CXLIII. Dr. **Mises**, pseudonym, (Professor Fechner in Leipzig). Humorist von scharf abgeschlossener Originalität.

Schutzmittel für die Cholera.

CXLIV. A. Freiherr von **Sternberg**, lebt meistens zu Weimar. Sternberg strebt in seinen Novellen seinem Vorbilde Tieck mit vielem Erfolge nach.

Novellen, 4 Theile; darin: die Zerrissenen, Lessing, Molière. Eine Novelle, Seitenstück zum Lessing. Galathea, ein Roman. Psyche, Roman. 1838.

CXLV. Ferdinand Gustav **Kühne**, lebt in Leipzig als Redakteur der Zeitung für die elegante Welt seit 1835, worin von ihm Kritiken, weibliche Charakterportraits, geistliche und weltliche Reisen durch Deutschland.

Novellen, 1831. Die beiden Magdalenen. Novelle, 1835. Eine Quarantaine im Irrenhause, Novelle aus den Papieren eines Mondsteiners, 1835. Klosternovellen (Raoul) 1838.

Mundt S. 415 sagt: Eine elegante Mitte zwischen poetischer und kritischer Behandlung hält F. G. Kühne, die Eigenthümlichkeit seines Gegenstandes tief ergreifend und die Tonart der Darstellung darnach abmessend.

Register

über

den ersten, zweiten und dritten Theil.

(Die Römische Zahl deutet den Band, die Arabische die Seitenzahl an.)

A.

	Seite
Abbt	II. 152
Abraham a St. Clara	I. 296
Abschwörungsformel	I. 10
Adrian	III. 393
Agricola	I. 173
Alberus	I. 185
Albrecht von Eyb	I. 99
Alten, die 24	I. 57
Amalie, Herzogin v. Weimar	II. 158
Ammon	III. 82
v. Archenholz	II. 208
Aristotelis Organon	I. 19
Arndt, E. M.	III. 102
Arndt, Joh.	I. 206
v. Arnim, Ludw. Achim	III. 282
v. Arnim, Bettina	III 286
Arnold	I. 316

B.

Bacherer	III. 517
Benedictusregel	I. 14
Benzel-Sternau	III. 92
Berlichingen, Götz v.	I. 170
Berthold, Bruder, deutsche Predigten	I. 26
Bertold, Bischof, deutsche Theologie	I. 147
v. Birken	I. 276
Bödmer	II. 3
Boethius	I. 18
Böhme, Jak.	I. 220
Börne, L.	III. 373
Bouterwek	III. 89
Braunschweig-Wolfenbüttel, Anton Ulrich Herzog v.	I. 284
Breitinger	II. 15
Brentano, Cl.	III. 246
Buch der Liebe	I. 229
Buchholz	I. 257
Bünau, Graf von	I. 325

C.

von Chamisso	III. 298
Claudius	II. 159

D.

Dräseke	III. 171
Duller	III. 493
Dürer, Alb.	I. 84

E.

Engel	II. 167
Erfurter Judeneid	I. 25
Eschenburg	II. 182
Etterlyn, Petermann	I. 115
Eulenspiegel, Tyll (Volksbuch)	I. 250
Exhortatio ad plebem chr.	III. 7
v. Eyb, Alb.	I. 99

F.

Falk	III. 104
Faust, Dr. (Volksbuch)	I. 245
Feyerabend	I. 229
Fischart	I. 193
Fichte	II. 354

	Seite
Forster, G.	II. 306
Fortunatus (Volksbuch)	I. 203
Fouqué, Baron de la Motte	III. 219
Frank, Seb.	I. 179
Friedrich II., König v. Preußen	II. 23
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen	III. 113

G.

Gagern	III. 86
Gans, Ed.	III. 428
Garve, Ch.	II. 173
Geiler von Kaisersberg	I. 68
Gellert	II. 50
Gensbein	I. 63
v. Gentz	III. 16
Gerstenberger	I. 76
Geßner	II. 110
Gesta Romanorum	I. 111
Glaubensbekenntniß	I. 10
Goldne Bulle	I. 56
Görres	III. 208
v. Göthe	II. 220
Gottsched	II. 6
Gottsched, Louise	II. 37
Grabbe	III. 461
Greifenson	I. 271
Grimm, Jakob	III. 333
Griseldis (Volksbuch)	I. 89
Gryph, And.	I. 267
Gutzkow	III. 501

H.

Häfeli	II. 304
v. Haller	II. 22
Hamann	II. 111
Hammer-Purgstall	III. 182
v. Hardenberg (Novalis)	III. 140
Hebel	II. 344
Heeren	II. 346
Hegel	III. 116
Heine	III. 443
Heinse	II. 217
Herbart	III. 220
v. Herder	II. 186
Herrmann von Fritzlar	I. 48
Hermes	II. 143
v. Hippel	II. 163
Hölderlin	III. 111
Hoffmann, E. T. W.	III. 201
v. Humboldt, Alex.	III. 97
v. Humboldt, Wilhelm	III. 47
Hutten, Ulrich v.	I. 153

J.

Jakobi, F. H.	II. 178
Iffland	II. 311
Immermann	III. 415
Joseph II.	II. 166
Iselin	II. 89
Isidor von Sevilla	I. 8
Jung-Stilling	II. 161

K.

Kant	II. 78
Kantzow	I. 165
Karl August, Großherzog v. Sachsen-Weimar	II. 310
Karl, Erzherzog von Oestreich	III. 130
Kero	I. 14
v. Kleist, Heinr.	III. 223
v. Klinger	II. 289
Klopstock	II. 85
v. Knebel	II. 202
Knigge	II. 282
Königshofen, Jakob Twinger v.	I. 50
v. Kotzebue	II. 352
Krummacher	III. 96
Kühne	III. 537

L.

Landfriede zu Mainz	I. 35
Lang	III. 79
Laube	III. 478
Lavater	II. 172
Lehmann	I. 217
v. Leibnitz	I. 302
Leisewitz	II. 279
Lenz	II. 257
Leo	III. 430
Lessing	II. 93
Lewald	III. 434
Lichtenberg	II. 175
Limburger Chronik	I. 63
Liscow	II. 18
v. Lohenstein	I. 292
Louise, Königin von Preußen	III. 218
Louise, Großherzogin von Weimar	II. 311
Luden	III. 276
Ludwig, König von Bayern	III. 371
Luther	I. 127

M.

Mandevil	I. 106
Manso	II. 334

	Seite
Marcianus Capella	I. 20
v. Martius	III. 400
Maskon	I. 319
v. Matthison	II. 349
Megerle (Abraham a St. Clara)	I. 296
Melanchthon	I. 175
Melas	III. 521
Mendelssohn	II. 107
Menzel	III. 417
Miller, M.	II. 265
Mises	III. 528
Möser	II. 67
Moscherosch	I. 247
v. Moser, K. F.	II. 73
Müller, Gottw.	II. 183
v. Müller, Joh.	II. 267
Mundt	III. 485
Münster	I. 159
Musäus	II. 131

N.

Neuwied, Prinz v.	III. 313
Nicolai	II. 114
Niebuhr	III. 237
Niederdeutsche Psalmen	I. 15
Nördlingen, Heinrich v.	I. 47
Nortperti Tractatus	I. 23
Notker	I. 16

O.

Olearius, Ad.	I. 252
Opitz	I. 239
Otto von Passau	I. 57

P.

Pauli, Joh.	I. 200
Pestalozzi	II. 201
Pfizer	III. 459
Pirkheimer, W.	I. 83
Philosophischer Tractat von der wirklichen und möglichen Vernunft	I. 38
Posselt	II. 366
Pückler-Muskau, Fürst	III. 363

Q.

Quad von Kinkelbach	I. 211

R.

	Seite
Rabener	II. 40
Rahel, (Varnhagen v. Ense)	III. 123
Ranke	III. 405
v. Raumer	III. 302
Reda umbe diu tier	I. 22
v. Rehfues	III. 272
Reichsabschied zu Mainz	I. 35
Reinhard	II. 293
Reißner	I. 213
Richter, Jean Paul	III. 3
Rosenkranz	III. 474
Rothe	I. 74
v. Rotteck	III. 193
v. Rumohr	III. 325
Rürner	I. 177

S.

Sachsenspiegel	I. 33
Schefer, Leop.	III. 316
v. Schelling	III. 185
Schildbürger, der, (Volksbuch)	I. 256
v. Schiller	II. 316
Schilling, Diebold	I. 108
v. Schlegel, W.	III. 29
v. Schlegel, Fr.	III. 135
Schleiermacher	III. 60
Schlosser	III. 226
Schnabel	I. 322
Schubart	II. 155
Schubert	III. 279
Schuppius	I. 259
Schwabenspiegel	I. 37
Schwäbisches Verlöbniß	I. 25
Schwarzenberg, Fürst	III. 131
Schwur der Könige und Völker bei Straßburg	I. 10
Seume	II. 368
Spener	I. 287
Spindler	III. 410
v. Spittler	II. 285
Sprüche deutscher Mystiker	I. 49
Statuten des deutschen Ordens	I. 67
Steffens	III. 143
v. Sternberg	III. 531
v. Stieler	I. 281
v. Stollberg, F. Leop. Graf	II. 262
Sturz	II. 134
Sulzer	II. 65
Syllogismen Sangallische	I. 15

T.

Tatian's Evangelienharmonie	I. 12
Tauler	I. 40

	Seite
Theobald	I. 226
Theologie, die deutsche	I. 122
Thomasius	I. 309
v. Thümmel	II. 146
Thurnmeier (Aventinus)	I. 78
Tieck	III. 146
Treitzsaurwein von Ehrentreiz	I. 119
Tschudi	I. 186
Tucher	I. 104

U.

Uhland	III. 388
Ulphilas	I. 3

V.

Varnhagen von Ense	III. 341
Vaterunser aus dem achten Jahrhundert	I. 8
Vaterunser, allemannisches	I. 10
Voigt	III. 371

W.

	Seite
Wackenroder	III. 132
Wagner, E.	III. 58
Weißkunig	I. 119
Wieland, Ch. M.	II. 117
Wienbarg	III. 469
Wilken	III. 232
Williram	I. 21
Winkelmann	II. 56
Wörterbuch des heiligen Gallus	I. 5
v. Wolf, Th.	I. 317
v. Woltmann	III. 108
Wyle, Nicolaus v.	I. 102

Z.

v. Zesen	I. 270
v. Ziegler-Klipphausen	I. 312
v. Zimmermann	II. 91
Zincgref	I. 232
v. Zinzendorf	II. 12
Zschokke	III. 120
Zwingli	I. 148

PUBLIC LIBRARY
NEW YORK
OF THE
PROPERTY

In demſelben Verlage ſind erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wörterbuch

der

deutſchen Sprache

in Beziehung auf

Abſtammung und Begriffsbildung.

Von

Konrad Schwenck.

Dritte vielverbeſſerte und vermehrte Ausgabe.

Ein Band in groß Lexiconformat in 4 Lieferungen.

Jede Lieferung von 12 Bogen koſtet 16 gr. fl. 1. 12 kr. rhein. fl. 1. Conv. Münze.

Ueber den Werth dieſes Werks haben ſich bereits bei der erſten und zweiten Ausgabe die Gelehrten und Kenner vom Fach, wie das größere Publikum gleich entſchieden und unzweideutig ausgeſprochen. Einer weiteren Anpreiſung bedarf das rühmlichſt und in den weiteſten Kreiſen bekannte Buch nicht. Nur darauf glauben wir bei'm Erſcheinen dieſer dritten Ausgabe beſonders aufmerkſam machen zu müſſen, daß hier nicht von einem neuen Abdrucke die Rede ſei. Eine Vergleichung der neuen Auflage mit der früheren erweiſ't auf den flüchtigſten Blick, wie durchgreifende Verbeſſerungen, wie vielfache Zuſätze und Bereicherungen jene enthält.

Trotz der erwähnten höchſt weſentlichen Vorzüge dieſer umgearbeiteten Auflage, iſt der frühere billige Preis ohne Erhöhung geblieben, da wir die feſte Ueberzeugung hegen, das ganze gebildete Deutſchland werde einem Hand- und Hülfsbuch deutſcher Sprachbildung, welches, unbeſchadet ſeiner gelehrten Tiefe, an Kürze, Gedrängtheit und Faßlichkeit kein zweites zur Seite hat, die allgemeinſte Theilnahme zuwenden.

Neues

französisch-deutsches und deutsch-französisches

Wörterbuch,

dessen französische Abtheilung nach dem der französischen Akademie des Wailly und den besten Quellen, die deutsche nach dem des Adelung, Campe und Heinsius bearbeitet ist, und das in zwei Bänden so viel Hülfsmittel als die aus vier bestehenden darbietet.

Zum Gebrauch aller Stände, der Erziehungsanstalten, Gymnasien, Lyceen und Universitäten beider Nationen.

Enthaltend: die technischen Ausdrücke in den Wissenschaften, Künsten und Gewerben; ein alphabetisches Verzeichniß der Namen der Personen, Länder, Städte, Flüsse und Berge, wenn sie in der Uebersetzung verschieden sind; die Angabe der richtigen französischen Aussprache, sobald sie bei einem Worte zweifelhaft sein könnte; die Mehrzahl eines deutschen Nennworts, wenn sie abweichend ist; eine Auswahl Beispiele mit üblichen Sätzen, um sowohl mit ihrem eigentlichen als bildlichen Sinne vertraut zu werden; alle geltenden Sprichwörter; grammatische Nachweisungen über die regelmäßigen und unregelmäßigen Conjugationen, ihre Abweichungen und Mangelhaftigkeiten; genaue Regeln über die so mißlichen Veränderungen der Participien, und bestimmte Angabe der richtigen Schreib- und Sprechart vieler französischen Zeitwörter, welche man immer falsch schreiben und aussprechen wird, so lang als man sich blos und allein nach ihrer Abstammung oder ihrem Infinitiv richtet.

Von J. Lendroy,

Professor der französischen Sprache und Mitarbeiter des großen Schwan'schen Wörterbuchs.

Zwei Theile, 100 Bogen im größten Lexikonformat. Rthlr. 3. 20 ggr. fl. 6. 30 kr., in Sarsenet gebunden. Rthlr. 4. 3 ggr. fl. 7.

Die Universalität des deutschen Geistes, die hohe Stufe der wissenschaftlichen Bildung unserer Nation, die Fortschritte der Sprachwissenschaft und Lexikographie stellen zunächst folgende Anforderungen an ein gutes französisches Wörterbuch:

1. Die Bedeutungen der Wörter müssen logisch geordnet sein. Nur dadurch, daß man die Bedeutungen eines Wortes genau in der Art, wie sie sich logisch und faktisch, psychologisch und historisch aus einander entwickelten, an einander reiht, wird eine gründliche Kenntniß der Sprache erzielt; wer — wie dieß so häufig in den Wörterbüchern geschieht — die tropische Bedeutung eines Wortes voraussstellen kann, legt schon dadurch seine geistige Impotenz, seine gänzliche Unfähigkeit zu lexikographischen Arbeiten an den Tag.

2. Die Mundart des Tages und der Sprachschatz, in welchem sich diese bewegt, darf nicht einzige Rücksicht bei der Auswahl des zu gebenden Materials sein, sondern — worauf bisher die Wörterbücher durchaus nicht Bezug nahmen — jeder Ausdruck, den vorzügliche Schriftsteller, bis in die früheften Zeiten hinauf, gebraucht haben, muß erläutert werden. Wer kann, bei der Lektüre des witzigen Rabelais zum Beispiel, sich in unsern bisherigen Wörterbüchern Raths erholen? Und wie hoch stehen Rabelais und ähnliche Autoren über der vergänglichen Modelektüre unserer Zeit! Es läßt sich sonach mit Recht behaupten, daß der eigentliche Kern-Sprachschatz des Französischen in unsern Wörterbüchern bisher ganz gefehlt hat.

3. Die Ausdrücke, welche durch die neueren und neuesten Erfindungen in allen Zweigen der Wissenschaften, Künste und Gewerbe gangbar geworden sind, müssen sorgfältigst verzeichnet sein. Es ist unglaublich, wie sehr sich die französische Sprache durch die Fortschritte in der Kriegskunst, in der Marine, durch die Entdeckungen in der Chemie u. s. w. bereichert hat. Welcher unserer bisherigen Lexikographen hat aber das Journal de Chemie von Gay-Lussac und Arago, Thenards Chemie und ähnliche Werke Behufs seiner Arbeit gelesen? Wie kann aber jemand die Kühnheit haben, ein Wörterbuch zu schreiben, wenn er die wichtigsten und gangbarsten Zweige neuerer wissenschaftlichen Fortbildung nicht kennt?

4. Ueberhaupt ist Vollständigkeit, die sich nach allen Seiten und Richtungen des geselligen, industriellen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens hin verbreitet, eines der Haupterfordernisse eines Wörterbuchs. Was soll man aber von Wörterbüchern sagen, welche, wie einige der neuesten, auf den ersten Bogen einige hundert Wörter fehlen lassen? Ist dies bei den neuesten der Fall, so mag man daraus schließen, wie viel die früheren zu wünschen übrig lassen.

Wir dürfen behaupten, daß das Lendroy'sche Werk diesen vier Hauptanforderungen in jeder Weise vollkommen entspricht, und daß wir, indem wir unser „Neues Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache" in die Hände des Publikums geben, eine Arbeit liefern, an welche ein ganz anderer Maßstab zu legen ist, als an ähnliche Erzeugnisse unserer Zeit; daß der Verfasser seit einer langen Reihe von Jahren die gründlichsten Vorstudien zu seinem Werke machte, und demselben einen Fleiß weihte, der nur seinen seltenen Kenntnissen gleich kommt, und daß sein Werk, sowohl was Vollständigkeit, Leichtigkeit und Zweckmäßigkeit des Gebrauchs, als höchst bequemen Druck und Wohlfeilheit des Preises betrifft, vor allen übrigen Wörterbüchern sich auszeichnet und jedem Alter und Stande empfiehlt.

Deutsch-französisch-englisches phraseologisches Handbuch

der

Handelscorrespondenz

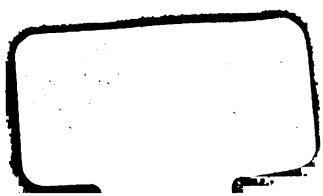
und des

Geschäftsstyls.

Von

F. L. Rhode.

2 Theile. gr. 8. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Der Verfasser darf des Dankes derer gewiß sein, die sich seines Werkes bedienen. Wir haben bei sorgfältiger Vergleichung gefunden, der Verfasser dürfe von seinem Buche mit Recht sagen, daß man nicht leicht einen Ausdruck vermissen werde, die in Mittheilungen über Wechsel-Waaren-See-Papierhandel ꝛc. vorkommen können; ja schwerlich sich irgend ein bedeutsamer Ausdruck in dem ausgedehnten Kreise des Handels- und Geschäftslebens finden, der nicht mehr oder minder ausführlich in diesem Werke besprochen worden wäre. Wir glauben dieses Werk werde nicht nur in den Händen des Geschäftsmannes, sondern auch in Real- und Handelsschulen mit großem Vortheile gebraucht werden können, und dürfen wohl sagen, daß deutscher Fleiß und deutsche Gründlichkeit hier eine Arbeit lieferte, wie keine Nation sie aufweisen kann. (Ergänzungsbl. z. allgem. Lit. Zeitung. 1836. Nro. 109.)

AUG